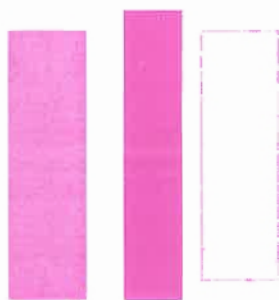


Projektgruppe  
„Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.)

# Alltägliche Lebensführung

Arrangements zwischen  
Traditionalität und Modernisierung



Leske + Budrich

# Alltägliche Lebensführung

Arrangements zwischen  
Traditionalität und Modernisierung

Herausgegeben von der Projektgruppe  
„Alltägliche Lebensführung“

Redaktion:  
Werner Kudera/Sylvia Dietmaier

Leske + Budrich, Opladen 1995

## Inhalt

1. Einleitung: <i>Werner Kudera</i>	7
<b>I. Vorgeschichte und Konzept</b>	
2. Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer „subjektorientierten“ Forschungsperspektive <i>Karl Martin Bolte</i>	15
3. Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts <i>G. Günter Voss</i>	23
4. Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung <i>Werner Kudera</i>	45
<b>II. Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung und ihre Grundlagen</b>	
5. Umgang mit Offenheit: Methoden und Orientierungen in der Lebensführung von JournalistInnen <i>Luise Behringer, Karin Jurczyk</i>	71
6. Lebenskunst auf niederbayerisch: Schichtarbeiter in einem ländlichen Industriebetrieb <i>Werner Kudera</i>	121
7. Die Alltagsaufgabe der Sorge für andere: zur Lebensführung von Verkäuferinnen <i>Maria S. Rerrich</i>	171
8. Zur Integration des Berufs in das Alltagsleben: das Beispiel der Altenpflegekräfte <i>Wolfgang Dunkel</i>	213
9. Große Sicherheiten, kleine Karrieren: zur alltäglichen Lebensführung von FacharbeiterInnen und Angestellten eines Großkonzerns <i>G. Günter Voss</i>	253

ISBN 3-8100-1461-3

© 1995 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach  
Printed in Germany

10. Ein Arrangement auf Zeit: die Lebensführung von EDV-OperatorInnen <i>Sylvia Dietmaier</i>	303
--	-----

### III. Zusammenfassung und Diskussion

11. Zusammenfassung der Ergebnisse <i>Werner Kudera</i>	331
12. Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung <i>Karin Jurczyk, G. Günter Vofß</i>	371
Literatur	409
Ausführliches Inhaltsverzeichnis	423

## 1. Einleitung

*Werner Kudera*

Das vorliegende Buch ist ein Gemeinschaftswerk. Es ist das Resultat einer langjährigen Forschungsarbeit, deren erste Anfänge um 1986 liegen und die hiermit – nach zahlreichen anderen Publikationen – einen gewissen, allerdings nicht endgültigen, Abschluß findet. Das Thema des Buches ist die Lebensführung von Personen unter den strukturellen Bedingungen „moderner“ Gesellschaften, sein Gegenstand sind empirisch vorfindliche Arrangements alltäglicher Lebensführung bestimmter sozialer Gruppen, wie sie für die Gegenwart der Bundesrepublik typisch sind.

Der Beginn dieser Forschungsarbeiten fiel – bevor noch Wende und Vereinigung zu erahnen waren – in eine Phase der bundesrepublikanischen Geschichte, in der sich langfristige strukturelle Entwicklungen zuzuspitzen schienen, die – ob zu Recht oder Unrecht – als Modernisierungsschub wahrgenommen und als reflexive Modernisierung, Radikalisierung der Moderne oder Übergang in eine Postmoderne interpretiert wurden. Für diese Interpretationen stand eine Reihe von Schlagworten, die die soziologischen Diskussionen beherrschten. Solche Schlagworte waren: *Individualisierung*, gefaßt als Freisetzung aus traditionellen Bindungen und der Zugehörigkeit zu Gruppen, Ständen oder Klassen; *Wertewandel* sowie Auflösung von moralischen Gewißheiten und kulturellen Selbstverständlichkeiten; *Pluralisierung* von Lebensformen und Lebensstilen sowie Rückgang des Typus der „Normalfamilie“; *Deregulierung* von Arbeitszeiten und Beschäftigungsverhältnissen; *Rationalisierung* nicht nur als Ausschöpfung von betrieblich-organisatorischen Reserven, sondern als umfassende Unterwerfung aller Handlungsbereiche unter das Kalkül der Zweckrationalität.

Unser Forschungsinteresse war in erster Linie empirisch ausgerichtet. Anlaß für unsere Untersuchung war die Frage, inwieweit solche eher spekulativen Aussagen über historische Trends, die sich auf nur sehr eingeschränkte, empirisch gesicherte Partialerkenntnisse beziehen konnten, zutreffen und wo sich entsprechende Auswirkungen auf die Personen und ihre soziale Wirklichkeit wiederfinden lassen. Auf der Basis einer subjektorientierten Forschungsperspektive wurde deshalb die Fragestellung in den Mittelpunkt gerückt, ob die immer wieder diskutierten sozialstrukturellen Entwicklungstendenzen ihr Korrelat auf der Ebene des Alltagslebens und Alltagshandelns haben und worin sich dies zeigt. Unsere Ausgangsvermutung war, daß solche Entwicklungen sich in den Anforderungen an die

Organisation des Alltags und in Veränderungen des Verhältnisses von „Arbeit und Leben“ dokumentieren müßten. Um diese Fragen zu untersuchen, faßten wir einen Gegenstandsbereich ins Auge, in dem die unterschiedlichsten und möglicherweise gegenläufigen Auswirkungen struktureller Modernisierungsprozesse selber aufeinandertreffen. Wo aber bündeln sich solche Wirkungen, wenn nicht bei den Personen, die von derartigen strukturellen Veränderungen betroffen sind, sie auffangen, praktisch und deutend verarbeiten müssen – und wo werden sie greifbar, wenn nicht in den permanenten Anforderungen und Belastungen des alltäglichen Lebens, das diese Personen führen und führen müssen? Gerade die alltägliche Lebensführung von Personen ist, forschungsstrategisch betrachtet, ein alltagspraktisch hergestellter Zusammenhang, der strukturelle Bedingungen und Veränderungen in ihren Auswirkungen auf das individuelle Leben und in ihren individuellen Deutungen abfragbar macht. Alltägliche Lebensführung als soziale Tatsache, das war die zentrale Einsicht, ist die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft, an der alles, was für die Existenz der Personen von Bedeutung ist, zusammenkommt. Alltägliche Lebensführung ist der systematische Ort, an dem Personen in ihrem praktischen Alltagshandeln die gleichbleibenden oder wechselnden Anforderungen der unterschiedlichen, gesellschaftlich ausdifferenzierten Arbeits- und Lebensbereiche sowie ihre sozialen Beziehungen koordinieren, synchronisieren und integrieren müssen. Alltägliche Lebensführung ist der individuelle Handlungsrahmen, in dem die Personen ihre Lebenskonzepte, Bedürfnisse und Ansprüche mit den gegebenen Möglichkeiten, Risiken und Notwendigkeiten permanent ausbalancieren müssen. Alltägliche Lebensführung ist schließlich Basis und Medium, in dem Stabilität und Kontinuität der individuellen Existenz auf der Ebene des Alltagshandelns produziert und reproduziert werden.

Damit gewinnt alltägliche Lebensführung als Kategorie eine Bedeutung, die weit über das hinausreicht, was uns allen als Alltagserfahrung gegenwärtig ist: daß jeder sein Leben lebt, jeder es auf seine Weise lebt und die einen sich dabei leichter, die anderen sich schwerer tun. Denn dieses Leben, Tag für Tag, Nacht für Nacht, geschieht nicht einfach so als Naturvorgang, es muß auf einem bestimmten historischen Niveau und in einem bestimmten gesellschaftlichen Rahmen individuell organisiert, gestaltet und eben geführt werden. Auf der Grundlage von Lebensplänen und Erwartungen, Kompetenzen und Ressourcen, Deutungen und Erfahrungen einerseits, von Optionen und Verpflichtungen, Risiken und Zwängen, Normen und kulturellen Standards andererseits, entwickeln und verfestigen sich dabei durch die Institutionalisierung von Prinzipien, Regeln und Verfahren sowie durch die Habitualisierung von Handlungsmustern und Verhaltensabläufen bestimmte

Systeme des Alltagslebens, die den Charakter von mehr oder weniger flexiblen und reversiblen Arrangements haben. Solche konkreten, von Personen hergestellten und am Laufen gehaltenen Arrangements alltäglicher Lebensführung sind mehr als die Summe der Selbstverständlichkeiten und Zufälligkeiten individuellen Lebens. Sie repräsentieren nicht nur eine jeweils bestimmte, individuelle Ordnung des Alltagslebens, sie formieren sich auch zu typischen Mustern. In solchen Mustern wiederum schlagen sich nicht nur unterschiedliche Konstellationen von individuellen Lebenskonzepten und sozialen Lagen nieder, sie gewinnen auch gleichzeitig als soziale Systeme sui generis eine eigene Dynamik, die auf gesellschaftliche Strukturen zurückwirkt. Lebensführung als individuelle Ordnung des Alltags reguliert zwar den Bereich privaten Handelns, greift aber darüber hinaus. Nicht nur durch die interaktive Verflechtung mit Personen und Institutionen, sondern auch als Form der Institutionalisierung alltäglicher Lebenspraktiken, die – jenseits artikulierter Motive und Gründe, jenseits der allgemeinen Geltung von Normen und jenseits von Sanktionen und sozialer Kontrolle – das individuelle Handeln überhaupt erst verlässlich, berechenbar und sozial anschlussfähig macht. Als derartiger *Vermittlungskategorie* zwischen gesellschaftlichen Normen und Institutionen auf der einen, individuellem Denken und Handeln auf der anderen Seite kommt alltäglicher Lebensführung der Rang einer soziologischen Schlüsselkategorie wie Rolle, Gruppe oder Organisation zu. Sie darf freilich nicht als ahistorische Kategorie mißverstanden werden. Denn Lebensführung als individuelles Programm der Selbstverwirklichung und Vergesellschaftung ist selbst als spezifischer Modus der Vergesellschaftung historisch im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft entstanden – und gerade historische Formen von Arrangements alltäglicher Lebensführung sind Gegenstand der hier vorgelegten Analysen. In der Bündelung eines subjektiv hergestellten, strukturellen Vermittlungszusammenhangs liegt auch das besondere heuristisch-analytische Potential des entsprechenden Konzepts von alltäglicher Lebensführung. Dieses Konzept ist dem Anspruch nach ganzheitlich und integrativ angelegt und versucht auf diese Weise, der wissenschaftlichen Parzellierung entgegenzuwirken, indem es die Mikrototalität alltäglichen Handelns als *lebenspraktischen Zusammenhang* kategorial ausdifferenziert und dessen Eigenlogik bestimmt.

Alltägliche Lebensführung ist also das Thema des vorliegenden Buches. Obwohl dieses Buch als Gemeinschaftswerk der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ konzipiert wurde, ist es, wie aus arbeitsökonomischen Gründen kaum anders sinnvoll, arbeitsteilig entstanden. Diese Arbeitsteilung findet ihren Niederschlag darin, daß die einzelnen Beiträge mit den Namen ihrer Autorinnen und Autoren versehen sind, die damit auch die

Verantwortung für ihre jeweiligen Texte übernehmen. Das schien uns nicht nur deshalb vertretbar, weil Projektgruppen anonym sind und erst durch die Namen der Beteiligten identifizierbar werden. Es lag auch deshalb nahe, weil die einzelnen Beiträge ohnehin durch die unterschiedlichen Interessenschwerpunkte und Darstellungsstile der Autorinnen und Autoren geprägt sind und es keinen Grund gab, diese Unverwechselbarkeit zu unterdrücken. Die erforderliche redaktionelle Bearbeitung und Vereinheitlichung lag bei Sylvia Dietmaier und Werner Kudera; Susanne Kappler besorgte dankenswerterweise die technische Fertigstellung der Druckvorlage.

Die thematische und methodische Einheit des Bandes spiegelt sich in seinem Aufbau. Sie resultiert aus der gemeinsam geteilten, subjektorientierten Forschungsperspektive (vgl. Kap. 2), aus dem gemeinsam entwickelten Forschungskonzept „Alltägliche Lebensführung“ (vgl. Kap. 3 u. 4) sowie aus einer im Verlauf der Forschungsarbeiten gewachsenen gemeinsamen Erfahrungs- und Wissensbasis, die sich aus der zwar arbeitsteilig organisierten, jedoch methodisch einheitlichen und diskursiv zusammengeführten Bearbeitung der Thematik ergibt und ihren sichtbaren Ertrag in der Beschreibung und Typisierung der Arrangements alltäglicher Lebensführung von bestimmten sozialen Gruppen findet (vgl. Kap. 5–10). Diese Einheit wird noch einmal explizit in einem besonderen Schritt der Zusammenfassung und des generalisierenden Vergleichs der typisierenden Gruppenbeschreibungen rekonstruiert (vgl. Kap. 11). Da es sich – methodisch bedingt – bei den von uns vorgelegten empirischen Befunden um Momentaufnahmen handelt, die für sich genommen keine Aussagen über historische Trends erlauben, war es um so mehr notwendig, den Status und Geltungsumfang dieser Befunde durch ihre Beziehung auf einschlägige Theorien gesellschaftlichen Wandels näher zu bestimmen und deren zeitdiagnostische Bedeutung durch ihre Verortung in allgemeinen historischen Entwicklungen zu evaluieren, wie es ohnehin dem Ausgangsinteresse entsprach. Dieser Versuch, bezogen auf Diskurse um Rationalisierung, Individualisierung und Veränderungen des Geschlechterverhältnisses beschließt den Band (vgl. Kap. 12). Er terminiert in der These, daß die Anforderungen an die Lebensführung steigen und die Organisation des Alltags selbst immer mehr zu einer Leistung eigener Art wird, die den Charakter von Arbeit hat. Dies ist die Folge eines Individualisierungsprozesses, der die Chancen eines selbstbestimmten Lebens unter Bedingungen sich öffnender Optionshorizonte erweitert, dabei aber auch gleichzeitig die entsprechenden Risiken und Lasten der eigenständigen Gestaltung den Individuen aufbürdet. In dieser zunehmenden Individualisierung der Lebensführung als Möglichkeit und Zwang zugleich kommt die Moderne gewissermaßen zu sich selbst, ein Befund, der dem modischen

Gerede um die „Postmoderne“ das Wasser abgräbt. Als Produzent seiner selbst wird dem Subjekt nicht nur Selbstverantwortung und Selbstkontrolle als biographisches Programm und Programm alltäglicher Lebensführung zugemutet, das Subjekt gewinnt auch als Träger permanenter Selbstvergesellschaftung eine höhere Bedeutung für die Herstellung und Stabilisierung gesellschaftlicher Zusammenhänge, in das es eingebunden ist. Diese Leistungen bedeuten gegenüber früher nicht nur ein Mehr an Aufwand, sondern ein höheres Niveau der Regulierung. Lebensführung erhält damit eine neue Qualität, die das Risiko der Überlastung und Selbstüberforderung einschließt. Und genau in dieser Dialektik von Chancen und Risiken, von Selbstverwirklichung und Selbstüberforderung kommt eine Ambivalenz der Moderne zum Ausdruck, die den zu simplen Vorstellungen einer gradlinig fortschreitenden Modernisierung zumindest auf der Ebene alltäglicher Lebensführung den Boden entzieht.

Nach diesem Überblick über Thema und Aufbau des Bandes möchten wir abschließend die Gelegenheit nutzen, in sinnvollem Umfang unseren Dank abzustatten. Denn die Produktion von empirisch fundierten Forschungsergebnissen und deren Publikation ist nur möglich durch das freiwillige und meist unentgeltliche Mitwirken vieler Personen und Institutionen. Zu danken ist zunächst allen Befragten, die bereit waren, sich durchaus kraft- und zeitraubenden Interviews zu unterziehen, obwohl sie weder genau wußten, was auf sie zukam, noch genau einschätzen konnten, was damit geschehen würde. Ob sich diese Bereitschaft auf das für die Moderne unterstellte Vertrauen in Expertensysteme stützte, wäre eine eigene, klärungsbedürftige Frage. Immerhin aber hatten diese Interviews auch unerwartete Nebenfolgen. Sie lösten nicht selten bei den Befragten Reflexionsprozesse aus, die ihnen etwas vergegenwärtigten, was bis dahin als eingelebte Selbstverständlichkeit nicht weiter reflexionsbedürftig war. Solche Befragte waren selbst überrascht und irritiert, was ihnen durch ihr Erzählen über ihr Alltagsleben überhaupt erst bewußt wurde: wieweit sie ihr Leben unhinterfragt und gewohnheitsmäßig vollziehen. Das ist Ausdruck einer Institutionalisierung von funktionierenden Arrangements alltäglicher Lebensführung, hinter deren Selbstverständlichkeit und Beständigkeit ihr Zustandekommen und ihre prinzipielle Anfälligkeit verschwindet und der Vergessenheit erst wieder entrissen werden muß. Dies gilt freilich nicht für solche Personen, bei denen die bisherige Art der Lebensführung in eine Krise geraten war oder selbst als chronische Krise organisiert ist. In solchen Fällen wurden die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen von Reflexivität angesichts der individuellen Beschränktheit nutzbarer Optionen und verfügbarer Ressourcen offenkundig.

Dank gebührt auch allen Betrieben, die den Zugang zu den Befragten eröffneten und ihre Teilnahme an der Befragung z.T. auch vor Ort ermöglichten, Besichtigungen erlaubten und bereitwillig Auskünfte über betriebliche Hintergründe erteilten, soweit sie für das Zusammenstellen des Samples und für die Einschätzung von individuellen Erfahrungen und Deutungen der Befragten wichtig waren. Auch wenn diese Betriebe aus Gründen des Datenschutzes nicht namentlich genannt werden, soll doch an dieser Stelle sehr klar gesagt und festgehalten werden, wie wichtig im beiderseitigen Interesse die Kooperation von Wissenschaft sowie von Betrieben und öffentlichen Institutionen ist. Wissenschaftliche Forschung braucht den Zugang zu Betrieben und Behörden, diese wiederum sind auf wissenschaftlich fundiertes Orientierungs- und Detailwissen angewiesen. Das zeigt sich exemplarisch bei unserem Forschungsgegenstand. Individuelle Ansprüche auf Selbstverwirklichung sowie materielle, moralische und motivationale Grundlagen des Handelns, wie sie in der alltäglichen Lebensführung entwickelt, praktiziert und elaboriert werden, eröffnen Möglichkeiten, markieren aber auch Schranken des Zugriffs auf die Personen durch die Systeme von Erwerbsarbeit, Kultur und Politik. Eingeschliffene Arrangements alltäglicher Lebensführung setzen, wie wir andernorts gezeigt haben (vgl. Voß 1992, Bolte 1993, Kudera 1995b), nicht nur Grenzen für bestimmte betriebliche Rekrutierungsstrategien und Nutzungsformen von Arbeitskraft, sie können auch innovative Überlegungen für veränderte Formen der Motivation, Kooperation und Gratifikation von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Gang bringen.

Ein besonderer Dank gilt sowohl Karl Martin Bolte, der als Mentor die gesamte Projektarbeit begleitete und ihre Voraussetzungen sichern half, als auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft, ohne deren Förderung des SFB 333 *Entwicklungsperspektiven von Arbeit* weder die erforderlichen Ressourcen verfügbar noch die notwendige Kontinuität unserer Forschungsarbeiten möglich gewesen wären. Innovative Projekte, wie das zur alltäglichen Lebensführung, mit denen ein neuer sozialwissenschaftlicher Gegenstand thematisiert, konzeptuell erschlossen und empirisch analysiert wird, brauchen ihre Zeit, damit etwas sinnvolles zustandekommt. Gerade hierin zeigt sich der Vorzug von Einrichtungen wie von Sonderforschungsbereichen, die angesichts der Notwendigkeit von auf schnellen Durchlauf hin organisierten wissenschaftlichen Karrieren thematische Breite und einen längeren Atem von Forschung ermöglichen sowie die Einübung von wissenschaftlichem Nachwuchs in die Praxis empirischer Sozialforschung institutionell abstützen.

## Teil I

### Vorgeschichte und Konzept

## 2. Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer „subjektorientierten“ Forschungsperspektive Karl Martin Bolte

### 2.1 Der forschungshistorische Hintergrund

Die Wurzeln der Entstehungsgeschichte des Forschungsprojekts *Flexibilisierte Arbeitsverhältnisse und Organisation der individuellen Lebensführung* (A1/SFB 333) reichen bis in die Mitte der 60er Jahre zurück.

1964 wurde an der Universität München ein zweiter Lehrstuhl für Soziologie geschaffen (Arbeitsbereich II) und ihm als Aufgabenfeld in Forschung und Lehre u.a. die Analyse des Aufbaus und der Entwicklung der Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland (im internationalen und historischen Vergleich) zugeordnet. In diesem Zusammenhang begann sich ein Forschungs- und Veröffentlichungsprogramm zu entfalten, in dessen Zentrum die Struktur und Entwicklung der Bevölkerung, die Eigenarten und Veränderungen des Gefüges sozialer Ungleichheit sowie Arbeit und Beruf im Wandel der Gesellschaft standen.

In Verbindung mit dem letztgenannten Interessenschwerpunkt wurde 1972 in Kooperation mit dem Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V., München, und dem Deutschen Jugendinstitut e.V., München, der Sonderforschungsbereich 101 der Universität München *Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung* gegründet. In einer 1988 erschienenen Veröffentlichung, in der die Ergebnisse des 1986 abgeschlossenen SFB 101 im Überblick dargestellt werden, heißt es zu dieser Gründung u.a.:

„In Verbindung mit den ernsthaften Schwierigkeiten, die Ende der 60er Jahre den wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik unterbrachen, sowie mit zahlreichen – in der zweiten Hälfte der 60er Jahre verschärft einsetzenden – gesellschaftskritischen und auf Gesellschaftsreform zielenden Bestrebungen war es in der Bundesrepublik zu einem „boom“ der Sozialforschung gekommen. In dem Maße, in dem etwa Fragen der Reform des Bildungswesens, der Arbeitsmarktentwicklung und der gesellschaftlichen Auswirkungen des technischen Fortschritts aktuell und zum Objekt öffentlicher Interventionen wurden, erzeugten sie nämlich einen rasch zunehmenden Forschungsbedarf.

Im Rahmen der in dieser Zeit sich verstärkt entfaltenden Forschungsaktivitäten fiel einerseits eine Fülle direkt verwendbarer neuer Daten und Erkenntnisse an. Andererseits wurden aber auch zahlreiche Erscheinungen und Probleme sichtbar,



wie z.B., daß Arbeitskräfte anders reagierten im Hinblick auf die Bereitschaft zur Übernahme bestimmter Arbeitsplätze, als auf der Grundlage bisherigen Wissens zu vermuten gewesen wäre, daß politische Maßnahmen zur Förderung von Beschäftigung nicht mehr wie früher griffen, weil sich offenbar neue Strukturen im Arbeitsmarkt herausbildeten, oder daß bildungspolitische Reformen andere Effekte als beabsichtigt hatten.

Im Hinblick hierauf wurde seinerzeit immer deutlicher, daß das damals verfügbare begriffliche und theoretische Instrumentarium der Sozialforschung nicht ausreichte, um etliche solcher Erscheinungen befriedigend zu erklären, das heißt, es zeichneten sich deutliche Theoriendefizite ab." (Bolte 1988: 4-5)

Die Arbeiten des SFB 101 sollten dazu beitragen, diese Defizite abzubauen.

„Aufbauend auf bereits laufenden Forschungsarbeiten nahmen sich die beteiligten Institute vor, jeweils einen bestimmten Problemzusammenhang zu bearbeiten. Das Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung wollte sich auf Strategien betrieblichen Arbeitskräfteeinsatzes konzentrieren, das Deutsche Jugendinstitut auf Sozialisationsvorgänge für und in Arbeit und das Institut für Soziologie auf Probleme, die sich in Verbindung mit bestimmten Organisationsformen von Arbeit (z.B. Berufsarbeit und familiäre Arbeit) ergeben.“ (Bolte 1988: 6).

Im Rahmen der vom Institut für Soziologie bearbeiteten Projekte wurden zwischen 1972 und 1986 zentral drei Forschungsstränge verfolgt. Beim ersten *Arbeit in Form von Berufen* ging es darum, Probleme theoretisch zu begreifen, die sich aus der Tatsache ergeben, daß ein erheblicher Teil menschlicher Arbeit in unserer Gesellschaft in Form von „Berufen“ erbracht wird, d.h. hier auf der Basis von Qualifikationsbündeln, die Menschen im Rahmen institutionalisierter Ausbildungsprozesse vermittelt und bescheinigt werden. Der zweite Forschungsstrang *Berufliche und familiäre Arbeit von Frauen* konzentrierte sich auf Probleme, die dadurch entstehen, daß viele Frauen Erwerbsarbeit mit nichterwerbsmäßiger Arbeit in Haushalt und Familie kombinieren. Der dritte Forschungsstrang, verkürzt als *Arbeit im Rahmen staatlicher Verwaltung* bezeichnet, befaßte sich mit spezifischen Arbeitsformen, deren Ursprung und Problemen im Rahmen öffentlicher Dienste (ausführlicher zu diesen Forschungssträngen und darin enthaltenen Forschungsschwerpunkten in: Bolte 1988: 4-16).

## 2.2 Die Forschungsperspektive „subjektorientierte“ Soziologie

In Verbindung mit den oben skizzierten Forschungen wurde zunehmend eine Forschungsperspektive genutzt und weiterentwickelt, vor deren Hintergrund auch die Fragestellungen des Projekts A 1 des SFB 333 entstanden

sind. Es handelt sich bei dieser Forschungsperspektive um eine spezifische Variante *subjektorientierter Soziologie*.

Die Forschungen des SFB 101 hatten seinerzeit immer deutlicher werden lassen, daß es nicht ausreicht, sich mit der Erscheinungsform, Entstehung und gesellschaftlichen Funktion von Berufen und ihrer Veränderung, der Bedeutung der Berufsdifferenzierung für andere Gesellschaftsbereiche usw. zu befassen, sondern daß sich eine Fülle neuer Einsichten erschließt, wenn man weiter fragt, wie Arbeit in Form von Berufen sowie spezifische Berufe die gesellschaftliche Existenz von Menschen prägen, wie Menschen bestimmter soziohistorischer Individualität innerhalb dieser Strukturen agieren und reagieren (wie also auch außerberuflich entstandene Denk- und Verhaltensweisen, Bedürfnisse, Orientierungen usw. sich auswirken) und wie sie dadurch nun ihrerseits zur Verfestigung oder Veränderung dieser Strukturen beitragen. Es gibt eine Veröffentlichung des Sonderforschungsbereichs, in der diese Forschungsperspektive systematisch dargestellt (Bolte 1983) und an Anwendungsbeispielen verdeutlicht wird (Bolte/Treutner 1983).

Da der Terminus *subjektorientierte Soziologie* seit einiger Zeit in einem erweiterten Sinn für etliche Forschungen benutzt wird, bei denen Individuen im Blickfeld stehen (z.B. deren Interessen in der Arbeitswelt, deren Berufskarrieren, deren psychische Reaktionsweisen in der Arbeitswelt), erscheint es wichtig zu betonen, daß subjektorientierte Soziologie hier bedeutet, über die „klassischen“ soziologischen Fragen nach der Erscheinungsform, den Bestimmungsgründen, den gesellschaftlichen Funktionen und dem Wandel gesellschaftlicher Strukturen oder Strukturelemente in einem „Dreierschritt“ weiter zu fragen nach der Betroffenheit und Prägung von Individuen durch gesellschaftliche Strukturen, nach den Aktionen und Reaktionen von Individuen in und gegenüber diesen Strukturen und nach der dadurch erfolgenden Beeinflussung dieser Strukturen. Diese Forschungsperspektive will Individuen als Geformte und Formende, als Betroffene und Gestaltende in und von gesellschaftlichen Strukturen, die Wechselwirkung zwischen Mensch und Gesellschaft und damit einen spezifischen Aspekt gesellschaftlicher Dynamik besonders ins Blickfeld rücken.

Der *Stellenwert* dieser Forschungsperspektive wird deutlich, wenn man sich folgendes vor Augen hält. Seit der Forderung von A. Comte, eine Wissenschaft zu begründen, die sich nicht nur mit Teilaspekten gesellschaftlichen Geschehens (wie z.B. Rechts- oder Wirtschaftswissenschaft), sondern mit dem Insgesamt zwischenmenschlicher Beziehungen befaßt und sie *Soziologie* zu nennen, hat sich immer klarer ein zentrales Doppelanliegen der Soziologie herauskristallisiert. Einerseits gilt es, konkrete Erscheinungsformen zwischenmenschlichen Geschehens in Raum und Zeit sowie ihre Bestim-

mungsgründe, ihre Funktionen und ihren Wandel zu erforschen und andererseits dadurch prinzipielle (d.h. hier Raum und Zeit übergreifende) Einsichten über Erscheinungsformen, Zusammenhänge und Probleme menschlichen Mit-, Neben- und Gegeneinanders zu gewinnen.

Im Lauf der Zeit sind vielfältige Instrumente (theoretische Gedankenkonstrukte und Forschungsverfahren) entwickelt worden, um diese Ziele zu verwirklichen, und die Forschungsarbeit der Soziologie hat sich zunehmend ausdifferenziert und spezialisiert (spezielle Soziologien). Im Lauf der Zeit haben sich aber auch Forschungsanliegen herauskristallisiert, die das zentrale Doppelanliegen der Soziologie ergänzen und von bestimmten Richtungen und „Schulen“ der Soziologie besonders betont worden sind. Als Beispiele können genannt werden

- die Forderung, daß es nicht reicht, historisch konkrete gesellschaftliche Zusammenhänge zu beschreiben und ihren Wandel durch „Komparativ statische Analysen“ zu erfassen, sondern daß es darüber hinaus gilt, die kausalen Ursachen herauszuarbeiten, die gesellschaftliches Geschehen bestimmter Art und ihre Veränderung hervorbringen, weil nur auf diese Weise Bestehendes erklärt, Entwicklungen prognostiziert und Anweisungen zur Gestaltung gesellschaftlichen Geschehens formuliert werden können (so u.a. Vertreter des Kritischen Rationalismus und G. Homans),
- die Forderung, daß es wesentlich für das Verständnis gesellschaftlichen Geschehens ist, die dahinter liegenden Sinn- und Wertvorstellungen zu ergründen (so die Verstehende und die Phänomenologische Soziologie), und
- die Forderung, daß es wichtig ist, gesellschaftliches Geschehen von präzisierten Beurteilungsstandpunkten her zu bewerten, um dadurch Reflexionen über die bestehenden gesellschaftlichen Zustände und Initiativen zu deren gezielter Gestaltung auszulösen (so insbesondere die „Kritische Theorie“ der „Frankfurter Schule“).

Die *subjektorientierte Soziologie* kann in die Reihe solcher „ergänzenden“ Forschungsanliegen eingeordnet werden.

Der erste Teilaspekt ihres spezifischen Anliegens, die Prägung bzw. Betroffenheit von Menschen durch gesellschaftliche Strukturen, wurde bereits durch Karl Marx zentral thematisiert und in vielen Varianten marxistischer Soziologie (meist eingegrenzt auf die Prägungswirkung ökonomischer Strukturen) abgehandelt. Er findet sich ebenfalls ausgeprägt in der soziologischen Biographieforschung der Gegenwart, wenn das Lebensschicksal von Menschen oder von Generationskohorten mit gesellschaftlichen Strukturen oder Kriegereignissen und -folgen in Verbindung gebracht wird.

Der zweite Aspekt ihres Anliegens, die Frage nach der Reaktion von Menschen in gesellschaftlichen Strukturen, findet sich in Vergangenheit und Gegenwart dort, wo die Reaktionen von Menschen in spezifischen „Organisationsstrukturen“ untersucht und unterschiedliche Reaktionsweisen in gleichen Organisationsstrukturen mit spezifischen Eigenarten dieser Menschen (Bildung, politische Einstellung, konfessionelle Bindungen u.a.m.) in Zusammenhang gebracht werden. Die Aufdeckung informeller Strukturen in Betrieben, wie sie die Hawthorne-Experimente Ende der 20er Jahre erbrachten, sind z.B. ein wichtiger Ertrag dieser Fragestellung.

Der dritte Aspekt ihres Anliegens, die Frage, wie Verhaltensweisen von Menschen die gesellschaftlichen Strukturen beeinflussen, in denen sie leben, ist eine „klassische“ Frage in Verbindung mit der Erforschung der vielfältigen Ursachen gesellschaftlichen Wandels. Sie findet sich u.a. bei Max Weber, wo er zu zeigen versucht, wie die Ausbreitung bestimmter Vorstellungen (protestantische Ethik) neue wirtschaftliche Verhaltensstile und damit im Zusammenspiel mit anderen wirkenden Faktoren veränderte wirtschaftliche Organisationsformen (die kapitalistische Wirtschaftsform) herbeiführt.

Eine Kombination aller drei Teilfragen subjektorientierter Soziologie, d.h. der Frage nach der Prägung von Menschen durch bestimmte gesellschaftliche Strukturen, der Frage nach dem Agieren von Menschen bestimmter Art in diesen Strukturen und der Frage, wie sich daraus im Zusammenspiel mit weiteren Einflüssen Verfestigungen, Veränderungen oder Auflösungen der Strukturen ergeben, wurde in relativ „späten“ Projekten des SFB 101 (u.E. mit Erfolg) versucht. Es handelte sich dabei um Projekte, die sich mit den Arbeitsfeldern Gesundheitswesen und Banken beschäftigten.

„Für den Gesundheitsbereich konnte dabei gezeigt werden, wie die dort Arbeitenden bemüht sind, die sozialen Bedingungen ihrer Arbeit in einer Weise zu prägen, von der sie sich Chancen zur Selbstverwirklichung sowie in begrenztem Umfang auch die Realisierung arbeitsinhaltlicher Interessen erwarten und welche Probleme und Wirkungen daraus entstehen (Hoffmann u.a. 1982; Zettel 1983). Die Studien zur Situation im Bankbereich lassen im Kontrast dazu besonders gut die Grenzen und Hemmnisse erkennen, die durch bestimmte Organisationsstrukturen und Berufsabgrenzungen für derartige Bestrebungen und Möglichkeiten gegeben sind (Hoffmann 1982; Tatschmurat 1987).“

Um die oben angesprochenen Zusammenhänge – vor allem die Reaktionen und Aktionen von Berufstätigen im Rahmen bestimmter berufsorganisatorischer Strukturen – erforschen zu können, war es notwendig, auch auf psychologische Forschungen zurückzugreifen. In diesem Zusammenhang entstanden im Sonderforschungsbereich umfangreiche Arbeiten über „Arbeitsituation und Bewußtsein“ (Voß 1984) sowie über „Arbeit und Identität“ (Tatschmurat 1980).“ (Bolte 1988: 10-11).

## 2.3 Die Entstehung der Fragestellung des Projekts A1 des SFB 333

„Im Rahmen der Forschungen des SFB 101, deren Ereignisse in speziellen und in Überblicksdarstellungen veröffentlicht worden sind (Bolte 1988), geriet immer wieder ins Blickfeld, daß seit einiger Zeit in der Arbeits- und Berufswelt u.a. zwei charakteristische Entwicklungsprozesse zu erkennen sind, die sich in bestimmter Weise miteinander verflechten. Einerseits nimmt der Anteil erwerbstätiger Frauen an den Frauen im erwerbsfähigen Alter (15 – 65 Jahre) zu (in den alten Bundesländern z.B. von 46,2 v. H. 1970 auf 58 v. H. 1992). Andererseits löst sich die sogenannte Normalarbeitszeitregelung mit 7 1/2- bzw. 8-Stunden-Tagen und gleichbleibendem Anfang und Ende der Arbeitszeit mehr und mehr auf. Teilzeitarbeit, Gleitarbeitszeiten, neuartige Varianten von Schichtarbeit und andere Flexibilisierungen von Arbeitszeit dehnen sich aus. 1989 arbeiteten in den alten Bundesländern nur noch 24 v. H. (!) der Beschäftigten „normal“ vollzeitlich, d.h. nicht weniger als 35 Stunden wöchentlich sowie Montag bis Freitag tagsüber mit gleichbleibendem Beginn und Ende der Arbeitszeit (Rerrich 1991: 47).“ (Bolte 1993: 30).

Außerdem war, vor allem durch die Arbeiten im Forschungsstrang *Berufliche und familiäre Arbeit von Frauen* des SFB 101 deutlich geworden, daß mit dem zunehmenden Zusammentreffen männlicher und weiblicher Berufsarbeit im Rahmen von Partnerschaften oder Familien und unterschiedlichen Arbeitszeiten von Männern und Frauen eine Fülle von Problemen entsteht und erhebliche Arrangements erforderlich werden, um ein befriedigendes gemeinsames Zusammenleben zu ermöglichen.

Im Hinblick auf diese Entwicklungen und Erkenntnisse wurde in den SFB 333 *Entwicklungsperspektiven von Arbeit* – in dem in der Überzahl andere Institute als am SFB 101 beteiligt sind – seitens des Instituts für Soziologie (Arbeitsbereich II) der Plan für ein Projekt eingebracht, das von der Frage ausging, wie das Leben der Menschen durch zunehmende Flexibilisierungen der Arbeitszeit und steigende Erwerbsquoten von Frauen beeinflusst wird und welche Rückwirkungen sich daraus für Arbeitsstätten (Industriebetriebe, Verwaltungen usw.) ergeben. Die Fragestellung hat sich dann im Lauf der Zeit erweitert auf Wechselwirkungen auch anderer Art zwischen Strukturen der Arbeitswelt und dem Leben von Menschen.

Es handelt sich bei all diesen Fragestellungen um solche, die voll in die Forschungsperspektive *subjektorientierte Soziologie* eingebettet sind und die sozialstrukturell orientierte Forschungstradition des eingangs erwähnten Arbeitsbereichs II des Instituts für Soziologie fortführen.

So wird z.B. im zentralen Teil II dieses Berichts dargestellt, wie das Verhalten von Menschen zwar durch bestimmte Arbeits- und Arbeitszeitstrukturen in charakteristischer Weise geprägt wird, daß sie aber je nach ihren

sonstigen Lebensgegebenheiten (Familienstand und Familienverhältnisse, Wohnumfeld, Alter, Werthaltungen u.a.m.) darauf durchaus unterschiedlich reagieren. Diese Darstellungen entsprechen der ersten und zweiten Teilfrage der subjektorientierten Forschungsperspektive.

Um die spezifische Prägung durch Arbeits- und Arbeitszeitstrukturen in ihrem Zusammenspiel mit dem Einfluß anderer gesellschaftlicher Strukturen, in denen die Untersuchungspersonen leben (Familienverhältnisse, Wohnumwelt usw.) zu erfassen, wurde das Konstrukt der *alltäglichen Lebensführung* entwickelt (Voß 1991a). *Alltägliche Lebensführung* wird dabei als ein Prozeß verstanden,

„in dem sich ein Mensch mit den ihm begegnenden Verhaltenszumutungen (als Berufstätiger, als Ehefrau, als Mutter usw.) im Rahmen bestimmter Gegebenheiten (Wohnverhältnisse, Haushaltseinkommen usw.) auseinandersetzt, sie in Einklang miteinander sowie mit seinen eigenen Interessen zu bringen sucht und dabei in spezifischer Weise auf sein soziales und räumliches Umfeld wie Familienangehörige, Arbeitsstätte, Nachbarn, Nutzung von Verkehrsmitteln usw. einwirkt.“ (Bolte 1993: 33).

Die Konzipierung des Konstrukts *alltägliche Lebensführung* erscheint als ein wesentlicher theoretischer Ertrag des Forschungsprojekts A 1 des SFB 333, dessen Bedeutung weit über seine Verwendung im Projekt hinausgeht (Voß 1991a, 1991b, 1993a; Bolte 1993; Kudera 1995a).

Der dritte Teilaspekt *subjektorientierter Soziologie*, die Frage, wie das Verhalten von Menschen in gesellschaftlichen Strukturen zu einem Faktor wird, der diese gesellschaftlichen Strukturen beeinflusst (festigt, verändert oder auflöst), steht u.a. in jenen Arbeiten des Projekts im Blickfeld, in denen nach den Rückwirkungen bestimmter Formen von Lebensführung auf Strukturen der Arbeitswelt gefragt wird, z.B. auf die betriebliche Personalpolitik (Voß 1992, Kudera 1995b) und auf Arbeits- und Arbeitszeitstrukturen in der Altenpflege (Dunkel 1994). Ein kurzer Überblick über Erträge, die das Projekt A 1 bis Ende 1992 erbracht hatte, findet sich in Bolte 1993.

## 2.4 Eine Schlußanmerkung

Die Projekte des SFB 333 wurden in einer Zeit konzipiert, in der immer klarer ins Bewußtsein getreten war, daß sich in entwickelten Industriegesellschaften ein neuartiger Typ von Wandlungen abzuzeichnen begonnen hatte. Während man bisher viele gesellschaftliche Entwicklungen weitgehend als eine Entfaltung und Verwirklichung der „Grundwerte der Moderne“ (Persönlichkeitsentfaltung, Weltgestaltung, Rationalisierung des Verhaltens,

Verwirklichung von Rechtsgleichheit und Mitgestaltungsmöglichkeiten) sowie trendartiger Veränderungen industrieller Produktion und Arbeit (z.B. zunehmende Technisierung und Internationalisierung industrieller Produktion sowie zunehmende Spezialisierung und Tertiärisierung der Arbeit) verstehen konnte, griff dieses Denkschema immer weniger. Die Schattenseiten und Gefahrenquellen der wissenschaftlich-technischen Lebensweise waren begriffen worden und lösten Reaktionen aus (reflexive Moderne). So wurden u.a. Tendenzen zu wildwüchsiger Maximierung der Produktion, des Konsums und des Energieverbrauchs in immer mehr industrialisierten Ländern von vorausschauender – und u.a. umweltbewußter – Steuerung abgelöst. Neben Normierungstendenzen bei Produkten (Massengüter), Arbeitsverrichtungen (Taylorismus) und Entlohnungen (brancheneinheitliche Entgelte) traten Differenzierungen vielfältiger Art (kundenorientierte Produktion, personenbezogene Arbeitsaufgabenfestlegung, unternehmensspezifische Entlohnung). Tendenzen zur Spezialisierung der Arbeit schlugen in solche zur Synthetisierung (Zusammenfügung von Arbeitsqualifikationen und Verrichtungen) um. Synchronisierungen der Arbeitszeit (gleicher Arbeitszeitrhythmus für viele) wurden durch Flexibilisierungsbestrebungen aufgelockert. Konzentrationstendenzen im Bereich der Produktion wurden von Dezentralisierungstendenzen durchkreuzt. Anstelle einer hochgradigen Bestimmtheit menschlichen Lebens durch den „Beruf“ deuteten sich neue Mischungen von Berufs- und Privatorientiertheit des Lebens in unserer Gesellschaft an. Sowohl im Bereich der Politik als auch der Wirtschaft zeigten sich Ansätze zu „Globalisierung“ in jeweils spezifischen Formen. Neue Problemfelder, wie weltweite Migrationsvorgänge, Internationalisierung der Drogenkriminalität und des Terrors sowie Folgen der „Alterung“ der Bevölkerungen Westeuropas u.a.m., traten ins öffentliche Bewußtsein und wurden zum Gegenstand politischer Maßnahmen.

Die Projekte des SFB 333 – und so auch das Projekt A 1 – zielen ihrer Konzeption nach darauf ab, Beiträge zu verbesserter Einsicht in die sich in unserer Gesellschaft vollziehenden Wandlungsprozesse, ihre Entwicklungsrichtung und ihre Konsequenzen zu erbringen. Sie verstehen sich von daher als Beiträge zu „projektiver“, d.h. vorausschauender Soziologie.

### 3. Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts

G. Günter Voß

#### 3.1 Das Thema „Arbeit und Leben“ als Ausgangspunkt

Die allgemeine Fragestellung und die darauf bezogene theoretische Perspektive des Projekts alltägliche Lebensführung kann dem klassischen Thema historisch orientierter Gesellschaftsanalyse zugeordnet werden, wie und mit welchen Folgen sich die mit der Industrialisierung ergebende Ausdifferenzierung eines machtvollen Gesellschaftsbereichs erwerbsförmiger Arbeit und dessen Beziehung zu den anderen Sphären der Gesellschaft im sozio-ökonomischen Wandel entwickelt hat und weiter entwickeln wird. Es geht, mit den Worten einer traditionsreichen, auf die Arbeiterbewegung zurückgehenden Formel, um das komplizierte und spannungsreiche Verhältnis von *Arbeit und Leben* als gesellschaftlicher wie alltagspraktischer Grunderscheinung und dessen Veränderungen im Verlauf der Entfaltung moderner industrieller Gesellschaften.

Forschungsleitende Annahme des Projekts ist dabei, daß sich dieses Verhältnis im Zuge des derzeitig beschleunigten und, wie es scheint, grundlegenden sozialen Strukturwandels erheblich verändert und eine neue folgenreiche Qualität bekommt. Oder in bezug auf das für die Soziologie wichtige Konzept der gesellschaftlichen *Modernisierung*: Wir nehmen an, daß die aktuelle *Modernisierung moderner Gesellschaften*<sup>1</sup> auch zu einer systematischen *Modernisierung* der gesellschaftlichen Beziehung führt, die für traditionelle Industriegesellschaften soziologisch meist als das Verhältnis von öffentlicher Erwerbstätigkeit und privatem Leben thematisiert wurde.

Für eine genauere Betrachtung war ein solches dichotomes Bild immer schon zu einfach – aber aus einer globalen, gesellschaftsstrukturellen Perspektive gesehen, machte es trotzdem Sinn, die klassischen industriellen Arbeitsgesellschaften im Sinne einer solchen Doppelstruktur von *Arbeit und Leben* zu beschreiben, da entscheidende soziale Verhältnisse (und Probleme) auf die strukturelle Beziehung von formeller, auf dem Lohnarbeitsprinzip beruhender Erwerbstätigkeit auf der einen und dem Rest des Lebens auf der anderen Seite zurückzuführen waren. Inzwischen zeigt sich aber zunehmend, daß allem Anschein nach (z.B. infolge der massiven Flexibilisierung von Arbeitszeiten und Beschäftigungsverhältnissen) die

---

1 So lautete das Thema des Soziologentages 1990 in Frankfurt (vgl. Zapf 1991).

strukturelle Beziehung zwischen den verschiedenen Gesellschaftssphären zunehmend komplizierter und kontingenter wird, so daß es sich immer mehr verbietet, soziologisch schlicht von einer einfachen Teilung der Gesellschaft und des Alltagslebens der Gesellschaftsmitglieder auszugehen.

In mehreren Stufen hat das Projekt seit 1986 mit umfangreichen theoretischen Arbeiten und empirischen Untersuchungen dieses Themenfeld bearbeitet (vgl. Bolte u.a. 1986, 1988, 1991). Im folgenden Abschnitt soll die Forschungsperspektive des Projekts und das zu deren Präzisierung entwickelte Theoriekonzept der alltäglichen Lebensführung näher beschrieben werden.

In einem ersten Schritt wird dazu noch einmal an die Geschichte des Projekts angeknüpft (vgl. Kap. 2), um die spezifische Perspektive der Forschungsarbeiten aus ihrer Entstehung heraus zu erläutern. Dies führt zu einer kurzen Skizze der Entwicklung der theoretischen Arbeiten und ihres daraus entstandenen spezifischen Status im Rahmen des Projekts, um dann vor diesem Hintergrund näher auf zentrale Punkte des Konzepts der alltäglichen Lebensführung einzugehen.

Das Thema *Arbeit und Leben* hat seit Beginn der Industrialisierung immer wieder in verschiedenen Disziplinen intensives Interesse gefunden. Aber erst in den achtziger Jahren wurde verstärkt kritisch vermerkt, daß in den bisherigen Diskussionen von vorne herein oft mit zu einfachen und/oder durch die historische Entwicklung überholten Vorstellungen operiert wurde. So wurde etwa zunehmend reklamiert, daß die der Arbeit konzeptionell immer wieder gegenübergestellt sogenannte Freizeit keine „freie Zeit“ sei, da auch in der Sphäre des privaten Lebens systematisch gearbeitet wird, und daß generell zu wenig berücksichtigt werde, daß die Sphäre des Lebens höchst unterschiedliche Betätigungsformen umfaßt, die die mit dem plakativen Begriff assoziierte Pauschalisierung verbiete. Auf der anderen Seite wurde eingeräumt, daß auch die betriebliche Arbeit ein Bereich sei, der z.B. nicht nur dem instrumentellen Gelderwerb dient, sondern in dem ein substantielles Stück individuellen wie sozialen Lebens der berufstätigen Menschen stattfindet, was sich in entsprechenden Interessen und Motivationen auch bei weniger qualifizierten Berufstätigen niederschlägt. Immer mehr wurde zudem eingeklagt, daß die Trennung von Arbeit und Leben für Frauen ganz anders aussieht und andere Hintergründe wie Konsequenzen hat als bei Männern, und es wurde infolgedessen verstärkt ein erweiterter Arbeitsbegriff gefordert, der sich nicht mehr nur auf erwerbsmäßige Tätigkeiten erstreckt. Man erkannte, daß das Verhältnis *Arbeit und Leben* nicht nur sozial höchst unterschiedlich geformt ist, sondern sich auch im individuellen Lebensverlauf immer wieder verändert und von daher systematisch biogra-

phisch betrachtet werden muß. Und nicht zuletzt zeigte sich schließlich, daß die kulturelle Bewertung der Sphären einem deutlichen Wandel (*Wertewandel*) unterliegt: Der bis dahin weithin mit hoher Priorität geschätzte Bereich der „Arbeit“ erlitt eine schleichende Abwertung und erhielt durch die Sphäre des Lebens oder der Freizeit zunehmend eine erstaunliche normative Konkurrenz (vgl. dazu ausführlich Voß 1991a).

Vor dem Horizont dieser und ähnlicher Themen bewegten sich Anfang der achtziger Jahre viele Projekte des eingangs in Kapitel 2 erwähnten Sonderforschungsbereichs *Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung* (SFB 101): Projekte zur Frauenerwerbstätigkeit thematisierten verstärkt den geschlechtsspezifisch strukturierten Zusammenhang von Erwerbstätigkeit und sogenannter Reproduktion. Hinzu kam, daß dieser Zusammenhang durch eine zwar langsame, aber zunehmend erkennbare Erosion traditioneller geschlechtsspezifischer Rollenmuster einem strukturellen Wandel unterlag, den es zu verstehen galt. Die Arbeiten an einer subjektorientierten Berufssoziologie führten zu einer expliziten Einbeziehung des vollständigen sozialen und individuellen Lebenshintergrunds sowie der Identität von Personen in die Thematisierung des Gegenstands „Beruf“. In organisationssoziologischen Untersuchungen wurde auf die biographische Entwicklung von Arbeitsorientierungen geachtet und das Arbeitsverhalten nicht nur innerorganisatorisch, sondern vor dem Hintergrund der gesamten Lebenssituation und -interessen der Arbeitskräfte betrachtet. Als gemeinsames Thema erwies sich schließlich die Frage nach einem nicht-reduktionistischen, nicht auf Erwerbsarbeit beschränkten neuen Begriff von „Arbeit“.

Schon in der Endphase des SFB 101 und dann schließlich bei der Neugründung des SFB 333 wurde deutlich, daß die Bearbeitung dieser und anderer bisher nicht oder zu undifferenziert gesehener Zusammenhänge im Verhältnis von Arbeit und Leben ein entscheidendes Desiderat bei der Erforschung der sich abzeichnenden neuartigen *Entwicklungsperspektiven von Arbeit* im Übergang zu den neunziger Jahren war. Dies führte dazu, sich in einem Forschungsprojekt explizit diesem Verhältnis zuzuwenden. Dabei sollten zum einen die in den vorangegangenen Jahren aufgebrochenen konzeptionellen Fragen mit dem Ziel ausgearbeitet werden, in subjektorientierter Perspektive das Leben nicht mehr als strukturell nachgeordnetes Residuum (als „Nicht-Arbeit“, wie es soziologisch oft hieß) gegenüber der gesellschaftlich vermeintlich zentralen Sphäre der Arbeit zu betrachten, sondern als komplex strukturierten Bereich eigener Dignität. Mehr noch: der Zusammenhang der verschiedenen Sphären des Lebens auf individueller und gesellschaftlicher Ebene sollte als soziologisch bisher im wesentlichen vernachläss-

sigter Gegenstand theoretisch ernst genommen und mit einem geeigneten Konzept systematisch in den Blick genommen werden. Zum anderen stellte sich die empirische Forschungsfrage, welche konkreten Veränderungen in der Relation von *Arbeit und Leben* im Zuge der sich abzeichnenden strukturellen Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit zu identifizieren und zukünftig zu erwarten seien. Damit war sowohl theoretisch-konzeptionell als auch empirisch-methodisch ein gleichermaßen anspruchsvolles wie auch notwendig anfänglich noch eher diffuses Programm umrissen, das in beiden Feldern eine schrittweise Kleinarbeit auf einen handhabbaren Rahmen erforderlich machte.

### 3.2 Von der „Arbeitsteilung der Person“ zur „Alltäglichen Lebensführung“

Ein Ausgangspunkt der theoretischen Arbeiten waren die umfangreichen Diskussionen des Sonderforschungsbereichs 101 zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Diese führten schon Anfang der achtziger Jahre zu dem Versuch, den Zusammenhang von *Arbeit und Leben* als einen Rahmen von vielfältigen Tätigkeiten mit mehr oder weniger Arbeitscharakter in den verschiedenen Lebensbereichen von Personen zu verstehen, der sozial unterschiedliche Formen annimmt (individuelle „Arbeitsmuster“). Die Tatsache, daß die insgesamt potentiell als Arbeit zu verstehenden Aktivitäten von Menschen nicht nur inhaltlich, sondern auch sozial systematisch verschieden sind, da sie in verschiedenartigen gesellschaftlichen Kontexten (Beruf, Familie, Haus- und Eigenarbeit, Verbände, Politik, Freizeitgruppen usw.) stattfinden, führte uns zu der Überlegung, daß der Rahmen der verschiedenen Tätigkeiten im Alltag als systematisch differenziert („geteilt“) verstanden werden kann, also eine Art *Arbeitsteilung* darstelle: keine soziale Arbeitsteilung (eine Verteilung von Tätigkeiten auf verschiedene Personen oder Gruppen), wie sie die Soziologie üblicherweise thematisiert, sondern eine Arbeitsteilung auf Ebene der einzelnen Person. Sie folge der gleichen Logik formaler und funktionaler Differenzierung, sei hochgradig sozial geprägt und habe eine nicht zu übersehende soziale Bedeutung, werde aber von der Soziologie

bisher nicht als solche thematisiert. Als besonders vielversprechend sahen wir die Perspektive, nach den systematischen Zusammenhängen zwischen dieser neu „entdeckten“ Form von Arbeitsteilung in der Gesellschaft und den Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung im engeren Sinne zu fragen, um damit das Verhältnis von „Individuum und Gesellschaft“ in neuartiger Weise konzeptualisieren zu können.<sup>3</sup>

Der Gedanke einer *Arbeitsteilung der Person* erwies sich schließlich als ausreichend tragfähig, um damit einen theoretischen Rahmen für den ersten Forschungsantrag des Projekts A1 zu konzipieren (Bolte u.a. 1985).<sup>4</sup> In den Diskussionen dazu zeigten sich jedoch nach und nach zwei eng miteinander verbundene theoriestrategische Probleme, die die weiteren Arbeiten wesentlich bestimmten: Zum einen wurde deutlich, daß man einen überaus breiten Gegenstandsbereich in den Blick nahm: den Zusammenhang aller Aktivitäten, die zum Leben und Arbeiten von Personen gehören, und damit das „ganze Leben“ von Menschen. Die Schwierigkeit dabei war nicht nur, daß damit der Gegenstand des Projekts unter der Hand „explodierte“ und eine Breite und Komplexität annahm, die nur mühsam zu bewältigen war. Als unerwartete Schwierigkeit stellte sich auch heraus, daß sich dieser Gegenstand tendenziell der disziplinären Arbeitsteilung der Soziologie entzog, die, wie deutlich wurde, weitgehend der gesellschaftlichen Arbeitsteilung folgt: Für die Arbeit ist die Arbeits- und Industriosozilogie zuständig, für das häusliche Privatleben die Familiensoziologie, für den „Rest“ vielleicht auch die Freizeitforschung usw. Es wird dort zwar in der Regel auf die jeweils komplementären Sozialbereiche geachtet, dabei aber immer den gegenstandsbezogenen fachlichen Begrenzungen gefolgt, so daß man für die anderen Bereiche tendenziell eher „blind“ bleibt. Dies wurde nicht nur zum inhaltlichen Problem, sondern zur professionsstrategischen Frage: An welcher Teildisziplin der Soziologie sollte man sich theoretisch, methodisch, forschungspragmatisch, sozial usw. orientieren? Der Gegenstand hatte die gleichermaßen faszinierende wie irritierende Eigenschaft, Forschungsgedanken und -subjekte „zwischen alle Stühle“ zu setzen.

2 Die frühen Diskussionen des SFB 101 zum Begriff *Arbeit* sind leider nicht dokumentiert; Ausnahme sind die Broschüren von Jurczyk/Ostner (1981) und Ostner/Pieper/Jurczyk (1982). Ergebnisse dieser Diskussionen gingen dann vor allem in die Untersuchungen des SFB zur weiblichen Arbeit in Beruf und Familie ein; vgl. z.B. Ostner (1978) und Ostner/Pieper (1980).

3 Derartige Überlegungen wurden erstmalig 1982 von Erhard Treutner und Günter Voß ausgearbeitet (Treutner/Voß 1982). Vgl. dann ausführlich zum Gedanken einer *Arbeitsteilung der Person* und ihrem Verhältnis zur gesellschaftlichen Arbeitsteilung Voß (1991a).

4 In Folge der Antragsarbeiten entstanden erste Veröffentlichungen, in denen der Gedanke der *Arbeitsteilung der Person* und die vor diesem Hintergrund entwickelten empirischen Fragen einem größeren Publikum zugänglich gemacht wurden (vgl. dazu Jurczyk u.a. 1985 und Kudera/Voß 1988).

Zum zweiten wurde deutlich, daß wir mit diesem grenzüberschreitenden Thema keineswegs allein beschäftigt waren. Sobald der engere Bezugshorizont der gewohnten fachlichen Diskurse verlassen wurde, fanden sich in verschiedensten Bereichen theoretische Konzepte und Forschungsstränge, die ebenfalls den Zusammenhang des „ganzen Lebens“ von Menschen in den Blick zu nehmen schienen. Dies bedeutete für uns, systematisch zu klären, ob deren Ansätze den Intentionen des Projekts entsprachen und von daher übernommen werden konnten, oder ob es sinnvoller erschien, sich von derartigen Konzepten abzusetzen.

Das Spektrum reichte beispielsweise von der Biographieforschung, die explizit *das ganze Leben* (Kohli 1978) erfassen will, über die Zeitbudgetforschung und die Zeitgeographie, über soziologische und sozialpsychologische Konzepte zur sozialen und personalen *Identität* von Personen, über Konzepte in der Tradition des Husserlschen Begriffs *Lebenswelt* und der Schützischen Kategorie *Alltag* oder des mit Bourdieu erneut in Konjunktur geratenen Begriffs *Lebensstil* bis zu Ansätzen, die mit den traditionsreichen Dichotomien von *Arbeit und Reproduktion* (Marx) oder *Arbeit und Interaktion* bzw. *System und Lebenswelt* (Habermas) operieren.

Da die Aufarbeitung dieser und anderer Konzepte und dann das Entwickeln einer für das Projekt geeigneten Theorieperspektive nicht en passant erledigt werden konnte und sollte, wurde entschieden, dies einem relativ selbständig operierenden Arbeitsstrang zuzuordnen, der sich dann zudem, deutlicher als dies in den empirisch ausgerichteten Arbeiten sinnvoll und möglich schien, stärker grundlagentheoretisch orientierte.

Von diesem Zeitpunkt an operierte das Projekt bewußt auf zwei Ebenen: einer explizit theoretischen und auf die allgemeine Soziologie ausgerichteten Ebene und einer empirisch gerichteten Ebene, deren Arbeit sich an der Idee einer qualitativ-explorativen Theoriegenese<sup>5</sup> orientierte. Dabei wurden die Arbeiten in beiden Bereiche, trotz ihrer spezifischen Anlage, von vorne herein auf eine kontinuierliche diskursive Verschränkung mit dem Ziel wechselseitiger Befruchtung und Kritik hin angelegt. Auf diese Weise wurde im Bereich der -engeren Theoriearbeit eine breit angelegte Abarbeitung an den angedeuteten potentiellen Referenz- oder Konkurrenzkonzepten vorgenommen, die einer eigenen, primär an Theorieproblemen ausgerichteten Orientierung folgte und aus der dann unter Rückgriff auf die Webersche

---

5 Dabei bot das Modell einer *grounded theory* (vgl. Glaser/Strauss 1974, Strauss 1987 oder Strauss/Corbin 1990) eine wichtige Anregung, wurde aber nicht schulmäßig verfolgt.

Kategorie der *Lebensführung* ein eigenständiges Modell für den Gegenstand des Projekts entwickelt wurde (vgl. ausführlich Voß 1991a, auch 1991b).

Sieht man im zeitlichen Abstand die konzeptionellen Arbeiten und Diskussionen sowohl der engeren Theoriearbeit als auch der empirienahen Konzeptentwicklung im Zusammenhang, so lassen sich trotz der angedeuteten Arbeitsteilung Eckpunkte eines aus der geschilderten Entwicklung entstandenen, das Projekt insgesamt perspektivisch leitenden konzeptionellen Bezugsrahmens angeben, der als theoretische Hintergrundfolie für die in den weiteren Kapiteln vorzustellenden empirischen Befunde dienen soll.

### 3.3 „Alltägliche Lebensführung“ – ein Theoriekonzept

Zu Beginn unserer Arbeiten sahen wir als eher noch diffusen Gegenstand den im Sinne einer *Arbeitsteilung der Person* ausdifferenzierten Zusammenhang aller Aktivitäten des Alltags von Menschen. Dabei wurde dem Verhältnis von erwerbsförmiger Arbeit und anderen Lebensbereichen zwar eine herausgehobene Bedeutung zugemessen, was aber nicht zu einer der (bis dahin in der Soziologie verbreiteten, aber aus unserer Sicht den intendierten Gegenstand verkürzt abbildenden) Dichotomien, etwa von *Arbeit und Freizeit*, führen sollte. Auch die traditionsreiche Formel von *Arbeit und Leben* mußte damit, wie schon gesagt, als zu einfache Schematisierung kritisiert werden, wurde (und wird nach wie vor) aber als gelegentlich hilfreiches Leitmotiv für die plakative Bezeichnung des Gegenstandsfeldes weiterverwendet.

Die systematische Aufarbeitung von Konzepten mit ähnlichem Blick (vgl. Voß 1991a) zeigte nach und nach, daß der intendierte Gegenstand und vor allem die an ihn geknüpften Vermutungen über seine aktuelle historische Entwicklung eine starke Affinität zu dem von Max Weber in seinen religionssoziologischen Schriften verwendeten Begriff der *Lebensführung* hatte (vgl. Weber 1986, Hennies 1987, Schluchter 1988). Weber hat bekannterweise diesen Begriff, obwohl eine seiner Zentralkategorien<sup>6</sup>, nirgends explizit und systematisch entwickelt.<sup>7</sup> Trotzdem entschieden wir uns dafür,

---

6 Hennies (1987) sieht *Lebensführung* sogar als die entscheidende Schlüsselkategorie von Weber.

7 Nicht selten finden sich sogar offen widersprüchliche Verwendungen des Begriffs oder Abgrenzungen von anderen Kategorien, so vor allem vom soziologisch häufiger rezipierten Begriff *Lebensstil*; vgl. z.B. Abel/Cockerham (1993), die vorschlagen, *life-conduct* von *life-style* abzugrenzen.

den Begriff zu übernehmen, dann aber für die eigenen Zwecke auszudeuten. Eine exegetische Interpretation der Verwendung bei Weber war auf keinen Fall unser Ziel<sup>8</sup>, eine Orientierung am Weberschen Denken, vor allem an seinen historischen Annahmen, jedoch konstitutiv.<sup>9</sup>

### 3.3.1 Eckpunkte einer Definition von alltäglicher Lebensführung

Die folgenden Eckpunkte beschreiben in Form von sechs Thesen, was wir konzeptionell unter alltäglicher Lebensführung verstehen, d.h. welcher Sachverhalt (in Absetzung von anderen Konzepten) mit diesem Begriff systematisch bezeichnet und damit in bestimmter Weise theoretisch verfügbar gemacht werden soll (vgl. Voß 1991a, Voß 1991b, Rerrich/Voß 1992, Kudara 1995a).

#### 3.3.1.1 Lebensführung als alltäglicher Tätigkeitszusammenhang

Als *Lebensführung* wird die Gesamtheit aller Tätigkeiten im Alltag von Personen angesehen, die das Leben eines Menschen ausmachen. Obwohl Sinnstrukturen und Deutungen ohne Zweifel eine wichtige regulative Funktion für die Entstehung und Stabilisierung dieses Zusammenhangs erfüllen, wird Lebensführung nicht (zumindest nicht primär) als Sinnkonstruktion wie etwa im phänomenologischen Konzept der *Lebenswelt* oder des *Alltags* (vgl. z.B. Grathoff 1989, Welter 1986) und auch nicht als Rahmen der individualkulturellen Stilisierung mit dem Ziel sozialer Distinktion (wie in einem engeren Verständnis von *Lebensstil*<sup>10</sup>) definiert, sondern primär als *Praxis*. Man kann, in metaphorischer Verwendung der Marxschen Kategorien, sa-

---

8 Dies wird an anderer Stelle kompetenter geleistet, z.B. in den Arbeiten von Schluchter (insbesondere 1988, auch 1979).

9 Auch an anderen Stellen wurde etwa zeitgleich auf die Kategorie *Lebensführung* zurückgegriffen, aber anders verwendet als im Projekt A1 (vgl. z.B. Vetter 1991, Brock 1991, Müller/Wehrich 1991 und Müller 1992).

10 Der auf verschiedene Klassiker der Soziologie (Weber, Simmel, Veblen u.a.m.) zurückführbare Begriff *Lebensstil* (schon bei Weber *soziologisch amorph*, Müller 1989: 54, FN4) wird in der Soziologie unterschiedlich verwendet. In einem spezifischeren Verständnis, von dem sich das Konzept der *Lebensführung* absetzen kann, meint *Lebensstil* jene *Stilisierung* des Lebens mit dem Ziel der *Distinktion* und der *sozialen Schließung*, von der schon Weber sprach, die in gewisser Weise auch Simmels Idee war (vgl. v.a. 1989/1907) und die dann schließlich der entscheidende Gedanke der Verwendung des Begriffs bei Bourdieu ist (vgl. v.a. 1982; vgl. auch Müller 1989, 1992, Müller/Wehrich 1990, 1991). Eine weite Fassung des Begriffs *Lebensstil* konvergiert in manchem mit unserem Verständnis von *Lebensführung* (vgl. v.a. Lüdtke 1989, aktuell 1994).

gen, daß die *Basis* von Lebensführung die Pragmatik der konkreten Alltags-tätigkeiten ist und die sinnhaften Deutungen und ideologischen Überhöhungen des praktischen Alltags oder einzelner Aktivitäten ihr *Überbau*.

Die Tätigkeiten des Alltags folgen unaufhebbar aufeinander, d.h. Lebensführung im eben genannten Sinne findet notwendig in der Zeit statt. Und doch gilt unser Interesse nicht primär der zeitlichen Abfolge von Aktivitäten oder der Diachronie des Lebens. Das Interesse des Konzepts gilt vielmehr der Struktur der Tätigkeiten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt oder für eine bestimmte Periode das Leben von Menschen prägen. Thema ist damit die alltägliche Synchronie des Lebens: das, was „tagaus-tagein“ oder „jeden Tag immer wieder“, die sprichwörtliche „Tretmühle des Alltags“ bildet.

Wenn wir mit dem Konzept *Lebensführung* trotzdem für manche Zwecke nach der Bedeutung von Zeit fragen, dann erst einmal in kurz-zeitlicher Perspektive auf den Ablauf des Alltags und weniger in der lang-zeitlichen Sicht auf den Ablauf des gesamten Lebens. Das Konzept thematisiert nicht in erster Linie den langfristigen Wandel des Alltags, sondern erst einmal die Form des Alltags selber und damit das, was – für eine gewisse Zeit – eher stabil bleibt: Routinen, Regelmäßigkeiten, Tätigkeitsstrukturen usw.<sup>11</sup> Erst in zweiter Linie ist für uns dann von Interesse, wie sich dies langfristig im Verlauf des Lebens von Personen und schließlich im historischen Wandel verändert – aber dies ist nicht der Gegenstand des Projekts, wie er konzeptionell definiert wird, sondern eine wichtige empirische Forschungsfrage, die in bezug auf das analytische Konzept untersucht wird.

Auch soziologische Biographie- oder Lebensverlauf-Konzepte interessieren sich für das „ganze Leben“ (vgl. Kohli 1978). Dabei ist jedoch das Leben in seiner ganzen „Länge“ gemeint, während *Lebensführung* im Kontrast dazu das Leben primär sozusagen in seiner ganzen „Breite“ in den Blick nimmt. Lebensverlauf und Lebensführung stehen damit analytisch „quer“ zueinander und stellen systematisch komplementäre konzeptionelle Perspektiven dar, die sich nicht ausschließen, sondern (potentiell) ergänzen und genau genommen sogar wechselseitig voraussetzen (vgl. Brose u.a. 1993 und Kap. 11 in diesem Band).

---

11 Vgl. mit einer ähnlichen Unterscheidung von Zeitlichkeit und sozialem Wandel Giddens (1995).



### 3.3.1.2 Lebensführung als Zusammenhang und Form der Alltagstätigkeiten

Obwohl das Konzept der Lebensführung alle Tätigkeiten des Alltags in den Blick nimmt, interessiert uns nicht die pure Summe oder die detaillierte Abfolge der letztlich unendlichen Zahl der verschiedenen Aktivitäten von Menschen (wie z.B. die Zeitbudget-Forschung (vgl. als Überblick Blass 1980, Harvey u.a. 1984, Küster 1994; aktuelle Daten z.B. in Bundesministerium für Familien und Senioren/Statistisches Bundesamt 1994) oder auch die Zeit-Geographie (vgl. Grundmann/Hölscher 1989). Als Lebensführung wird von uns vielmehr die Struktur der vielfältigen Aktivitäten definiert, die alltäglich zu einem Leben dazugehören. Der Blick des Konzepts ist damit primär integrativ: Es geht um den alltäglichen *Zusammenhang* des praktischen Lebens und nicht um die Fülle seiner Elemente. Mit anderen Worten: Es geht darum, mit ganzheitlichem Blick *Formen* des Zusammenhangs der Alltagstätigkeiten zu identifizieren und als solche zu beschreiben; Formen dessen, wie Personen alltäglich in den für sie relevanten sozialen Bereichen (Beruf, Familie, Konsum, Politik usw.) tätig sind und die dadurch zu ihren *Lebensbereichen* werden.

In analytischer Abstraktion können solche Formen dimensional aufgeschlüsselt werden. Dabei können zeitliche, räumliche, sachliche, soziale, sinnhafte und gegebenenfalls auch mediale und emotionale Aspekte der Aufteilung und Gestaltung der Tätigkeiten im Alltag unterschieden werden. Mit anderen Worten: Die Form der Lebensführung einer Person besteht darin, zu welchen *Zeitpunkten*, an welchen *Orten*, in welcher inhaltlichen *Form*, in welchen *sozialen Zusammenhängen* und orientiert an welchen *sozialen Normen*, mit welchen *sinnhaften Deutungen* sowie mit welchen *Hilfsmitteln* oder *Ressourcen* und schließlich mit welchen *emotionalen Befindlichkeiten* eine Person im Verlauf ihres Alltags typischerweise tätig ist. Eine Lebensführung ist also dadurch gekennzeichnet, wie sich eine Person auf die verschiedenen Sozialsphären, auf die sie verwiesen ist, bezieht und sich mit diesen zeitlich, räumlich, sachlich usw. *arrangiert*. Mehr noch: Die Lebensführung ist eine als solche deskriptiv bestimmbare Art und Weise, eine *Form*, wie diese sozialen Einzelarrangements individuell zu einem funktionierenden *Gesamtarrangement* verbunden werden – sie ist, kurz gesagt, das *Arrangement der einzelnen Arrangements* einer Person.

### 3.3.1.3 Lebensführung als Handlungssystem der Person

Dieser Charakter des „Zusammenhangs“ oder der „Form“ der Alltagstätigkeiten kann unter Rückgriff auf ein systemtheoretisches Instrumentarium

als eine spezifische Form von *Handlungssystem*<sup>12</sup> definiert werden, wodurch bestimmte Aspekte konzeptionell betont werden: Als basale „Funktion“ dieses Systems kann dann die integrative Verbindung oder Vermittlung der sehr unterschiedlichen Tätigkeiten eines Menschen gesehen werden. Die Menschen, so hierzu unsere zentrale Annahme, beziehen sich auf ihre Umwelt nicht über isolierte Einzeltätigkeiten, sondern über Tätigkeiten im Rahmen eines funktional differenzierten und integrierten alltäglichen Handlungssystems, des Systems Lebensführung. Die Einzeltätigkeiten des Alltags bekommen dadurch (z.B. über Spezialisierungs-, Synergie- und Emergenz-Effekte) eine höhere Wirksamkeit, und das Lebens insgesamt erhält dadurch potentiell erweiterte Freiheitsgrade gegenüber den Anforderungen der Umwelt, in die es gestellt ist und mit der es sich auseinandersetzen muß. Als basale „Struktur“ dieses Systems sehen wir die funktional differenzierte Verteilung und Regulierung der Tätigkeiten des Alltags in den einzelnen Tätigkeitsdimensionen (zeitlich, räumlich, sachlich usw., s.o.) auf die für eine Person relevanten Sozialbereiche.<sup>13</sup>

Definieren wir Lebensführung von Personen in diesem Sinne als ein „System“ von Tätigkeiten, ist klar, daß damit nicht gemeint sein kann, daß Lebensführung ein soziales System im engeren Sinne ist. Die Lebensführung einer Person ist zwar hochgradig sozial geprägt und immer auf andere Menschen bezogen, aber sie ist kein System der Aktivitäten mehrerer Menschen oder gar ein Subsystem der Gesellschaft – Lebensführung ist ein System auf der Ebene der Person, genauer: sie ist ein *System der Person*, ein *Handlungssystem*, das sozusagen der Person „gehört“, d.h. das an sie gebunden ist und von ihr getragen wird (das aber nicht mit der „Person“, als psychischem oder physischem System, identisch ist, s.u.). Man kann Lebensführung sogar als das *Handlungssystem* der Person ansehen, nämlich als die basale systemi-

12 Der Begriff *Handlung* wird weitgehend synonym zu dem hier meist bevorzugten Begriff der *Tätigkeit* verwendet, obwohl beide tendenziell eher verschiedenen Theorietraditionen zuzuordnen sind. Hier wird ein weiter Begriff von *Alltags-Tätigkeiten* unterlegt, der nicht auf intentionale oder gar soziale *Handlungen* und auch nicht auf produktive *Tätigkeiten* im engeren Sinne (z.B. einer materialistischen Psychologie) eingeschränkt werden soll.

13 Die in den ersten theoretischen Entwürfen des Projekts verwendete Metapher einer *personalen Arbeitsteilung* meinte im übrigen genau dies: Lebensführung ist, legt man einen weiten Arbeitsbegriff an (vgl. Voß 1991a), nichts anderes als ein arbeitsteilig organisiertes Gebilde von Tätigkeiten, die mehr oder weniger (zumindest jedoch potentiell) den Charakter von „Arbeit“ haben. Und wie bei anderen „arbeitsteiligen“ Gebilden, z.B. Organisationen, schließt dies durchaus menschliche Betätigungen ein, die nicht (oder nicht im engeren Sinne) „Arbeiten“ sind.

sche Form der Vermittlung und Integration ihres gesamten alltäglichen Tätigkeitsaufkommens, mittels derer sie sich auf die für sie relevanten sozialen Systeme bezieht und deren Anforderungen verarbeitet.

### 3.3.1.4 Alltägliche Lebensführung als aktive Konstruktion und Leistung der Person

Dieses personale Tätigkeitssystem ist für die Betroffenen nicht ohne weiteres gegeben. Man hat nicht einfach eine Lebensführung, und sie ist auch kein passiver Reflex auf Bedingungen oder Chancen der sozialen Lage von Personen (wie dies eine eher objektivistisch verfahrenende Soziologie, etwa mit dem Begriff der „Lebenslage“, sehen würde). Mit unserer subjektorientierten Perspektive wird vielmehr betont, daß das System der Lebensführung unaufhebbar von jeder Person in Auseinandersetzung mit ihren Lebensbedingungen und in bezug auf ihre spezifische soziale Situation konstruiert, alltäglich praktiziert und erhalten sowie gegebenenfalls an sich ändernde Bedingungen angepaßt, d.h. bei Bedarf auch wieder verändert werden muß. Selbst unter rigiden sozialen Zwängen ist die Herstellung und dynamische Erhaltung einer Lebensführung im Alltag notwendig eine aktive Leistung von Subjekten; eine Leistung, die es erforderlich macht, daß eine Person von sich aus und zumindest partiell in eigener Regie tätig wird. Auch wenn es die Betroffenen vielleicht nicht wissen, sie „führen“ ihr Leben – selten hoch reflexiv oder gar gezielt strategisch, sondern eher im Sinne einer punktuell oder nur phasenweise bewußt und im übrigen routinisierten, aber trotz allem immer aktiven Tätigkeit.

Auch diese Konstruktionsleistung läßt sich dimensional aufschlüsseln und danach befragen, mit welchen zeitlichen, räumlichen, sachlichen, sozialen, sinnhaften, medialen und emotionalen *Methoden* eine Lebensführung hergestellt (bzw. erhalten und verändert) wird. Gefragt werden kann auch, auf welche zeitlichen, räumlichen, sozialen usw. *Ressourcen* (einschließlich der Ressource „Geld“) hierbei zurückgegriffen wird, aus welchen sozialen Bereichen sie stammen, wie sie dort erworben und/oder sogar, mehr oder minder gezielt, aktiv geschaffen werden.

Die Betonung des Konstruktions- und Leistungscharakters von Lebensführung öffnet schließlich den Blick für eine konsequent dynamische Betrachtung der Alltagsgestaltung. Damit soll dem Mißverständnis vorgebeugt werden, das „System“ der alltäglichen Lebensführung sei ein irgendwie geartetes statisches „Gebilde“. Zwar fragen wir nach den eher stabil bleibenden Momenten der Gestaltung der Alltagsaktivitäten im Verlauf des Lebens, das bedeutet aber nicht, daß die systemische „Form“ der Koordination und

Integration der Tätigkeiten von Personen in ihren verschiedenen Lebensbereichen als starres „Gehäuse“ des Handelns gesehen würde. Die „Form“ der Alltags-Organisation ist vielmehr als flexible „Form“ des kontinuierlichen Prozesses des alltäglichen „Arrangierens“ mit den Anforderungen und Möglichkeiten aus den sozialen Bezugsbereichen zu verstehen. Alltägliche Lebensführung meint also ein strukturiertes – und strukturierendes – *Verfahren*, mit dem das Alltagshandeln koordiniert und integriert wird, das für eine bestimmte Zeit stabil bleibt und der Alltagssphäre einer Person einen „Handlungsrahmen“ definiert und damit als solcher thematisierbar und rekonstruierbar ist. Alltägliche Lebensführung als *Konstruktion* meint nicht nur das „Konstrukt“ Alltag, sondern auch – und vor allem – die Art und Weise des kontinuierlichen Hervorbringens und Erhaltens relativ stabiler Bezugnahmen der Person auf die für sie relevanten Sozialsphären, also das *Konstruieren* des Alltags. Und wenn wir mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung nach dem klassischen Verhältnis von „Statik“ und „Dynamik“ oder von „Struktur“ und „Prozeß“ fragen, geht es im Zweifel weniger um den „Prozeß der Struktur“ des Alltags als um die „Struktur des Prozesses“, wie Personen ihre Alltagsaktivitäten immer wieder in strukturierter Weise „auf die Reihe bekommen“.

### 3.3.1.5 Die Eigenlogik des Systems Lebensführung

Auch wenn die subjektorientierte Perspektive den aktiven Konstruktions- und Leistungscharakter der Lebensführung hervorhebt, steht dem Konzept ein naiver, voluntaristischer Subjektivismus mindestens so fern wie ein rigider Objektivismus. Obwohl die Lebensführung – dynamisches – Produkt der Person ist, kann und darf nicht davon ausgegangen werden, daß sie allein von deren Willen abhängig ist, und zwar deswegen, weil Lebensführung immer nur begrenzt Ergebnis bewußter Gestaltung oder Planung ist und immer auch Folge situativer Entscheidungen oder pragmatischer Ad-hoc-Arrangements, die mit begrenzter Reflexivität zustandekommen. Eine subjektivistische Verkürzung der Perspektive ist für uns vor allem aber dadurch ausgeschlossen, daß systematisch berücksichtigt wird, daß die Lebensführung, gerade als das Produkt einer Person, gegenüber ihrem Produzenten eine nicht unerhebliche funktionale wie strukturelle *Eigenständigkeit* bekommt. Dies resultiert daraus, daß eine Lebensführung, ist sie einmal als handlungsstrukturierender Modus für den Alltag eingerichtet, nicht mehr beliebig von der Person geändert werden kann, da sie auf vielfältigen verbindlichen Arrangements mit sozialen Bezugsbereichen (oder konkreten Akteuren) beruht, die nicht umstandslos aufgekündigt werden können. Da

die Person dadurch nicht mehr so ohne weiteres aus ihrer Lebensführung aussteigen oder diese beliebig modifizieren kann, steht sie – ob sie es will und weiß oder nicht – mit ihren Handlungen immer im Rahmen und damit faktisch unter dem Regime der von ihr selbst eingerichteten Tätigkeitsregulierungen. Der Tätigkeitsstrom des Alltags bewegt sich wesentlich in diesem „Rahmen“: er kann ihn dabei zwar partiell modifizieren, wird ihn aber dadurch vor allem in hohem Maße immer wieder bestätigen. Eine etablierte Lebensführung steht damit, obwohl eine Hervorbringung der Person, dieser nicht mehr frei zur Verfügung, gehört ihr sozusagen nicht mehr ganz und bekommt ihr gegenüber sogar eine Art „Eigenleben“ – ein Eigenleben, von dem die Person selbst wieder mehr oder weniger abhängig wird. Das System Lebensführung erhält auf diese Weise „hinter dem Rücken“ (Marx) der Person eine von ihr nicht gewollte und in der Regel auch nicht (oder nur teilweise) verstandene Stabilität und Dynamik eigener „Logik“.

Systemtheoretisch können wir dies als „Emergenz“ oder als „Selbstorganisationseffekt“ der dynamischen Verknüpfung der Teilbereiche des Systems Lebensführung sehen, handlungstheoretisch könnte man von einer „nicht-intendierten Strukturbildung“ in Folge der Verknüpfung und des Austauschs komplexer Alltagsaktivitäten sprechen und strukturalistisch vielleicht sogar einen *modus operandi*, eine „generative Regel“ oder eine „Tiefenstruktur“ des Zusammenhangs der verschiedenartigen Praktiken einer Person erkennen.

Das Konzept der alltäglichen Lebensführung kann und will hier keine exklusive theoretische Zuordnung treffen, wir sprechen stattdessen bewusst allgemein von einer eigensinnigen inneren „Logik“, die jeder Lebensführung unterliegt, eine „Logik“, die im Zusammenwirken der Regelmäßigkeiten der Alltagsaktivitäten, der dazu komplementären Alltagsdeutungen sowie auch deren Bezüge zu entscheidenden objektiven Alltagsbedingungen in der Lebenslage einer Person wirksam und potentiell empirisch identifizierbar ist. Würde oben von einer eher deskriptiv zu bestimmenden individuellen „Form“ von Lebensführung – als Struktur der Verteilung von Alltagshandlungen auf verschiedene Lebensbereiche – gesprochen, so meint die „Logik“ komplementär dazu ein eher explanatives Moment – ein in verdichteter Weise anzugebendes Prinzip (oder ein Komplex von Prinzipien), das die Art und Weise des inneren Zusammenhalts und der alltäglichen Reproduktion einer Lebensführung auf einen gehaltvollen „Begriff“ bringt und damit, zumindest näherungsweise, versucht, in wichtigen Aspekten endogen zu erklären oder verstehbar zu machen.

### 3.3.1.6 Die nicht-deterministische Vergesellschaftung von Lebensführung

Ein naiver voluntaristischer Subjektivismus ist auch dadurch ausgeschlossen, daß das Konzept alltägliche Lebensführung gezielt einbezieht, daß sein Gegenstand, obwohl personal konstruiert und getragen, systematisch und hochgradig auch durch soziale Umstände geprägt wird: So sehr wir die personale Zuständigkeit und Konstruktivität von Lebensführung betonen, so wenig wird unterschlagen, daß man sein Leben nicht allein lebt, sondern in vielfältige soziale Zusammenhänge eingebunden und dadurch die Lebensführung unausweichlich und in systematischer Weise *vergesellschaftet* ist. Drei Momente haben dabei empirisch und konzeptionell eine besondere Bedeutung:

a) Zum einen stellen die objektiven Verhältnisse in den sozialen Bezugsbereichen der Person mehr oder minder unumgehbare Bedingungen (Zwänge und Anforderungen, aber auch Chancen und Ressourcen) für ihre Lebensführung dar, für erwerbstätige Personen vor allem die Gegebenheiten in den beiden zentralen Lebensbereichen „Beruf“ und „Familie“. Auch diese Bedingungen der Lebenslage von Personen können dimensional aufgeschlüsselt werden, ihre Wirkungen sind nicht immer gleichsinnig, sondern können in sehr unterschiedlicher Weise für die Lebensführung bestimmend sein. Obwohl die Wirkungen derartiger Bedingungen systematisch anerkannt werden, gehen wir nicht davon aus, daß dies „objektive Bedingungen“ im Sinne eines Determinationsverständnisses sind. Vielmehr wird Lebensführung als relativ autonome „Reaktion“ von Personen auf derartige Bedingungen verstanden, als Art und Weise, wie man in seinem Leben zu einem bestimmten Zeitpunkt vorgegebene objektive Bedingungen aus den Lebensbereichen mit einem stabilen Tätigkeits- und dadurch auch Orientierungsrahmen aktiv *verarbeitet*, dadurch ihren Zwangscharakter abfedert sowie Chancen nutzt und so mehr oder weniger weitreichende Autonomien erhält.

b) Auf die Lebensführung wirken zum zweiten vielfältige *soziokulturelle Einflüsse* ein: Deutungsmuster, normative Standards, ideologische Vorgaben usw. dafür, wie eine Lebensführung (oder Elemente davon) in der jeweiligen sozialen Situation und Lebenslage aussehen soll oder kann. Oft sind es sozial „bewährte“ und dann tradierte Formen dafür, wie unter gegebenen sozialen Bedingungen eine optimale Alltagsgestaltung konstruiert werden kann. Derartige in der Sozialisation erworbene und/oder durch soziokulturelle Instanzen vermittelte gesellschaftliche Orientierungsmuster prägen na-

türlich die individuellen Formen von Lebensführung; aber auch sie sind keine schlichten Determinanten, sondern kulturelle Inputs für die Person, die erst vermittelt über eine je individuelle aktive Verarbeitung Wirkung entfalten.

c) Und schließlich ist offensichtlich, daß man in der Regel eine Lebensführung nicht allein praktiziert, sondern zusammen mit anderen in unterschiedlichen und unterschiedlich zu konzeptualisierenden basalen Formen unmittelbaren sozialen Zusammenlebens (Familien, Partnerschaften, Haushalte, Verwandtschafts- und Freundschaftsnetze usw.). Diese von der Soziologie oft *Lebensformen* genannten sozialen Zusammenhänge sind in der Perspektive des Projekts gesellschaftliche Formen der aktiven Verschränkung, der mehr oder minder kooperativen Herstellung und Erhaltung individueller Lebensführungen.

Lebensformen sind damit für uns nicht (wie gelegentlich reklamiert wird<sup>14</sup>) die „eigentliche“ Ebene einer soziologischen Beschäftigung mit der alltäglichen Lebenspraxis. Auch wenn deren Bedeutung für die konkrete Lebensführung im Alltag von Menschen ohne Zweifel als wesentlich anerkannt wird, verortet das Konzept *Lebensführung* seinen Gegenstand analytisch auf Ebene der einzelnen Person. Familien, Haushalte usw. werden danach als soziale Formen definiert, in denen die Lebensführungen von einzelnen Personen in einem primären Sinne gesellschaftlich (z.B. in Form einer geschlechtsspezifisch geprägten familiären Arbeitsteilung) miteinander vermittelt und dadurch empirisch hochgradig affiziert werden – bis dahin, daß Lebensführungen von Personen durch andere Handelnde weitgehend fremdbestimmt sein können, so etwa die Lebensführung von Kindern durch die Eltern oder die Lebensführung von Insassen totaler Institutionen durch die Vertreter des jeweiligen Zwangsapparats. Aber eine Lebensführung verliert selbst unter rigider Heteronomie nie vollständig ihren basalen personalen Charakter: Auch unter hohen sozialen Zwängen muß der Alltag aktiv gelebt und dafür eine Form gefunden und erhalten werden.

Solche und andere gesellschaftliche Momente beeinflussen und prägen weitgehend die personale Konstruktion der individuellen Formen von Lebensführung, auch wenn wir dies nicht als ungebrochene „Determinations“ sehen wollen. Derartige Momente wirken zudem nicht zufällig, sondern in gesellschaftlich *systematischer* Weise: Die durch die sozialen Bezugsbereiche einer Person gebildete jeweilige soziale „Lage“ bildet gesellschaftlich typische Bedingungskonstellationen, durch die Lebensführungen in charakteristischer Weise sozialen Einflüssen unterliegen. Dies bedeutet, daß bei aller vom Konzept postulierten relativen Autonomie der personalen Verarbeitung von

sozialen Bedingungen *typische Sozialformen* (oder zumindest *typische soziale Elemente*) individueller Lebensführungen erwartet werden können. Derartige Sozialformen von Lebensführung (oder zentrale Elemente dessen) könnte man dann sozialstrukturelle „Momente“ (etwa der „Lebenslage“ von Gesellschaftsgruppen) zuordnen, um sie auf diese Weise in einem Makromodell von Gesellschaft zu verorten.

### 3.3.2 Alltägliche Lebensführung als System „sui generis“ und seine Funktionen für Individuum und Gesellschaft

Das Konzept der alltäglichen Lebensführung betont mit seiner subjektorientierten Perspektive auf der einen Seite den unauflösbar personalen Konstruktions- und Leistungscharakter der Lebensführung, hebt dabei aber zugleich hervor, daß das *System Lebensführung* nicht mit der Person im psychologischen Sinne (als psycho-physische Einheit) gleichzusetzen ist, sondern eine dynamische Hervorbringung und „Entäußerung“ der Person darstellt, die sich ihrem Konstrukteur und Träger gegenüber verselbständigen und so auf diesen zurückwirken kann. Auf der anderen Seite wird eine hochgradig soziale Bedingtheit und Formung von Lebensführung anerkannt, aber dabei zugleich betont, daß das *System Lebensführung* kein soziales System darstellt (z.B. als System von Handlungen verschiedener Personen) und keine Instanz von Gesellschaft (etwa als „Sub-System“ der Gesellschaft) ist. Lebensführung ist vielmehr, so hier die These, als ein System eigener Qualität und Art anzusehen: ein *System sui generis*, das sich nicht auf einen sozialen oder personalen Zusammenhang reduzieren läßt. Das *System Lebensführung* ist eine fundamentale Instanz der Vermittlung und Integration der Handlungen einer Person, die zwar von dieser hervorgebracht und getragen sowie von sozialen Bedingungen geprägt wird, sich aber mit eigener „Form“ und „Logik“ (sozusagen als etwas „Drittes“) zwischen die „Person“ im engeren Sinne und die „Gesellschaft“ (konkret: die für eine Person relevanten Teilbereiche von Gesellschaft) schiebt. Und in dieser systematischen Zwischenstellung erfüllt Lebensführung wichtige Funktionen für die Person wie für die Gesellschaft und schließlich für die Vermittlung beider Sphären:

a) Für die *Person* leistet die Lebensführung die wichtige Funktion einer Vermittlung und Integration ihrer verschiedenen Tätigkeiten in den für sie relevanten Ausschnitten der Gesellschaft. Durch die systemische Koordination gewinnen die Einzeltätigkeiten der Person an Effizienz und Freiheitsgraden für die Alltagsgestaltung (ähnlich wie dies bei sozialen Organisationen der Fall ist): Anforderungen und Beschränkungen können potentiell effizienter bewältigt und in ihrer heteronomen Wirkung abgeschwächt wer-

<sup>14</sup> Etwa von Seiten der Haushaltswissenschaft (vgl. z.B. Schweitzer 1993).

den, Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten können geschickter genutzt werden, wodurch insgesamt das individuelle Leben relative Autonomie gegenüber der Gesellschaft erhält. All dies ist nicht zuletzt eine wichtige Stütze, wenn nicht gar eine zentrale Voraussetzung dafür, daß die Person als Person im psychologischen Sinne Stabilität und Kohärenz oder mit anderen Worten „Identität“ entwickeln kann.

b) Aber auch für die *Gesellschaft* stellt Lebensführung eine wichtige Größe dar. Dies läßt sich auf zwei Ebenen verorten: Moderne Gesellschaften sind hochgradig ausdifferenziert, d.h. sie bilden eine mehr oder weniger geordnete Konglomeration höchst verschiedenartiger Gesellschaftssphären und teilen sich damit in stark kontrastierende Bereiche sozialen Handelns. Systematische Kehrseite hochentwickelter sozialer Differenzierung ist jedoch das Grundproblem, wie die arbeitsteilig getrennten Sozialbereiche verbunden und die notwendigen Austauschprozesse zwischen ihnen geregelt werden – kurz: das Problem sozialer Integration. Das Konzept der alltäglichen Lebensführung betont nun, daß neben den üblicherweise thematisierten Mechanismen und Instanzen sozialer Integration (z.B. Kultur- oder Rechtssystem) auch der als *Lebensführung* zu begreifenden Alltagsorganisation der Gesellschaftsmitglieder eine wichtige Funktion bei der Herstellung eines stabilen Zusammenhangs des ausdifferenzierten und zumindest latent immer mit Desintegrationsproblemen behafteten Sozialgefüges entwickelter Gesellschaften zukommt: Da Lebensführung darauf beruht, verschiedenartige Sozialsphären in dynamischer Form praktisch zu verbinden, tragen die permanenten Bemühungen der Gesellschaftsmitglieder um funktionierende Formen von Lebensführung und damit um funktionierende Formen der praktischen Verknüpfung der verschiedenen Sozialsphären, auf die sie verwiesen sind, zu deren Vermittlung bei. Mit anderen Worten: in und mittels ihrer individuellen Alltagsorganisation entwickeln die Personen nicht intendiert Beiträge dazu, das zu verbinden, was gesellschaftlich getrennt und immer nur partiell und prekär integriert ist. Auf der Ebene individueller Lebensführungen werden gesellschaftlich getrennte Handlungsfelder alltagspraktisch zusammengeführt und damit den sozialen Zentrifugalkräften, also der potentiell desintegrativen Verselbständigung gesellschaftlicher Bereiche, strukturell entgegengewirkt. Die Lebensführung der Personen erfüllt damit Funktionen, die in der Soziologie sonst allein gesellschaftlichen Instanzen zugewiesen werden. Auch die Person trägt also mittels ihrer Lebensführung dazu bei, daß so unterschiedliche Sozialsphären wie Familie und Beruf in pragmatischem Kontakt miteinander bleiben, funktionierende Austauschvorgänge entstehen, kommunikative Übersetzungsleistungen erbracht und dadurch

letztlich potentiell Konflikte zwischen den Sphären verhindert oder zumindest minimiert werden.

Dem einer gesellschaftlichen „Statik“ zuzurechnenden gesellschaftlichen Grundproblem sozialer Integration ist in „dynamischer“ Hinsicht das nicht weniger basale Problem sozialer *Kontinuität* komplementär: die Frage, wie trotz sozialen Wandels gesellschaftliche Strukturen „Identität“ behalten können und damit Orientierungssicherheit für die Handelnden gewährleistet wird. Auch an der Bewältigung dieses Grundproblems hat die alltägliche Lebensführung der Mitglieder einer Gesellschaft einen entscheidenden, aber soziologisch nur wenig beachteten Anteil. Nicht nur in der Zeit relativ stabil bleibende alltagskulturelle Traditionen und soziale Institutionen gewährleisten Kontinuitäten angesichts gesellschaftlichen Wandels. Auch die relativ stabilen Formen der Alltagsorganisation der Handelnden und damit der alltäglichen Regulierung ihrer Tätigkeiten in relevanten Sozialsphären ziehen Kontinuitätssichernde Strukturen in den fortlaufenden Prozeß sozialer Veränderung ein. Soziale Wandlungsvorgänge ziehen oft gravierende biographische Einschnitte für Betroffene nach sich, und dabei ist die Stabilität und Kontinuität der Alltagsorganisation oft ein besonders verlässlicher, manchmal sogar der einzige verbleibende stabile Orientierungspunkt (vgl. Kudara 1995a). Mit dieser alltäglichen Stabilitätsorientierung und alltagspraktischer Kontinuitätssicherung wirkt Lebensführung indirekt auch stabilisierend und Kontinuitäten erzeugend in die sich verändernden sozialen Bereiche hinein, an denen sie beteiligt ist.

c) Auch für das Verhältnis *Individuum und Gesellschaft* schließlich kann Lebensführung als ein entscheidendes Moment der Vermittlung gesehen werden, das sich systematisch von anderen dafür meist genannten Instanzen (Habitus, Rolle/Norm, Milieu/Subkultur, Institution/Organisation u.a.m.) unterscheidet: Das Konzept der alltäglichen Lebensführung betont, daß sich Personen, wie angedeutet, nicht mit isolierten Einzeltätigkeiten auf gesellschaftliche Sphären beziehen, sondern im Rahmen ihres Systems der Alltagsgestaltung. Dadurch, daß Personen ihre Aktivitäten in den für sie relevanten Lebensbereichen in bestimmter Weise regulieren und dies in relativ dauerhaften Arrangements alltäglicher Lebensführung koordinieren, bilden sie einen integrierten Zusammenhang ihres gesellschaftlichen Handelns aus, der sich zwischen sie als Person und die für sie relevanten gesellschaftlichen Tätigkeitsfelder schiebt. Das „Handlungssystem“ Lebensführung ist damit eine Instanz, mittels der sich die Person (ohne es zu wissen und zu wollen) zu gesellschaftlichen Bereichen hin und damit zu Gesellschaft insgesamt vermittelt. Umgekehrt erfährt die Person Gesellschaft ebenfalls nur ver-

mittelt über „ihr“ System Lebensführung. Wie Person und Gesellschaft wechselseitig aufeinander bezogen sind, ist damit in hohem Maße durch die Beschaffenheit dieses Zusammenhangs, also durch die jeweilige „Logik“ und „Form“ der alltäglichen Lebensführung geprägt – und damit ist sowohl die Art, wie Personen an der Gesellschaft teilhaben und auf diese einwirken, als auch die Art, wie gesellschaftliche Sphären auf die Personen und ihr Leben einwirken, durch die alltägliche Lebensführung mitbestimmt.

Auch diese Vermittlungsfunktionen des Systems alltäglicher Lebensführung für das Individuum, die Gesellschaft und das Verhältnis von beiden können analytisch entsprechend den oben angedeuteten Dimensionen differenziert werden. Auf diese Weise kann eine zeitliche, räumliche, sachliche, soziale, sinnhafte, mediale und emotionale Ebene der Vermittlung der Tätigkeiten einer Person, der von einer Person mit ihren Tätigkeiten berührten Gesellschaftssphären und der wechselseitigen Beziehung von Person und Gesellschaft unterschieden werden. Auch müssen die Vermittlungen in den verschiedenen Dimensionen nicht homolog verlaufen, sondern können getrennt und möglicherweise in anderer Logik erfolgen: die zeitliche Vermittlung von Sozialsphären (etwa von „Beruf“ und „Familie,“) ist nicht logisch gleich und nicht unbedingt gekoppelt mit der Art, wie sie räumlich, sozial oder sinnhaft vermittelt werden.

Im Unterschied zu den anderen in der Soziologie (bzw. auch der Sozialpsychologie) thematisierten Instanzen, die solche oder ähnliche Funktionen in der Vermittlung oder Integration (und damit der Stabilisierung oder Kontinuierung) der Person, von Individuum und Gesellschaft und letztlich der Gesellschaft selber übernehmen, ist die Lebensführung ein Moment, das nicht Teil oder direkter Ausdruck von Gesellschaft ist, sondern eine Hervorbringung der Person. Sie ist aber, wie gezeigt, auch nicht mit der Person identisch, obwohl die Person ihr Konstrukteur und Träger ist, und die Lebensführung damit immer ein Moment der Person bleibt. Und gerade in dieser relativ eigenständigen und eigenlogischen Position und Qualität zwischen den beiden Ebenen leistet das System Lebensführung, so unsere These, diese für beide Seiten unverzichtbare Vermittlung in besonderer und vermutlich sogar besonders wirksamer Weise.

Die soziologische Theoriebildung zum Thema der Integration und Stabilisierung von Person, Gesellschaft und nicht zuletzt deren Verhältnis hat – so soll hier behauptet werden – den Beitrag der „Vermittlungsinstanz“ Lebensführung zu den genannten Funktionen bisher nur unzureichend verstanden, ja genau genommen nicht einmal (zumindest nicht explizit) erkannt. Wir gehen davon aus, daß mit dem Konzept der alltäglichen Lebens-

führung eine gesellschaftlich hoch bedeutsame Größe für das Verständnis der Beziehung von Individuum und Gesellschaft und ihrer Entwicklung erfaßt und theoretisch wie empirisch zugänglich wird, mit dem wichtige soziologische Fragen neu gestellt und beantwortet werden können: sozusagen ein *missing link* der Soziologie.

Das hier unvermeidlich nur holzschnittartig skizzierte Konzept der alltäglichen Lebensführung hat im Rahmen der Projektarbeiten eine relativ eigenständige Funktion und folgt in vielem einer spezifischen Diktion: Es war, wie geschildert, von einem frühen Zeitpunkt der Projektentwicklung an deutlich, daß die im engeren Sinne theoretischen Bemühungen und die empirischen Arbeiten, um die es im weiteren dann gehen sollte, nicht in der sozialwissenschaftlich gewohnten Form wechselseitig instrumentalisiert werden konnten und sollten: Weder sollte eine fix und fertige Theorie mit zu prüfenden Hypothesen den „Bezugsrahmen“ der Empirie bilden noch sollten, wie gelegentlich für ein qualitatives Vorgehen gefordert, detaillierte empirische Einsichten abgewartet werden, um daraus dann erst ein Hypothesensystem mit Theorieanspruch zu entwickeln. Vielmehr wurde Theorie und Empirie in einem schrittweisen Vorgehen diskursiv verknüpft, ohne dabei die jeweilige Eigenständigkeit aufzugeben. Die im engeren Sinne theoretischen Arbeiten bezogen sich stärker auf Fragen der Allgemeinen Soziologie und hatten das Ziel, das Problemfeld, in dem sich die Interessen und Fragen des Projekts bewegten, grundlagentheoretisch zu vermessen, um in bezug darauf den Gegenstand des Projekts zu definieren und zu verorten. Die empirische Arbeit formulierte demgegenüber bewußt konkretere Fragen, um alltäglicher Lebensführung als lebenspraktischen Arrangements näher zu kommen.

## 4. Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung

Werner Kudera

### 4.1 Das Ausgangsinteresse

Ausgangsinteresse der vorliegenden empirischen Untersuchung waren vielfältige, bis dahin noch disparat und diffus erscheinende Veränderungen im Verhältnis von *Arbeit und Leben*. Dieses Interesse verdichtete sich zu einer Fragestellung, die darauf abzielte, zu untersuchen, wie die Menschen in ihrem Alltagshandeln ihre Lebenspläne und Erwartungen mit den widersprüchlichen Anforderungen aus Erwerbsarbeit und Privatleben Tag für Tag auf die Reihe bekommen, auf welcher Grundlage und in welchem Rahmen dies geschieht. Diese Fragestellung wiederum wurde entfaltet auf der Basis einer Reihe von historischen Annahmen, einem theoretischen Desiderat, einer Forschungsperspektive und einer bestimmten methodischen Absicht.

### 4.2 Die historischen Annahmen

Die historischen Annahmen bezogen sich auf aktuelle Entwicklungstendenzen im System der Erwerbsarbeit, im Bereich von kulturellen Werten und Orientierungen sowie im Bereich von Lebensformen, von denen zu erwarten war, daß sie erhebliche Auswirkungen sowohl auf die individuelle Lebensplanung als auch auf das individuelle Alltagshandeln und dessen Organisation haben würden.

1. Sozialstrukturelle Veränderungen, wie die zunehmende Beteiligung von Frauen in Teilbereichen des Erwerbslebens, stagnierende bzw. sinkende Kinderzahlen pro Familie und steigende Scheidungszahlen, der Rückgang des Typus der „Normalfamilie“ als dominanter Lebensform sowie die steigende Zahl von partnerschaftlichen Lebensformen, Alleinerziehenden und Alleinlebenden, verweisen auf veränderte Lebenspläne und Lebensorientierungen und entsprechend veränderte Problemlagen.
2. Veränderungen in der Arbeitswelt, wie die Deregulierung von Arbeitsverhältnissen, die Flexibilisierung von Arbeitszeiten und die Rationalisierung von betrieblicher Organisation und Produktion, bedeuten eine Erosion von Normalbeschäftigungsverhältnis, Normalarbeitszeit und Normalbiographie. Der damit verbundene Wegfall von stabilen Richtgrößen

für die Lebensplanung und die entstehende Unschärfe und Unsicherheit bisher relativ gut kalkulierbarer Arbeits- und Lebensbedingungen mit dem verstärkten Risiko von Arbeitslosigkeit verlagern die Lasten der Planung und Gestaltung von Biographie und Alltagsleben in steigendem Ausmaß auf die Individuen. So müssen die Auswirkungen dieser Entwicklungen auf die davon betroffenen Erwerbstätigen, nämlich der Verlust von Sicherheits- und Kontinuitätsunterstellungen, in der Organisation des alltäglichen Lebens aufgefangen und verarbeitet werden.

3. Parallel zu diesem Deregulierungs- und Rationalisierungsschub im Bereich der Erwerbsarbeit läuft ein säkularer Prozeß der Auflösung von Traditionen ab, der in die gleiche Richtung wirkt. Geltende Traditionen geben Leitbilder für ein gutes, richtiges und anständiges Leben vor und stiften dadurch Verhaltensgewißheit. Solche Leitbilder verlieren an Verbindlichkeit, sie müssen durch individuelle Konstruktionen ersetzt werden. Diese individuellen Konstruktionen wiederum müssen aus sich heraus die verlorengegangene, bislang institutionell garantierte Stabilität und Kontinuität des Alltagslebens sichern. Darüber hinaus müssen sie die im Zuge der Modernisierung auch auf der Ebene des Alltagslebens stattfindenden Ausdifferenzierungsprozesse von individuellen Ansprüchen und gesellschaftlichen Anforderungen integrieren und ausbalancieren. Diese Phänomene werden zusammenfassend als fortschreitende Individualisierung diskutiert. Als Indikatoren für solche Individualisierungsprozesse werden immer wieder die Pluralisierung von Lebensstilen und Lebensformen herangezogen.
4. Weiterhin machen sich Entwicklungen im kulturellen System bemerkbar, die unter das Schlagwort *Wertewandel* subsumierbar sind. Ein solcher Wertewandel findet seinen Ausdruck insbesondere in veränderten Lebensplänen, Prioritäten und Ansprüchen an Beruf und Privatleben, Partnerschaft und Familie. Selbstverwirklichung und egalitäre Partnerschaft als biographisches Programm und Regulativ des Alltagslebens sind gegenüber traditionellen Rollenzuschreibungen gerade auch bei Frauen im Vordringen. Sie dürften – so war zu vermuten – zu veränderten Mustern geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung führen und damit eine elementare und bisher als selbstverständlich geltende Funktionsgrundlage familialen Lebens als immer noch dominanter Lebenskonstruktion aushöhlen.

Diese Annahmen einer Deregulierung bisher institutionell abgesicherter Handlungsbereiche und einer „Dekonstruktion“ bestimmter normativer Modelle einerseits, die Erwartung einer daraus entstehenden Notwendigkeit

der substitutiven, individuellen Mehrregulierung andererseits, verbanden sich mit der Vermutung, daß die individuellen Möglichkeiten und Grenzen für die Verarbeitung derartiger Unsicherheit und Unkalkulierbarkeit unterschiedlich, aber nicht zufällig sind. Als Bestimmungsgründe wurden zum einen die konkreten Bedingungen der Erwerbsarbeit unterstellt, die ja nicht nur über Bildungsstand, Qualifikation und gesellschaftlichen Status sowie über Einkommenssituation und individuell verfügbare Zeit und damit insgesamt über Lebenslagen Auskunft geben, sondern auch über Kontinuität oder Diskontinuität beruflicher Arbeit und Offenheit oder Geschlossenheit des Planungshorizonts und damit über Bedingungen des Lebenslaufs entscheiden. Zum anderen wurde unterstellt, daß die in einer bestimmten Phase des Lebensverlaufs, nämlich der des Erwerbslebens, einmal etablierten Formen des Alltagslebens mit ihrer jeweils eingespielten Balance von gegebenen Optionen, individuellen Plänen, Orientierungen und Ansprüchen sowie verfügbaren biographischen, kulturellen, sozialen und materiellen Ressourcen, eine eigene Art von Stabilitäts- und Kontinuitätspotential repräsentieren und eine Eigendynamik entwickeln, die gegenüber den Anforderungen der Umwelt, insbesondere auch der Arbeitswelt, Grenzen setzt.

#### 4.3 Das theoretische Desiderat

Das theoretische Desiderat resultierte aus Überlegungen, wie der mit der allgemeinen Fragestellung anvisierte alltagspraktische Lebenszusammenhang, in dem sich Erwerbsarbeit und Privatleben, Biographie und Alltagsorganisation zu einem in sich widersprüchlichen und dennoch relativ stabilen Ganzen mischen und individuell gestaltet werden, als Einheit systematisch konzeptualisiert werden könnte. Eine kritische Sichtung vorhandener, diesen Themenbereich berührender Konzepte machte deren Grenzen offenkundig (vgl. Voß 1991a). Sie thematisieren zwar jeweils relevante Aspekte, aber nehmen weder den integralen, individuellen Lebenszusammenhang auf der Ebene von Alltagshandeln und Alltagsorganisation selbst in den Blick noch berücksichtigen sie die konstitutiven Leistungen der Personen hinreichend. Anknüpfungspunkt für ein derartiges integrales und die individuellen Gestaltungsleistungen aufgreifendes Konzept war die Idee der *methodischen Lebensführung*, wie sie Max Weber im Rahmen seiner Studien zur protestantischen Ethik eingeführt und als Idealtypus entwickelt hatte. Dieser Idealtypus der *methodischen Lebensführung* sollte das spezifisch okzidentale, funktionale Äquivalent zu gesamtgesellschaftlichen Rationalisierungsprozessen auf der Ebene des sein Leben organisierenden und handelnden Indivi-



duums repräsentieren. Darin ist als Regulativ enthalten, daß jeder Augenblick des Lebens und die Lebensspanne insgesamt effektiv zu nutzen sei, das Leben also – jenseits aller religiöser Bezüge – eine knappe Ressource darstelle, mit der bedachtsam und haushälterisch umgegangen werden müsse. Diese Idee wurde also aufgenommen, um das Brückenkonzept der *personalen Arbeitsteilung* angereichert und schließlich generalisierend als formales Rahmenkonzept *Alltägliche Lebensführung* weiterentwickelt und ausgeführt (vgl. Kap. 3).

Dieses formale Rahmenkonzept definiert den Untersuchungsgegenstand als spezifisches System von Handlungen mit eigener Gestalt und Funktion, eigener interner Regulierungsstruktur, eigenen selektiven Mechanismen und eigener Logik und postuliert dessen soziologische Bedeutung als Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft. Damit wird mit *alltäglicher Lebensführung* als definiertem Gegenstand sui generis etwas kategorial abgegrenzt, was die Menschen in ihrem Alltagsleben zwar praktizieren, aber nicht selbst als derartige Kategorie reflektieren.

Die Umsetzung des formalen Rahmenkonzepts in ein empirisches Forschungskonzept hatte die Aufgabe zu erfüllen, die formal-definitiven Festlegungen des Gegenstandes aufzugreifen und zu operationalisieren, also in Schritte seiner empirischen Rekonstruktion umzuwandeln. Um dementsprechend Art, Umfang und Methode der Generierung des empirischen Materials zu bestimmen, waren folgende Schritte erforderlich:

1. Die Transformation und Ausdifferenzierung der im theoretischen Konzept entwickelten Postulate und Definitionen in kategoriale Bestimmungen,
2. die thematische Abgrenzung und interne Ausdifferenzierung der Dimensionen des Gegenstandes,
3. die Festlegung des Verfahrens (Beobachtung oder Interview),
4. die Festlegung der Untersuchungseinheit (Sampling).

Diese Schritte wurden in einer ersten explorativen Phase realisiert mit dem Ziel, das noch heuristische, empirisch gerichtete Forschungskonzept zu präzisieren und entsprechendes, empirisches Material zu generieren, das es ermöglicht,

1. empirische Arrangements alltäglicher Lebensführung zu beschreiben und in ihrer Funktion zu verstehen,
2. ihre jeweils spezifische Konfiguration von Struktur (System von Handlungen) und Logik (Handlungsregulativ) als Typus zu rekonstruieren,

3. ihr Zustandekommen, ihre Funktionsbedingungen und ihre Grenzen zu erklären,
4. ihre historische Bedeutung (dominant oder marginal, obsolet oder zukunftsweisend) herauszuarbeiten,
5. ihre soziologische Bedeutung im Kontext soziologischer Theorien (Modernisierung, Individualisierung) zu verorten.

Diese fünf Schritte wiederum umreißen zugleich die mit der allgemeinen Fragestellung anvisierten und im Design des empirischen Forschungsprojektes ausdifferenzierten und konkretisierten Erkenntnisziele sowie das Programm der konkreten Forschungsarbeit.

#### 4.4 Die Forschungsperspektive

Als Focus dieser Bemühungen fungierte eine subjektorientierte Forschungsperspektive (vgl. Kap. 2), die – jenseits der Dichotomien von Struktur und Subjekt, von Individuum und Gesellschaft – sowohl die strukturbildenden als auch strukturvermittelnden Aspekte personalen und sozialen Handelns hervorhebt. Da es sich dabei um eine Perspektive handelt, die die Richtung der Aufmerksamkeit festlegt, nicht um ein spezifisches Konzept, das einen Gegenstandsbereich abgrenzt oder das methodische Vorgehen definiert, war es notwendig, diese Perspektive in der Anlage des Forschungsprojektes umzusetzen. Dies geschah dadurch, daß sich das theoretische Konzept auf die Person und ihre Leistungen konzentrierte, die empirische Untersuchung hingegen auf die Person als Untersuchungseinheit und auf deren jeweilige Konstruktion alltäglicher Lebensführung als Untersuchungsgegenstand.

#### 4.5 Die methodische Absicht

Dabei verband sich die subjektorientierte Forschungsperspektive mit einer spezifisch qualitativ orientierten und lebensweltlich gerichteten methodischen Absicht zu einer Vorgehensweise, die an den Handlungen von Personen und deren Regelmäßigkeit ansetzt, um aus dem System der Handlungen ihre Typik und ihre Logik zu rekonstruieren, nicht – wie die Einstellungs- und Bewußtseinsforschung – an deren Motiven und Orientierungen, Intentionen und Deutungen, um aus ihnen Handlungen zu erklären.

Gleichwohl stand im Vordergrund nicht das Ziel einer lückenlosen Dokumentation aller Aktivitäten, wie z.B. bei der Zeitbudgetforschung, sondern die Rekonstruktion von deren Umfang und Aufordnung, deren Orga-

nisation und Methodik, deren Grundlagen und Sinnhorizonten. Handlungen interessierten methodisch also nur soweit, als in ihnen eine Ordnung sichtbar wird und sie sich als Bestandteil einer Konstruktion erweisen, die ihnen ihre Richtung und Bedeutung vorschreibt. Diese lebensweltliche und alltagspraktische Konstruktion in ihrer empirischen Gestalt als Arrangement alltäglicher Lebensführung stand letztlich im Zentrum des empirisch gerichteten Forschungsinteresses. In ein solches Arrangement als Mikrototalität des Alltagslebens gehen, neben den Handlungen und ihrer Regulierung, auf subjektiver Seite kognitive und normative Konzepte, Motive und Erwartungen, Ansprüche und Pläne, Qualifikationen, Kompetenzen und Erfahrungen als biographische Ressourcen ein, auf objektiver Seite Optionen und Handlungsbedingungen, gesellschaftliche Regulierungen und Traditionen.

Die methodisch entscheidende Frage ist, wie derartige, absehbar hochkomplexe Handlungszusammenhänge als in sich geschlossene und abgrenzbare Konstruktionen konzeptuell zu fassen und empirisch zu erfassen sind. Handlungen lassen sich beobachten, dann ist die Herstellung ihres Zusammenhangs – ob ex ante durch eine vorgängige Theorie oder ex post durch eine rekonstruktive Interpretation – eine Konstruktion des Beobachters. Handlungen lassen sich aber auch von den Handelnden als Zusammenhang sprachlich rekonstruieren, dann repräsentiert dieser sprachlich hergestellte Zusammenhang die Konstruktion des Erzählers. Was immer wir methodisch tun, wir haben es in jedem Fall mit Konstruktionen unterschiedlicher Art zu tun – und zwar in Abhängigkeit von dem jeweiligen Schritt, den wir gerade tun:

1. Das theoretische Konzept ist ein formales, wissenschaftliches Konstrukt.
2. Das empirische Forschungskonzept ist ein operationelles, wissenschaftliches Konstrukt.
3. Die Erzählungen der Befragten repräsentieren deren individuelles, lebensweltlich fundiertes, allerdings zusammen mit den Interviewern kommunikativ konstituiertes Konstrukt.
4. Die rekonstruierten Arrangements von alltäglicher Lebensführung sind eine deskriptiv-analytische Verbindung von operationellem Konstrukt der Forscher und lebensweltlichem Konstrukt der Befragten.
5. Die zu Typen verdichteten empirischen Arrangements schließlich sind idealtypische, wissenschaftliche Konstrukte, in die, sofern sie empirisch gehaltvoll sind, die Strukturmomente der lebensweltlichen Konstrukte eingegangen sind.

Worauf es methodisch ankommt, ist die wechselseitige Elaborierung von wissenschaftlichen und lebensweltlichen Konstrukten. Daraus und nur daraus re-

sultieren theoretisch triftige und empirisch gehaltvolle Erkenntnisse. Wie aber kann eine derartige, sich aneinander abarbeitende Elaborierung sichergestellt werden? Diese Frage ist für jede qualitativ orientierte empirische Sozialforschung elementar. Sie kann und muß durch eine Form der Generierung des empirischen Materials beantwortet werden, die jenseits der antizipierten Vorstellungen der Forscher die Selbstrepräsentation der Befragten gewährleistet – sowie durch eine Auswertung, die sich in empirisch-rekonstruktiver Absicht einer hermeneutischen Analytik einerseits, einer diskursiven Consensusbildung der beteiligten Forscher andererseits bedient. Damit ist aber die Richtung des forschungspraktischen Vorgehens eindeutig vorgezeichnet.

## 4.6 Das forschungspraktische Vorgehen

Um den konzeptuell und methodisch definierten Gegenstand gemäß den voranstehenden Überlegungen empirisch zu erschließen und zu verstehen, ihn abzugrenzen und zugleich auszudifferenzieren und schließlich systematisch zu analysieren, wurde ein zweistufiges Vorgehen gewählt.

Eine erste, explorative Phase diente auf der Basis von 40 Fällen einer Sondierung des noch unbekanntem Terrains und hatte die Präzisierung des Forschungskonzepts, die Ausdifferenzierung der Untersuchungsdimensionen, die Elaborierung des Erhebungsinstrumentes und die Rekonstruktion der Spannbreite möglicher Konfigurationen von alltäglicher Lebensführung zum Ziel. Ihr folgte eine zweite Phase, die auf der Grundlage einer theoretisch geleiteten Auswahl von insgesamt 100 Befragten „dichte“ Beschreibungen von Arrangements alltäglicher Lebensführung und ihre Typisierung gestattete und einen darauf aufbauenden systematischen Vergleich auf breiter empirischer Basis ermöglichte.

### 4.6.1 Das begriffliche Instrumentarium: empirisches Forschungskonzept, kategoriale Bestimmungen und Untersuchungsdimensionen von alltäglicher Lebensführung

Die Präzisierung und Ausdifferenzierung des empirischen Forschungskonzepts wurde in der ersten explorativen Phase realisiert in einem Wechselspiel von theoretischer Reflexion und empirischer Exploration der für den Gegenstand relevanten Dimensionen und Regulierungsmechanismen, der Grundlagen, Funktionsbedingungen und Sinnhorizonte, der subjektiven Motive und Intentionen, Ansprüche und Orientierungen, Lebenskonzepte und Deutungen. Die empirische Exploration stützte sich dabei auf locker

strukturierte, ausführliche, erzählungsgenerierende Interviews, die mit einer Auswahl von 40 Personen durchgeführt wurden. Diese Auswahl orientierte sich an der Idee der maximalen Kontrastierung, um ein möglichst breites und zugleich Extreme repräsentierendes Spektrum möglicher Formen von Lebensführung abzubilden. Als grober Indikator dafür diente der Beruf, der über Qualifikation, Status und Einkommen ein jeweils bestimmtes Set von Optionen und Ressourcen für alltägliche Lebensführung einschließt. Auf dieser Basis wurden Personen vom Arbeiter bis zum Millionär, von der Verkäuferin bis zur Verlagslektorin ausführlich über ihre Lebenspläne und Lebensgewohnheiten, über ihren Alltag, dessen Grundlagen, Organisation und Deutung, über Freuden, Belastungen und Konflikte im täglichen Leben, schließlich über ihre weiteren Pläne, Erwartungen und Zukunftsperspektiven befragt. Dabei erwies sich die Identifikation der im theoretischen Konzept zwar allgemein postulierten, aber nicht weiter entwickelten Vermittlungsebenen, -schnittstellen und -mechanismen zwischen Individuum und Gesellschaft als besonders schwierig.

Die sehr intensive Analyse, Interpretation und theoretische Reflexion dieser 40 Fälle führte zur Ausdifferenzierung und Präzisierung des für die weitere Arbeit verbindlichen empirischen Konzepts von Lebensführung, der kategorialen Bestimmungen und entsprechenden analytischen Unterscheidungen (vgl. Kap. 11) sowie der relevanten Dimensionen, die im folgenden in kondensierter Form dargestellt werden und das begriffliche Instrumentarium der Untersuchung umreißen.

Wenn wir von alltäglicher Lebensführung sprechen, meinen wir damit Systeme individuellen alltäglichen Handelns, die der Sicherung des individuellen Lebens und Überlebens auf einem bestimmten historischen, materiellen und kulturellen Niveau dienen. Diese Systeme nehmen empirisch die Gestalt von Arrangements an, deren Form und Dauer von Lebensplänen, Biographie und Phase des Lebenslaufs, gegebenen Rahmenbedingungen und Lebenslage sowie von ihrer jeweiligen inneren Dynamik abhängen. Sie basieren auf einer „Geschäftsgrundlage“, die individuell durch ein Lebenskonzept, bei intersubjektiv geteilten und kooperativ organisierten Arrangements durch einen Basisconsens darüber repräsentiert wird, wie das Leben geführt werden soll und was das Leben bringen soll. Weitere Grundlagen sind eine mehr oder weniger gesicherte und an bestimmten sozialen Standards orientierte materielle Grundausstattung sowie eine generelle Kontinuitätsunterstellung, daß das Leben – für eine gewisse Dauer zumindest – in gewohnter Weise weiterläuft. Solche Arrangements wiederum weisen zum einen mehr oder weniger ausgeprägt Züge einer internen Institutionalisierung von Prämissen und Prioritäten, Regeln und Zuständigkeiten, zum anderen einer

Habitualisierung von Entscheidungsprozessen, Handlungen und Handlungsketten auf. Sie haben eine vierfache Funktion:

1. Die der internen Ausbalancierung von individuell gegebenen Optionen und Möglichkeiten sowie der oft widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen und individuellen Ansprüchen an das Leben.
2. Die der Reduktion von Komplexität durch die Institutionalisierung von Entscheidungsprämissen und -verfahren, durch die Organisation und durch die Routinisierung des Alltagshandelns.
3. Die der Stabilisierung und Kontinuitätsicherung des Alltagslebens durch eine sich reproduzierende und transformierende, funktionale und sinnhafte Ordnung.
4. Schließlich die der internen Integration von Handlungen und Deutungen sowie der Integration in die Gesellschaft durch das Medium des Alltagshandelns.

Arrangements alltäglicher Lebensführung integrieren nämlich zum einen die auf verschiedene, gesellschaftlich ausdifferenzierte Handlungsbereiche verteilten Handlungen, sie integrieren zum anderen die Personen in ihrem Alltagshandeln in die Gesellschaft: durch die Übernahme von kulturellen Leitbildern alltäglicher Lebensführung, durch die Orientierung des Alltagshandelns an gesellschaftlich institutionalisierten Normen und Regulierungen, durch die interaktive Verzahnung des Handelns mit dem anderer Personen und mit Institutionen und schließlich durch die Berechenbarkeit des Handelns, die aus dessen Verankerung in der zwar individuell konstruierten, aber dennoch sozial typisierten Ordnung des jeweiligen Arrangements alltäglicher Lebensführung resultiert. Darüber hinaus stabilisiert die individuell erzeugte Berechenbarkeit des zu Arrangements geronnenen Alltagshandelns durch ihre Verzahnung mit anderen Personen und Institutionen die Gesellschaft auf der Mikroebene alltäglichen Handelns. Insofern dient eine habitualisierte, alltägliche Lebensführung nicht nur der Kontinuitätssicherung individuellen Lebens, sondern auch der von Gesellschaft<sup>1</sup>.

Mit dieser Definition ist die Vorstellung verbunden, daß alltägliche Lebensführung nicht wie das traditionale Modell des Alltagslebens durch Notwendigkeiten und Abhängigkeiten, durch Traditionen und Sanktionen von außen gesteuert ist, alltägliche Lebensführung ist vielmehr eine Konstruk-

---

1 Diese Leistung der Kontinuitätssicherung wird paradigmatisch in Ostdeutschland sichtbar, wie unsere Untersuchungen in der Region Leipzig deutlich machen (vgl. dazu Dietzsch/Hofmann 1993; Wehrich 1993a, 1993b; Kudera 1994, 1995c).

tion der Moderne, beruhend auf dem Fundament des Programms individueller Selbstverwirklichung, reflexiver Steuerung und autonomer Gestaltung. Damit kommt alltäglicher Lebensführung jenseits der Kontinuitätssicherung des Alltagslebens die Funktion der Vergesellschaftung in Form eines individuellen Lebensprogramms zu. Sie erweist sich dadurch als historisches Modell der Deutung und Organisation des Alltagslebens: als Konstruktion im Code der Individualität (vgl. Kudera 1995a).

Über ihre Funktionsbestimmung hinaus lassen sich Arrangements alltäglicher Lebensführung, was ihre Erscheinungsform anlangt, durch folgende analytische Unterscheidungen näher umschreiben. Sie unterscheiden sich:

- nach dem Grad ihrer Ausdifferenzierung zwischen den Polen einfach und komplex,
- nach dem Grad ihrer Elastizität zwischen den Polen offen oder geschlossen, starr oder flexibel,
- nach dem Grad ihrer Stabilität zwischen den Polen robust oder fragil,
- nach dem Ausmaß ihrer Verarbeitungskapazität von inneren Widersprüchen und zu bewältigenden Anforderungen,
- nach Art, Niveau und Ausmaß ihrer Regulierung,
- nach Art, Niveau und Ausmaß von verfügbaren Ressourcen.

Wegen der Entscheidung, methodisch bei den Handlungen und Handlungsabläufen anzusetzen, orientierte sich die Bestimmung der relevanten Dimensionen von alltäglicher Lebensführung sowohl an Leitfragen als praktischer Heuristik, die auf Handlungen direkt und indirekt bezogen sind, als auch an den entsprechenden Erzählungen und Antworten der Befragten. Die Leitfragen wurden nach drei Ebenen systematisiert und beziehen sich auf:

1. die Ebene der Handlungen selber,
2. die Ebene der Steuerung und Regulierung von Handlungen,
3. die Ebene der Rahmenbedingungen von Handlungen.

Dabei diente das empirische Material dazu, die zunächst systematisch entwickelten Dimensionen zu verifizieren oder zu korrigieren, zu ergänzen und nach ihren Ausprägungen ausdifferenzieren. In Tabelle 1 werden den Leitfragen, geordnet nach den drei auf Handlungen bezogenen Ebenen, die durch sie jeweils eröffneten Dimensionen gegenübergestellt.

Die Fülle dieser für den Gegenstand relevanten Dimensionen läßt erkennen, daß es sich bei alltäglicher Lebensführung nicht nur um empirische Arrangements der Organisation, Regulierung und Deutung des Alltagslebens handelt, sondern auch um eine in sich komplexe Mikrototalität auf der Ebene individuellen und sozialen Handelns, in der alles, was das Leben aus-

macht, zusammentrifft und praktisch abgeglichen und ausbalanciert wird und werden muß. Daraus erhellt zugleich auch die Logik von Arrangements alltäglicher Lebensführung: Sie besteht in der Sicherung von Kontinuität durch permanente Balance. Die Typisierung von Arrangements alltäglicher Lebensführung bezieht sich genau darauf: Die entsprechenden Typen repräsentieren im Kern charakteristische Formen solcher Balancen (s. Kap. 11).

#### 4.6.2 Die Entwicklung des Erhebungsinstruments

Um ein so komplexes Handlungssystem wie das der alltäglichen Lebensführung zu untersuchen, bieten sich aus dem Methodenkanon empirischer Sozialforschung zwei Verfahren an: das der teilnehmenden Beobachtung und das der Befragung.

Die Entscheidung fiel von Anfang an zugunsten der Befragung, nicht nur wegen des geringeren zeitlichen Aufwandes, sondern insbesondere auch deshalb, weil eine Befragung, sofern sie offen genug geführt wird, die Möglichkeit bietet, über Sachverhaltsdarstellungen hinaus auch Selbstthematisierungen und Selbstdeutungen der Befragten mit einzubeziehen und damit deren jeweils eigene Konstruktion dessen offenzulegen, was wir alltägliche Lebensführung nennen. Zu diesem Zweck wurde auf Basis der Erkenntnisse und Erfahrungen der explorativen Phase ein Interviewleitfaden entwickelt, der eine Abfolge von jeweils thematisch gebündelten Fragen enthält, die den Untersuchungsgegenstand in seiner dimensionalen Auffächerung umreißen. Mit diesen Fragen wurden die Befragten konfrontiert. Freilich nicht in Form eines in sich geschlossenen und in seinem Ablauf verbindlichen Frage-Antwort-Rituals. Vielmehr wurde, wie bei dem von uns eingesetzten Typus des themenzentrierten erzählungsgenerierenden Interviews üblich, darauf geachtet, mit den Fragen jeweils selbstläufige Erzählungen in Gang zu setzen und der sich entwickelnden Dynamik so weit zu folgen, bis das Thema ausgeschöpft schien. Der Katalog der vorgegebenen Fragen diente dabei als Gedächtnisstütze für die Interviewer, um entweder die noch ausstehenden Themen anzusprechen oder die bereits abgehandelten Themen im Geiste abzuholen.

Die Entscheidung für den Typus des themenzentrierten, erzählungsgenerierenden Interviews stützt sich auf folgende Begründung: Die Themenzentrierung war erforderlich, um den Gegenstand überhaupt empirisch einzugrenzen, sie artikuliert als Vorgabe die Interessen der beteiligten Forscher. Diese Eingrenzung sollte aber wiederum nicht so eng sein, daß sie Selbstthematisierungsversuche der Befragten stranguliert hätte. Die Themenvorgaben mit den jeweiligen Eröffnungstimuli und den jeweils dazugehörenden, aus-

Tab. 1: Leitfragen und Dimensionen

Leitfragen	Dimensionen
<b>1. Die Ebene der Handlungen</b>	
Wer tut etwas:	Personen und Kategorien von Personen nach askriptiven Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Beruf, Qualifikation, Familienstand sowie nach komplexen Bestimmungen wie Charakter, Kompetenzen, Biographie
Was wird getan:	Tätigkeitsspektrum: einfach oder komplex, schmal oder umfangreich
Wie wird es getan:	Handlungstypen: reaktiv oder intentional; situativ oder strategisch; spontan oder gewohnheitsmäßig
Wann wird es getan:	Zeitregime; Zeitordnungen; Zeitbudget
Wo wird es getan:	Orte, Wege und Räume
In welchen Bereichen wird es getan:	Handlungsfelder und Institutionen; Arbeitsplatz und Betrieb; Familie und Haushalt; Vereine und Freizeit; Öffentlichkeit und Privatsphäre
Mit wem wird es getan:	Familie; Verwandtschaft; Freunde; Nachbarn; Kollegen
<b>2. Die Ebene der Steuerung und Regulierung</b>	
Warum wird es getan:	Notwendigkeiten psycho-physiologischer Art; kulturelle, soziale und moralische Standards; individuelle Ansprüche und Bedürfnisse; Motive und Gründe
Zu welchem Zweck wird es getan:	Werte und Orientierungen; Relevanzen und Prioritäten; Deutungen und Sinnzuschreibungen
Mit welchen Mitteln wird es getan:	Wissen, Erfahrung und Technik
Wie wird es organisiert:	Modus: Improvisation oder Planung Steuerung und Kontrolle: zeitlich - Terminierung und Synchronisation sachlich - zweckrationale Planung und Koordination sozial: arbeitsteilig oder monologisch Form: ad hoc, Konditionalprogramme oder Projekte; vermischt, gebündelt oder segmentiert
Was wird reguliert:	Grundlagen: Basisconsens, Ressourcen Beziehungen: Nähe und Distanz; Kooperation und Konflikte; soziale Netzwerke Haushaltsökonomie: Finanzen und familiäre Arbeitsteilung

Leitfragen	Dimensionen
Wie wird es reguliert:	Modus: reflexiv oder adaptiv; Regeln oder Kasuistik Rahmen: System von Zuständigkeiten, Rechten und Pflichten Mechanismen: Herrschaft und Aushandlung; Nichtzulassen und Verdrängen; Vertrauen, Kontrolle und Sanktionen; Routinen und Rituale, Solidarität und Coping
Dynamik der Regulierung:	Beharrung oder Veränderung, Selbstverwirklichung oder Statussicherung
Probleme der Regulierung:	Dissens bezogen auf Lebenspläne, Prioritäten, Relevanzen, Zuständigkeiten, Rechte oder die „Geschäftsgrundlage“ selbst; Bezogen auf Ressourcen: materiell: Geldknappheit zeitlich: Zeitnot sozial: Vereinsamung kulturell: Desorientierung infrastrukturell: Defizite Bezogen auf Beziehungen: emotionale Störungen Bezogen auf Ereignisse: Arbeitslosigkeit, Unfall, Krankheit, Tod
<b>3. Die Ebene der Handlungsbedingungen</b>	
Rahmenbedingungen:	Allgemein: Normalität oder Krise Lebenslauf: Phasen Lebensform: alleinlebend, partnerschaftlich, familial Lebensstandard: niedrig, hoch Lebenskontext und soziale Kontrolle: städtisch, ländlich Lebenslage: sicher, unsicher Lebenshorizont und Optionen: offen, geschlossen Lebensweise: stationär, mobil; starr, flexibel
Grundlagen:	Biographie: kontinuierlich, diskontinuierlich Lebenskonzept und Lebensperspektiven Lebensphilosophie und Deutungssysteme Orientierungsbasis: traditional, modern Zeithorizont: kurz- oder langfristig; linear, phasiert, zyklisch Grundconsens: vorhanden oder herzustellen Fam. Arbeitsteilung: traditional, egalitär Erwerbsarbeit: Einkommen, Arbeitszeitregulierung, soziale Identität Wohnung: Eigentum oder zur Miete Lebensstil: konventionell - Ordnung, Stabilität, Sicherheit, Sparsamkeit, Gemütlichkeit Lebensstil: individualistisch - Veränderung, Großzügigkeit, Risiko, Stil Rahmen: vorgegeben oder selbstentwickelt Ressourcen: emotional, personal, sozial, kulturell, materiell, zeitlich, infrastrukturell

differenzierten Fragen repräsentieren insofern eine relativ offene Operationalisierung des Forschungskonzepts und damit die, wenn auch flexible, Konstruktion des Forschers.

Die Erzählungen der Befragten hingegen repräsentieren die sprachliche Vergegenwärtigung und kognitive sowie normative Aufordnung der themenspezifischen Ereignisse, Erfahrungen und Deutungen, soweit sie von den Befragten selbst angesprochen oder, stimuliert durch den Befrager, aufgegriffen und ausgeführt werden. Diese sprachlichen Vergegenwärtigungen von Vergangenheitem, Aktuellem und Zukünftigem aus der augenblicklichen Sicht der Befragten verkörpern eine Konstruktion eigener Art, in der unterschiedliche Selektivitäten wirksam werden:

1. Die Antizipation dessen, was der Forscher (als generalisierter Anderer) erwartet (Erzählung als soziale, interaktiv erzeugte Konstruktion).
2. Die Gewichtung dessen, was individuell wichtig oder zu vernachlässigen ist (Prioritäten, Relevanzsystem).
3. Die Ausgrenzung dessen, was als nicht kommunikationsfähig gilt (Tabus, Intimität).
4. Die Bündelung und Typisierung von Handlungen und Handlungssequenzen (regelmäßige Abläufe, kontingente Ereignisse).
5. Die Kommentierung von Details sowie Bilanzierungen oder Gesamtdeutungen dessen, was erzählt wird.

Entscheidend ist die Einsicht, daß all diese Selektivitäten, obwohl nicht unmittelbar kontrollierbar, nicht etwa „Fehler“ sind, die den dokumentarischen Charakter und die Authentizität des Erzählten beeinträchtigen, sondern selbst den Gegenstand, so wie er von den Befragten verstanden und präsentiert wird, mitkonstituieren.

Ein ganz anderes Problem ist dagegen die Frage, wieweit in Erzählungen als subjektiver Bearbeitung von Realität Stilisierungen vorgenommen und Legenden gebildet werden, die nicht mehr die real praktizierten Arrangements alltäglicher Lebensführung als Konstruktionen erster Ordnung sichtbar werden lassen, sondern eine Konstruktion zweiter Ordnung repräsentieren: nämlich die, mit der dem Zuhörer vermittelt werden soll, wie man es selbst gerne von ihm gesehen hätte. Stilisierungen als Glättung von Widersprüchen und Weglassung von Unangenehmem sowie Selbstdeutungen als zusammenfassende Bewertungen haben als nicht zufälliger Bestandteil des alltäglichen Lebens ihr eigenes Gewicht, aber sie können den Blick auf die realen Abläufe und deren Regulierung verstellen. Soweit diese, wie bei unserer Untersuchung, im Zentrum des Interesses stehen, stellt sich die Frage, wieweit solche Prozesse der Selbstdeutung und Selbstpräsentation als Legendenbil-

dung erkennbar werden, wo und wie man sie vermeiden oder durchstoßen kann.

In der Biographieforschung (vgl. Kohli/Robert 1984) hat sich dabei das Verfahren bewährt, sich zunächst auf Ereignisse sowie auf Handlungen und deren Abläufe zu konzentrieren und sie möglichst detailliert schildern zu lassen. Je größer der Detaillierungszwang, desto größer die Nähe zum Gegenstand, desto mühsamer der Aufwand, etwas ad hoc zu erfinden. Auf Grundlage dieser Erfahrung bestand ein wesentlicher Teil der Interviews darin, sich Handlungsabläufe schildern zu lassen – und zwar gestaffelt nach deren jeweiligem zeitlichem Horizont: also Tagesabläufe, Wochenabläufe, Jahresabläufe. Komplementär dazu wurde der bisherige Lebensverlauf exploriert, der deshalb von systematischem Interesse ist, weil Biographie und Lebensführung zwei Seiten ein und derselben Sache repräsentieren, nämlich der Konstruktion des individuellen Lebens (vgl. Kudera 1995a). Denn die Biographie repräsentiert den Aspekt individuellen Lebens im Sinne der Selbstverwirklichung als Bildungs- und Entwicklungsprozeß, alltägliche Lebensführung hingegen repräsentiert den Aspekt individuellen Lebens im Sinne der jeweils aktuellen Verwirklichung von Plänen und Ansprüchen und deren Ausbalancierung mit den gegebenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten im alltäglichen Handeln (vgl. Kap. 11).

Zusätzlich zu diesen ablauf- bzw. ereigniszentrierten Themenkomplexen wurden folgende Themenblöcke angesprochen und vertieft:

1. Die Charakterisierung der aktuellen beruflichen Situation, verbunden mit der Schilderung des Lebenslaufs und ausgeweitet auf Pläne, Bilanzierungen und Zukunftsperspektiven,
2. die Ausdifferenzierung von Tätigkeitsspektrum und Zeitbudget im Rahmen der Schilderung von Tages- und Wochenabläufen sowie jahreszeitlichen Rhythmen,
3. die Beschreibung der aktuellen Lebenssituation und familialen Arbeitsteilung einschließlich der Zuständigkeiten, Regulierungsformen und aktuellen oder chronischen Belastungen und Konflikte,
4. die Ausdifferenzierung und Gewichtung von repetitiven Alltagsproblemen, insbesondere der Umgang mit Zeit und Geld, mit Beziehungen und Institutionen,
5. die Artikulation von eigenen Ansprüchen und Orientierungen sowie deren Ausbalancierung mit verfügbaren materiellen und kulturellen, personalen und sozialen Ressourcen,
6. die Aufschlüsselung von Methoden der Alltagsorganisation und von Handlungsstrategien,

7. die Offenlegung von kognitiven und normativen Konzepten, die die Lebensführung insgesamt steuern über explizit artikulierte Maximen und Philosophien, Kommentare und Bilanzierungen.

#### 4.6.3 Die Durchführung der Interviews

Die auf den Erfahrungen der ersten, explorativen Phase aufbauenden Interviews der zweiten Phase wurden von Mitte 1989 bis Anfang 1991 durchgeführt, ergänzende Nacherhebungen fanden 1992 statt. Die Interviewpartnerinnen und -partner wurden aufgrund von zwei Erwartungen nach Möglichkeit zuhause befragt, was aus praktischen Gründen freilich nicht in jedem Fall gelang. Zum einen erwarteten wir durch die Befragung zuhause eine Reduktion des äußeren Zeitdrucks und eine Entspannung der Situation durch die vertraute und selbstbestimmte häusliche Umgebung – die Interviews dauerten immerhin bis zu drei Stunden und mehr – zum anderen erwarteten wir das Aufbrechen einer möglichen arbeitsplatz- und betriebsbedingten Verengung des thematischen Horizonts. Darüber hinaus war als zusätzliche Information der individuelle Eindruck des häuslichen und familialen Ambientes gerade für die Thematik der alltäglichen Lebensführung von Interesse.

Das praktische Vorgehen bei der Durchführung der Interviews war so organisiert, daß jeweils zwei Interviewer beteiligt waren, um wegen der intendierten Offenheit des Gesprächs mögliche idiosynkratische Sensibilitäten und Selektivitäten sowie sich einschleichende Konzentrationsschwächen der Interviewer auszugleichen. Dabei übernahm eine Person zunächst die Gesprächsführung, während sich die andere anfangs eher im Hintergrund hielt, um nicht den unnötigen Druck eines Kreuzverhörs aufkommen zu lassen. In der Regel waren die Interviewerteams gemischtgeschlechtlich zusammengesetzt. Das entsprach der Absicht, mögliche Barrieren, die auf Geschlechterrollen-Unterstellungen beruhen konnten, von vorneherein abzubauen und erwies sich als durchaus nützlich. Im Anschluß an das Interview wurden leicht objektivierbare, sozialstatistische Daten auf einem standardisierten Bogen erfaßt und damit der formelle Abschluß signalisiert. In einem letzten Schlenker wurden die Befragten dann noch um eine Schilderung ihres eigenen Eindrucks von dem Interview gebeten, was als zusätzliche reflexive Phase mitunter zu einer weiteren, selbstläufigen, ergänzenden oder bilanzierenden Passage führte. Im Anschluß an die Interviews wurden schließlich in einer Art Kurzprotokoll Besonderheiten und Auffälligkeiten des Interviewverlaufs festgehalten.

#### 4.6.4 Die Auswahl der Befragten

In der explorativen Phase orientierte sich die Auswahl der 40 Befragten an der Idee, ein möglichst breites Spektrum möglicher Formen von Lebensführung abzubilden. Als grober Indikator dafür diente der Beruf, der über Qualifikation, Status und Einkommen ein jeweils bestimmtes Set von Optionen und Ressourcen für alltägliche Lebensführung einschließt. Einen Überblick über die Befragten der explorativen Phase zeigt Tabelle 2.

Die Auswahl der Befragten in der zweiten Phase war gegenüber der Auswahl der ersten Phase theoretisch geleitet und systematisch angelegt. Sie stützte sich auf folgende Überlegungen. Im Rahmen sowohl der Explorationen als auch von Literaturrecherchen hatten sich zwei Veränderungstendenzen als für die Lebensführung besonders wichtig herausgestellt:

1. Die Deregulierung von Beschäftigungsverhältnissen und Flexibilisierung von Arbeitszeiten, die eine lebenszeitliche Diskontinuität von Berufsbiographien und eine Komplizierung der alltagszeitlichen Synchronisierung unterschiedlicher Zeitordnungen nach sich ziehen.
2. Der Wertewandel mit Veränderungen der Lebensorientierungen und Lebenspläne insbesondere von Frauen, der sich in einer Umdefinition bisheriger traditioneller Geschlechtsrollen ausdrückt.

Daraus wurden folgende Faktoren als Auswahlkriterien abgeleitet:

1. Qualifikation und berufliche Bedingungen als Indikatoren für Stabilität und Kontinuität bzw. Offenheit und Diskontinuität der Berufsbiographie einerseits, für das Niveau von individuellen Ansprüchen sowie für Art, Umfang und Sicherheit von verfügbaren Ressourcen als zentraler Grundlage für Lebensführung andererseits,
2. Zeitsouveränität als Indikator für Fremd- und Selbstorganisation von Zeit und damit als zentrale Dimension von Lebensführung,
3. Geschlecht als Indikator für Lebenskonzepte und Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, die weitere zentrale Dimensionen von Lebensführung markieren.

Darüber hinaus hatten sich die jeweilige Lebensphase und die soziale Einbindung in bestimmte Milieus als Faktoren von erheblicher Tragweite für die Arrangements alltäglicher Lebensführung erwiesen. Da in der familialen Phase die Probleme der Alltagsorganisation für berufstätige Personen in besonderem Maße kumulieren (Definition der Geschlechtsrollen und familiale Arbeitsteilung, Versorgung der Kinder, Probleme der Abstimmung, Koordination und Synchronisation), konzentrierten wir uns auf Personen mittleren

Tab. 2: Überblick über die Befragten der explorativen Phase

ausgeübter Beruf	Alter	Arbeitszeitregulierung	Familienstand	Kinder
<b>Männer (20)</b>				
<b>Selbständige (4)</b>				
Rechtsanwalt	37	disponibel	ledig	1
freier Journalist	30	disponibel	ledig	-
freier Journalist	33	disponibel	ledig	1
Kaufmann	49	disponibel	ledig	-
<b>Beamte, Angestellte (8)</b>				
Steueroberinspektor	34	Gleitzeit	verh.	1
Rechtsschutzsekretär	45	Gleitzeit	verh.	1
Projektleiter	45	Gleitzeit	verh.	2
Organisationsreferent	40	Gleitzeit	verh.	2
Konstrukteur	33	Gleitzeit	verh.	1
Konstrukteur	39	Gleitzeit	verh.	1
Sozialarbeiter	35	Schichtarbeit	verh.	1
Mitglied eines Kollektivbetriebs	32	Teilzeit, disponibel	verh.	2
			ledig	1
<b>Arbeiter (7)</b>				
Informatelektroniker	26	Normalarbeitszeit	verh.	1
Fernmeldetechniker	38	Normalarbeitszeit	verh.	3
Photosetzer	39	Gleitzeit	verh.	2
Lehrlingsausbilder	48	Normalarbeitszeit	verh.	2
Vorarbeiter	45	Schichtarbeit	verh.	2
Montagearbeiter	35	Schichtarbeit	verh.	2
Schreiner	32	Teilzeit	verh.	1
<b>Nichtberufstätiger (1)</b>				
Privatier	44	disponibel	ledig	-
<b>Frauen (20)</b>				
<b>Selbständige (3)</b>				
Arztin	44	disponibel	verh.	2
Krankengymnastin	39	disponibel	ledig	2
Bauzeichnerin	35	disponibel	verh.	-
<b>Angestellte (10)</b>				
Arztin	37	Schichtarbeit in Teilzeit	ledig	1
Psychologin	32	Teilzeit	ledig	-
Lektorin	47	Normalarbeitszeit	verh.	2
Lektorin	36	Gleitzeit	ledig	-
Schreibassistentin	38	Gleitzeit	verh.	2
Sachbearbeiterin	41	Teilzeit	gesch.	-
Teamassistentin	34	Gleitzeit	verh.	1
Friseurin	34	Gleitzeit	verh.	1
Sachbearbeiterin	44	Gleitzeit	gesch.	2
Altenpflegerin	39	Schichtarbeit	gesch.	2
<b>Arbeiterinnen (4)</b>				
Fernmeldeelektr.	33	Normalarbeitszeit	verh.	2
Postarbeiterin	34	Schichtarbeit in Teilzeit	verh.	2
Verkäuferin	43	Kapovaz in Teilzeit	verh.	2
Näherin	38	Schichtarbeit	verh.	2
<b>Nichtberufstätige(3)</b>				
Hausfrau	28	disponibel	verh.	2
Hausfrau	35	disponibel	verh.	1
Hausfrau	45	disponibel	verh.	2

Alters, die verheiratet sind oder in partnerschaftlicher Beziehung leben und Kinder zu versorgen haben. Die Erwartung war dabei, daß wegen des spezifischen Problemdrucks eine wie auch immer geartete Rationalisierung der Lebensführung in besonderem Maße erforderlich würde. Aufgrund der Annahme schließlich, daß Ansprüche an ein selbstbestimmtes Leben oder traditionale Vorgaben für die Lebensführung in städtischem und ländlichem Milieu unterschiedlich ausgeprägt sind, entschieden wir uns für die Kontrastierung von Stadt und Land als weiteres Auswahlkriterium.

Auf der Grundlage dieser Kriterien wurden gezielt sechs Gruppen von berufstätigen Personen ausgewählt, die nach Größe und Geschlecht ungefähr gleich besetzt wurden, nämlich Journalistinnen und Journalisten, Facharbeiter und -arbeiterinnen sowie Angestellte eines Großkonzerns, Verkäuferinnen aus Kaufhaus und Supermärkten, Altenpflegekräfte, Schichtarbeiter eines niederbayerischen Industriebetriebes sowie Operatorinnen und Operatoren eines hochmodernen Datenbuchungszentrums. Der nicht immer einfache Zugang zu den einzelnen Befragungsgruppen erfolgte über Betriebe, zu denen bereits im Vorfeld der Untersuchung gute Kontakte hergestellt worden waren. Wo dies, wie im Falle der Verkäuferinnen nicht immer gelang, mußten die Befragten individuell vor Ort rekrutiert werden.

Tabelle 3 gibt einen Überblick über die Befragtengruppen und ist nach den Auswahlkriterien Arbeitszeitregulierung, berufliche Qualifikation, soziales Umfeld und Geschlecht gegliedert. Dabei liegen die Arbeitszeiten des entsprechend zusammengestellten Samples als zentraler Taktgeber des Alltagslebens auf einem Kontinuum von *vollständig selbst reguliert* über verschiedene Mischformen bis *vollständig extern reguliert*. Die beiden Pole bilden städtische Journalistinnen und Journalisten, die sowohl Dauer als auch Lage ihrer Arbeitszeiten selbst bestimmen können und müssen und ländliche Arbeiter sowie Operatorinnen und Operatoren, die in einem kurzzyklisch rotierenden Schichtsystem arbeiten und damit einer extern definierten, rigiden und zugleich von den öffentlichen Normalzeit-Regelungen extrem abweichenden Rhythmik unterworfen sind. Dazwischen finden sich Mischformen von extern und selbst regulierten Arbeitszeiten wie Gleitzeit bei Arbeitern, Arbeiterinnen und Angestellten eines großen Konzerns oder kontingentierte Teilzeitarbeit, bei der ein festes Stundenkontingent an wechselnden Tagen abgearbeitet werden kann bei Verkäuferinnen auf dem Land und schließlich Schichtsysteme mit der Möglichkeit individueller Mitbestimmung bei Altenpflegekräften in Altenheimen, die sowohl in kleinstädtischem als auch großstädtischem Umfeld situiert sind.

Die beruflichen Qualifikationen als Indikator für berufliche Optionen und subkulturell geprägte Anspruchsniveaus, kategorisiert als *hoch*, *mittel*



und *niedrig*, erstrecken sich von angelernten Teilzeitkräften über qualifizierte Facharbeiter und mittlere Angestellte bis zu promovierten Akademikern. Dabei sind die Kontinuität oder Diskontinuität des jeweiligen Beschäftigungsverhältnisses insoweit berücksichtigt, als bei Arbeitern und Arbeiterinnen, Angestellten, Verkäuferinnen, Altenpflegerinnen und Altenpflegern sowie den Operatorinnen und Operatoren die Arbeitsverhältnisse, natürlich unter den mehr oder weniger riskanten Bedingungen von Konjunktur und Arbeitsmarkt, kontraktuell abgesichert sind, während es sich bei den Journalistinnen und Journalisten in der Regel um freie Mitarbeiter handelt, deren berufliche Existenz also in hohem Maße erfolgsabhängig ist.

Das soziale Umfeld schließlich als Indikator für ein eher modernes und individualisiertes oder traditionales und gemeinschaftsorientiertes Milieu erscheint als Dichotomie von *städtisch* und *ländlich*. Diese Dichotomie hat eher metaphorischen Charakter. Es hat sich nämlich gezeigt, daß neben dem unmittelbaren sozialräumlichen Lebenskontext insbesondere die generelle Orientierung und Ausrichtung des Lebensstils entscheidend ist. So wohnen z.B. manche von ihrem ganzen Habitus her städtisch orientierte Journalistinnen und Journalisten auf dem Land, während eine Reihe von Verkäuferinnen, Arbeitern oder Operatorinnen und Operatoren zwar ihren Wohnsitz in der Stadt haben, aufgrund ihrer Herkunft der ganze Zuschnitt ihrer Lebensführung jedoch ländlich bestimmt ist. *Städtisch* und *ländlich* umschreiben also soziale Milieus, die nicht mit lokal gebundenen Milieus zusammenfallen müssen.

#### 4.7 Die Aufbereitung und Auswertung des empirischen Materials

Für die Aufbereitung und Auswertung der vorliegenden und für diesen Band verwerteten 140 Interviews, zu denen in einer späteren Phase noch ca. 100 Interviews kamen, mit deren Durchführung kurz nach der Wende in der Region Leipzig begonnen worden war<sup>2</sup>, wurde eine Reihe von Auswertungsroutinen entwickelt, die sicherstellten, daß das Interviewmaterial in möglichst homogener Weise und einer für die verschiedenen Analyseebenen (nämlich Einzelfallanalysen, dimensionale Analysen, Typenbildung und systematischer Vergleich) geeigneten Weise bearbeitet werden konnte. Die ent-

<sup>2</sup> Ein entsprechender systematischer Vergleich Ost-West steht im Zentrum gegenwärtig laufender Projektarbeiten.

Tab. 3: Überblick über die befragten Gruppen der zweiten Phase nach Arbeitszeitregulierung, Qualifikation, Umfeld und Geschlecht

Arbeitszeitregulierung (AZ) <sup>*</sup> Qualifikation (Qu) Umfeld (Uf)	Geschlecht		
	m	w	Σ
<b>JournalistInnen</b> AZ selbst reguliert Qu hoch Uf städtisch	14	17	31
<b>FacharbeiterInnen und Angestellte</b> AZ extern und selbst reguliert / Normalarbeitszeit (Gleitzeit) Qu niedrig bis mittel Uf städtisch und ländlich	9	4	13
<b>Verkäuferinnen</b> AZ extern und selbst reguliert / von Normalarbeitszeit abweichend (kontingentierte Teilzeitarbeit) Qu niedrig bis mittel Uf ländlich	-	14	14
<b>AltenpflegerInnen</b> AZ extern und selbst reguliert in unterschiedlichen Ausprägungen / von Normalarbeitszeit abweichend (Schicht) Qu niedrig bis mittel Uf städtisch und ländlich	2	18	20
<b>Schichtarbeiter</b> AZ extern reguliert / von Normalarbeitszeit abweichend (Kontischicht) Qu niedrig bis mittel Uf ländlich	15	-	15
<b>OperatorInnen</b> AZ extern reguliert / von Normalarbeitszeit abweichend (Kontischicht) Qu mittel Uf städtisch und ländlich	8	2	10
<b>Insgesamt</b>	48	55	103
* Eine genaue Beschreibung der einzelnen Arbeitszeitformen erfolgt in den jeweiligen Gruppenbeschreibungen.			

sprechenden Arbeiten an dem umfangreichen empirischen Material<sup>3</sup> erfolgten als fortlaufender Reduktions- und Verdichtungsprozess in einem mehrstufigen Verfahren, das sich aus fünf Schritten zusammensetzte.

So wurden in einem ersten Schritt die auf Audio-Cassetten enthaltenen Interviews auf Basis von detaillierten Anweisungen, die den beim Transfer notwendig entstehenden Informationsverlust möglichst gering halten sollten, vollständig transkribiert und auf Datenträgern gespeichert. Dieser Schritt war, obwohl aufwendig, notwendig als Grundlage sowohl für die Einzelfallanalysen als auch für die Möglichkeit, Textpassagen ex post nach verschiedenen Kriterien zu kompilieren und zu vergleichen.

Dabei wurden gleichzeitig die personenbezogenen Daten anonymisiert und die einzelnen Fälle mit Kunstnamen versehen, um eine Identifizierung auszuschließen. Wo also in den Gruppenbeschreibungen und dem jeweiligen Anhang Namen auftauchen, sind sie reine Artefakte. Darüber hinaus wurden aus Gründen des Datenschutzes bestimmte Informationen, soweit sie als Daten in unseren Veröffentlichungen auftauchen, jeweils so maskiert, daß sie zwar den zugehörigen Fall nicht substantiell entstellen, aber die Identifizierbarkeit auf ein vertretbares Minimum reduzieren. Im übrigen werden Zitate aus diesen Transkriptionen in unterschiedlicher Weise verwendet: als Referenz, als Illustration, als Substitut für ein eigenes Argument oder als Quintessenz, wenn die Formulierung etwas in einer solchen Weise auf den Punkt bringt, daß sie nicht zu überreffen ist.

Der nächste zweite Schritt bestand in einer intensiven, sequenzanalytischen Bearbeitung und Interpretation von Einzelfällen, die unter dem Gesichtspunkt maximaler und minimaler Kontrastierung ausgewählt und bearbeitet wurden, ohne daß dabei freilich strikt den Desideraten einer *grounded theory* entsprochen wurde. Zweck dieser Analysen war es, exemplarisch Struktur und Logik von alltäglicher Lebensführung und die immanente Bedeutung der relevanten Dimensionen in ihrem jeweils spezifischen Zusammenhang zu rekonstruieren.

Auf dieser Grundlage wurde in einem weiteren dritten Schritt ein thematisch organisiertes und dimensional aufgefüchertes Klassifikationsschema entwickelt, das sog. „Dossier“, in das alle relevanten Informationen einschließlich zentraler Textpassagen der Interviews eingetragen wurden. Diese Dossiers dienten nicht nur der reduktiven Vereinheitlichung und Kondensierung des Materials, sondern waren auch die Vorbedingung für einen systematischen Vergleich auf der Ebene der Einzelfälle sowie der einzelnen Dimensionen.

In einem sich anschließenden vierten Schritt wurden dann Synopsen als eine Art hochverdichtete Kurzcharakteristik der einzelnen Fälle erstellt, die für die Beschreibung von typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung herangezogen wurden.

Die Typenbildung selbst als abschließender fünfter, deskriptiv-analytischer Schritt der Auswertung verlief entlang der von uns ausgewählten Untersuchungsgruppen, die zwar intern über durchaus unterschiedliche Variationsbreiten verfügen, insgesamt jedoch für sich ein jeweils relativ homogenes Set von zentralen Bedingungen und Ressourcen, Optionen und Grenzen von Lebensführung repräsentieren.

Alle fünf Schritte der Auswertung stellen Stufen der Reduktion des Materials sowie der Abstraktion von Analyse und Interpretation dar. Sie vollzogen sich, wie schon die Durchführung der Interviews, arbeitsteilig: Aufgrund der großen Zahl der Interviews, der Menge des generierten Textmaterials und des personellen Umfangs des Forschungsteams. Eine solche, aus arbeitsorganisatorischen Gründen ohnehin notwendige Arbeitsteilung kam auch den unterschiedlich akzentuierten Forschungsinteressen der Beteiligten entgegen. Sie fanden ihren Ausdruck darin, daß sich jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter die Untersuchungsgruppe zur endgültigen Bearbeitung auswählte, zu der sie oder er sich am meisten hingezogen fühlte. Dadurch verbanden sich Arbeitsorganisation, Interesse und Intuition auf durchaus produktive Weise.

Wegen dieser Arbeitsorganisation war es aber zugleich um so dringlicher, auf allen Stufen der Auswertung Verfahren der permanenten Consensusbildung und Qualitätssicherung sowie der wechselseitigen kritischen Korrektur zu praktizieren. Solche Verfahren bestanden zum einen in der regelmäßigen Vorstellung und Diskussion von Einzelfällen, zum anderen in der diskursiven Elaborierung der „Dossiers“ und Synopsen wie auch schließlich der Typenbildung. Daß solche Prozesse der Verständigung und Entscheidungsfindung nicht immer konfliktfrei abliefen und bei acht beteiligten Individuen einen erheblichen Zeitaufwand eigener Art erforderten, ist ein Faktum, das nicht eigens ausgebreitet werden muß. Das ist die andere Seite einer egalitär organisierten Arbeitsteilung, die Perspektivenvielfalt und interaktive Evaluation, aber auch Redundanz und Retardierendes zugleich aus sich hervortreibt. Genausowenig ist es aber auch verwunderlich, daß sich bei einem solchen, über einen längeren Zeitraum sich erstreckenden Prozess ein Consensus herausbildet, dem die Gefahr einer gewissen Hermetik anhaftet. Dies wurde als Erfahrung spätestens in den verschiedenen Formen der Ausenpräsentation immer dann deutlich, wenn intern erzeugte und geteilte

---

3 Dieses Material wurde noch einmal um eine Reihe von Interviews mit Managern und Nichtselbsthaften erweitert, die im Rahmen von Diplomarbeiten durchgeführt und bearbeitet wurden.

Selbstverständlichkeiten auf Unverständnis stießen und expliziert werden mußten: Das ist der Stoff, aus dem Schulen entstehen.

Insgesamt hatten sowohl die Unterschiedlichkeit der in sich jeweils relativ homogenen Untersuchungsgruppen als auch die jeweils individuell selektiven Forschungsinteressen zur Folge, daß die Rekonstruktion der empirischen Arrangements von Lebensführung nicht einem einheitlichen Konstruktionsschema folgte. Vielmehr paßte sie sich den gruppenspezifischen Problemlagen und Verarbeitungsformen an, wobei das jeweils dominante Strukturmuster zum perspektivischen Fluchtpunkt der Darstellung gewählt wurde (vgl. Teil II). Ein solcher Fluchtpunkt ist bei den Journalistinnen und Journalisten das biographisch, beruflich und alltagspraktisch im Vordergrund stehende Problem der Fragilität und Offenheit von Optionshorizonten, bei den niederbayerischen Schichtarbeitern das komplementäre Problem der Stabilität und Geschlossenheit ihrer Lebenskonstruktion. Für die Verkäuferinnen auf dem Lande dagegen bestimmt die Sorge für andere den Zuschnitt ihrer traditionell fundierten Lebensführung. Die Lebensführung von Altenpflegerinnen und Altenpflegern repräsentiert ganz unterschiedliche Lösungen des Problems der Vereinbarkeit von spezifischen beruflichen Anforderungen und traditional oder modern orientierten Lebensplänen und Ansprüchen. Die Lebensführung der Arbeiterinnen und Arbeiter sowie Angestellten des Großkonzerns wiederum steht unter dem Diktat ihrer Orientierung an den in sich widersprüchlichen Maximen von Sicherheit und Karriere. Die Lebensführung der Operatorinnen und Operatoren schließlich erweist sich als eine Variation von Arrangements, die eine Orientierung an beruflicher Mobilität mit dem Festhalten an eher konventionellen Formen des Privatlebens ausbalancieren.

## Teil II

### Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung und ihre Grundlagen

## 5. Umgang mit Offenheit: Methoden und Orientierungen in der Lebensführung von JournalistInnen *Luise Behringer, Karin Jurczyk*

### 5.1 Die Untersuchungsgruppe

Die beschleunigte Erosion standardisierter und lange unhinterfragter Arbeits- und Lebensbedingungen, die Öffnung von Optionshorizonten einerseits, die Pluralisierung und Differenzierung der Möglichkeiten, das Leben zu gestalten, andererseits, werden in den gegenwärtigen Sozialwissenschaften als zentrale Bestandteile des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses thematisiert. Sie führen zu mehr Offenheit, Kontingenz und Unsicherheit in den Arbeits- und Lebensbedingungen, was immer eine Begleiterscheinung von Modernisierung war, zur Zeit jedoch in besonderer Weise zu kumulieren scheint. Wie aber werden solche Veränderungen in der alltäglichen Lebensführung verarbeitet, inwieweit sind sie von den Subjekten selbst intendiert und welche Licht- und Schattenseiten haben sie? Auf der Suche nach einer Gruppe mit relativ offenen Arbeits- und Lebensbedingungen, sowohl hinsichtlich der Arbeitszeit als auch hinsichtlich der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, schienen uns freiberufliche JournalistInnen zur Beantwortung dieser Fragen als Untersuchungsgruppe besonders geeignet. Dean an dieser Gruppe mit ihrem hohen Maß an Zeitsouveränität in der beruflichen Zeitlichkeitsregelung ließ sich untersuchen, wie im Vergleich zu den anderen Gruppen mit abweichenden, aber starren Arbeitszeiten (z.B. Konti-Schicht) die alltägliche Lebensführung aussieht, wenn die Arbeitszeit nicht oder nur teilweise extern vorgegeben ist. Die Frage war, welche Spielräume damit für die Gestaltung der beruflichen Arbeit und in der Folge für eine selbstbestimmte Lebensführung gegeben sind.

Daneben sprach ein weiteres Kriterium für diese Gruppe: Wir suchten Beschäftigte, die in Partnerschaft und mit Kind leben, und wir vermuteten, daß insbesondere die hochqualifizierten JournalistInnen, zumal dann, wenn beide Partner berufstätig sind, veränderte Muster der geschlechtsspezifischen

Arbeitsteilung praktizieren.<sup>1</sup> Im Zusammenhang mit einem hohen Maß an Zeitsouveränität, so unsere Unterstellung, wird die Etablierung neuer, nicht traditioneller Arrangements der Verbindung von Beruf und Familie erforderlich und möglich. Diese Spielräume, die durch die freie berufliche Zeiteinteilung geöffnet werden, sind durch die Auswahlkriterien Partnerschaft (mit einem/r berufstätigen PartnerIn) und Kinder zwar wieder eingeschränkt. Zu erwarten war dennoch, daß die beiden Faktoren – erhebliche Zeitsouveränität und hohe Qualifikation – einen deutlichen Veränderungsdruck auf die Lebensführung der JournalistInnen auch dann ausüben, wenn sie Kinder haben, deutlicher noch als bei den anderen Befragungsgruppen.

Mit ihren relativ offenen Arbeits- und Lebensbedingungen stellen die JournalistInnen einerseits eine Extremgruppe dar, weil bei ihnen gleich mehrere Entwicklungen zusammentreffen, andererseits sind sie prototypisch für gesellschaftliche Tendenzen der *Modernisierung der Moderne*, die als Erosion fixierter traditioneller geschlechtlicher Rollen und Arbeitsteilungsmuster, als Auflösung des Standards fester Arbeitszeiten, als Infragestellung traditioneller Werte, als Verfolgung selbstentwerfener biographischer Werdegänge und als Individualisierung charakterisiert werden können. Die prägnanten Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Bedeutung und Verarbeitung dieser offener werdenden Arbeits- und Lebensbedingungen machen gleichzeitig die nach wie vor hohe Relevanz des Faktors „Geschlecht“ als gesellschaftlicher Strukturkategorie deutlich, auch wenn die konkrete Gestalt des Geschlechterverhältnisses Modifikationen erfährt. In dieser Gruppe kumulieren soziale Entwicklungstrends, die bislang nur für Teilgruppen der Gesellschaft zutreffen, gemäß übereinstimmender Prognosen aber von langfristig zunehmender Bedeutung sein werden (Hettlage 1992, Voß 1993).

Es wurden 31 JournalistInnen, davon 14 Männer und 17 Frauen, interviewt. Sie leben in Partnerschaft, haben Kinder, die im gleichen Haushalt wohnen<sup>2</sup>, ihr Umkreis ist ein städtisches Milieu, zum Teil die Großstadt selbst, zum Teil deren Einzugsbereich, der auch städtisch geprägt ist.

---

1 Untersuchungen haben gezeigt, daß Änderungen traditioneller geschlechtsspezifischer Muster am ehesten in Abhängigkeit von höherer Qualifikation beider Partner, ausgeübter Berufstätigkeit auch der Frau, annähernd gleichem Verdienst der PartnerInnen und Zugehörigkeit zu jüngeren Geburtskohorten auftreten (Berger-Schmitt 1986).

2 Spezifiziert wurde das Kriterium „Partnerschaft“ als Zusammenleben mit einem Partner/einer Partnerin in einer gemeinsamen Wohnung, unabhängig vom Ehestand. Manche teilen sich die Betreuung ihres gemeinsamen Kindes stunden- oder tageweise mit ihren PartnerInnen, ohne aber (noch) zusammenzuwohnen bzw. sind alleinerziehend (vgl. ausführlicher Kap. 5.3 und Tabelle 4).

Diesen, zumindest von außen betrachtet, weitgehend homogenen familialen Lebenssituationen stehen heterogene berufliche Bedingungen und Aufgaben gegenüber: vom aktuellen Tagesjournalismus bis zum Schreiben auf Jahre angelegter Drehbücher, von sehr kurzfristigen Aufträgen bis zu lange im voraus feststehenden Moderationen (vgl. Kap. 5.2). Die Bezeichnung JournalistInnen steht zudem als Sammelkategorie für ganz unterschiedliche Arbeitsverhältnisse, die in der Spannweite zwischen privilegierten festen freien MitarbeiterInnen und Selbständigen bis zu weitgehend ungesicherten „Tagelöhnern“ liegen. Auch die Arbeitsbereiche und die konkreten Tätigkeiten der JournalistInnen sind unterschiedlich: Sie umfassen Rundfunk, Fernsehen, Printmedien; bearbeitet werden – in Form von Texten, Spielfilmen, Schulfunk-, Musik- und Regionalsendungen – Themen aus Literatur, Politik, Kultur sowie das aktuelle gesellschaftliche Geschehen.

Die Arbeitsbedingungen im Journalismus machen es allerdings aufgrund der Unabgesichertheit und der Anforderungen an Mobilität und Einsatzbereitschaft generell schwierig, einen Alltag mit Kindern zu leben. Der Anteil der freien bzw. festen freien MitarbeiterInnen im Medienbereich mit Kindern ist entsprechend eher gering.<sup>3</sup> Doch nicht eine bestimmte Variante der journalistischen Tätigkeit, sondern die Frage nach der Verarbeitung von selbstbestimmbaren variablen Arbeitszeiten sowie von ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen und -perspektiven in der Lebensführung standen im Vordergrund der Untersuchung, für die die Arbeit im Medienbereich nur prototypisch ist. So ist das vorgefundene breite Spektrum von konkreten Arbeitsbedingungen und Tätigkeiten lediglich typisch für die Vielfältigkeit innerhalb des Journalismus. Die Verteilung der befragten JournalistInnen nach sozialstatistischen Merkmalen zeigt Tabelle 4.

---

3 Es gibt kaum Daten zu Anzahl und konkreten Beschäftigungsverhältnissen im Bereich des freiberuflichen Journalismus, insbesondere im Zusammenhang mit Familienstand und Kinderzahl. Bei dem öffentlich-rechtlichen Sender, für den der größere Teil unserer Befragten arbeitet, liegt nach Aussage der Honorarabteilung der Anteil von festen freien JournalistInnen mit Kindern bei etwa 25%. Für die freien JournalistInnen liegen keine Zahlen vor. Bei einer Untersuchung über festangestellte JournalistInnen in den tagesaktuellen Medien Berlins lag der Anteil bei den Männern mit Kindern wesentlich höher (ca. 50%), bei den Frauen niedriger (ca. 20%) (Schulz/Amend 1993).

Tab. 4: Verteilung der befragten JournalistInnen nach sozialstatistischen Merkmalen (n = 31)

Variable*	Ausprägung	Anzahl
Geschlecht	männlich:	14
	weiblich:	17
Alter	bis 30 Jahre:	2
	über 30 Jahre bis 40 Jahre:	19
	über 40 Jahre bis 50 Jahre:	10
	über 50 Jahre:	-
Nationalität	deutsch:	29
	sonstige:	2
Konfession	römisch-katholisch:	9
	evangelisch-lutherisch:	5
	sonstige:	1
	konfessionslos:	16
Soziale Herkunft (Beruf des Vaters**)	Arbeiter:	-
	Angestellter:	11
	Beamter:	5
	Selbständiger:	15
	Landwirt:	-
Schulbildung	ohne Schulabschluß:	-
	Hauptschulabschluß:	1
	Realschulabschluß:	4
	Abitur:	26
	sonstige:	-
berufliche Qualifikation	Anlernung ohne formalen Abschluß:	1
	Volontariat:	4
	Journalistenschule:	2
	Studium abgebrochen:	2
	Hochschule: Promotion:	19 3
Familienstand	ledig:	10
	verheiratet:	19
	geschieden:	2
	verwitwet:	-

Variable*	Ausprägung	Anzahl
Lebensform	mit (Ehe-)PartnerIn lebend:	24
	alleinerziehend:	5
	in Wohngemeinschaft lebend:	2
	alleine lebend:	-
Beruflicher Status des Partners/der Partnerin	erwerbstätig (Vollzeit):	19
	erwerbstätig (Teilzeit):	4
	Hausfrau/-mann:	4
	nicht zutreffend, weil ohne PartnerIn:	4
Haushalte mit/ohne Kinder	kein Kind:	-
	1 Kind:	12
	2 Kinder:	12
	3 Kinder:	4
	4 Kinder und mehr:	3
Haushalte mit Kindern	unter 6 Jahre:	20
	unter 16 Jahre:	15
	über 16 Jahre:	4
Wohnmilieu	dörflich:	1
	kleinstädtisch:	1
	größtstädtisch:	29
Wohnart	Wohneigentum:	9
	Mietwohnung/-haus:	
	davon mit einer Miethöhe ...	
	bis 1.000 DM:	8
über 1.000 DM bis 2.000 DM:	13	
über 2.000 DM:	1	
* Die Merkmale „Dauer der jetzigen Tätigkeit“, „Betriebszugehörigkeit“ und „Familieneinkommen“ können aufgrund der Freiberuflichkeit dieser Berufsgruppe und der teilweise ungenauen oder fehlenden Angaben (z.B. beim Einkommen) nicht dargestellt werden; genaueres siehe im Anhang zur Gruppenbeschreibung.		
** Obwohl auch die Mütter der befragten JournalistInnen zum überwiegenden Teil einen Beruf erlernt haben, bestimmen wir die soziale Herkunft über den Beruf des Vaters, da die Mütter entweder ihrem erlernten Beruf nicht nachgingen oder in einer, vom sozialen Status her betrachtet, vergleichbaren beruflichen Position tätig waren/sind.		

## 5.2 Rahmenbedingungen alltäglicher Lebensführung

### 5.2.1 Allgemeine Lebenssituation

Die Lebensführung dieser Gruppe ist entscheidend geprägt von den Bedingungen des städtischen Umfeldes. Die JournalistInnen sind durch ihren Arbeitsplatz an die Stadt gebunden, selbst wenn ihr Wohnort am Rande der Großstadt oder auf dem Land liegt. Aber auch dadurch, daß ihr gesamter Lebenszuschnitt, ihre Orientierungen, ihre Arbeitsteilungsmuster von traditionellen Vorgaben, wie ein 'ordentliches' Leben für eine Frau bzw. einen Mann aussehen sollte, tendenziell eher abweichen, sind sie auf die Möglichkeiten städtischen Lebens angewiesen. Nach wie vor gilt: „Stadtluft macht frei“, denn die Mechanismen der sozialen Kontrolle sind hier durchlässiger und die Möglichkeiten, Gleichgesinnte zu finden, in der heterogen zusammengesetzten städtischen Population um vieles größer. Das Städtische ihrer Lebensführung zeigt sich auch im Muster sozialer Einbindung. Die JournalistInnen leben nicht, wie die Befragten auf dem Land, in einem gewachsenen Netz von Verwandten und Nachbarn, sondern knüpfen sich ihre Netze nach ganz individuellen Bedürfnissen und Notwendigkeiten (Behringer 1993). Diese Netze werden für den beruflichen wie für den familialen Bereich geknüpft, denn oftmals kommen Aufträge kurzfristig über kollegiale Beziehungen zustande, können aber nur bearbeitet werden, wenn die Kinderbetreuung in einem sozialen Netz auch spontan organisiert werden kann. Das Netz zur Betreuung der Kinder muß – unabhängig davon, wie die Kinderbetreuung innerhalb der Familie geregelt ist – meist von den Frauen allein hergestellt und aufrechterhalten werden, was einen hohen Kraft- und Zeitaufwand erfordert. Das soziale Netzwerk ist eher locker, spannt sich über weite räumliche Distanzen, ist oft von Veränderungen betroffen und aufgrund geringerer Verbindlichkeitsgrade als Verwandtschaftsbeziehungen als Ressource zur Kinderbetreuung sehr störanfällig. Die Einbindung in ein soziales Netz ist trotz des damit verbundenen Aufwands v.a. für Frauen – neben Kindergarten, Schule etc. – für die Kinderbetreuung unabdingbar. Denn ohne ein zusätzliches, individuell tragfähiges Netz ist die Ausübung einer Berufstätigkeit, die sowohl in ihrer zeitlichen als auch inhaltlichen Intensität derart wechselhaft ist, nahezu unmöglich.

Die Vielfalt der kulturellen, intellektuellen, politischen und sozialen Anreize und Eindrücke der Großstadt, die Möglichkeit unterschiedlichster beruflicher und auch anderer menschlicher Kontakte sind gleichzeitig Bedingung für die journalistische Arbeit und Ausdruck des Lebensgefühls der Befragten. Sie führen bisweilen auch zu einer „Überreizung“ und Überbean-

spruchung allein schon durch die dauernde Präsenz unterschiedlichster Optionen und Angebote, die Unruhe und Bewegung in den Alltag bringen.

„Ich denke das ist falsch, wie wir leben. So, daß diese Stadt uns auch gierig macht, daß wir alles erleben müssen, daß wir nicht so'n ruhiges Leben führen können, ohne viele Reize. Diese Stadt gibt auch so viele Reize. Wenn (es) ein Konzert gibt, dann müssen wir hin, Theater, da müssen wir hin und dann diese Autofahrten, das ist unmöglich. Ich stell' mir vor, wenn wir in einem kleinen Dorf leben würden, würden die Kinder allein raus gehen, auf der Straße spielen, wieder zurück, ich bräuchte sie nicht abzuholen von irgendwo und eine Stunde im Auto zu sitzen. Daß ich vielleicht auch mehr mich besinnen könnte ... Andererseits, ich weiß nicht, ob ich das könnte.“ (J 3).

Einen großen Anteil an der Unruhe im Alltag haben die vielen täglichen Wege, sei es zum Arbeitsplatz oder auch zum Kindergarten und zur Schule. Dies hängt nicht nur mit der räumlichen Komplexität und Differenzierung der Großstadt zusammen, sondern auch mit den elterlichen Einstellungen, die wiederum als typisch städtisch-modern zu kennzeichnen sind. Bei der Wahl der Schule z.B. entscheidet man sich aufgrund eines hohen sozialen und intellektuellen Anspruchsniveaus häufig nicht für die nächstgelegene Institution, sondern für diejenige, die am besten zu den eigenen Orientierungen bzw. Bedürfnissen paßt (z.B. für eine Ganztagschule oder eine Schule mit bestimmter pädagogischer Ausrichtung). Und auch die FreundInnen – die eigenen und die der Kinder – wohnen nicht unbedingt an der nächsten Ecke, sondern in anderen Stadtteilen, die aufgrund der großen Verkehrsdichte manchmal mühsamer zu erreichen sind als das nächste Dorf für die ländlichen BewohnerInnen. Notwendig gewordene Mobilität, die aber meist mit innerer Flexibilität konvergiert, ist typisch für den Alltag der Befragten: Es wird als selbstverständlich angesehen, häufig unterwegs zu sein. Die Lebensführung der JournalistInnen unterliegt einem permanenten Druck zur Beschleunigung, der von ihnen selbst forciert wird (Jurczyk 1992).

Der Lebensstandard dieser Gruppe ist entsprechend den variierenden beruflichen Situationen und Beschäftigungsverhältnissen ebenfalls eher inhomogen. Im Gegensatz zu den anderen Gruppen des Samples zeigen sich deutliche Unterschiede bei den finanziellen Ressourcen. Das Einkommen reicht vom Existenzminimum bis zu einer fünfstelligen Summe. Was die räumliche Ausstattung angeht, so wohnen manche der Befragten in einer kleinen Wohnung, andere in einer Villa mit parkähnlichem Garten, und etliche sind im Besitz von Ferienwohnungen oder -häusern. Manche haben

Zweit- und Drittwagen, andere besitzen aus Prinzip, aber auch aus Geldmangel, lediglich ein Fahrrad.

Eine wichtige Bedingung, um diesen Beruf auch mit familialen Verpflichtungen ausüben zu können, ist eine großzügige räumliche Ausstattung. Ausreichend Raum ist für die Abwicklung der beruflichen Arbeit innerhalb der eigenen privaten Wohnung entscheidend. Eigene Arbeitszimmer, möglichst separiert vom Rest der Wohnung, sind zwar generell eine Bedingung für ungestörtes Arbeiten, aber für die Frauen dieser Gruppe in besonderer Weise notwendig. Denn ihr berufliches Arbeiten ist aufgrund ihrer familialen Zuständigkeit prinzipiell stör- und unterbrechungsanfällig und die Familie ist ohnehin kognitiv und emotional ständig präsent; verfügen sie nicht über ein eigenes, abseits vom Trubel der Kinder gelegenes Arbeitszimmer, kommt zur inneren noch die äußere Unruhe hinzu.

Wenn die Familien am Rande der Großstadt oder auf dem Land wohnen, so haben sie keine räumlichen Probleme innerhalb der Wohnung, doch zeigt sich hier die Kehrseite des Privilegs eines „Lebens im Grünen“ in Form der vielen und langen Wege zu den beruflichen Orten, zu Behörden, zur Schule, zum Einkaufen. Diese Wege beanspruchen nicht nur Zeit, sondern sind auch mit Stress verbunden. Dagegen kann die Variante der im Zentrum der Großstadt lebenden JournalistInnen – häufig in schönen Altbauwohnungen – manchmal nahezu dörfliche Verhältnisse mit sich bringen, was die räumliche Nähe von Läden, Behörden etc. anbelangt, ohne aber die Negativseite der sozialen Kontrolle durch die Nachbarn einzuschließen. Hier tritt an die Stelle des familialen Netzwerkes die Nähe der vertrauten MitbewohnerInnen im Häuserblock oder im nächsten Straßenzug.

„Das ist mein Dorf hier. Das ist mir auch total wichtig, drum bleib' ich hier auch hängen ... die Ladenleut'..., der Spielplatz ..., der Kindergarten ..., die Schule ist ein bißchen weiter da oben und so meine Freunde und Freundinnen, also jedenfalls ein bestimmter Teil davon, sind wirklich rund um's Haus.“ (J 13).

### 5.2.2 Berufliche Situation

Die Arbeitsbedingungen der JournalistInnen unterscheiden sich nach ihrem Beschäftigungsverhältnis, nach der Anzahl ihrer beruflichen Standbeine und nach der Art ihrer Tätigkeit sowohl in inhaltlicher als auch in zeitlicher Hinsicht. Die verbreiteten „festen freien“ Arbeitsverhältnisse bedeuten eine verbindliche Vereinbarung über die Zuständigkeit für ein festes – kleineres oder größeres – Kontingent von Aufträgen im Rahmen von öffentlich-recht-

lichen und privaten Medienbetrieben, bei Rundfunk, Fernsehen und Printmedien.<sup>4</sup> Damit ist allerdings nicht gesagt, daß die Aufträge immer regelmässig anfallen, auch wenn dies zum Teil der Fall ist. Worauf sich die JournalistInnen aber verlassen können, ist die Sicherheit des Kontingents des Vorjahres, Gewährung von bezahltem Urlaub, Zahlung eines Familienzuschlags, Honorarfortzahlung im Krankheitsfall, Zuschüsse bei Schwangerschaft und eine bestimmte Kündigungszeit, allerdings ohne Kündigungsgrund.<sup>5</sup> Gänzlich freie Arbeitsverhältnisse bedeuten dagegen stets wechselnde Auftraggeber, was hohe Eigendisposition, aber auch große Unsicherheit und die Notwendigkeit der ständigen Suche nach Aufträgen bedeutet. Die freiberuflichen JournalistInnen haben keine Sicherheiten von seiten der Auftraggeber über das konkrete Projekt hinaus; selbst wenn sie bereits Jahrzehnte für eine Sparte tätig sind, kann dies mit dem Wechsel eines Redakteurs von heute auf morgen beendet sein. „Das ist halt ein so verdammt unsicheres Leben, ne, das kann sein, ich kann jetzt vielleicht mal für 6000.- Mark was schreiben, aber es kann sein, daß ich dann auch vier Monate nichts krieg'.“ (J 13).

Arbeitgeber der befragten „Festen Freien“ sind ein öffentlich-rechtlicher Sender sowie private Medienbetriebe. Ihr Arbeitsplatz ist jedoch zu unterschiedlichen Anteilen dort, zu Hause, „vor Ort“ bei der Recherche. Je nach Auftragslage im festen freien Arbeitsverhältnis entscheidet sich, ob die JournalistInnen nur für eine Redaktion tätig sind. Dies ist in der Regel der Fall, wenn sie damit ausreichend gut verdienen. Ansonsten bedeutet dieses Arbeitsverhältnis lediglich die Sicherung eines Existenzminimums und sie übernehmen darüber hinaus zusätzliche journalistische Aufträge oder ganz andere Nebentätigkeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern. Noch

4 Der von den interviewten Personen gebrauchte Begriff „feste freie“ MitarbeiterInnen ist arbeitsrechtlich bedeutungslos. Korrekt müßte es heißen „arbeitnehmerähnliche Personen nach §12a Tarifvertragsgesetz“ (TVG). Frühestens neun Monate nach Beginn einer regelmäßigen Tätigkeit besteht ein Anspruch auf ein arbeitnehmerähnliches Rechtsverhältnis, allerdings muß von den berechtigten Personen selbst ein Antrag auf Anerkennung als arbeitnehmerähnliche Person gestellt werden. Es endet automatisch, wenn eine Person von sich aus ohne wichtige Gründe in einem Jahr geringere Einkünfte erzielt. Für Tageszeitungen gilt eine entsprechende Regelung (IG Medien, Tarifvertrag 1993). Laut unseren befragten JournalistInnen werden diese Regelungen aber häufig nicht umgesetzt, da die betreffenden Personen über ihre Rechte nicht informiert sind bzw. werden.

5 Kündigungszeiten betragen bei dieser Rundfunkanstalt je nach Zugehörigkeit zwei bis höchstens 15 Monate, ab 20 Jahren regelmäßiger Tätigkeit ist eine Kündigung jedoch nur aus wichtigem Grund möglich. Bei den Tageszeitungen bestehen kürzere Kündigungszeiten.



deutlicher zeigt sich eine Tendenz zur Mehrfachbeschäftigung bei den gänzlich freien JournalistInnen, denn sie können sich nicht auf nur einen ihrer Auftraggeber verlassen und haben deshalb immer mehrere berufliche Standbeine.

Wenn auch die Arbeitsbedingungen und das Einkommen stark differieren, so zeigt sich doch eine hohe Zufriedenheit mit der beruflichen Tätigkeit bei den befragten JournalistInnen. Für sie stellt die berufliche Arbeit einen zentralen Wert in ihrem Leben dar, sie ist ein fester Bestandteil ihres Lebensentwurfs. Die weitgehende Selbstbestimmtheit in der Themenwahl trägt entscheidend dazu bei, daß sie sich – zumindest von der inhaltlichen Seite her – stark mit ihrem Beruf identifizieren: Sie sehen ihre Arbeit als ihr Leben – „das entspricht mir 100%, ... da lieg' ich schon richtig, aber mit dem freien Arbeiten, im großen ganzen fällt es mir sehr schwer.“ (J 20).

Die Arbeitsbedingungen werden von einigen der Befragten positiv eingeschätzt, von einigen aber auch heftig kritisiert. Guten bis sehr guten Bedingungen beim Fernsehen und Hörfunk stehen zum Teil sehr schlechte Bedingungen in den Printmedien gegenüber.<sup>6</sup> Niedrige Honorare und schlechte Zahlungsmoral der Auftraggeber v.a. bei den Printmedien tragen mit dazu bei, daß freie JournalistInnen in diesem Bereich einer großen Unsicherheit ausgesetzt sind. Die Verfügung über einen gewissen Sockel an materiellen Ressourcen wie Geld oder Besitz ist deshalb eines der Kriterien dafür, ob die mehr oder weniger freiberufliche Existenz dennoch als hinreichend sicher und zufriedenstellend wahrgenommen werden kann oder nicht.

Von der Art der konkreten Tätigkeiten (Kurzbeiträge, langfristig angelegte Projekte) hängen die Arbeitsrhythmen ab. Den JournalistInnen werden keine Arbeitszeiten vorgegeben, sondern ihnen bleibt selbst überlassen, wie, zu welchen Zeiten und unter welchen Bedingungen sie ihre Produkte (Drehbücher, Texte für Sendungen, Artikel etc.) erstellen. Für sie zählt letztlich nur der Abgabetermin, den sie mit dem Abnehmer des Produkts, also der Rundfunkanstalt oder der Zeitschrift, vereinbart haben. Der Zeitraum dazwischen kann eine Woche, aber auch ein halbes Jahr betragen und gibt dementsprechend eine eher kurzzyklische oder grobe, weit gestreckte Struk-

tur des Planungshorizontes vor. Es können einerseits projektförmige Arbeiten unterschieden werden, die auf einen längeren Zeitraum hin angelegt sind, und andererseits Kurzbeiträge. Beide Formen können in regelmäßigen Intervallen wiederkehren und somit einen zyklischen Rhythmus von beruflicher Arbeit und anderen Tätigkeiten bilden, sie können aber auch in unregelmäßigen Abständen aufeinanderfolgen.

### 5.2.3 Familiäre Situation

Die Befragten leben mit anderen Personen – ihren Kindern, ihren PartnerInnen – in einer Familie zusammen; „Familie“ hat hierbei allerdings die unterschiedlichsten Formen und Bedeutungen, die sich oft von der sogenannten Normalfamilie unterscheiden. Das Spektrum reicht von der Form des ehelichen oder nichtehelichen Zusammenlebens in einer gemeinsamen Wohnung über die Variante, daß die Erwachsenen mehrere Wohnungen bewohnen und damit die Möglichkeit haben, phasenweise getrennt zu wohnen bzw. zu arbeiten, bis zu solchen Fällen, wo sich die PartnerInnen die Betreuung ihres gemeinsamen Kindes stunden- oder tageweise teilen, ohne aber (noch) zusammenzuwohnen. Diese vielfältigen Arrangements machen darauf aufmerksam, daß sich hinter den gängigen Begriffen Familie, Alleinstehend, Alleinerziehend oder Partnerschaft sehr unterschiedliches verbirgt, sowie darauf, daß solche privaten Lebensformen häufig transitorische Stadien darstellen bzw. im Umbruch begriffen sind: Von den drei befragten alleinerziehenden Frauen hat sich z.B. eine erst kurz vor dem Interview von ihrem Partner getrennt und teilt sich die Betreuung des gemeinsamen Kindes mit ihm. Das gleiche Arrangement besteht auch bei einem Mann, der sich die Kinderbetreuung mit seiner ehemaligen Frau teilt, die einige Strassen weiter wohnt. Er hat eine neue Freundin, mit der er aber (noch) nicht zusammenlebt. Die anderen beiden alleinerziehenden Frauen haben einen Partner, der im Alltagsleben jedoch insofern keine Rolle spielt, als keine gemeinsame Wohnung und auch keine gemeinsame Verantwortung für die Kinder besteht. Solche im Detail komplizierten Arrangements werden in unterschiedlichen Modifikationen angetroffen.

Alle befragten JournalistInnen haben überwiegend ein oder zwei Kinder, eine für Großstädte typische Kinderzahl. Auffallend ist, daß auch einige Familien drei und mehr Kinder haben, daß dementsprechend der Betreuungsaufwand für Kinder, v.a. für die unter zwölf Jahren, relativ hoch ist (vgl. Tabelle 4).

Im Vergleich zu den anderen Gruppen des Samples haben die befragten JournalistInnen keine bedürftigen Personen wie alte oder kranke Angehörige.

<sup>6</sup> „Freiberuflichkeit bedeutet für zwei Drittel der Journalisten die Freiheit der Verlage, sich nicht an Tarifverträge, Arbeitszeitregelungen oder Kündigungsschutzklauseln halten zu müssen. Abmachungen erfolgen meist mündlich, den Preis des Produktes diktiert der Kunde. Die Verlage zahlen, was „üblich“ ist. Und üblicherweise wird die Leistung Freier Journalisten von den Printmedien schlecht honoriert.“ (Hausmann 1992: 33).

ge in ihrem näheren Umfeld zu versorgen. Dies liegt entweder daran, daß sie als „Zugezogene“ ihre Herkunftsfamilie an einem anderen, oft weit entfernten Ort haben oder daß dafür professionelle Pflegepersonen oder Dienste in Anspruch genommen werden. Auch dies ist ein Indiz für mobile und individualisierte Lebensverhältnisse. Die Verwandtschaft spielt als belastender Teil ihres Netzwerkes im Alltag kaum eine Rolle; sie ist in diesem Zusammenhang kein Thema im Alltag, zumindest in der derzeitigen Phase des Lebens. Auch als entlastende Personen im Alltag werden Verwandte nur selten genannt, denn nur in wenigen Fällen leben diese auch am selben Ort und stellen eine wichtige Ressource für die Kinderbetreuung dar. Dennoch kommt es immer wieder vor, daß die aus der Ferne anreisende Großmutter den letzten „Notnagel“ in einer prekären Situation darstellt, wenn es keine weitere Betreuungsmöglichkeit für die Kinder vor Ort gibt.

Dafür greifen die JournalistInnen, die es sich finanziell leisten können, auf eine Entlastung durch bezahltes Personal in Haushalt und Familie zurück. Die Kinderfrau, die Putzfrau etc. sind die entscheidenden Ressourcen der alltäglichen Lebensführung, um die Anforderungen, die aus der Berufstätigkeit *beider* Partner resultieren, bewältigen zu können (Odierna 1993, Rerich 1993b). Die Arrangements zur Bewältigung der familialen Arbeit reichen von einer – bedarfsorientierten oder regelmäßigen – stundenweisen Mithilfe im Haushalt oder zur Kinderbetreuung, über eine feste Anstellung als Kinderfrau bis zu einer Integration in die Familie (z.B. als *au-pair*), wenn es die räumlichen Verhältnisse erlauben. Diese letztgenannte Form gewährleistet den Eltern optimale Flexibilität für ihre eigene Berufstätigkeit und erleichtert die Überbrückung auch längerer Abwesenheitszeiten, die im Journalismus immer wieder relativ kurzfristig notwendig sind.

Die Arbeitsteilungsmuster zwischen den PartnerInnen differieren sehr stark, sowohl was das zeitliche als auch das sachliche Engagement angeht. Sie liegen in der Bandbreite von gleicher Zuständigkeit beider PartnerInnen innerhalb der Bereiche Beruf, Familie und Haushalt bis zu einer Arbeitsteilung nach traditionellem Muster, bei der der Mann die Rolle des Familienernährers innehat, die Frau Haushalt und Kinder versorgt und ihre Berufstätigkeit nur soweit ausüben kann, soweit diese nicht an den „eigentlichen“ Aufgabenverteilungen rüttelt. Allen Varianten gemeinsam ist, daß die Verteilung der Zuständigkeiten nicht umstandslos traditionellen Vorgaben folgt, sondern zwischen den Partnern ausgehandelt wurde und sich je nach Situation oder Phase im Lebenslauf wieder verändern kann. Eine reflexive Auseinandersetzung mit traditionellen Vorgaben ging in der Regel auch dann voraus, wenn sich letztlich doch das klassische Muster der Arbeitsteilung durchsetzte bzw. die Interessen des Mannes entweder sachlich begründet

(höherer Verdienst) oder hierarchisch (Pochen auf Vorrechten) stärkeres Gewicht hatten.

Der familiäre Alltag der JournalistInnen erfordert ein hohes Maß an Organisations- und Abstimmungsleistungen zwischen den PartnerInnen, aber auch mit den Kindern. Probleme der Koordination und Abstimmung in der Familie verdoppeln sich in den Fällen, wo auch die berufliche Situation der Partnerin/des Partners durch offene zeitliche Bedingungen gekennzeichnet ist. Allerdings finden sich hier die wenigen Konstellationen, wo egalitäre Orientierungen auch im Alltag umgesetzt werden.

Ob die familiäre Arbeitsteilung, unabhängig davon, wie sie genau gehandhabt wird, als belastend, ungerecht, hierarchisch geregelt oder gelingend und zufriedenstellend erlebt wird, hängt entscheidend von den Ressourcen der Familien ab. Verfügen sie über genügend Einkommen, um sich Entlastung durch eine Kinderfrau zu verschaffen, ist das familiäre Arrangement oft ein weniger großes Problem. Gleiches würde gelten, wenn auf eine jederzeit verfügbare Großmutter zurückgegriffen werden kann.

#### 5.2.4 Biographischer Hintergrund

Die befragten JournalistInnen kommen fast ausnahmslos aus mittelständischen Familien. Häufig kommt es zudem vor, daß bereits die Eltern als Selbständige oder Freiberufler arbeiteten (vgl. Tabelle 4), was möglicherweise eine frühe familiäre Einübung in den Umgang mit offenen Arbeitsbedingungen darstellt. Da es im Journalismus keinen institutionalisierten Ausbildungsgang gibt, sondern ein breites Spektrum von Wegen, sind die beruflichen Verlaufsmuster sehr unterschiedlich.<sup>7</sup> Sie lassen sich jedoch in zwei Varianten typisieren:

- erstens eine kontinuierliche Entwicklung über Schule, Studium in den Bereich des Journalismus. Auch ein Studienabbruch ist hier nicht als Bruch zu werten, da die Abbrecher während des Studiums in den Bereich des Journalismus hineingerutscht sind und zu diesem Zeitpunkt schon relativ gut im Geschäft waren;<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Zu sozialer Herkunft, Vorbildung und Berufsweg von JournalistInnen siehe z.B. Langenbacher/Mahle (1974).

<sup>8</sup> Interessant ist aber, daß anscheinend weitaus mehr Männer als Frauen ohne Studienabschluß in den Journalismus „hineinrutschen“. Vgl. Schulz/Amend (1993), wonach 77% der festgestellten Frauen und nur 44% der Männer bei den tagesaktuellen Medien in Berlin ein abgeschlossenes Studium haben.

- zweitens eine diskontinuierliche Entwicklung mit verschiedensten beruflichen Vorerfahrungen, auch verschiedenen Ausbildungen, die nach einer bestimmten Zeit abgebrochen wurden, um wieder etwas Neues auszuprobieren. Mit der journalistischen Tätigkeit war das Suchen schließlich beendet, ein „Traumberuf“ – zumindest was die inhaltliche Seite betrifft – gefunden. Veränderungswünsche jedenfalls werden jetzt fast ausschließlich innerhalb des Journalismus geäußert. Es gilt zwar auch weiterhin, etwas Neues auszuprobieren, aber das sollte im weitesten Sinn im Bereich des Journalismus bleiben.

Obgleich alle Befragten am Ziel der Selbstverwirklichung über den Beruf ausgerichtet sind, landen die einen eher direkt im Journalismus, bei den anderen wird dieses Ziel erst über viele unterschiedliche Etappen erreicht.

Auch im privaten Bereich zeigen sich tendenziell zwei Muster: Biographien, die bereits durch viele Veränderungen gekennzeichnet sind und kontinuierliche Entwicklungen. Biographische Veränderungen stellen sich u.a. dar als ein- oder mehrmaliger Ortswechsel innerhalb Deutschlands sowie als kürzere oder längere Auslandsaufenthalte oder als eine Zuwanderung aus einem anderen europäischen Land. Verbunden sind solche Ortswechsel oft mit einer Trennung oder Scheidung vom Partner. Kontinuierliche private Entwicklungen weisen fast stationäre Züge auf: bereits in München aufgewachsen oder spätestens zum Studium hierher verschlagen, stabile Partnerschaften und langjährige Beziehungen.

Die biographischen Erfahrungen bewegen sich in einer großen Bandbreite zwischen festgefügt und flexibel, stationär und mobil, geradlinig und mäandrierend. Obgleich die entsprechenden Muster unterschiedlich bis gegensätzlich sind, münden sie doch alle in eine Biographiekonstruktion, in der der Aspekt der Veränderung und Offenheit sehr stark betont wird, auch bei denen, die bisher eher geradlinig ihren Weg gegangen sind. Auffallend im Vergleich zu den anderen Gruppen ist die Offenheit der biographischen Perspektive. Während z.B. die Schichtarbeiter in der Industrie davon ausgehen, daß sie bis zu ihrer Verrentung im gleichen Betrieb an der gleichen Maschine bleiben und im günstigsten Fall in die Tagschicht überwechseln werden (vgl. Kap. 6), betonen die JournalistInnen gerade, daß es sich bei ihnen um Momentaufnahmen handelt, daß sich immer wieder etwas verändern kann oder auch muß. „So is' es momentan, ich weiß nich', so war's vielleicht vor'm Jahr nich' und vielleicht wird's auch in einem Jahr nich' so sein, aber momentan is' es so.“ (J 26). Das Bedingungsgefüge für Veränderungen ist sehr komplex. Die Bedingungen können beruflicher Art sein: Themen, Bezugsgruppen, Wechsel in andere Redaktionen oder Berufsfelder,

Ausstieg – oder aber sie sind privater Art: Trennung, neue Lebensform, Ortswechsel. Sie können unabhängig voneinander sein, sich aber auch gegenseitig beeinflussen, sie können von eigenen Veränderungswünschen oder -notwendigkeiten ausgehen, aber auch von denen der PartnerInnen. Wirkt das Leben und die biographische Situation der Industriearbeiter unseres Samples bei den 30jährigen manchmal bereits stationär und festgelegt, so scheinen dagegen selbst bei den 45jährigen JournalistInnen noch alle Perspektiven offen – zumindest in der Selbstwahrnehmung der Befragten. Selbst wenn die faktischen Bedingungen dagegen sprechen würden, so stellt für sie die zumindest prinzipielle Möglichkeit, daß sich vieles in ihrer Lebensführung immer wieder ändern kann, einen zentralen und meist positiv besetzten Teil ihrer biographischen Konstruktion dar.

### 5.3 Zum Umgang mit offenen Arbeits- und Lebensbedingungen

Die Lebens- und Arbeitssituation der JournalistInnen ist in vielerlei Hinsicht durch Offenheit gekennzeichnet. Dabei wird Offenheit nicht als Beliebigkeit verstanden, sondern als Kontingenz im systemtheoretischen Verständnis, d.h. des immer auch anders Möglichen.<sup>9</sup> Offenheit in diesem Sinne findet sich bezüglich der beschriebenen Rahmenbedingungen des alltäglichen Lebens auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlicher Ausprägung:

- auf der Ebene der gegenwärtigen beruflichen Situation und der Beschäftigungsperspektive;
- auf der Ebene der Verfügung über Zeit;
- auf der Ebene der Zuständigkeiten innerhalb der Familie;
- auf der Ebene der sozialen Einbindung.

Die Offenheit der konkreten Lebensbedingungen korrespondiert, wie oben gezeigt, nicht nur mit einer Offenheit der biographischen Konstruktion, sondern auch mit den Orientierungen an Offenheit. Diese Offenheit der Orientierungen bezieht sich auf Berufliches wie Privates und kann sowohl Ausdruck einer bewußten Entscheidung als auch einer Anpassung an

<sup>9</sup> „Kontingenz ist der systemtheoretische Grundbegriff für 'dem System in einer bestimmten Situation selbst zur Verfügung stehenden Handlungsalternativen'“ (Arbeitsgruppe Soziologie 1992: 145).

schwierige Umstände sein. Auf jeden Fall wird Offenheit für Neues zum Prinzip erhoben, Traditionen und bislang gültige Selbstverständlichkeiten dienen bestenfalls als Gegenhorizonte, von denen man sich abgrenzen kann und die bisweilen dezidiert abgelehnt werden. Statt einer traditionellen Vorgabe für ein „richtiges“ Leben zu folgen, orientieren sich die JournalistInnen am Prinzip der Selbstverwirklichung. Sie machen es sich zur Aufgabe, für sich selbst ein je individuell richtiges Leben, eine je individuell gelungene Lösung zu finden. Offenheit als Leitidee durchzieht die Bereiche des Alltagshandelns, die gesamte Biographie und die Orientierungen, dabei durchdringen und bedingen sich die Offenheit der alltäglichen Arbeits- und Lebensbedingungen und der biographischen Perspektiven gegenseitig.

Die umfassende Offenheit der Lebenssituation eröffnet vielfältige Optionen der Alltagsorganisation, allerdings erfordert sie in der Folge auch die bewusste Entwicklung eigener Rhythmen und Methoden. Wenn feste externe Vorgaben wegfallen oder brüchig werden, müssen Eckpunkte der Lebensführung selbst gesetzt werden, die Person muß ihren Alltag bewußt gestalten und Ziele neu reflektieren. Sie muß – immer wieder aufs neue – selbst entscheiden bzw. aushandeln, welche Arbeiten sie übernimmt, wann sie arbeitet, wo sie arbeitet, mit wem sie sich abstimmen muß und welchen Sinn sie dem beimißt. Die Aufgabe jeglicher Lebensführung, Tätigkeiten in sachlicher, zeitlicher, räumlicher, sozialer und sinnhafter Hinsicht zu strukturieren (vgl. Voß 1991a), steigert sich unter der Bedingung von Offenheit auf ein Höchstmaß. Selbstverständlich wird damit nicht in Frage gestellt, daß Entscheidungen weiterhin stets in Auseinandersetzung mit den vorhandenen gesellschaftlichen Strukturen getroffen werden müssen, denn Vorgaben fallen nicht sämtlich einfach weg, sie verändern vielmehr ihre Qualität oder werden weniger rigide, andere bestehen daneben gleichzeitig nahezu unverändert weiter; sie alle bleiben jedenfalls relevante Bezugsgrößen für die Lebensführung.

Durch mehr Offenheit wird die Organisation des Alltags zu einer eigenen Anforderung. Vor allem die weiblichen Journalisten berichten, daß die Koordination der Aktivitäten und der Zeitabläufe – der eigenen und der gesamten Familie – einen großen Teil ihrer Zeit und Aufmerksamkeit einnimmt. Insbesondere für die Frauen werden die eröffneten Optionen für die Gestaltung des Alltags durch die Sorge für Kinder wieder eingeschränkt. Dennoch haben weibliche und männliche Journalisten – verglichen mit den anderen Gruppen – die größten Handlungsspielräume, innerhalb der Gruppe findet sich auch das breiteste Spektrum an unterschiedlichen Formen der Lebensführung.

Eine wichtige Rolle spielt dabei die Möglichkeit, selbst über Zeit bestimmen zu können. So ist in den egalitär orientierten Partnerschaften der Gruppe die zeitliche Selbstbestimmbarkeit der Arbeitssituation beider PartnerInnen beispielsweise gleichzeitig die Chance für das Praktizieren auch einer egalitären Arbeitsteilung. Dominieren aber hierarchische Orientierungen in den familialen Beziehungen, ändert auch die zweifache zeitliche Offenheit nichts an der Machtverteilung zugunsten der Männer. Offene zeitliche Bedingungen für beide lassen sich somit zwar als eine Chance für mehr Egalität lesen, nicht aber als Garantie. Diese Möglichkeiten müssen von den Personen erst praktisch ausgestaltet werden, damit sie sich auch zu ihrem Vorteil wenden können, was allerdings von Frauen und Männern unterschiedliche Anstrengungen erfordert. Dies liegt zum einen daran, daß sie unter unterschiedlichen Strukturbedingungen leben, zum anderen am geschlechtsspezifischen Inhalt dessen, was „Vorteil“ in der Lebensführung für Frauen und Männer jeweils bedeutet.

So formulieren beispielsweise die männlichen Befragten die Vorstellung eines „gelungenen“ Lebens als eine „Verbindung von Arbeit und Leben“, bei der durchaus auch eine partielle und selbstgesteuerte Durchmischung der Bereiche Beruf, Familie und Freizeit von Bedeutung ist: „Das ist ja auch das reizvolle an diesem Job, daß Leben und Arbeit nicht so getrennt sind wie woanders.“ (J 21). Die weiblichen Befragten dagegen thematisieren diesen Zusammenhang als „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“, für sie ist schon viel erreicht, wenn sie neben der kaum hinterfragten Arbeit für die Familie ihrem Beruf überhaupt einen Platz einräumen können: „Für mich ist eigentlich Karriere schon das, weil ich das auch miteinander vereinbaren kann.“ (J 7). Für die Frauen gilt der Alltag im Gegensatz zu den Männern dann als „gelungen“, wenn sie die aus ihrer Situation heraus bereits strukturell vorgegebene Vermischung der Bereiche zumindest zeitweise aufheben und ungestörte Zeiträume für ihre berufliche Arbeit etablieren können.

Gleichzeitig wird aber bei dieser Gruppe deutlich, daß Geschlechterunterschiede nicht als vorab differenzierende Konstante unterstellt werden dürfen, sondern als Resultat gesellschaftlicher Zuweisungsprozesse zu sehen sind. So ist deutlich geworden, daß sowohl Frauen als auch Männer ein Interesse an der Segmentierung von Arbeits- und Lebensbereichen haben, weil dies die Konzentration auf eine Tätigkeit ermöglicht und somit entlastend wirkt. Jedoch sind die sozialen Chancen, diese Interessen auch durchzusetzen, unterschiedlich verteilt.

Die umfassende Offenheit der Lebensbedingungen eröffnet also nicht nur Handlungsspielräume im Alltag, sie stellt auch neue und z.T. hohe Strukturierungsanforderungen an die alltägliche Lebensführung: Wo externe Vor-

gaben brüchiger werden, muß die Person zunehmend ihren Alltag selbst strukturieren. Das Konstruktionsprinzip der folgenden Typen der Lebensführung der JournalistInnen folgt deshalb der Frage des Umgangs mit Offenheit, die spezifiziert wird zum einen in die Methoden, mit denen sie ihren Alltag gestalten und zum anderen in die Orientierungen, die dabei handlungsleitend wirken.

Im folgenden wird also zur Beschreibung typischer Arrangements alltäglicher Lebensführung das Material nach zwei Dimensionen geordnet:

- den *Methoden* der Lebensführung und
- den *Orientierungen* und Ansprüchen, auf denen sie aufbauen bzw. durch die das gesamte Arrangement kognitiv abgestützt wird.

Aus diesem Vorgehen ergeben sich vier Typen der Lebensführung der Befragten, die am deutlichsten auf methodischer Ebene nach dem Ausmaß an Planung und Kontrolle, Segmentation und Vermischung der Lebensbereiche, vertrauensvollem Abwarten und Auf-Sich-Zukommen-Lassen unterschieden und auf einem Kontinuum von rigider Planung bis zu vertrauensvoller Situativität angesiedelt werden können. Natürlich kommen in jeder Lebensführung die jeweiligen methodischen Elemente in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen vor. Hier soll es jedoch darum gehen, besonders prägnante Muster, die um die Frage des „Wie“ der Lebensführung zentriert sind, herauszuarbeiten. Da es uns jedoch nicht nur darum geht, aufzuzeigen, wie die Personen ihr Leben führen, sondern auch, unter welchen spezifischen Bedingungen sie dies jeweils tun, werden die unterschiedlichen Ausprägungen der analysierten Lebensführungsmuster interpretiert vor dem Hintergrund der *zentralen Bereiche*, die in die Lebensführung integriert werden, der *Ressourcen*, die zur Verfügung stehen, und der *Biographie*.<sup>10</sup>

#### 5.4 Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung von JournalistInnen: Umgangsformen mit Offenheit

Die befragten JournalistInnen bedienen sich der Methodik von Rahmenplanung und flexibler Gestaltung, allerdings mit sehr unterschiedlichen Gewichtungen. Die am stärksten geregelte und im voraus geplante Lebens-

führung finden wir im Typus *Kontrolle*. Eine Abschwächung dieses Typus zeigt sich im Typus *Disziplin*. Hier wird von den Befragten zwar auch ein verbindlicher Rahmen gesetzt, innerhalb des Rahmens bestimmt aber eine überlegte Flexibilität, nicht Rigidität das Vorgehen im Alltag. Auf die Anforderungen des jeweiligen Lebensbereiches wird diszipliniert-flexibel eingegangen. Beim Typus *Akrobatik* wird ebenfalls ein Rahmen gesetzt, innerhalb dessen aber situativ, wechselnd und bisweilen sprunghaft gemäß eigenen Zielen, Interessen und Notwendigkeiten agiert wird. Die Ambivalenz und Mehrdeutigkeit der hier vorfindlichen Orientierungen und Lebenssituationen aufgrund gesellschaftlicher Widersprüche führt jedoch dazu, daß sich die Befragten nicht vorrangig diszipliniert auf ihre Tätigkeiten beziehen, sondern zwischen ihren Möglichkeiten hin- und herschwanken. Aufgrund ihrer Zerrissenheit befindet sich der Alltag in einem eher labilen Gleichgewicht. Beim Typus *Vertrauen* schließlich wird weitgehend auf eine Planung und die Etablierung von Regelmäßigkeiten verzichtet, da hier auf das Umfeld sowie auf die eigene Kompetenz, bei Bedarf handlungsfähig zu sein, vertraut wird.

##### 5.4.1 Typus *Kontrolle*: „Regeln, Rituale und Reviere ...“

Die hier vertretenen JournalistInnen begegnen der Offenheit ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen durch eine weitgehend zweckrationale Organisation des Alltags in der Weise, daß sie klare Regeln, zeitliche und sachliche Strukturen etablieren, die auf Dauer angelegt sind und dadurch, daß sie nicht ständig abgeglichen werden müssen, effizientes Arbeiten ermöglichen. Damit bemühen sie sich tendenziell und partiell um eine Schließung dieser Offenheit.

Herr Blumer (J 2), ein freiberuflicher Journalist, arbeitet als Autor und Regisseur meist an größeren Projekten und muß sich nur selten auf die Arbeitszeiten anderer einstellen. Er kann sich das, was er tut, wie und wann er es tut, weitgehend frei einteilen. Dafür hat er ein festes Muster etabliert, das ihm hochkonzentriertes und kontinuierliches Arbeiten ermöglicht. Er steht immer um 6.45 Uhr auf, am Wochenende nur geringfügig später, beginnt seine Arbeit um acht und arbeitet dann sehr intensiv am Schreibtisch immer bis mittags um zwölf. Er zwingt sich auch dann am Schreibtisch sitzen zu bleiben, wenn er nicht kreativ ist. Den Rest des Tages läßt er dahin laufen oder erledigt anfallende andere Tätigkeiten. Das geht jeden Tag so, außer sonntags, auch im Urlaub wird gearbeitet, dann allerdings nur zwei Stunden am Tag.

Mit dem Setzen verbindlicher Termine oder fester Zeitblöcke für die je spezifischen Tätigkeiten versucht Herr Blumer, die unstrukturierte Zeit zu kontrollieren und Ordnung zu schaffen. Ordnung bietet Sicherheit, indem sie den Alltag sowie die Zukunft erwartbarer und damit berechenbarer

<sup>10</sup> Bei der Beschreibung der Arrangements alltäglicher Lebensführung werden wir diese einzelnen Faktoren nicht immer genau in dieser Reihenfolge und nicht mit gleicher Gewichtung abhandeln, da dadurch die Unterschiedlichkeit und Lebendigkeit der einzelnen Typen besser zur Geltung kommt.

macht. Das hohe Maß an Zeitsouveränität, das objektiv gegeben ist, wird durch strikte Terminierung und Routinisierung zwar wieder abgebaut, dennoch unterscheidet sich der geregelte Umgang mit Zeit von vorgegebenen Arbeitszeiten dadurch, daß die Etablierung der zeitlichen Ordnung eigenen Bedürfnissen und Notwendigkeiten entspricht und auf Selbstbestimmung beruht. Die eigenen zeitlichen Spielräume sind subjektiv in der Weise verankert, daß Dauer und Lage der Arbeitszeiten selbst festgelegt werden und ein Ausbruch aus dem Zeitkorsett jederzeit möglich wäre, wenn es nur gewollt wäre.

Herr Blumer ist mit seiner Methode der zeitlichen Organisation seit Jahren sehr erfolgreich, das rigide Einhalten selbstgesetzter Regeln gibt ihm mangels äußerer Vorgaben Stabilität und ermöglicht eine immense Produktivität. Auch seine fünf bereits über zehnjährigen Kinder stellen kein Hindernis für seine Produktivität dar. „Fünf Kinder regieren sich selbst“, sagt er. Um diese erstaunliche Aussage einordnen zu können, ist es wichtig daran zu erinnern, daß die Kinder alle zur Schule gehen, seine Frau ab mittag zu Hause ist und in den betreuungsintensiven Phasen eine Großmutter zur Verfügung stand. Die Teile der Versorgung der Kinder, für die er zuständig ist, sind, wie die berufliche Tätigkeit, streng methodisch geregelt. Alles was er an familialen Aufgaben übernimmt, folgt einem exakten Tagesablauf und greift nicht auf seine Arbeitsphasen über. Er macht z.B. täglich zur gleichen Zeit das Frühstück und ist zur Mittagszeit stets anwesend. Ebenso routinisiert ist das Einhalten einer Stunde Ruhepause zur täglich gleichen Zeit am Nachmittag.

Das klare bis starre Muster seiner Lebensführung ist seine Antwort auf die projektförmige Tätigkeit als Regisseur und Autor, bei der nur in einigen Arbeitsphasen regelmäßig Termine mit anderen Personen koordiniert werden müssen, ansonsten die Zeit frei eingeteilt werden kann.

Doch auch andere Bedingungen, z.B. wenn die konkrete Tätigkeit eine solche Kontrolle der unstrukturierten Zeit durch regelmäßige Arbeitsblöcke nicht zuläßt, führen nicht zwangsläufig zu Chaos. Die JournalistInnen, die das Bedürfnis nach einem berechenbaren und vorhersehbaren Alltag haben, etablieren lediglich andere Kontrollmechanismen.

Herr Hohl (J 19) arbeitet als freier Journalist beim Hörfunk, für den er überwiegend 8-Minuten-Sendungen produziert. Zwei Beiträge wöchentlich stellen ein Minimum dar, um finanziell überleben zu können. Zusätzlich hat er sich andere berufliche Standbeine zugelegt. Er kann zwar weitgehend frei über seine Zeit verfügen, erlebt dies aber äußerst ambivalent. Freiheit bedeutet Unsicherheit, und diese kann er nur ertragen, indem er seinen Alltag sehr stark plant. Zudem weiß er, daß er sich bei einer situativen Lebensführung nur sehr schwer zum Arbeiten motivieren könnte. Dem begegnet er durch ein strenges Zeitkorsett lang-, mittel-

und kurzfristiger Planung. Langfristig hält er neben den bereits ein Jahr im voraus feststehenden Terminen für ein Weiterbildungsinstitut zwei Tage als Minimum für den Sender fest; immer Dienstag und Donnerstag als Sendetag. Mittelfristig bestimmt er dann genau, was und wieviel er in den nächsten vier Wochen arbeiten wird, und kurzfristig werden diese Termine schließlich detailliert verplant.

Ein enges Korsett von Terminen bzw. die Etablierung einer regelmäßigen Arbeitszeit strukturiert nicht nur die Tage im voraus und macht die Zukunft erwartbarer und damit sicherer, sondern nimmt auch den Druck von Herrn Hohl, sich ständig aufs Neue motivieren und den Alltag immer wieder neu regeln zu müssen. Die strenge zeitliche Ordnung hat die Funktion eines Ankers, der effektives Arbeiten gewährleistet, indem er zeitliche Fixpunkte bietet und die Notwendigkeit der Eigenmotivation durch feste zeitliche Vorgaben ersetzt.

Die Kontrolle und Verplanung der Zeit geht meist einher mit einer klaren Segmentierung von Zeiten für Beruf, Familie und Erholung, sowie einer klaren Absprache bzgl. der Zuständigkeiten für die familiäre Arbeit. Während der beruflichen Arbeit sind Störungen durch Kinder oder die Partnerin nicht erlaubt, denn diese muß konzentriert erfolgen können, was Herr Hohl explizit zum Ausdruck bringt: „Ich hasse nichts mehr als die Unterbrechung eines Arbeitsvorganges.“ (J 19). Das heißt, wenn Zeiträume oder Termine für berufliche oder andere Tätigkeiten reserviert sind, müssen diese vor dem Übergriff anderer Bereiche – meist der Familie – oder den Ansprüchen anderer Personen gesichert werden. Dies gilt auch umgekehrt, der familiäre Bereich wird ebenso weitgehend von beruflichen Dingen freigehalten, an Wochenenden und Abenden wird, wann immer möglich, nicht gearbeitet. Beruflicher Erfolg und ein zufriedenstellendes Familienleben können nur erreicht werden, wenn die Bereiche getrennt werden und sich nicht gegenseitig beeinträchtigen.

Eine solch strenge Segmentierung der Lebensbereiche ist auf gute räumliche Bedingungen verwiesen und gelingt am besten, wenn Arbeitsort und Wohnstätte nicht vermischt sind, sei es in Form eines eigenen Büros oder eines festen Arbeitsplatzes in der Redaktion.

Abgestützt wird die Lebensführung beim Typus *Kontrolle* durch eine Orientierung an Effektivität („Nütze den Tag“, J 8), Klarheit in bezug auf die Optionen, die Zuständigkeiten und die Ziele. Orientierung an Effektivität wird z.B. bei Herrn Hohl in der zweckrationalen Auffassung „jede Bewegung, die ich tue, muß Geld bringen ... ohne daß ich das will, aber die muß automatisch bezahlt werden“ (J 19) deutlich. Umgesetzt wird diese Orientierung in eine sehr effektive Arbeitsweise mit größtmöglicher Gewinnmaximierung, sei es, daß er die „Doppelverwertungsquote“ seiner

Beiträge erhöht (also eine Sendung mehreren Rundfunkanstalten anbietet) oder eine „Frontbegradigung“ vornimmt. Das heißt, daß er sich thematisch immer stärker auf einen Schwerpunkt festlegt, alles, was zu weit davon abweicht, muß entweder „zugeschliffen“ werden oder wegfallen. Selbst ein mögliches Scheitern an diesem Anspruch wird zweckrational umgedeutet und zum Ziel erklärt – „Scheitern ist Freiheit“, und diese ist immerhin einer der Beweggründe für die Freiberuflichkeit, auch wenn sie aufgrund des stark kontrollierten Alltags kaum mehr durchscheint.

Effektivität muß nicht zwangsläufig auf Gewinnmaximierung bezogen sein, sie kann sich auch in einem ökonomischen Umgang mit der eigenen Person ohne unmittelbare Umsetzung in Geld äußern. Das Handeln nach der Maxime „Regeln, Rituale und Reviere“ (J 8) ordnet den Alltag in zeitlicher und sachlicher Hinsicht, und die Lebensführung wird in bestimmte Bahnen gelenkt, womit sich Aushandlungen im Alltag erübrigen. Die zwar selbst gesetzten, aber für alle beteiligten Personen verbindlichen Regeln, Rituale und Reviere vermitteln die Möglichkeit von Kontinuität, Berechenbarkeit der Zukunft und damit Sicherheit.

Die Optionen der JournalistInnen dieses Typus sind klar und eindeutig, sie wissen sehr gut, was sie wollen, wie und wann sie es wollen. Ambivalenzen, die sich bei Herrn Hohl z.B. in der Orientierung an Freiheit und Sicherheit äußern, werden durch eine strikte Durchorganisation des Alltags kontrolliert bzw. unter der Oberfläche gehalten. Falls sie doch bewußt werden, schlagen sie sich nicht in Zerrissenheit und Beeinträchtigung der Handlungsfähigkeit nieder, sondern werden kognitiv bearbeitet, z.B. mit Hilfe der Vorstellung, daß er ja auch anders könnte, wenn er es wollte. Lebensführung unter offenen Bedingungen wird in dieser Gruppe nach dem Kriterium der Zweckrationalität rundum abgesichert und geregelt, um die Kontrolle über die eigene Person, die Situation und die Zukunft zu gewährleisten. *Die spezifische Methode dieses Musters des Umgangs mit Offenheit ließe sich als Versuch, Offenheit zu schließen, und, da dies nicht möglich ist, sie zumindest zu kontrollieren, kennzeichnen.*

Die klare Setzung von Strukturen kann dabei entweder die Fortführung einer kontinuierlichen Biographie bedeuten, in der berufliche und private Zielvorstellungen zielstrebig verfolgt wurden. Oder das starke Kontrollbedürfnis ist eine Antwort auf aktuelle berufliche und finanzielle Unsicherheiten, verbunden mit entsprechend wenig Ressourcen, bzw. auf biographische Situationen, die bedrohliche Ausmaße hatten. Therapeutische Erfahrungen haben in einigen dieser Fälle deutlich gemacht, daß Strukturen nicht nur selbst gesetzt werden können, sondern auch müssen, damit das Leben

nicht entgleitet; hierin gründet sich dann auch im wesentlichen die Kraft und Rigidität, mit der das Leben heute kontrolliert wird.

Beim Typus *Kontrolle* kann der Offenheit der äußeren Bedingungen und der Zukunft durch eine zeitliche Festlegung, wie einer Terminierung und Rhythmisierung von Zeiten, einer Bündelung von und einem effektiven Umgang mit Tätigkeiten begegnet werden, da nicht nur die beruflichen Tätigkeiten ein gewisses Maß an Berechenbarkeit beinhalten, sondern auch die familialen Zuständigkeiten. Die Arbeitsteilung innerhalb der Familie ist klar geregelt und basiert mehr auf traditionellen Elementen als auf egalitären Einstellungen. Für die Männer steht die berufliche Tätigkeit im Vordergrund, die Frauen sind neben ihrem Beruf prinzipiell zuständig für Haushalt und Familie. Dies kann aber durchaus beinhalten, daß die männlichen Partner „einspringen“ oder „aushelfen“, wenn es ihr Zeitplan zuläßt. Auch hier zeigt sich ein eher zweckrationaler Umgang mit den Anforderungen; Herr Staller (J 23) hat Tätigkeiten „usurpiert, die (er) leisten kann“, das sind einzelne, körperlich anstrengendere Tätigkeiten, die ohnehin den Männern zugeschrieben werden und die gut in seinen festen Tagesablauf einzuflechten sind.

Zwar greifen Frauen wie Männer dieses Typus zur zeitlichen und sachlichen Organisation auf die Methode der Kontrolle zurück, im Detail zeigen sich jedoch Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Die Männer z.B. verfügen – in ihren Frauen – über die besseren sozialen Ressourcen, als dies umgekehrt der Fall ist; sie können sich deshalb in der Zeit, die sie sich für Berufstätigkeit reservieren, weit mehr ausschließlich auf diese konzentrieren. Ihnen wird mehr als den Frauen der Rücken von anderen Verpflichtungen freigehalten bzw. sie setzen selbst stärker durch, daß ihnen der Rücken freigehalten wird. Die Frauen müssen mit den Unwägbarkeiten der Anforderungen durch die Kinder umgehen: Selbst bei strenger Planung und Terminierung kann jederzeit etwas mit den Kindern sein und die Planung muß umgeworfen werden. Tritt dieser Fall ein, so reagieren sie darauf nicht überlegt flexibel, sondern er bringt sie aus dem Tritt. Für Frau Böhme (J 15) ist ihre Tochter in diesem Zusammenhang ein „Hinkefuß“, ein „Klotz am Bein“, der sie in ihrer beruflichen Energie bremst. Können soziale Ressourcen, wie der Partner, durch materielle ersetzt und familiäre Arbeiten delegiert werden, relativiert sich zwar dieses Problem, aber die Kinderbetreuung muß sehr detailliert im voraus geplant werden, damit möglichst wenig Unsicherheiten entstehen. Für die Lebensführung der Frauen stellt daher die traditionelle Arbeitsteilung einen Hemmschuh bezüglich ihrer Kontrollmöglichkeiten dar; da ihnen die umfassende Verantwortung für Haus- und Familienarbeit obliegt, müssen sie mehr Kompromisse eingehen

und können nicht in dem Maße wie die Männer ihre Tätigkeiten planen und segmentieren.

Aus diesen Gründen wird deutlich, warum sich dieser Typus eher bei Männern findet und von den befragten Frauen nur in Ausnahmen und mit Schwierigkeiten praktiziert werden kann. Die Frauen stoßen mit ihren Kontrollmöglichkeiten immer wieder an die Grenzen des Machbaren und erleben diese Begrenzungen mitunter als massive Belastung. Diesen strukturellen Barrieren entsprechen allerdings häufig innere Ambivalenzen: Viele der Frauen sind – im Gegensatz zu vielen Männern – aufgrund ihrer Bezo-genheit auf beide Bereiche oft nicht in der Lage, klare Trennlinien zu ziehen, so daß die Methode der Segmentation auch nicht die adäquate Antwort auf ihre spezifischen Interessen und Probleme darstellt. Allerdings sind Frauen auch dort, wo sie explizit den Wunsch nach stärkerer Kontrolle und Segmentation äußern, mit strukturellen Barrieren in Form von Mithilfe verweigernder Partner und mangelhafter Betreuungsmöglichkeiten für die Kinder etc. konfrontiert. Die Frauen, die wir dem Typus *Kontrolle* zurechnen, haben diese Begrenzungen mit hohem energetischem Aufwand überwunden und im guten Fall strukturelle und individuelle Pendanten für ihre Segmentations- und Delegationsinteressen gefunden.

#### 5.4.2 Typus *Disziplin*: „Planen, was zu planen ist, um möglichst viel Freiraum auch zu haben.“

Die hier vertretenen Personen reduzieren die Komplexität der Anforderungen und Möglichkeiten ihrer Lebensführung weniger durch vorab festgelegte Regeln und Rigidität sich selbst und anderen gegenüber als durch die Fähigkeit, sich diszipliniert auch auf wechselnde Bedingungen beziehen zu können und dabei eine gewisse Variabilität bewußt zuzulassen. Sie planen ihren Alltag ebenfalls für einen bestimmten Zeitraum, allerdings weitaus weniger streng und detailliert als beim Typus *Kontrolle*, sondern in Form eines „relativ fest abgesteckten Rahmen(s), wo dann so was Flexibles passiern kann“ (J 27), sie „planen, was zu planen ist, um möglichst viel Freiraum auch zu haben“, „von langer Hand, (um) dann ... zu versuchen, die momentanen Sachen flexibel mitzunehmen.“ (J 28). Sie setzen sich reflexiv einen Rahmen, der an den eigenen, nicht immer gleichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten sowie denen der anderen Familienmitglieder orientiert ist und geben damit dem Alltag eine grobe Struktur. Innerhalb dieses Rahmens vermeiden sie es weitgehend, sich schon vorab durch allzu viele Termine festzulegen, um sich den Erfordernissen des Alltags flexibel stellen und auf seine Wechselfälle angemessen reagieren zu können. Die bewußt entwickelten Metho-

den und Rhythmen der Alltagsgestaltung sind weitaus weniger starr als beim Typus *Kontrolle*, sie stellen eine Mischung aus Planung und deutlichen Elementen des Auf-sich-zukommen und Laufen-lassens dar.

Herr Krämer (J 28), ein Drehbuchautor, dessen berufliche Tätigkeit wie bei Herrn Blumer projektförmig organisiert ist, kann seine Arbeitszeit ebenfalls weitgehend selbst einteilen. Er orientiert sich in seiner zeitlichen Gestaltung jedoch nicht nur an seinen eigenen Bedürfnissen, sondern auch an den Zeiten der Tochter (Kindergarten) und seiner Partnerin (Studium). Innerhalb des zeitlichen Rahmens – der nicht auf Dauer angelegt ist, sondern immer für ein Semester und/oder ein Projekt gilt – arbeitet er nicht täglich zur gleichen Zeit, gleich was sonst zu tun wäre, sondern orientiert sich vielmehr daran, in welcher Projektphase er sich gerade befindet, was ansonsten anfällt und was er im Moment eher leisten kann. Disziplin bezieht sich nicht darauf, daß er zu festgelegten Zeiten oder Terminen arbeitet, unabhängig davon, ob er in dieser Zeit kreativ ist oder nicht, sondern auf seine Gewißheit, daß er sich zuverlässig zur Arbeit disziplinieren kann, um seine Produkte zu erstellen. Phasen von wenig und viel Arbeit wechseln dabei ab, ohne daß das zu einer Verunsicherung führen würde.

Die Mischung aus Rahmenplanung und Flexibilität im Detail garantiert im Alltag zweierlei: ein gewisses Maß an Berechenbarkeit und Kontinuität darüber, daß der zeitliche Rahmen täglich und längerfristig fixiert ist und die Möglichkeit, im Alltag dennoch flexibel handeln zu können.

Eine disziplinierte Organisation des Alltags als Mischung aus Rahmenplanung und Flexibilität kann aber auch stärker reaktive Züge aufweisen. Dies hängt entscheidend von der konkreten beruflichen Situation ab. Wenn berufliche Aufträge sehr kurzfristig eintreffen bzw. über einem „schweben“ und neben der beruflichen Arbeit auch intensive Versorgungsarbeit für Kinder anfällt, ist ein situativ-flexibles Einlassen auf die jeweilige Tätigkeit kaum die Methode der Wahl, sondern oft nur die einzige Möglichkeit, den beruflichen und familialen Anforderungen gleichermaßen gerecht zu werden. Denn eine stärkere zeitliche und inhaltliche Planung könnte ständig durch kurzfristige Ereignisse überworf-en werden. Kennzeichen dieser Flexibilität ist aber, daß nicht ausschließlich reaktiv auf die jeweiligen Anforderungen eingegangen wird, sondern daß die aktuelle Situation reflexiv in Bezug zu den jeweiligen Handlungsmöglichkeiten gesetzt wird.

Frau Kölsch (J 20) – freie Journalistin – bearbeitet verschiedene Themen und Rubriken für Printmedien. Daneben ist sie, verheiratet mit einem leitenden Angestellten mit festen Arbeitszeiten, überwiegend für die familiäre Arbeit zuständig. Sie teilt sich ihren Tag nach den Zeiten der Kinder ein, meist bleiben je zwei Stunden vor- und nachmittags für die berufliche Arbeit. Dies ist ihr Rahmen für einen längeren Zeitraum. Als freiberufliche Journalistin hat sie keinerlei Anspruch auf Aufträge; um sich ein Mindestmaß an Sicherheit und Kontinuität zu verschaffen, arbeitet sie beständig an ihren Themen, ohne Termindruck. Die ohnehin nur kurzen, aber konzentriert genutzten Arbeitsphasen können jederzeit



unterbrochen werden, wenn die Kinder krank werden oder im Kindergarten Arbeiten anfallen. Was sie tun wollte, muß sie dann umorganisieren, indem sie z.B. auch außerhalb ihrer etablierten Zeiten arbeitet. Das gleiche gilt, wenn kurzfristig ein Auftrag hereinflattert. Die situativ geforderte Flexibilität wird bisweilen zur Belastung, Frau Kölsch kann sie insoweit abfedern, als sie sich „begleitende Maßnahmen“, ein soziales Netz zur Kinderbetreuung, geschaffen hat.

Die zeitlichen Regelungen beim Typus *Disziplin* sind weniger starr und rigide als beim Typus *Kontrolle*. Die Verlässlichkeit und Berechenbarkeit, die eine feste zeitliche Ordnung gewährleistet, wird ersetzt durch eine zeitliche Rahmenplanung, die ein Mindestmaß an Kontinuität vermittelt. Die Zeiträume, die für berufliche Arbeit oder auch andere Tätigkeiten reserviert werden, stehen immer wieder zur Disposition, wenn es die eigene Verfassung oder die Situation verlangen. Daß der Alltag dennoch nicht zum Chaos wird, liegt an der enormen Selbstdisziplin, mit der gearbeitet wird, ohne sich in ein Korsett zu zwingen und ohne daß ein Termin drückt. Gepaart ist diese Disziplin mit Selbstvertrauen in die eigenen Kompetenzen und Fähigkeiten, wechselnden Anforderungen auch flexibel begegnen zu können und sich selbst ohne Druck von außen immer wieder motivieren zu können. Die Disziplin ist wie eine Klammer, die – spätestens im Notfall plötzlicher Komplikationen – die Lebensführung verlässlich zusammenhält. Doch wird nicht schon vorab versucht, alles unter Kontrolle zu halten, um Risiken auszuschließen. Während beim Mechanismus der Kontrolle die – unter offenen Bedingungen notwendige – Selbstkontrolle durch feste Regeln und Rhythmen teilweise wieder externalisiert wird, wirkt Selbstkontrolle hier als Selbstdisziplin gepaart mit Selbstvertrauen, was mehr Flexibilitätspielräume zuläßt.

Die Methode der Rahmenplanung bezieht sich nicht nur auf die Ebene der Zeit, sondern zeigt sich – wie bei Frau Kölsch – auch auf der sozialen Ebene. In einem selbst geknüpften Netzwerk mit anderen Müttern hat sie sich einen Rahmen geschaffen, innerhalb dessen die Kinderbetreuung bei Bedarf über die institutionellen Zeiten von Schule und Kindergarten hinaus flexibel organisiert werden kann. Auch hier gilt, daß der Rahmen für die Möglichkeiten der Kinderbetreuung abgesteckt ist. Wann jedoch auf diese Ressource zurückgegriffen wird, wird kurzfristig spontan organisiert. Die Einbindung in ein tragfähiges soziales Beziehungsnetz ist für Frau Kölsch deshalb unabdingbar, da sie aktuell auf keine regelmäßige Kinderbetreuung zurückgreifen kann. Die VertreterInnen des Typus *Disziplin* verfügen insgesamt entweder über ausreichende finanzielle oder soziale Ressourcen, um sich eine gewisse Entlastung im Alltag verschaffen zu können.

Auf der Ebene der sachlichen Organisation wird versucht, die Tätigkeiten soweit wie möglich zu segmentieren und zu bündeln, was aber meist nur schwer gelingt, da die Anforderungen zu vielfältig sind und ineinandergreifen. Wir finden bei diesem Typus eine stärkere Vermischung der Lebensbereiche als bei dem der *Kontrolle*, und vor allem, wenn sich der Arbeitsplatz zuhause befindet, fällt es oft schwerer, sich dem Aufforderungs-

charakter der Hausarbeit bzw. den Bedürfnissen der Kinder zu entziehen. Doch wann immer es geht, werden die Tätigkeiten entmischt, wenn auch nur für eine oder zwei Stunden am Tag wird dann konzentriert gearbeitet oder mit den Kindern etwas unternommen.

Die Orientierungen sind beim Typus *Disziplin* v.a. auf Balance ausgelegt. Diese Balanceorientierung bezieht sich zum einen auf eine gelungene Verbindung von Beruf und Familie, wie bei Frau Todenhöfer (J 7), die dies für sich als „Karriere“ bezeichnet oder auf eine Verbindung von Arbeit und Leben: „... die Trennung irgendwie gibt's nicht, also ... Arbeit oder Freizeit, die gibt's in mir drin nicht.“ (J 28). Zum anderen bezieht sie sich auf eine Balance von Offenheit und Kontinuität: „Lebhaftigkeit (bewahren) ... immer wieder offen für neue Entwicklungen und möglichst versuchen, irgendwie eine Kontinuität zu bewahren ... jung zu bleiben.“ (J 20). Durch eine Mischung aus Rahmenplanung und Flexibilität und einer möglichst gleichgewichtigen Verteilung der Zeit auf Beruf und Familie wird versucht, diese Orientierungen auch im Alltag umzusetzen.

In der Regel umfaßt der Zyklus von beruflicher Arbeit, familialer Arbeit und anderen Tätigkeiten einen Tag, bei Frau Kilowski (J 14) dagegen drei Monate. Sie bündelt ihre Tätigkeiten monatsweise, in eine Arbeitsphase von einem Monat und eine anschließende familiäre Phase von zwei Monaten. In der Arbeitsphase wird diszipliniert und konzentriert gearbeitet und familiäre Arbeit an eine Kinderfrau delegiert, gleichwohl geht sie auch auf die Bedürfnisse des Kindes flexibel ein, ohne dies als Störung zu empfinden. In der familialen Phase dagegen kann sie, soweit es das Kind erlaubt, den Alltag spontan und nach eigenen Bedürfnissen gestalten. Die Vereinbarung der unterschiedlichen Zeitordnungen und Anforderungen gelingt ihr relativ widerspruchsfrei, da sie die Gegensätze nicht, wie die meisten Frauen innerhalb eines Tages, sondern nacheinander lebt und damit Übergriffe aus den jeweils anderen Lebensbereichen weitgehend verhindert. Frau Kilowski schafft sich aber auch sonst Widersprüche weitgehend aus dem Weg. Sowohl im beruflichen als auch im privaten Bereich hat sie radikale Kurswechsel vollzogen, wenn ihre Situation nicht mit ihren Bedürfnissen übereingestimmt hat.

Disziplin zeigt sich bei diesem Typus also auch hinsichtlich der Biographie. Die Lebensentwürfe und -ziele sind klar und handlungsleitend, sie werden ebenso diszipliniert verfolgt, wie die täglichen Aufgaben. Verbunden damit können biographische Brüche sein, wenn die eigenen Ziele nicht mehr mit der aktuellen Lebenssituation übereinstimmen. „Ich hab auch immer gekündigt, wenn ich also das Gefühl hatte, da wird was von mir verlangt, was ich nicht machen will. Und ich bin damit überhaupt nicht schlecht gefahren ... keiner geht zugrunde, wenn er mal nein sagt.“ (J 14). Eine diskontinuierliche Biographie spiegelt hier also nicht Ziellosigkeit wider, sondern genau das Gegenteil – ein diszipliniertes Verfolgen der eigenen Ziele und Orientierungen. Die biographische Erfahrung, daß klare Entscheidungen entlastend wirken, selbst wenn sie vorübergehend mit Unsi-

cherheit verbunden sind, trägt sicher mit dazu bei, auch den Alltag klar strukturieren und diszipliniert gestalten zu können.

Auch bei diesem Typus zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Obgleich Disziplin als Mechanismus der Handlungssteuerung prinzipiell zunächst den Interessen und Lebensbedingungen von Frauen genauso adäquat zu sein scheint wie denen von Männern, ist er für die Lebenswirklichkeit der Frauen offensichtlich besonders angemessen und praktikabel – jedenfalls eher als der vorgenannte Mechanismus der Kontrolle. Denn bei diesem Typus sind die Offenheit und Wechselhaftigkeit des Alltags von vorneherein stärker und selbstverständlicher einkalkuliert und auch positiv, nicht nur als Störfaktor, besetzt. Dies sind adäquate Umgangsweisen mit solchen Anforderungen, die sich aus der Zuständigkeit für mehrere Arbeitsbereiche ergeben und die sich von ihrer Tätigkeitsstruktur her, wie Kurzfristigkeit der Aufträge, Bedürfnisse von Kleinkindern u.a.m. nur bedingt kontrollieren lassen.

Doch auch hier sehen wir nochmals geschlechtsspezifische Unterschiede *innerhalb* des Typus *Disziplin*. An der Gegenüberstellung von Herrn Krämer und Frau Kölsch kann verdeutlicht werden, daß der disziplinierte Umgang mit Offenheit für Frauen etwas anderes heißt als für Männer. Die Alltagsorganisation ist für Frau Kölsch nicht nur deshalb belastender und komplizierter, weil ihre berufliche Tätigkeit anders organisiert und mit einer Reihe weiterer Aktivitäten verbunden ist, wie Ausstellungsbesuche, Vorträge, Treffen des Berufsverbandes u.a.m. Die größere Belastung ist auch Folge einer stärkeren und umfassenderen Verantwortung für den Haushalt und die Kinder. Herr Krämer läßt sich, ohne seine Berufsarbeit in Frage zu stellen, „von sich aus“, ohne strukturellen Zwang auf die Anforderungen der Hausarbeit ein. Frau Kölsch dagegen muß ihren beruflichen Alltag mühsam in die Anforderungen der Hausarbeit und Familie integrieren. Familiäre Zuständigkeit beinhaltet für sie, nicht „nur“ die Kinder zu betreuen, sondern auch die Mitarbeit im Elternbeirat der Schule und im Initiativ-Kindergarten, Arztbesuche, Chauffeurdienste u.a.m. Sie beinhaltet vor allem die tagtägliche Sisyphusarbeit der Organisation und Koordination der eigenen Zeit- und Tätigkeitsabläufe sowie der gesamten Familie, um für sich selbst Zeiten für berufliche Arbeit freizuräumen. Ihre Disziplin bezieht sich deshalb auf ein wesentlich umfassenderes und komplexeres Aufgabenspektrum.

In diesem Typus wird Zeitsouveränität in ihrer widersprüchlichen Bedeutung vor allem für Frauen deutlich. Durch die flexible Arbeitszeit ist es ihnen einerseits erst möglich, Beruf und Familie zu verbinden, andererseits müssen sie ihre Arbeitszeiten, die ja prinzipiell verschiebbar sind, ständig gegen Übergriffe aus anderen Lebensbereichen verteidigen. Somit erstaunt

es nicht, daß sie sowohl die Selbstbestimmung ihrer Arbeitszeit genießen als sich auch festere Strukturen wünschen, die den Druck von ihrer Person ein Stück weit abwenden. Der damit verbundenen Zerrissenheit begegnen sie durch diszipliniertes, routinisiertes, kontinuierliches Arbeiten, wann immer es möglich ist. Die reflexive Herstellung von Kontinuität über Rahmenplanung und Disziplin erzeugt zwar keine Regelmäßigkeiten, wie z.B. bei Herrn Blumer, aber sie schafft eine gewisse Absicherung der Zukunft und gleichzeitig Spielräume für Flexibilität.

#### 5.4.3 Typus *Akrobatik*: „Dieses so unentschieden zwischen zwei Welten rumzuhüpfen.“

Der Wunsch nach mehr Vorgaben und festeren Strukturen zeigt sich in weit stärkerem Ausmaß beim Typus *Akrobatik*. Allerdings ist er der Ausdruck einer ausgeprägten und offenbleibenden Ambivalenz im Hinblick auf die Gestaltung und Gewichtung der Arbeits- und Lebensbereiche. Die Frauen des Typus *Disziplin* wünschen sich festere Strukturen und klarere Vorgaben als Schutz gegen Übergriffe anderer Personen auf ihre Arbeitszeit. Im Typus *Akrobatik* werden diese dagegen mit der Erwartung verknüpft, einen innerlich und individuell nicht oder nur schwer entscheidbaren Konflikt, was wann getan werden soll, wieder zu externalisieren, um von dorthin Erleichterung und Strukturierungshilfe zu bekommen. Auch wenn die Unentschiedenheit als Nebeneinander verschiedener Wege und Optionen positiv akzeptiert wird, auch wenn die Grundlage des Zwiespalts zum Teil durchaus aus dem hedonistischen Wunsch herrührt, das Leben auch genießen und die zeitlichen Freiräume ausnützen zu können, kann diese Ambivalenz jedoch in eine innere und äußere Zerrissenheit „umkippen“, die als problematisch empfunden wird.

Der Typus *Akrobatik* teilt zunächst einige Grundcharakteristika mit dem Typus *Disziplin*. Auch bei diesem Typus wird eine Grobstruktur, ein zeitlicher Rahmen für die alltägliche Lebensführung gesetzt, in dem sowohl berufliche als auch die Zeiten der Kinder und der PartnerInnen einen Platz finden. Auch hier gibt es jeden Tag kleinere oder größere Blöcke, die für berufliche Arbeit genutzt werden können. Allerdings bestehen im Alltag weitaus größere Schwierigkeiten, diesen eher groben Rahmen diszipliniert auszufüllen und den Alltag zur eigenen Zufriedenheit zu gestalten. Zum einen liegt das daran, daß die Ziele weniger klar und eindeutig, bzw. die Optionen vielfältiger sind und miteinander konkurrieren. Zum anderen fällt die Eigenmotivation zur Arbeit schwer und die durch das hohe Maß an Zeitsouveränität prinzipielle Möglichkeit, anderes zu tun, als beruflich zu

arbeiten, wie für die Familie da zu sein, das Leben zu genießen, mehr nach dem Lustprinzip zu arbeiten oder Freunde zu treffen, ist ständig präsent und stellt einen permanenten, eher verwirrenden Anreiz dar.

Frau Lauer (J 13), freiberufliche Journalistin im Printmedienbereich und Mutter zweier Kinder, faßt nach einer längeren Phase der Kindererziehung langsam wieder Fuß in ihrem Beruf. Sie arbeitet in einem neugegründeten Redaktionsteam, das erst wenige Aufträge zu bearbeiten hat. Entsprechend unsicher ist ihre augenblickliche finanzielle Lage. Zur Absicherung hat sie sich zusätzlich eine Beschäftigung in einem Restaurant (Zwei-Tage/Woche) gesucht. Ihren Alltag kann sie weitgehend offen gestalten, nur durch die Zeiten der Kinder und ihre Tätigkeit als Bedienung werden Vorgaben gesetzt. Sie erlebt diese Freiheit äußerst ambivalent, kann sich oft nur schwer für eine Tätigkeit entscheiden, fühlt sich innerlich zerrissen, welchen Strang sie weiterverfolgen und wie sie ihren Alltag gestalten soll. Sie könnte schreiben, aber auch handwerklich arbeiten, sie könnte nichts tun oder Leute besuchen. Da es ihr schwer fällt, den selbst gesetzten Rahmen auch zu ihrer Zufriedenheit auszufüllen, wünscht sie sich einen äußeren Rahmen, wie z.B. eine feste Halbtagsstelle, der ihren Alltag strukturiert.

Bei Frau Lauer zeigt sich – typisch für den Typus *Akrobatik* – die Kehrseite der freien zeitlichen Gestaltungsmöglichkeiten des Alltags. Sie kann zwar selbstbestimmt mit ihrer Zeit umgehen, aber sie erfährt dies wesentlich als Druck, ihren Alltag selbst strukturieren zu müssen. Daß sie große zeitliche Spielräume hat und nur geringe Zeitmengen für ihre berufliche Arbeit fest gebunden sind, tritt als Anforderung an sie selbst verstärkt zutage. Je weniger dicht das berufliche Tätigkeitsspektrum ist, desto stärker sind die JournalistInnen gezwungen, ihren Alltag reflexiv zu gestalten und in die Hand zu nehmen, da mehr Freiraum zur sachlichen und zeitlichen Strukturierung bleibt. Kernpunkt der zeitlichen Gestaltung ist dann nicht, wie bei anderen JournalistInnen, die vielfältigen Tätigkeiten flexibel unterzubringen, den Ansprüchen des Berufs wie denen der Familienmitglieder Zeiten einzuräumen, den Alltag gemäß den täglichen Erfordernissen zu organisieren und damit im Ergebnis meist in Zeitnot zu leben, sondern dem Tag überhaupt eine Struktur zu geben. Das Problem ist nicht Zeitnot, sondern einerseits die strukturierte Erledigung der notwendigen Dinge – beruflich wie familial – damit der Alltag nicht zu einem diffusen, eher bedrohlichen Leerraum ohne Konturen wird, andererseits die Möglichkeit, die freibleibenden Zeiten ohne schlechtes Gewissen zu genießen, ohne dabei zu denken, „aber eigentlich müßtest du arbeiten“. Frau Bölling (J 18) bringt diese Anforderung auf den Nenner:

„... das ist so ein ständiges sich disziplinieren und dann aber auch wieder freundlich zu sich sein und sich auch gönnen, schwimmen zu gehn. ... Das finde ich so schwierig und aber auch eine schöne Aufgabe, herauszufinden: Also bin ich jetzt einfach nur stinkfaul, und jetzt muß ich mir einen Ruck

geben oder geht es heute wirklich nicht, und es ist gut, wenn ich jetzt schwimmen geh.“

Um sich dennoch zu gegebener Zeit zur Arbeit motivieren zu können, plant Frau Bölling – ähnlich wie die *Kontrolleure* – ihre beruflichen Tätigkeiten sehr stark. Sie plant „alles sehr im voraus“, dafür ist es wichtig, eine Arbeit zu haben, die sie „von vornherein Schritt für Schritt selber kontrollieren kann“. In bezug auf ihre finanzielle Basis setzt sie sich immer ein „Plansoll“ – eine 8-Minuten-Sendung pro Woche – das sie einhalten muß, um das nötige Mindesteinkommen zu erzielen. Eine solch strenge Planung ist notwendig, um aus dem Sog des Nichtstuns rechtzeitig herauszukommen, denn sitzt sie an ihrer Arbeit, dann, ebenso wie Frau Lauer (J 13) „relativ zielstrebig ... schnell und konsequent ... nur der Zeitraum dazwischen, der ist dann so unentschieden.“

In diesem Zeitraum „dazwischen“ prallen die verschiedenen Ansprüche an das Leben aufeinander, die alle gleiche Priorität haben: z.B. eine gute Mutter zu sein, Pflege von Freundschaften, das „dolce far niente“, den eigenen Hobbies nachzugehen. Die gleiche Bedeutsamkeit dieser Ansprüche macht es so schwer, sich konsequent und konzentriert auf einen Bereich einzulassen.

Im Typus *Akrobatik* spielen also zwei gegensätzliche methodische Komponenten zusammen. Mal wird der Alltag streng kontrolliert und geplant, um den beruflichen Anforderungen im entscheidenden Moment nachzukommen, sich das materielle Überleben zu sichern und nicht „abzustürzen“. Dann wird wieder phasenweise situativ und spontan an die Dinge des Alltags herangegangen, der Tag wird so genommen, wie er sich gerade ergibt. Auch wenn diese situativen Phasen höchst ambivalent erlebt werden, basieren sie doch auf dem Vertrauen darauf, daß der Alltag prinzipiell nicht entgleiten wird. Das „In-den-Tag-hineinleben“ erscheint dann bisweilen als Lebenskunst.

Neben dem zeitlichen Rahmen sind auch die anderen „Eckpfeiler der Lebensführung“ – die Orientierungen und Zuständigkeiten – nur grob strukturiert bzw. mehrdeutig und widersprüchlich oder nicht zur eigenen Zufriedenheit geklärt. Die Ambivalenzen der Orientierungen bewegen sich nicht immer – wie bei Frau Lauer und Frau Bölling – im Zwiespalt zwischen einer eher hedonistischen Einstellung, das Leben genießen zu wollen, sowie der Notwendigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen, selbst für den Lebensunterhalt aufkommen zu müssen. Bei den anderen Personen, die akrobatisch mit den Bedingungen ihres Lebens umgehen (müssen), konkurrieren die einzelnen Lebensbereiche als Druck von außen gegeneinander. Die Ansprüche, die sowohl vom Beruf als auch von der Familie ausgehen, werden nicht in

ein Gleichgewicht zueinander gebracht, sondern prallen in vollem Umfang auf die Person. Bei Herrn Graf zum Beispiel betrifft das sowohl die beruflichen Anforderungen – er hat vier verschiedene Standbeine – als auch die Vereinbarung von Beruf und Familie – er hat die Kinderbetreuung „fifty-fifty“ mit seiner Frau geteilt. Die Akrobatik besteht darin, oft schwierige „Balanceakte“ oder „Spagatleistungen“ zu vollbringen, um die einzelnen Bereiche in der Lebensführung zu integrieren.

Diese akrobatische Leistung gestaltet sich um so schwieriger, als sie auch mit der inneren Zerrissenheit der Person zu tun hat. Das Sich-nicht-entscheiden-Können erschwert es, sich konzentriert auf jeweils eine Tätigkeit einzulassen.

Besonders deutlich wird dies am Beispiel von Frau Timmer (J 3), die in ständiger Ambivalenz zwischen ihren beruflichen Ambitionen, ihrer Rolle als Mutter und ihren kreativen Nebentätigkeiten lebt. Das liegt zum einen daran, daß sie die Hauptverantwortung für die Kinder hat und – meist zuhause arbeitend – ihre Tätigkeitsbereiche nur sehr schwer segmentieren kann. Aufgrund ihres ambivalenten, zwischen Tradition und Berufsorientierung zerrissenen Selbstverständnisses als Frau gelingt es ihr nicht, familiäre Arbeiten zu delegieren und ein Arrangement zu etablieren, das eine ausgewogenere Balance zwischen ihren Lebensbereichen darstellen würde. Der zeitliche Rahmen, den sie sich für ihren Alltag gesetzt hat, schwimmt unter den widersprüchlichen Anforderungen und Orientierungen, da sie sich nicht auf eine Tätigkeit konzentrieren kann. Immer wenn sie sich in einem Bereich engagiert, empfindet sie dies als Vernachlässigung der beiden anderen. Obwohl sie hochmotiviert ist, lähmt sie ihre Zerrissenheit dermaßen, daß ein Gefühl von Unfähigkeit, Chaos und Stress zurückbleibt.

Es wäre vereinfacht zu sagen, das Problem des Typus *Akrobatik* läge allein oder vor allem in einer mangelnden Motivation oder Unfähigkeit zur Lebens- und Alltagsgestaltung. Vielmehr wird die eigentlich gewünschte Offenheit, Mehrdeutigkeit und Ambivalenz der Orientierungen immer wieder zum Problem der Person, weil sie ein Korrelat zu gesellschaftlich widersprüchlichen Lebensbedingungen und Werten ist. So werden z.B. Orientierungen an traditionellen Vorgaben, wie etwa bzgl. Geschlechterrollen, abgelehnt, aber für die eigene Lebensführung treten keine neuen, eindeutigen Orientierungen, die Aufgaben und Ziele vorgeben würden, an deren Stelle. Ebenso wenig sind die Bedingungen gegeben, neue Wertvorstellungen zu leben. Die alten Lebensmodelle, die in der Herkunftsfamilie noch gelebt wurden, gelten nicht mehr, neue werden ausprobiert, aber sind nicht auf Dauer angelegt. Typisch ist die Unmöglichkeit, klare und eindeutige Prioritäten zu setzen bzw. diese konsequent zu verfolgen und sich damit teilweise oder phasenweise zu entlasten. Was die Gestaltung des offenen Alltags bei diesem Typus der Lebensführung oftmals besonders schwer macht, sind genau die Ambivalenzen, mit denen den verschiedenen Ansprü-

chen und Anforderungen begegnet wird. Das eher reaktive Changieren zwischen den verschiedenen Bereichen und Möglichkeiten, „dieses so unentschieden zwischen zwei Welten rumzuhüpfen“, ohne dabei eine klare Entscheidung, und sei es nur für eine bewußte Akzeptanz der Ambivalenz, zu treffen, führt dann zu einer Überlastung im Alltag.

Mehr noch als die VertreterInnen der anderen Typen der Lebensführung beschäftigen sich die akrobatisch agierenden JournalistInnen aktuell mit einer Veränderung ihrer Lebensumstände, sei es, daß diese erst kurz zurückliegen und noch in den Alltag ausstrahlen oder bald bevorstehen. Brüche in ihrer Biographie, wie Tod des Partners, Flucht wegen politischer Verfolgung, Trennungen und Scheidungen oder berufliche Veränderungen und diskontinuierliche Berufserfahrungen zeichnen nicht nur die Vergangenheit aus, sondern sind auch aktuell bzw. für die nähere Zukunft ein Thema. Eine Trennung vom Partner wird ebenso in Erwägung gezogen wie berufliche Veränderungen oder Ortswechsel. Auch diese tendenziell brüchigeren Biographien und aktuellen Lebenssituationen als „Übergangspassagen“, selbst wenn sie Jahre andauern, sind ein Erklärungsmoment für den Rückgriff auf den changierenden, phasen- und fallweisen Wechsel der Methoden beim Typus *Akrobatik*.

Frau Bölling kommt relativ gut mit ihrer Ambivalenz zwischen dem Nichtstun und der beruflichen Arbeit zurecht, denn sie kann auch Phasen des Nichtstuns, selbst wenn sie über Monate gehen und mit Depressionen verbunden sind, im Nachhinein als notwendige prä- oder postkreative Phasen für ihre Arbeit definieren. Sie ist es aber auch, die am ehesten eine bewußte Entscheidung für ihr Leben mit „wenig Arbeit“ und viel Zeit für sich und ihre sozialen Beziehungen getroffen hat, da ihr ein „bescheidener“ Lebensstandard genügt. Obwohl diese Entscheidungen klar getroffen sind, bewegt sie sich im konkreten Alltag dennoch oft am Abgrund, da sie klarere Strukturen für ihre Lebensführung vermißt und es für sie aufgrund sozialisatorisch vermittelter Werte nicht selbstverständlich möglich ist, über Tage und Wochen hinweg nicht zu arbeiten und sich treiben zu lassen.

Daran wird ein weiterer biographischer Befund deutlich: Durch die Sozialisation in der Herkunftsfamilie vermittelte traditionelle Werte haben eine sehr prägende Wirkung, sie können nicht einfach abgeschüttelt werden, selbst wenn es auf den ersten Blick so aussieht. Die Zerrissenheit zwischen dem modernen Frauenbild und der traditionellen Rolle der Frau oder die Ambivalenz zwischen einer Orientierung an Selbstverwirklichung und traditionellen Arbeitstugenden wie Fleiß, Leistung und nützliches Tun schränken die Personen immer wieder in ihrer Handlungsfähigkeit ein. Es ist nicht ursächlich die mangelnde Disziplin bzw. das Nicht-segmentieren-Kön-

nen, was sie daran hindert, konsequent einen Weg zu verfolgen und die Handlungsspielräume, die in der Offenheit ihrer Lebenssituation liegen, zu nützen, sondern viel eher eine Verunsicherung aufgrund widersprüchlicher Lebensbedingungen und gesellschaftlicher Leitbilder.

Hierin liegt auch die Erklärung, daß dieser Typus eher ein typisch „weibliches“ Muster repräsentiert. Viele Frauen sind heute gleichermaßen auf Beruf wie auf Familie hin orientiert. In dieser Gruppe hat der außerberufliche Bereich – normativ oder faktisch – ein so hohes Gewicht, daß er als Konkurrenz zum Beruf wahrgenommen wird. Die Frauen, die diesem Typus zuzurechnen sind, erleben diese doppelte Orientierung als innere Zerreißprobe. Gleichzeitig müssen sie sich – wie alle – mit den gesellschaftlichen Barrieren für eine solche Verbindung auseinandersetzen. Sind dann die konkreten Lebensbedingungen gleichfalls in starkem Ausmaß widersprüchlich – so wie bei Frau Timmer, die zwar reichliche materielle Ressourcen hat, deren Mann sie aber nach wie vor auf die ehemals getroffene Abmachung einer traditionellen Rollenteilung verpflichten will, oder wie bei Frau Lauer, die als „Wiedereinsteigerin“ die typischen Probleme der Berufsunterbrechung aus Erziehungsgründen erfährt – so wird die geschilderte *Akrobatik* der Lebensführung zur adäquaten Methode. Dies gilt um so mehr, wenn die Frau nicht – wie bei den *Disziplinierten* – nahezu in jeder Lebenslage auf die Kompetenz der Selbstdisziplinierung zurückgreifen kann, sei dies nun biographisch oder persönlichkeitsstrukturell bedingt.

Folge ist ein offener oder latenter Zwiespalt mit einer entsprechend „zerrissenen“ bzw. changierenden Lebensführung, die ein ständiger akrobatischer Balanceakt am Rande der Überforderung ist, der nur mit Netz und doppeltem Boden aufgefangen werden kann. Das familiäre Netz kann diese Absicherung bei weitem nicht gewährleisten, deshalb sind beim Typus *Akrobatik* außerfamiliale Beziehungen als Stabilitätspotential für die Lebensführung von besonderer Bedeutung. Das Netz von Freunden erfüllt vielfältige Aufgaben, es gibt dem Alltag eine Struktur, wirkt unterstützend bei organisatorischen und emotionalen Problemen und dient der kommunikativen Absicherung der eigenen, sehr ambivalenten Lebensmodelle und Identitäten. Dies gilt um so mehr, je prekärer die Situation in der eigenen Partnerschaft ist – durchaus mitbedingt durch die eigene Unentschiedenheit und die Suche nach neuen, nicht traditionellen Lebenswegen als Frau. Die Einbindung in ein soziales Netz ist jedoch nicht selbstverständlich gegeben, sondern muß hergestellt werden, was selbst wieder zur Überforderung beitragen kann.

„... also ich verwende sehr viel Zeit praktisch, um dieses soziale Netz von Freundschaften auch zu pflegen ... das muß man pflegen, wie man auch eine Beziehung pflegen muß, und dadurch daß das auf mehrere Freundschaften

verteilt ist, ist es eben auch aufwendiger .... Manchmal denk ich schon, es ist sehr zeitaufwendig.“ (J 18).

In der offenen Lebenssituation der JournalistInnen dieses Typus wird die alltägliche Lebensführung zum Gegenstand permanenter Reflexion, sie kreist um die Frage, wie die Vorteile der Offenheit, z.B. in Form der Zeitsouveränität oder konkurrierender Orientierungen, erhalten werden und dennoch etwas mehr Sicherheiten und klarere Regeln im Alltag eingebaut werden können. Versuche, die in diese Richtung gehen, sind die detaillierte Schritt-für-Schritt-Planung für bestimmte Arbeitsvorgänge, die Etablierung von Ritualen, eine feste Teilzeitanstellung und die Delegation familialer Arbeit, auch wo dies den eigenen Überzeugungen widerspricht. Oder die eigenen Überzeugungen ändern sich im Verlauf von sechs Jahren Freiberuflichkeit.

„Ich weiß, es ist ganz gut, daß ich eben so freie Geschichten gemacht habe und vielleicht kann ich jetzt, wenn ich was Festes finde, da auch anders drangehen an so eine festere Arbeit. Einfach, um sich da nicht so auffressen zu lassen. Ich kann mir es im Moment ganz gut vorstellen, so eine festere Sache zu machen, einfach um eine klarere Abgrenzung, eine klarere Linie zu haben.“ (J 29).

Neben den ambivalenten Orientierungen und einer entsprechend changierenden Alltagspraxis sind auch die verschiedenen Ressourcen innerhalb des Typus *Akrobatik* eine weniger stabile Bestandsgröße der Lebensführung als bei den anderen Typen: entweder ist die partnerschaftliche oder die berufliche oder die finanzielle Situation oder auch mehreres davon gleichzeitig ungesichert. Auch dies erklärt einen Teil der prekären Balancen dieses Typus.

#### 5.4.4 Typus *Vertrauen*: „Es wird überhaupt einfach irgendwie gemacht.“

Dieser Typus, gekennzeichnet durch den Mechanismus des Vertrauens, zeichnet sich im Vergleich zu den anderen Typen durch einen weitgehenden Verzicht auf Planung und die Etablierung von Regelmäßigkeiten aus. Es wird weder versucht, die offenen Bedingungen durch Kontrolle wieder zu schließen, noch wird ihnen mit Disziplin oder Unentschiedenheit begegnet. Die Befragten regulieren ihre alltägliche Lebensführung statt dessen dadurch, daß sie auf sich selber, ihre PartnerInnen und im großen und ganzen auch auf „den Lauf der Dinge“ vertrauen. Sie vertrauen auf ihre Kompetenzen, ihr Leben gestalten zu können – und zwar auch unter offenen Bedingungen, unter denen z.B. Arbeitszeiten kaum externe Vorgaben darstellen und auch traditionelle Orientierungen, Normalbiographien und Geschlechterrollen keine verlässlichen Bezugspunkte der Lebensführung sind.

Bei diesem Typus zeigen sich am deutlichsten situative Elemente in der alltäglichen Lebensführung, ohne daß diese bedrohlich wirken würden. Die Planung eines festen Rahmens tritt zurück hinter einen flexiblen und situativen Umgang mit den Details der Lebensführung. Das heißt nicht, daß der Alltag chaotisch und unregelmäßig verlaufen würde, auch hier wird in Teilbereichen immer wieder auf Routinen zurückgegriffen. Doch es wird auf die Herstellung stabiler Rahmenbedingungen verzichtet, die die Befragten langfristig auf bestimmte Zuständigkeiten, zeitliche Muster und Orientierungen festlegen würden. Für die zeitliche und sachliche Organisation des Alltags bedeutet dies, daß an die Stelle fester Zeiten für die jeweiligen Lebensbereiche wie beim Typus *Kontrolle*, variable Zeiten treten, die oftmals in die Abende oder Wochenenden ausgedehnt werden und an die Stelle einer Segmentierung eine Vermischung der Lebensbereiche tritt - „Wenn es keinen Feierabend gibt, gibt es auch nicht das Beinehochlegen.“ (J 30). Während beim Typus *Kontrolle* größter Wert auf eine Segmentierung der Lebensbereiche gelegt wird, um ungestört den jeweiligen Tätigkeiten nachgehen zu können, streben die VertreterInnen dieses Typus gerade eine partielle Durchmischung der Lebensbereiche an. Die Betreuung des Kindes ist z.B. dann, je nachdem, was konkret gemacht wird, auch „latente Arbeitszeit“, der Alltag ein „Mischmasch“ der verschiedenen Lebensbereiche.

Herr Sternfeld (J 30) und seine Frau sind beide freiberuflich tätig und verfügen über ein hohes Maß an Zeitsouveränität. Sie haben schon die verschiedensten Modelle der Arbeitsteilung ausprobiert, immer auf der Grundlage einer egalitären Partnerschaft. Seit der Geburt ihrer Tochter praktizieren sie ein Modell, bei dem sie prinzipiell vormittags und er prinzipiell nachmittags der beruflichen Arbeit nachgehen können. Beide Zeiträume sind jedoch äußerst dehnbar. Je nach aktuellem Arbeitsanfall werden die Zeiten ausgedehnt in den Nachmittag oder späten Abend bzw. verkürzt. Es wird „keine Liste, kein Stundenplan darüber geführt“, wer wie lange von zu Hause abwesend war, um danach seine Rechte einzuklagen. Vielmehr wird „für jeden Tag neu überlegt“, wer was wann machen kann, um auch kurzfristige Aufträge oder Anfragen weitgehend problemlos in den Alltag integrieren zu können. Ebenso kann es vorkommen, daß eine Person phasenweise mehr Zeit in ihre berufliche Arbeit investieren muß und die andere dafür komplementär mehr für familiäre Arbeit zuständig ist. Entscheidend in beiden Fällen ist das gegenseitige Vertrauen, bei Bedarf zu seinem Recht zu kommen, und ausreichend für die berufliche Arbeit freigestellt zu werden.

Der Alltag ist also weder zeitlich noch sachlich klar vorab geregelt, sondern wird danach, wer wann was besser leisten kann, organisiert. An die Stelle einer groben zeitlichen Struktur mit einer Wochen- oder Monatsplanung tritt eine diskursive Struktur täglicher Absprachen und Koordinationsbemühungen. Zwar muß der Alltag natürlich nicht im ganzen jeden Tag auf's Neue verhandelt werden, da die grobe Linie klar ist. Bestimmte Tätig-

keiten oder zeitliche Zuständigkeiten stehen jedoch immer wieder zur Disposition. „Wir haben ja nicht sowas, daß man sagt: Diese Woche mache ich das und das, das wird eigentlich wirklich von Tag zu Tag gemacht.“ Da beide Personen gleichermaßen für die jeweiligen Bereiche zuständig sind, müssen sie gemeinsam verhandeln, wie der jeweilige Tag ablaufen soll. Die Flexibilität, die auch die „disziplinierten“ JournalistInnen von sich fordern, bezieht sich bei den „vertrauensvollen“ JournalistInnen nicht nur auf die eigene Person, sondern jeweils auf den/die PartnerIn mit, und ist nur möglich, wenn beide über berufliche Zeitsouveränität verfügen. Entscheidend aber ist, daß beide darauf vertrauen können, bei Bedarf auch zu ihrem Recht zu kommen, und dieses Vertrauen von der anderen Person erwidert wird. Das bedeutet auch, daß bei diesem Typus das Verwiesensein auf den Partner oder die Partnerin am stärksten ausgeprägt ist; und dies nicht unter Bedingungen einer hierarchisch geregelten Arbeitsteilung, sondern unter dem Anspruch der Egalität.

Die Lebensführung wird dadurch selbstbestimmter und flexibler, die Organisation des Alltags aber zu einer Daueranforderung, die zwar nicht durch ihre Konflikthaftigkeit, wohl aber durch ihren Umfang beeindruckt. Je mehr sich die zeitliche Schiebemasse im Alltag auf zwei Personen verteilt, je mehr Druck von *einer* Person genommen wird, desto mehr Zeit muß in die Koordination der alltäglichen Lebensführungen investiert werden. Gleichzeitig vermittelt der tägliche Abstimmungsprozeß aber auch ein Gefühl von Kontinuität, er ist oft der einzig kontinuierliche, gleichermaßen wiederkehrende Bestandteil der alltäglichen Lebensführung.

Orientierungspunkte beim Typus *Vertrauen* sind weniger positiv formulierte Ziele als vielmehr Gegenhorizonte: Sie zeigen sich im Alltag als Ablehnung traditioneller Werte und Selbstverständlichkeiten, z.B. in bezug auf die männliche Rolle (Karriere, Familienernährer usw.). Generell gilt, daß beide PartnerInnen die gleichen Rechte und Pflichten haben, daß die Berufstätigkeit der Frauen ebenso selbstverständlich ist wie die Hausarbeit für die Männer. Handlungsleitend sind weniger Optionen, die verfolgt werden, als die Abwahl negativer Optionen - „ich weiß, was ich *nicht* machen will“, oder gar die „Opposition gegen die herrschenden Verhältnisse“. Sie wollen nicht „so wie andre Leute im Büro sitzen und um 16 Uhr nach Hause kommen, ... sich so einen Hausanzug anziehen und sich ihr Augustiner aufmachen und den Fernseher an“, aber auch nicht wie „viele Kollegen keinen finanziellen Rückhalt durch irgendwelche Ersparnisse“ haben. Hinzu kommt ein Relativismus, der es ermöglicht, aus einer Situation immer das Beste zu machen - „ich lechze überhaupt nicht nach Arbeit, und nur für

Kinder kümmern ist natürlich auch sehr langweilig auf die Dauer, aber genau betrachtet, mir immer noch lieber, als zu arbeiten um Geld." (J 6).

Herr Gänsmeier (J 21) ist nach Abschluß des Studiums, mangels konkreter beruflicher Vorstellungen, in den Hörfunk „hineingerutscht“, denn „irgendwas muß man ja machen“. Außerdem erlaubt ihm die Tätigkeit als fester freier Journalist eine weitgehende Verbindung von „Arbeit und Leben“. Seine Ablehnung eines klassisch männlichen Karrieremusters, verbunden mit der Einstellung, daß beide PartnerInnen prinzipiell die gleichen Rechte und Pflichten haben, mündet in einem Arrangement gleicher Zuständigkeiten in beiden Lebensbereichen. Diese sind aber zeitlich kaum festgelegt, der Alltag ist dadurch weitgehend unstrukturiert und erscheint als „Mischmasch“ beruflicher, familiärer und privater Tätigkeiten. Er kann sein Leben eher laufen lassen, als es fest in den Griff zu nehmen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß sich bisher alles „so ergeben“ hat, und „was sollte sich in Zukunft daran ändern“. So kann er die Zukunft bewusst offen halten und weitgehend auf Sicherheits- bzw. Karriereerwartungen verzichten. Denn er vertraut auf seine Kompetenzen, dann, wenn es darauf ankommt, handlungsfähig zu sein.

Am Beispiel Herrn Gänsmeyers wird auch deutlich, daß sich der weitgehende Verzicht auf Planung sowohl auf die Biographie als auch auf den Alltag bezieht. Der Beruf des Journalisten ist nicht Resultat eines lang gehegten und konsequent verfolgten Berufswunsches. Er ergab sich vielmehr während des Studiums eher zufällig über einen Job bei den Medien oder stellte eine berufliche Möglichkeit nach Studienabschluß dar. Ein bisher kontinuierlich verlaufenes Leben – sowohl beruflich als auch privat – ohne daß dies geplant war, sowie ein offener Zukunftshorizont, der kein konkretisiertes Ziel, wie z.B. eine berufliche Karriere beinhaltet, sondern Raum für berufliche wie private Veränderungen läßt, sind eine Grundlage, um auch den Alltag ohne strenge Planung flexibel gestalten zu können.

Die Eckdaten der Lebensführung – die Lebensbereiche, Zeiten und Zuständigkeiten – werden nicht geplant oder festgelegt, sondern reflexiv in Beziehung zur aktuellen Situation gesetzt und haben lediglich eine Bedeutung als Orientierungspfeiler, die aber genügend Offenheit gewährleisten, um situativ Entscheidungen treffen zu können, sie sind verhandelbar und von begrenzter Dauer. Offenheit und Veränderbarkeit der Lebensführung werden selbst zum Ziel: „... man (sollte) sich wirklich nicht wiederholen ... ich finde es wichtig, daß man halt immer was anderes macht ...“. Offenheit wird selbst zum Programm, hinter dem die konkreten benennbaren Ziele zurückzutreten scheinen: Deren Relevanz wird wiederum daran gemessen, inwieweit sie die selbstgesetzte Norm der Selbstbestimmung erfüllen. Deshalb wird auch Offenheit, eingebunden in diesen Kontext, nicht als bedrohlich und überfordernd oder hochambivalent wahrgenommen, wie beim Typus *Akrobatik*, sondern sie ist bewusst in Kauf genommen bzw. selbst

hergestellt und positiv besetzt. Was sich bei jenen als Zerrissenheit der Lebensführung anfühlt, ist bei diesen eher wie ein ruhiger Fluß ständiger Veränderung.

Dieses Paradox einer zum Programm gewordenen Offenheit führt dazu, daß bestehende Arrangements als prinzipiell veränderbar angesehen werden. Sie können tendenziell revidiert und durch neue Arrangements ersetzt werden. Dies betrifft nicht nur Veränderungen in der eigenen Biographie, sondern auch in der der Partnerin.<sup>11</sup> Das Problem der Vereinbarung von Beruf und Familie wird bei diesem Typus der Lebensführung stets als beide betreffend thematisiert, Veränderungen bei einer Person ziehen deshalb ein Umarrangieren der Lebensführung beider Partner nach sich.

Vertrauen ist in dieser Gruppe der entscheidende Mechanismus zur Reduktion des komplexen Alltags, es ist auf mehreren Ebenen wirksam: Selbstvertrauen bzw. Vertrauen in die Fähigkeit, sich gemäß den Erfordernissen der Situation kompetent machen und handeln zu können; Vertrauen in andere Personen (v.a. in die Partnerin) als wirklich verlässliche Ressource; schließlich Vertrauen in die Umwelt und die Zukunft, daß sie sich nicht zur überwiegenden Bedrohung entwickeln wird. Der kognitive Umgang mit Offenheit erscheint wie ein positiv gefärbter Fatalismus in modernem Gewand: Weshalb soll die Zukunft geplant werden, es kommt ja doch, wie es kommt, aber – und dies ist entscheidend – wenn es nötig ist, kann regelnd eingegriffen werden. Dieses Vertrauen ist nicht blind: Es kalkuliert bewusst ein, daß die äußeren Bedingungen eher wechselhaft und unsicher sind, gründet sich aber in der Überzeugung, daß mit Vertrauen diesen Bedingungen einfacher und effektiver zu begegnen ist als mit Angst oder Kontrolle. Vertrauen ist vor diesem Hintergrund die Strategie der Wahl, um offenen Arbeits- und Lebensbedingungen zu begegnen.

Voraussetzung für Vertrauen als Mechanismus der Handlungssteuerung ist allerdings das reichliche Vorhandensein einer Vielzahl unterschiedlicher Ressourcen. Dies gibt den hier vertretenen Personen ein anderes „Polster“ für ihre Lebensführung als beim Typus *Akrobatik*. Die Ressourcen für die situativ-flexible Gestaltung des Alltags liegen zum einen auf materieller Ebene: Hier ist eine Absicherung durch ein festes freies Beschäftigungsverhältnis gewährleistet. Auf personaler Ebene sind psychische Gelassenheit, Distanz und Selbstbewußtsein grundlegende Elemente der alltäglichen Lebensführung. Auf der sozialen Ebene können sie auf wirklich verlässliche

11 Die weibliche Form ist hier bewusst gewählt, da dieser Typus nur von Männern besetzt ist.

Partnerinnen zählen und letztlich auch auf einen Freundeskreis, der mit der Situativität und Spontaneität der Vertreter dieses Typus gut umgehen kann.

Es ist möglicherweise kein Zufall, daß nur Männer bei diesem Typus zu finden sind.<sup>12</sup> Die gelingende Balance zwischen Berufs- und Familienleben und ihre Gelassenheit hat mit ihrer strukturell besonderen Ausgangsposition als Männer zu tun: Sie konnten sich für die Verbindung von Beruf und Familie freiwillig entscheiden – ein Privileg der Wahl, das Frauen, spätestens wenn einmal Kinder da sind, nicht mehr haben. Sie sind deshalb auch nicht gezwungen, sich – wie die Frauen – gegen den Widerstand des Partners Freiräume für berufliche Arbeit zu verschaffen, sie können sich – im Gegensatz zu den Frauen in unserem Sample – darauf verlassen, bei Bedarf von den familialen Verpflichtungen entlastet zu werden. Denn trotz eines Arrangements, das auf Egalität aufbaut, liegt die „wirkliche“ – anstelle der „zeitlichen“ – Verantwortung für die Kinder auch hier immer noch stärker bei den Frauen, seien es die Partnerinnen und/oder die Kinderfrauen. Je nach beruflichem Engagement beider PartnerInnen spielt eine dritte verlässliche Person für den Haushalt und, wichtiger noch, für die Kinderbetreuung eine zentrale Rolle in den Alltagsarrangements der Befragten. Diese Person entlastet nicht nur von Arbeit, sondern auch von potentiellm Konfliktstoff, sie macht es leichter, Vertrauen in das Funktionieren des Alltags zu haben, auch wenn nur wenig im voraus festgelegt ist. Eine ausreichende materielle Sicherheit, Orientierungen, die zwar nicht widerspruchsfrei, aber durch ihre Offenheit relativ spannungsfrei sind, persönliche Gelassenheit, eine ausgeglichene Partnerschaft, ein egalitäres und konsensuales Modell der Aufteilung der Zuständigkeiten und kontinuierliche biographische Erfahrungen sind der Boden, auf dem bei diesem Typus der Lebensführung trotz offener Bedin-

---

12 Der Zusammenhang der Kategorien *Geschlecht* und *Vertrauen* ist in der sozialwissenschaftlichen Literatur u.W. bislang nur von Deters (1994) systematisch untersucht worden. Sie konzentriert sich dabei auf Vertrauen als *personales Vertrauen* (im Unterschied zu Selbstvertrauen und Systemvertrauen) und thematisiert dies in einem spezifischen Kontext: Vertrauen als zentralen Mechanismus zur Regulierung *betrieblicher Organisationen und Kommunikationen*. Dabei kommt sie zu dem Schluß, daß durch die Definition von Frauen als das „Andere“, das „Fremde“, Vertrauen zum Mechanismus des Ausschlusses von Frauen zumindest auf höherer betrieblicher Ebene, die monokulturell i.S. von monosexuell konstruiert ist, wird. Interessant sind – neben Unterschieden – die Parallelen zu Deters, etwa Vertrauen als geschlechtsspezifischen Mechanismus zu sehen, den Männer zu ihren Gunsten praktizieren; im Fall unserer Untersuchung dient er der Stabilisierung ihrer Lebensführung. Auch ihr Verständnis von Vertrauen ist ähnlich: „Vertrauen ist individuelle Handlungsressource und organisationale Strategie“ (ebd.: 226).

gungen vertrauensvoll auf Planung verzichtet und ein erhebliches Maß an Situativität zugelassen werden kann.

## 5.5 Ausblick: Die JournalistInnen – Lebensführungsszenarien der Zukunft?

Es wurde gezeigt, worin sich die typischen Arrangements der Lebensführung von JournalistInnen unterscheiden, innerhalb welchen Gesamtgefüges von Lebens- und Arbeitsbedingungen sie funktionieren, warum dabei auf unterschiedliche Mechanismen der Handlungssteuerung zurückgegriffen wird und mit welchen Orientierungen diese korrespondieren. Wir wollten die Grundlagen klären, auf denen sich diese Mechanismen als Kontinuum der 'Schließung' und Eingrenzung von Offenheit durch *Kontrolle* über *Disziplin* und *Akrobatik* bis zum Zulassen von Offenheit durch *Vertrauen* darstellen.

Nun sind die geschilderten instabilen bzw. offenen Arbeits- und Lebensbedingungen und Perspektiven kein Spezifikum von JournalistInnen, auch wenn sie bei dieser Personengruppe auf etlichen Ebenen gleichzeitig gelten und besonders ausgeprägt sein mögen. Im Gegenteil: gemäß gesellschaftlicher Diagnosen und Prognosen treffen sie, wenn auch in unterschiedlichen Ausformungen und v.a. mit unterschiedlichen Folgen, zunehmend für weitere Personengruppen zu. Zu diesen Prognosen gehören zum einen quantitative und qualitative Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt wie etwa die Zunahme der „Neuen Selbständigen“, der Freiberuflichkeit als Folge einer sich verbreitenden Deregulierung von Beschäftigungsverhältnissen (Rudolph 1987, Voß 1993), die Entstandardisierung der Arbeitszeiten (Bauer/Groß/Schilling 1994) und zum anderen die Enttraditionalisierung gesellschaftlicher Leitbilder (Klages 1993), die Erosion traditioneller Modelle familialen Lebens und Arbeitens in eine Vielzahl privater Lebensformen (Rerrich 1990) sowie die Auflösung der Allgemeingültigkeit weiblicher und männlicher Normalbiographien (Wohlrab-Sahr 1992) und anderes mehr.

Diese Entwicklungen verlaufen quer zu den sozialen Schichten und Milieus: Sie treffen Hoch- und Niedrigqualifizierte, allerdings, und dies ist entscheidend, bei ganz unterschiedlichen Ausgangsbedingungen. So hat die von uns untersuchte Gruppe zwar exemplarischen Charakter für die genannten aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen, doch sie ist statusmäßig, qualifikatorisch, sozial und materiell, auf einem eher hohen Niveau von Ressourcen angesiedelt, das gesellschaftlich durchaus nicht verallgemeinerbar ist.



Wir konnten zeigen, wie – von diesen relativ privilegierten Grundlagen ausgehend – solche Bedingungen von Offenheit und Unsicherheit verarbeitet werden, inwieweit sie auch aktiv herbeigeführt werden und welche unterschiedlichen Umgangsformen es hiermit gibt. Herauskristallisiert hat sich vor allem die Anforderung an die Personen, ihr Leben selbst in die Hand nehmen zu können und zu müssen. Drei zentrale Dimensionen der Bewältigung von Anforderungen lassen sich dabei unterscheiden:

- der Alltag muß in stärkerem Maße selbst gestaltet und organisiert werden (praktische Dimension);
- personale Fähigkeiten wie Offenheit, Vertrauen und Flexibilität müssen erbracht werden, um Unsicherheiten überwiegend positiv deuten zu können (psychisch-personale Dimension);
- soziale und berufliche Netzwerke, die von wachsender Bedeutung für die alltägliche Lebensführung sind, müssen zunehmend von den Personen selbst hergestellt und aufrechterhalten werden (sozial-integrative Dimension).

Können diese Anforderungen, die ineinandergreifen und miteinander vermittelt werden müssen, erfüllt werden, so treten die Potentiale der Selbstbestimmung und der Erweiterung von Handlungsspielräumen in der Lebensführung hervor, die in solch offenen Bedingungen liegen. Nur unter diesen Bedingungen, wenn also die Lebensführung aktiv und reflexiv gesteuert und stabilisiert werden kann und die notwendigen Ressourcen gegeben sind, können die inhärenten Chancen von offener werdenden gesellschaftlichen Bedingungen gegenüber den Risiken überwiegen. An der Gruppe der JournalistInnen zeigt sich deshalb gleichzeitig, *wie* voraussetzungsvoll eine solch eigenständige Stabilisierung der Lebensführung ist.

Nach diesen Schlußfolgerungen stellt sich die dringende Frage, was offenere Bedingungen für diejenigen bedeuten, deren Lebenssituation weniger privilegiert ist und die die genannten Voraussetzungen – eine gute schulische und berufliche Ausbildung, persönliche Ressourcen, soziale Kompetenzen wie Aushandlungs- und Diskursfähigkeit, materiell einigermaßen gesicherter Hintergrund etc. – aus unterschiedlichen Gründen nicht mitbringen. Für solche Personengruppen, die auf der einen Seite feste externe Vorgaben entweder verlieren oder sich bewußt gegen sie entscheiden, auf der anderen Seite aber nicht über die materiellen, kulturellen, personalen und sozialen Ressourcen verfügen, um selber ein ausbalanciertes Arrangement externer Anforderungen und individueller Bedürfnisse neu etablieren zu können, sind erhebliche Probleme und Belastungen zu prognostizieren. So wird wohl unter nicht so privilegierten Bedingungen der Lebensführung nicht

mehr Selbstbestimmung möglich, sondern eher mehr situative Anpassung an wechselnde Anforderungen notwendig, und Flexibilität verwandelt sich in Reaktivität.

Solche aller Voraussicht nach künftig vermehrt auftretenden, kritischen Konstellationen einer ungleichen Verteilung von Risiken und Chancen lassen sich am Beispiel der unterschiedlichen sozialen Situation der Geschlechter diskutieren. Könnte unter den obengenannten Bedingungen dieses Ungleichheitsmuster eher aufgehoben werden oder wird es sich sogar vertiefen? Aus den verschiedenen Typen der Lebensführung der JournalistInnen lassen sich einige Hinweise gewinnen, auch wenn dies spekulativ bleibt.

Der Typus *Kontrolle* wurde als eher männlicher gegenüber dem eher weiblichen Typus *Disziplin* beschrieben. Eine über die zuvor genannten Argumente hinausgehende Erklärung für diese unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Verteilungen liegt evtl. darin, daß die Möglichkeit der Kontrolle, wenn sie über die Kontrolle der eigenen Person hinausgehen soll, Macht voraussetzt. Solche Macht besteht u.a. in der Verfügung über die Zeit und Arbeitskapazität anderer Personen, z.B. in Form der traditionellen geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, in der Verfügung über Geld sowie in der Möglichkeit, Störungen fernzuhalten: Dies bedeutet zusammengenommen, die eigenen Lebensumstände prinzipiell selbstbestimmt steuern zu können.<sup>13</sup> Für solche Formen der Machtausübung sind auch in absehbarer Zukunft die Chancen strukturell zuungunsten von Frauen verteilt.

Der Mechanismus der Selbstdisziplin als Umgang mit Offenheit hingegen verlagert dessen Handhabung noch stärker nach innen als der Mechanismus der Kontrolle und konzentriert sich vor allem auf die eigene Person. Damit obliegt auch die Verantwortung für das Gelingen überwiegend der eigenen Person. Nicht nur mangels Kontrollmacht über andere, sondern auch aufgrund sozialisatorisch erworbener Erfahrungen liegt ein solcher selbstbezogener Mechanismus Frauen besonders nahe. Ein Ergebnis dieser Konstellation ist, daß sich diejenigen, für die Kontrolle handlungsleitend ist – eher Männer – das Gelingen ihrer Lebensführung auch selbst zuschreiben und für Probleme die Rahmenbedingungen ihrer Lebensführung verantwortlich machen. Diejenigen, die auf Disziplin als Mechanismus zurückgreifen – eher Frauen – erklären dagegen Probleme ihrer Lebensführung mit unzureichender Disziplin der eigenen Person. Noch deutlicher zeigt sich eine solche Selbstzuschreibung beim Typus *Akrobatik*: Die changierende Lebensführung der auch hier überwiegend vertretenen Frauen gründet sich vor allem in

13 Für die Dimension Macht, Zeit und Geschlecht vgl. Jurczyk (1994b).

ihren mehrdeutigen und ambivalenten Orientierungen und wird durch die Knappheit verschiedener Ressourcen verstärkt. Diese Frauen machen jedoch in erster Linie ihre eigene Unfähigkeit für ihre Probleme verantwortlich und suchen weniger nach Erklärungen in den gesellschaftlich widersprüchlichen Anforderungen, die speziell an sie als Frauen gestellt werden.

Ist der Alltag beim Typus *Akrobatik* ein permanenter Drahtseilakt und unterliegt häufigen Zerreißproben, wirkt der Typus *Vertrauen* dagegen relativ „rund“ und privilegiert. Er baut allerdings auf Voraussetzungen auf, die für Frauen der befragten JournalistInnen in der Regel nicht gegeben sind. So spricht vieles dafür, daß unter den geschilderten Bedingungen akrobatische Balanceakte in der Lebensführung vom Gros der Frauen erbracht werden müssen. Das gleiche gilt für Männer, die die klassische Männerrolle ablehnen und in einer egalitären Partnerschaft leben wollen, aber nicht über ausreichende Ressourcen verfügen, wie etwa die Journalisten, die dem Typus *Vertrauen* zugeordnet werden können. Damit verbreitet sich möglicherweise insgesamt ein Typus der Lebensführung, der durch erhebliche alltagspraktische Labilität gekennzeichnet ist. Andererseits sind Frauen, und dies kann hier zu ihrem Vorteil ausschlagen, biographisch und alltäglich darin geübt, gerade in prekären Situationen mit unterschiedlichen und wechselnden Anforderungen kunstvoll zu jonglieren. Der Mangel an äußeren Ressourcen zur Stabilisierung der Lebensführung wird möglicherweise ausgeglichen durch ihre antrainierten besonderen alltagspraktischen und personalen Fähigkeiten; mehrdeutige, ambivalente Orientierungen und Organisationstalent können sich somit auch zum Vorteil wenden und eine passende Antwort auf zunehmend offene Bedingungen sein. Die Frage nach Aufhebung oder Vertiefung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten angesichts zunehmend offener gesellschaftlicher Bedingungen läßt sich somit nicht eindeutig beantworten.

Offener werdende Arbeits- und Lebensbedingungen bergen – einmal mehr – *riskante Chancen* (Keupp 1988), die in ihrer Janusköpfigkeit nicht alle Personen und Personengruppen gleichermaßen treffen, sondern je nach Ressourcen und bestehendem sozialen Status neue soziale Ungleichheiten schaffen, alte gegebenenfalls vertiefen oder differenzieren.

Gerade angesichts der Wirksamkeit struktureller Ungleichheiten läßt sich als Fazit unserer Analyse ziehen, daß die Personen mit ihren individuellen

und sozialen Kompetenzen<sup>14</sup>, wie Reflexivität, Selbständigkeit, Eigensteuerung, Selbstwertgefühl u.a.m. bei der Verteilung gesellschaftlicher Chancen zunehmend in den Mittelpunkt rücken. Soziale Chancen werden als Fähigkeit zum Umgang mit Ambivalenzen hochgradig vom Bildungsniveau abhängig. Neben der nach wie vor bestehenden zentralen Bedeutung der Verteilung materieller Ressourcen – wie Einkommen, Wohnraum etc. – für die Gestaltungsmöglichkeiten der Lebensführung wird deshalb Bildung zunehmend wichtig, die nicht nur dem reinen Wissenserwerb dient, sondern auch bzw. vor allem dem Erwerb von sozialen Kompetenzen und Handlungskompetenzen (Fröhlich 1992). Als Voraussetzung für die Bewältigung der massiven neuen Anforderungen erfahren Bildung und Erziehung im Sinn von Charakterbildung (wieder, aber heute im Vergleich zum bürgerlichen Bildungsideal des letzten Jahrhunderts auf breiterer Ebene) nochmals einen Bedeutungszuwachs. Dies ließe sich bildungspolitisch – entgegen der Tendenzen zur Verkürzung und „Verschulung“ von Bildung und Ausbildung – eher als Notwendigkeit längerer Ausbildungszeiten und vor allem qualitativ anderer Formen des Lernens formulieren. Wenn durch gesellschaftliche und politische Veränderungen mehr Offenheit forciert wird, müßten, wohl zentral durch Bildung, die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß Menschen mit diesen Veränderungen umgehen lernen.

In unserem Material wird jedoch eine weitere Voraussetzung deutlich, die für die positive Verarbeitung von Offenheit entscheidend sein kann. Neben Bildung tritt die Bedeutung der biographischen Vorerfahrungen für den Erwerb von Handlungskompetenzen, insbesondere aber für die Ausbildung von Vertrauen hervor. Wenn im Lebensverlauf keine Chance und/oder Notwendigkeit gegeben war, mit offenen Bedingungen umzugehen, oder diese von den Beteiligten nur als „Chaos“ interpretiert werden konnten, so sind sie vermutlich eher angstausslösend, legen psychodynamisch und alltagspraktisch eher ein Streben nach Sicherheit nahe. Für eine positive Deutung von Offenheit muß auf entsprechende Orientierungen, Deutungsmuster und Kompetenzen zurückgegriffen werden können, die im Verlauf der Biographie erworben und erprobt werden konnten. Wenn die gegenwärtig beobachtbaren kumulierenden Freisetzungsprozesse der modernisierten Moderne nicht (nur) Angst auslösen und nicht in neuem Autoritarismus münden

---

14 Zum Begriff der *Kompetenz* siehe Gert Sommer (1977), der Kompetenz als die Verfügbarkeit und angemessene Anwendung von Verhaltensweisen (motorisch, kognitiv und emotional) zur effektiven Auseinandersetzung mit konkreten Lebenssituationen, die für das Individuum und/oder seine Umwelt relevant sind, definiert.

sollen, so bedarf es der Toleranz von Ambiguitäten. So scheint neben den vorgenannten Mechanismen von Kontrolle, Disziplin und Akrobatik tendenziell der des Vertrauens zunehmend wichtig zu werden, und zwar eines Vertrauens nicht in traditioneller Form von Fatalismus oder Religiosität, sondern eines Vertrauens vor allem darin, daß aus der eigenen Person heraus die notwendigen Potentiale zur Gestaltung und Stabilisierung der Lebensführung aktiviert werden können. Dies gilt um so mehr, als bislang wichtige Institutionen wie Kirche und Staat, die Sinn und Strukturen von außen vorgeben und Vertrauen in externe Instanzen forderten, dieser Aufgabe kaum mehr nachkommen.<sup>15</sup> Mit unserer empirischen Analyse können wir die in soziologisch-historischen Theorien vertretene These, daß Vertrauen als Mechanismus von zentraler Bedeutung für den Umgang mit den Verunsicherungen, Unübersichtlichkeiten und Risiken moderner Gesellschaften ist, nur unterstreichen (Habermas 1985, Giddens 1991, Baumann 1992, Beck 1986). Darüber hinaus werden die zwei Orte seiner Entstehung deutlich: Biographie und Bildung.

Es bleibt abzuwarten, inwieweit sich solche Typen der Lebensführung herausbilden, festigen oder durchsetzen, die, funktionalistisch betrachtet, in der Lage sind, als Antwort auf offener werdende gesellschaftliche Bedingungen, die richtigen Mischungsverhältnisse zwischen Anpassung und Neubeginn, Stabilität und Flexibilität zu produzieren – dies sowohl im Sinn der Subjekte als auch des gesellschaftlichen Systems. Die typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung der JournalistInnen geben hier mögliche Zukunftsszenarien ab.

<sup>15</sup> Anthony Giddens bezeichnet Vertrauen als zentralen Mechanismus der Lebensführung in der von ihm so genannten *Spätmoderne*, in der die Personen aus gewachsenen und überschaubaren Zusammenhängen freigesetzt sind. Neben dem Vertrauen in die eigenen Handlungskompetenzen betont er aber auch die Notwendigkeit des Vertrauens in moderne, durch Wissenschaft und Technologie entstandene Institutionen, wie abstrakte Expertensysteme, die aus eigener Kraft nicht beeinflussbar und beherrschbar sind. Vertrauen ist in diesem Zusammenhang das Gegengewicht zum methodischen Zweifel, den moderne Institutionen in der Spätmoderne zwangsläufig hervorrufen.

#### Anhang: Überblick über die Befragten

	<i>Alter, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Netto-Haushaltseinkommen<sup>1</sup>, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
J 1 Herr Erdmann	38, ffj* beim Hörfunk, rk, verh. mit Lehrerin, 2 Kinder (5, 3 J.), ca. DM 10.000, große Mietwhg. in Zweifamilienhaus (mit Freunden), Garten, eigenes Ferienhaus, Vorort
J 2 Herr Blumer	50, ffj beim Fernsehen, rk, verh. mit Lehrerin, 5 Kinder (18, 18, 15, 14, 11 J.), ca. DM 10.000, sehr großes eigenes Haus, eigenes Ferienhaus, Vorort
J 3 Frau Timmer	42, ffj beim Hörfunk, rk, Partnerschaft mit freiberufl. Akademiker, 2 Kinder (9, 6 J.), ca. DM 10.000, große luxuriöse Eigentumswhg., Großstadt
J 4 Frau Grünert	44, ffj beim Hörfunk, rk, verh. mit freiberufl. Akademiker, 3 Kinder (10, 11, 8 J.), ca. DM 10.000, kleines Bauernhaus auf dem Land (+ 2 Wohnungen und Ferienhaus)
J 5 Frau Wallmann-Frisch	40, ffj beim Hörfunk, ev., verh. mit ffj beim Fernsehen (J 6), 4 Kinder (9, 7, 3, 1 J.), ca. DM 10.000, sehr großes gemietetes Haus mit Garten, Ferienhaus, Vorort
J 6 Herr Frisch	39, ffj beim Fernsehen, konfessionslos, verh. mit ffj beim Hörfunk (J 5), 4 Kinder (9, 7, 3, 1 J.), ca. DM 10.000, sehr großes gemietetes Haus mit Garten, Ferienhaus, Vorort
J 7 Frau Todenhöfer	42, ffj beim Hörfunk, rk, verh. mit freiberufl. Akademiker, 3 Kinder (12, 9 J., 8 Wochen), DM 3.500*, eigenes großes Haus mit Garten auf dem Land
J 8 Frau Müller-Strüngmann	40, ffj beim Fernsehen, konfessionslos, verh. mit kaufm. Angestellten, 2 Kinder (5, 1 J.), DM 3.500 verfügbar**, große Mietwohnung, Großstadt

J 9	Frau Lenhart	39, ff++ beim Fernsehen, ev., verh. mit Akademiker, 2 Kinder (5, 2 J.), DM 8.000, Haus mit Garten, Vorort
J 10	Herr Wierling	39, ff für Printmedien, eigenes Büro, konfessionslos, getrennt lebend, 1 Kind (13 J.), DM 7.000, große Mietwohnung, Großstadt
J 11	Herr Bahl	50, ff, konfessionslos, verh. mit Lehrerin, 2 Kinder (20, 16 J.), DM 8.000, gemietete alte Villa, Großstadt
J 12	Frau Schnitzler	33, ffj beim Fernsehen, konfessionslos, Partnerschaft mit techn. Angestellten, 3 Kinder (6, 5 J., 3 Mon.), DM 4.600, Mietwohnung, Großstadt
J 13	Frau Lauer	44, ff in Redaktionskollektiv für Printmedien, konfessionslos, getrennt lebend, 2 Kinder (9, 6 J.), DM 3.000, große Mietwohnung, renovierungsbedürftig, Großstadt
J 14	Frau Kilowski	44, selbst. Kleinunternehmerin, konfessionslos, Partnerschaft mit freiem Künstler, 1 Kind (10 Mon.), DM 3.500*, Mietwohnung, Bauernhaus, Großstadt
J 15	Frau Böhme	39, ff, überwiegend Hörfunk, z.T. Printmedien, konfessionslos, alleinerziehend, 1 Kind (9 J.), DM 2.100***, kleine Mietwohnung, Großstadt
J 16	Frau Winkler	35, ffj beim Fernsehen, k. A. zur Konfession, verh. mit Akademiker, 2 Kinder (5, 2 J.), k. A. zum Eink., großes gemietetes Haus mit Garten, Vorort
J 17	Frau Jeschinski	43, ff mit versch. Standbeinen, ev., Partnerschaft mit freiem Künstler, 1 Kind (6 J.), DM 2.500*, kleine Mietwohnung, Großstadt
J 18	Frau Bölling	35, ffj beim Hörfunk und teilweise Fernsehen, rk, alleinerziehend, 1 Kind (8 J.), DM 2.500, kleine Mietwohnung, Vorort
J 19	Herr Hohl	28, ff mit versch. Standbeinen, rk, Partnerschaft, Frau z.Zt. nicht berufstätig, 1 Kind (1 J.), DM 700 verfügbar**, ausgelagertes Arbeitszimmer + kleine Mietwohnung der Freundin, Großstadt

J 20	Frau Kölsch	40, ff mit versch. Standbeinen, konfessionslos, verh. mit Akademiker, 2 Kinder (9, 5 J.), DM 7.000, eigene DHH, Stadtrand
J 21	Herr Gänsmeyer	32, ffj beim Hörfunk, rk, Partnerschaft mit Akademikerin (z.Zt. nicht berufstätig), 2 Kinder (3, 1 J.), DM 4.000, Mietwohnung, Großstadt
J 22	Frau Ziller	38, ffj beim Fernsehen + freiberufl. Tätigkeit, konfessionslos, verh. mit Akademiker, 2 Kinder (7, 5 J.), DM 8.000 bis DM 10.000, großes Haus zur Miete, Vorort
J 23	Herr Staller	42, ff mit versch. Standbeinen, eigenes Büro, konfessionslos, verh. mit kaufm. Angestellter, 3 Kinder (25, 22, 12 J.), DM 5.000, Mietwohnung, Großstadt
J 24	Herr Paschler	40, ffj beim Fernsehen, konfessionslos, verh. mit freiberufl. Künstlerin (z.Zt. Wiedereinstieg), 2 Kinder (13, 11 J.), DM 8.000 bis DM 9.000, Mietwohnung, Großstadt
J 25	Herr Sigismund	44, ff mit eigener Agentur, ev., verh. mit Bildredakteurin, 2 Kinder (23, 17 J.), DM 5.000 Mietwohnung, Großstadt
J 26	Herr Faltermeyer	32, ffj bei Zeitschrift und Hörfunk, konfessionslos, Partnerschaft mit Kauffrau, 1 Kind (10 Mon.), DM 7.000, kleine billige Mietwohnung, Großstadt
J 27	Frau Hanauer	28, ff beim Hörfunk, rk, verh. mit kaufm. Angestellten, 1 Kind (1 J.), DM 5.000, eigenes Haus, Vorort
J 28	Herr Krämer	37, ff als Drehbuchautor mit versch. Standbeinen, konfessionslos, verh., 1 Kind (4 J.), k. A. z. Eink., Mietwohnung, Großstadt
J 29	Herr Graf	33, ff mit versch. Standbeinen, ev., Partnerschaft mit wiss. Angestellter, 1 Kind (6 J.), DM 3.000, WG, Großstadt
J 30	Herr Sternfeld	34, ffj beim Hörfunk, freiberufl. Schriftsteller, rk, verh. mit freiberufl. Künstlerin, 1 Kind (1 J.), DM 2.500***, kleine Mietwohnung, Großstadt

J 31 Frau Jakob	38, fJ für versch. Printmedien, konfessionslos, verh. mit Akademiker, 1 Kind (10 J.), ca. DM 10.000 bis DM 12.000, kleine Mietwohnung, Stadtrand
<p>+ ffJ = feste(r) freie(r) JournalistIn Tätigkeitsbereich beim Hörfunk bzw. Fernsehen: Erstellen von ca. 8-Minuten-Beiträgen bis Stundensendungen (wenn nicht anders angegeben).</p> <p>++ ff = freie(r) JournalistIn</p> <p>1 Das Einkommen der JournalistInnen kann im Vergleich zu den anderen Gruppen aus verschiedenen Gründen nur annähernd angegeben werden. Wir haben es dennoch aufgenommen, um zu zeigen, wie groß das Einkommensgefälle in dieser Gruppe ist. Die Angaben sind jedoch nicht immer direkt vergleichbar, da nicht alle Personen in der Lage bzw. willens waren, ihr Einkommen exakt zu beziffern. Diese Personen werden in der Tabelle wie folgt gekennzeichnet:</p> <p>• Es wurde nur das Einkommen der befragten Person angegeben, so daß noch ein erheblicher Teil dazukommt.</p> <p>** Betrag nach Abzug von Steuern, Miete, Schuldenbelastungen usw.</p> <p>*** Genannt wurden nur die regelmäßigen beruflichen Einnahmen, hinzu kommen unregelmäßige Einnahmen aus Verkauf von Kunstwerken, Lesungen, Tantiemen bzw. Mieteinnahmen.</p>	

## 6. Lebenskunst auf niederbayerisch: Schichtarbeiter in einem ländlichen Industriebetrieb

Werner Kudera

„Wir sind ganz gleichmäßige Leute – wir nehmen es so, wie es kommt.“ (S 6)

### 6.1 Die Untersuchungsgruppe

Die Einebnung sozialer Ungleichheiten in der Uniformität einer mittelständischen Arbeits-, Konsum- oder Erlebnisgesellschaft und die Generalisierung von Lebensrisiken in einer Risikogesellschaft von ubiquitär Betroffenen gehören heute – mit wenigen Ausnahmen (vgl. Bertram u.a. 1993) – zu den wenig in Frage gestellten Selbstverständlichkeiten sozialwissenschaftlicher Gegenwartsbeschreibung. Demgegenüber erinnert die alltagssprachliche Kontrastierung von Stadt und Land zu Recht nicht nur an nach wie vor vorhandene sozialräumliche Disparitäten, die aus unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbedingungen resultieren sowie an historische Disparitäten, die sich in nach wie vor unterschiedlichen Milieus und Traditionen ausdrücken. Sie erinnert auch und vor allem an nach wie vor existierende, jeweils spezifische Formen der Lebensführung. In der Alltagserfahrung ist mehr oder weniger präsent, daß die Menschen auf dem Lande anders und unter anderen Bedingungen leben als in der Stadt, selbst wenn dafür nicht ausschließlich die bäuerliche Bevölkerung als Kontrastmodell dient. Stadt, das ist der Inbegriff von Hektik und Unübersichtlichkeit, von Anonymität und Modernität, Land hingegen eine diffuse Mischung aus Überschaubarkeit, Gemeinschaftlichkeit und Gelassenheit sowie aus genuiner Traditionalität und neo-traditionalistischer Romantik: Noch immer scheinen auf dem Lande die Uhren anders zu gehen.

Ziel der folgenden Darstellung ist die empirische Rekonstruktion einer spezifisch ländlichen, in sich außerordentlich geschlossen und stabil wirkenden Form alltäglicher Lebensführung. Die Stabilität dieser Form alltäglicher Lebensführung beruht auf besonderen Voraussetzungen, deren Charakterisierung einen wesentlichen Teil des Textes ausmacht. Diese Voraussetzungen in Gestalt von immer noch weitgehend subkulturell geteilten Traditions- und Erfahrungsbeständen drohen sich im Zuge des durchgreifenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses allmählich aufzulösen und in

einer unwiderruflichen Vergangenheit zu verschwimmen. Insofern handelt es sich um ein soziales Muster alltäglichen Lebens, das historisch möglicherweise im Absterben begriffen ist. Es kann dennoch Aufmerksamkeit nicht allein aus folkloristischen Gründen beanspruchen, sondern insbesondere auch deshalb, weil in ihm historische Stabilitätsbedingungen alltäglichen Lebens repräsentiert sind, die unter veränderten Lebensverhältnissen durch andere funktionale Äquivalente ersetzt werden müssen, sofern Lebensführung auf ein Mindestmaß an Stabilität und Kontinuität angelegt sein soll. Ob eine individuell befriedigende Lebensführung überhaupt auf Stabilität und Kontinuität angewiesen ist und ob in einem auf Stabilität und Kontinuität hin geordneten und funktionierenden Alltagsleben dessen Lasten und Freuden, Rechte und Pflichten auch gleichmäßig verteilt sind, ist dabei eine ganz andere Frage.

### 6.1.1 Schichtarbeiter in einem Produktionsbetrieb auf dem Land

Die Gruppe, an deren Beispiel eine stabile, spezifisch ländliche und traditionale Form alltäglicher Lebensführung beschrieben wird, besteht nicht aus Personen, die in der Landwirtschaft tätig sind, wie zunächst einmal zu erwarten wäre, wenn man an ländliche Lebensverhältnisse denkt, sondern aus Arbeitern, die in einem Industriebetrieb in Niederbayern beschäftigt sind. Dieser Betrieb hat sich nicht nur wegen der staatlichen Förderung der Region, wegen der günstigen Infrastruktur und der Verkürzung der Transportwege für den erforderlichen Rohstoff Holz in diesem ländlichen Raum etabliert. Eine besondere Rolle spielte vielmehr auch die Tatsache, daß die Rekrutierung von Arbeitskräften, die bereit sind, unter den Bedingungen eines speziellen, rotierenden Konti-Schichtsystems zu arbeiten, wie es für den Untersuchungsbetrieb charakteristisch ist, auf dem Lande noch am ehesten gewährleistet ist. Das wiederum hat nicht nur mit dem spezifischen, regionalen Arbeitsmarkt zu tun, dessen Dynamik durch wenige Großbetriebe bestimmt wird, sondern auch damit, daß die Landwirtschaft weder den 8-Stunden-Tag als Regelarbeitszeit noch die Trennung von Arbeitswoche und arbeitsfreiem Wochenende als industriegesellschaftlichen Rhythmus kennt. Sie muß sich vielmehr trotz Technisierung immer noch weitgehend den natürlichen Zyklen anpassen, wie sie durch die biologischen Rhythmen des Viehs, durch Tag und Nacht, durch die Jahreszeiten und durch das kaum berechenbare Wetter vorgegeben sind. Das ist mit ein Grund dafür, weshalb sich auf dem Land auch unter der Arbeiterschaft das, was wir Normalarbeitszeit nennen, nicht in dem Maße als selbstverständliche Richtgröße festgesetzt hat wie in der Stadt – insbesondere in solchen Fällen, wo

es sich um Arbeiter handelt, die entweder selbst eine bäuerliche Vergangenheit haben oder wo, was die Arbeitsbedingungen anlangt, ein 12-Stunden-Tag, Wochenendarbeit und Saisonarbeit ohnehin die Regel waren.

Ein anderes Zeitbewußtsein, eine immer noch dominante, traditionell ländliche Arbeitsorientierung sowie der regionale Arbeitsmarkt wirken zusammen, ein Arbeitskräftepotential als Ressource bereitzuhalten, das den Interessen einer kontinuierlichen Nutzung betrieblicher Kapazitäten entgegenkommt. Und gerade das eigens für den Untersuchungsbetrieb entwickelte Konti-Schichtsystem macht seine Besonderheit aus, die ihn als Focus der Befragung einer ganz bestimmten Gruppe von Industriearbeitern für unsere Fragestellung als geeignet erscheinen ließ. Uns interessierte nämlich bei der Auswahl speziell dieser Gruppe, bei der präindustrielles Zeitbewußtsein und industrieller Lohnarbeiterstatus zusammenfallen, welche Bedeutung eine von den klassischen Arbeitszeitregelungen mit ihrem Rhythmus von Arbeitstag und Feierabend, von Arbeitswoche und arbeitsfreiem Wochenende abgekoppelte, variable Zeitordnung insgesamt für die familiäre Lebensführung hat, welche Voraussetzungen für ihre Akzeptanz gegeben sein müssen, welche Chancen und Einschränkungen der privaten Verfügung über Zeit sie einschließt, wie sie schließlich in das Arrangement alltäglicher Lebensführung konkret eingebaut und in ihren Auswirkungen verarbeitet wird.

Dabei konnte von vorneherein davon ausgegangen werden, daß eine sowohl zur Normalarbeitszeit und zu den öffentlichen Betriebs-, Geschäfts- und Verkehrszeiten als auch zum biologisch präformierten Rhythmus von Wachen und Schlafen querstehende und darüber hinaus in sich variable Ordnung der Arbeitszeit nicht nur einen erhöhten und flexibler zu handhabenden Organisations-, Koordinations- und Synchronisationsbedarf produziert, sondern es auch erforderlich macht, mit vielfältigeren und unterschiedlich gelagerten und belasteten Blöcken und Rhythmen von Zeit individuell umzugehen. Daß sich dabei die Probleme von gebundener und frei verfügbarer Zeit, von toter und sinnvoll genutzter Zeit in besonderer Weise bündeln würden, war nicht nur abzusehen, sondern ein Kristallisationskern des Interesses. Denn Lebensführung ist nicht zuletzt geordneter und sinnhafter Umgang mit Zeit, die Methodik von Lebensführung ist nicht zuletzt eine spezifische Zeitökonomie.

Bei der Auswahl der Befragten war wegen der von uns postulierten Vergleichbarkeit generell der Gesichtspunkt einer sinnvollen Homogenisierung leitend. Bedingt durch die spezifischen Auswahlkriterien ist die zustandgekommene Gruppe von ländlichen Industriearbeitern, die hier betrachtet wird, insofern homogen, als alle im selben Betrieb unter demselben Arbeits-

zeitregime – wenngleich auf unterschiedlich qualifizierten Arbeitsplätzen – ihrer Erwerbsarbeit nachgehen, alle verheiratet sind und Kinder haben, die noch im Haushalt leben, und alle in der Region aufgewachsen sind und im näheren oder weiteren Umfeld des Betriebs, also im ländlichen Milieu, ihren Wohnsitz haben. Gemeinsames Charakteristikum ist damit neben der gleichartigen beruflichen Situation und dem gleichartigen Wohnumfeld die familiäre Phase, ein Lebensabschnitt also, der sowohl eine spezifische Häufung von Anforderungen und Tätigkeiten als auch von notwendigen Ordnungsleistungen wie inhaltliche Abstimmung, sachliche Koordination und zeitliche Synchronisation repräsentiert.<sup>1</sup>

Die mit Absicht systematisch herbeigeführte Homogenität der Gruppe der befragten Arbeiter verfestigt sich durch eine Reihe weiterer Faktoren, die mit der Region und den spezifischen Traditionen und Optionen von Arbeit und Leben im ländlichen Milieu insgesamt zusammenhängen. Einige Indikatoren der Arbeits- und Lebenssituation sind in Tabelle 5 zusammengefaßt.

### 6.1.2 Soziale Herkunft

Sämtliche Befragten stammen aus „kleinen“ Verhältnissen, teils aus landwirtschaftlichen Produktionsbetrieben, teils aus Haushalten von angelernten Arbeitern in handwerklichen und produzierenden Kleinbetrieben. Sie sind also nicht das, was man in der Industriosozologie als klassische Industriearbeiter bezeichnet, aber auch zum größeren Teil nicht Arbeiter der ersten Generation. Das hängt damit zusammen, daß für diese Untersuchungsregion sogenannte „Mondscheinbauern“ als spezifisches Rekrutierungspotential für industrielle und gewerbliche Arbeit charakteristisch sind. Sie werden deshalb so genannt, weil sie einer Doppelerwerbsarbeit nachgehen, indem sie tagsüber einen gewerblichen Beruf ausüben und abends sowie am Wochenende einen landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetrieb bewirtschaften. Solche „Mondscheinbauern“ entstanden als Folge einerseits einer Erbteilung, die die Größe von landwirtschaftlichen Betrieben zersplitterte, andererseits als Folge einer Modernisierung im Bereich der landwirtschaftlichen Produktion. Diese Modernisierung manifestiert sich in einem Konzentrationsprozeß, der

zu immer weniger und immer größeren Betrieben führt und komplementär Kleinbetriebe übrig läßt, die für sich allein keine Existenzgrundlage mehr bieten. Aus solchen landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetrieben stammt ein großer Teil der befragten Arbeiter. Das hat insofern Konsequenzen, als bei diesen Nebenerwerbsbetrieben industrielle und landwirtschaftliche Zeitordnungen zusammentreffen und integriert werden müssen. In dieser Parallelität zweier im Grunde inkompatibler Zeitordnungen sind viele Arbeiter aufgewachsen und hierin liegt eine der Wurzeln der spezifischen Zeitökonomie der befragten Arbeiter.

## 6.2 Verankerung in ländlichen Traditionen und traditionalem Milieu

Zentrale Institutionen der sozialen Integration und sozialen Kontrolle in einer ländlichen Region wie Niederbayern sind die verwandtschaftlichen und nachbarschaftlichen Netzwerke (vgl. Behringer 1993) sowie die Kirche und die Vereine, die gleichzeitig als Instanzen der Bewahrung von Traditionen fungieren. Sie strukturieren in weitem Maße das öffentliche gemeindliche Leben, definieren den sozialen Status der eingebundenen oder ausgeschlossenen Personen im Rahmen der kommunalen Hierarchie und sorgen als Institutionen sozialer Kontrolle für die Einhaltung informell geltender moralischer, kultureller und sozialer Normen. Freilich haben die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte auch hier ihre Spuren hinterlassen und Tendenzen der Auflösung produziert.

Die Ausbreitung von Supermärkten am Rande der umliegenden Kleinstädte beschleunigt das Aussterben von lokalen Lebensmittelläden, Metzgereien und Bäckereien, das Fernsehen reduziert die Gaststättenbesuche und führt zum Aussterben der örtlichen Wirtshäuser. Damit schwinden informelle Institutionen sozialen Lebens und die wichtigsten Umschlagplätze lokaler Neuigkeiten. Die Dichte der verwandtschaftlichen Beziehungen wird durch die Dynamik des Arbeitsmarktes aufgebrochen, die Mobilität erzwingt und damit die räumliche Nähe und Häufigkeit von Kontakten als Fundament enger und kontinuierlicher verwandtschaftlicher Beziehungen untergräbt. Steigende Fluktuation und Migration der Wohnbevölkerung und der Zuzug von „Auswärtigen“ produzieren Verwerfungen der lokalen Hierarchien und lassen deren Konturen an Trennschärfe verlieren. Es entstehen neue Scheidelinien zwischen der Gruppe der Alteingesessenen und der Gruppe der kaum integrierten Neubewohner. Auch hat der säkulare Wertewandel seinen Widerhall in Lebensorientierungen gefunden, die sich von

---

1 Eine vergleichbare Gruppe von weiblichen Arbeitskräften zu befragen, was aus systematischen Gründen nahe gelegen hätte, war deshalb nicht möglich, weil nach den entsprechenden gesetzlichen Regelungen zum Zeitpunkt der Erhebungen Frauen, jedenfalls im Bereich der gewerblichen Produktion, nicht in Nachtschicht eingesetzt werden durften.

Tab. 5: Verteilung der befragten Schichtarbeiter nach sozialstatistischen Merkmalen ( $n = 15$ )

Variable	Ausprägung	Anzahl
Geschlecht	männlich:	15
	weiblich:	-
Alter	bis 30 Jahre:	3
	über 30 Jahre bis 40 Jahre:	7
	über 40 Jahre bis 50 Jahre:	3
	über 50 Jahre:	2
Nationalität	deutsch:	15
	sonstige:	-
Konfession	römisch-katholisch:	13
	evangelisch-lutherisch:	1
	sonstige:	-
	konfessionslos:	1
Soziale Herkunft (Beruf des Vaters)	Arbeiter:	10
	Angestellter:	1
	Beamter:	1
	Selbständiger:	3
	Landwirt:	-
Schulbildung	ohne Schulabschluss:	1
	Hauptschulabschluss:	13
	Realschulabschluss:	1
	Abitur:	-
	sonstige:	-
berufliche Qualifikation	Anlernung ohne formalen Abschluß:	-
	Lehre:	15
	Fachschule:	-
	Hochschule:	-
	Promotion:	-
Dauer der jetzigen Tätigkeit	bis 5 Jahre:	6
	über 5 bis 10 Jahre:	9
	über 10 bis 20 Jahre:	-
	über 20 Jahre:	-
Betriebszugehörigkeit	bis 5 Jahre:	4
	über 5 bis 10 Jahre:	11
	über 10 bis 20 Jahre:	-
	über 20 Jahre:	-

Variable	Ausprägung	Anzahl
Familienstand	ledig:	-
	verheiratet:	15
	geschieden:	-
	verwitwet:	-
Lebensform	mit (Ehe-)PartnerIn lebend:	15
	alleine lebend:	-
Beruflicher Status der Partnerin	erwerbstätig (Vollzeit):	-
	erwerbstätig (Teilzeit bzw. geringfügig beschäftigt):	7
	Hausfrau:	-
		8
Haushalte mit/ohne Kinder	kein Kind:	-
	1 Kind:	6
	2 Kinder:	9
	3 Kinder:	-
	4 Kinder und mehr:	-
Haushalte mit Kindern	unter 6 Jahre:	6
	unter 16 Jahre:	13
	über 16 Jahre:	1
Familieneinkommen (netto)	bis 2.500 DM:	-
	über 2.500 DM bis 3.500 DM:	12
	über 3.500 DM bis 4.500 DM:	3
	über 4.500 DM:	-
Wohnmilieu	dörflich:	11
	kleinstädtisch:	4
	großstädtisch:	-
Wohnart	Wohneigentum:	13
	Mietwohnung/-haus:	2

den traditionellen, gemeinschaftsorientierten Werten absetzen. Insbesondere finden sich immer weniger Frauen, die ungebrochen ihr Leben am Dienst für die Familie orientieren, und immer weniger Männer, die in der Arbeit allein den Gravitationskern ihres Lebens sehen.

Trotz solcher sozialstruktureller Veränderungen ist die befragte Gruppe von ländlichen Industriearbeitern insgesamt in immer noch geltenden Traditionen verankert, die als selbstverständliche Orientierungen und Handlungsschemata wirksam werden und sich nicht nur in einer spezifisch traditiona-



len, biographischen Konstruktion und in einer traditionellen Form der familialen Arbeitsteilung niederschlagen, sondern auch in einer besonderen Moralökonomie (vgl. Kohli 1987), die um Arbeit als Lebensgrundlage und Solidarität als Beziehungsbasis (der entsprechende Topos heißt auf niederbayerisch „Zusammenhelfen“) zentriert ist. Komplementär zu diesem kollektiv weitgehend geteilten normativen Rahmen fungieren die trotz allem immer noch relativ intakten und überschaubaren Milieus dörflichen und kleinstädtischen Lebenszusammenhanges als sozialer Rahmen, der nicht nur die Bedingungen, Art und Umfang sozialer Interaktionen prägt, sondern auch den jeweiligen Platz im informellen, hierarchisch geordneten Kräftefeld kommunalen Lebens definiert.

Innerhalb dieses normativen und sozialen Rahmens entwickeln nun die befragten Arbeiter gemeinsam mit ihrer Familie jeweils individuell ein spezifisches System alltäglicher Lebensführung, mit dessen Hilfe auf der Ebene alltäglicher Handlungen die persönlichen Ansprüche und Bedürfnisse, Dispositionen und Kompetenzen, Erwartungen und Pläne der Beteiligten mit den gegebenen Bedingungen, Notwendigkeiten und verfügbaren Möglichkeiten permanent und in relativ stabiler Weise – zumindest für eine bestimmte Phase gemeinsamer Geschichte – in Einklang gebracht werden.

## 6.3 Biographie und Lebensverlauf

### 6.3.1 Berufsbiographie

Nicht nur, was die aktuelle berufliche Situation, die soziale Herkunft und die Verankerung im ländlichen Milieu, sondern auch, was den berufsbiographischen Verlauf anlangt, ist die Gruppe der befragten Arbeiter relativ homogen. Alle Befragten waren – bedingt durch den regionalen Arbeitsmarkt – früher unter Bedingungen erwerbstätig, denen gegenüber die heutige Arbeitssituation im Untersuchungsbetrieb als Fortschritt erscheint und zwar sowohl was Arbeitsbedingungen, Arbeitsplatzsicherheit als auch die Höhe des Einkommens betrifft. So handelt es sich bei ihnen um ehemalige Kraftfahrer, Bauarbeiter, Möbelschreiner, Fliesenleger, Bäcker, die nicht nur unter stark belastenden und auf Dauer physisch ruinösen Umständen arbeiten mußten. Sie hatten auch mehrheitlich als Saisonarbeiter in Kauf zu nehmen, daß sie im Winter ausgestellt wurden und während dieser Zeit auf Arbeitslosengeld bzw. -hilfe angewiesen waren. Erschwerend kam hinzu, daß die Art ihrer Erwerbsarbeit und ihres Beschäftigungsverhältnisses keine auf Dauer angelegte berufliche Perspektive bot, sondern Unsicherheit und Ungeschütztheit den Normalfall darstellte. Als weitere Belastung mit Fol-

gen, insbesondere auch für das Familienleben, wirkte sich aus, daß sie in der Regel ihrer Arbeit weit weg von zuhause nachgehen mußten und ein 12-Stunden-Tag sowie Wochenendarbeit keine Seltenheit waren. Dies alles zusammengenommen charakterisiert einen berufsbiographischen Erfahrungshintergrund, vor dem alle befragten Arbeiter – gleich welcher Generationenzugehörigkeit – ihre derzeitige Arbeits- und Lebenssituation trotz des variablen Arbeitszeitregimes in Gestalt eines rotierenden Drei-Schichtsystems und trotz größtenteils repetitiver und monotoner Tätigkeit als in hohem Maße zufriedenstellend einschätzen („Mir geht es gut, so gut ist es mir noch nie gegangen wie zur Zeit, ganz klipp und klar festgestellt.“ S 3).

Alle Befragten verfügen über ein vergleichsweise gutes Einkommen, alle haben einen vergleichsweise sicheren Arbeitsplatz und alle haben damit, so läßt sich resümieren, berufsbiographisch erreicht, was zu erreichen ihnen nach Maßgabe ihrer individuellen Fähigkeiten und der gegebenen strukturellen Bedingungen und Optionen möglich war. Zugleich haben sie auch biographisch das erreicht, was als selbstverständlich und obligatorisch zu ihrem von ländlicher Tradition geprägten Lebensprogramm gehört: Neben der Arbeit haben sie eine Familie und damit ihren Platz im Leben und in der meist dörflichen Gemeinschaft. Und sie haben mit wenigen Ausnahmen ihr eigenes, mit viel Eigenarbeit und Nachbarschaftshilfe gebautes Haus, das sicheres und unabhängiges Wohnen sowie eine von beruflicher Arbeit und öffentlichem Lebenskontext abgesonderte Privatsphäre garantiert. Arbeit, Familie und Eigenheim als Inbegriff geordneter Verhältnisse markieren so nicht nur die Eckwerte ihres biographischen Programms, sondern auch ihres sozialen Status – und mit dieser Situation haben sie sich in bestmöglicher Weise arrangiert („Ich möchte es so, wie es jetzt läuft, so sollte es bleiben. Wir sind zufrieden mit unserem Leben, mehr wünschen wir uns nicht.“ S 12).

So betrachtet, ist ihre Gegenwart auch zugleich ihre Zukunft, die perspektivisch auf Absicherung des Erreichten auf der Grundlage einer Verlängerung des Status quo ausgelegt ist. Denn unabhängig vom Alter dominiert bei allen befragten Arbeitern die Erwartung, daß es beruflich und privat im Prinzip zunächst einmal möglichst lange so weitergehen kann und soll wie bisher. In dieser Kontinuitätserwartung bündeln sich nicht nur die Alternativlosigkeit der aktuellen beruflichen Situation eines Arbeiters, für den es entscheidend auf einen guten und sicheren Arbeitsplatz ankommt, da er sich kaum einen beruflichen Aufstieg, schon gar nicht eine individuelle Karriere ausrechnen kann, sondern auch ein generalisiertes Vertrauen in die

Zukunft als Ausdruck einer fatalistischen<sup>2</sup> Grundhaltung, die als Puffer gegenüber Enttäuschungen und Schicksalsschlägen wirksam wird. In einer solchen Perspektivität könnte jede Änderung nur zum Schlechteren sein.

„Was soll man denn anderes machen. Warum soll ich jetzt verbissen sein, über alles schimpfen, lästern, wenn ich keine andere Möglichkeit habe. Und solange man so leben möchte wie man jetzt lebt, habe ich eigentlich nicht viel Alternativen. Und aus den Alternativen oder ich muß sagen, aus den Möglichkeiten muß man sich halt das Beste raussuchen und das Bestmögliche machen. Und dann versuche ich es einfach oder versuchen wir es beide.“ (S 13).

### 6.3.2 Ein ländlicher Lebenslauf, typisch ländliche Biographien

Geboren und aufgewachsen auf dem Lande in bescheidenen Verhältnissen, Volksschule und Lehre, eine körperlich auslaugende und die Gesundheit untergrabende berufliche Tätigkeit mit saisonaler Arbeitslosigkeit, Hausbau und Gründung einer Familie, wiederum in bescheidenen Verhältnissen und wiederum auf dem Lande, allerdings wegen der bisherigen Prosperität gegenüber dem Elternhaus auf höherem Niveau – das sind die wesentlichen Stationen eines Lebenslaufs, wie er für die Gruppe der befragten Industriearbeiter charakteristisch ist. Hinter dieser traditional normierten und kollektiv geteilten Abfolge von Stationen des Lebenslaufs verbergen sich individuell unterschiedliche Temperamente und Aspirationen, Fertigkeiten und Selbstbilder, Charaktere und Schicksale, konventionelle und eigenwillige Erwartungen, optimistische und resignative Grundhaltungen. Aus dem praktischen Zusammenspiel von normiertem Lebenslauf sowie von an die Person gebundenen Eigenarten und Lebensplänen entstehen Biographien als jeweils idiosynkratische Geschichte eines Individuums. Diese Biographien sind zwar

---

2 Der Ausdruck „fatalistisch“ könnte die pejorative Konnotation einer passiv-resignativen Haltung hervorrufen. Dies ist jedoch weder beabsichtigt, noch würde es die Sache treffen. „Fatalistisch“ wird hier gebraucht, um eine Haltung zu charakterisieren, die zwar die Dinge mit Gelassenheit nimmt, wie sie kommen, und in diesem Sinne eine gewisse Schicksalhaftigkeit von Weltlauf und Lebenslauf unterstellt. Sie ist aber keineswegs damit verbunden, die Hände in den Schoß zu legen, sondern hat vielmehr zur Konsequenz, je nach Situation und Möglichkeit das Angemessene und für die eigene Interessenlage jeweils Richtige zu tun, ist also die normative Grundlage für die dominante, situative Handlungsstrategie der befragten Arbeiter. Diese Haltung hat ihr Fundament in der religiösen Vorstellung einer göttlichen Fügung und hängt mit der immer noch verbreiteten katholischen Tradition der Region zusammen.

durch individuelle Eigenarten geprägt, sie sind sich gleichwohl im Grundzug durchaus ähnlich.

Die entsprechenden Erzählungen im Rahmen der Interviews sind sehr knapp und lakonisch, erschöpfen sich meist in der Aufzählung der normalen biographischen Etappen unter Beigabe von Schwierigkeiten, diese zu erreichen und das Leben auf der Basis des jeweils Erreichten am Laufen zu halten. Das ist einerseits methodisch insofern bedingt, als die Befragten nicht zu ausführlichen biographischen Stegreif-Erzählungen besonders animiert wurden. Das ist andererseits zugleich Ausdruck des engen Zusammenhangs zwischen normiertem Lebenslauf und individueller biographischer Konstruktion, die weder auf extensive noch auf ostentative Selbstverwirklichung und eine entsprechende ausführliche, symbolische Repräsentanz hin ausgelegt ist, sondern auf Erreichung eines zugänglichen gesellschaftlichen Status und dessen Absicherung.

Die Lebenslauf-Schemata ordnen die individuelle Lebenszeit in die überdauernde historische Zeit ein. Durch die biographische Konstruktion hingegen wird der Sinn der sich reproduzierenden alltäglichen Handlungen mit übergreifender Bedeutung versehen. Die Verknüpfung von Lebenslauf und individueller biographischer Konstruktion erfolgt bei den befragten Arbeitern über die Etappen des Lebenslaufs und die entsprechenden Formen der Lebensführung. Ihre biographische Konstruktion ist organisiert als Abfolge bestimmter, an das Alter gebundener Stationen eines Lebensweges, die zugleich als elementare Lebensziele fungieren. Das wird insbesondere im Modus der biographischen Bilanzierung sichtbar: Sie orientiert sich am Kriterium, die eigenen Lebensziele – unter Mühen oder mit Glück – erreicht oder nicht erreicht zu haben. Entsprechend speist sich die Zufriedenheit mit der augenblicklichen Lebenssituation bei den Befragten im wesentlichen auch daraus, daß sie mit ihrer beruflichen Position mehr erreicht haben, als sie nach Maßgabe ihrer Qualifikation und des regionalen Arbeitsmarktes erwarten konnten, mehr, als gewissermaßen eigentlich „drin“ war. Diese Zufriedenheit wird dadurch abgerundet, daß sie den sowohl berufsbiographisch als auch familienbiographisch erreichten Stand in einer harmonischen und durch Routinisierung reibungslos verlaufenden Lebensführung zu stabilisieren vermocht haben („Ich bin im großen ganzen schon zufrieden mit unserem Leben. Ich habe es gut erwischt, habe eine recht brave Frau, habe ein gesundes Kind und eine relativ gute Arbeit.“ S 13).

### 6.3.3 Traditionale Biographiekonstruktion und konventionelle Lebensziele

In dieser Art der Bilanzierung wiederum schlägt ein spezifisches, biographisches Modell durch, dessen Programm nicht darin besteht, lebenslang sich selbst zu suchen, sondern ein für allemal seinen Platz im Leben zu finden und dessen Horizont weniger durch Offenheit als durch Begrenztheit, weniger durch Spontaneität als durch Gewohnheiten, weniger durch strategische Planung als durch Gelegenheiten und entsprechende situative Handlungsstrategien bestimmt ist. Nicht Selbstverwirklichung als modernes Identitätskonzept ist die Richtschnur der biographischen Konstruktion, wie z.B. bei der Gruppe der Journalistinnen und Journalisten, leitend sind vielmehr bestimmte, traditionell vorgegebene Lebensziele, die als individuelle Vorhaben realisiert werden. Nicht die Logik autonomer Selbstentfaltung bestimmt den biographischen Horizont, sondern eine Logik von Schicksalhaftigkeit. Ihr korrespondiert eine fatalistische Grundhaltung, die einerseits darauf vertraut, daß das Leben so ist, wie es ist, und aus einer Folge von Gelegenheiten besteht, die man an sich herankommen lassen und beim Schopf packen muß, die andererseits aber auch akzeptiert, daß das Leben Schicksalsschläge bereithält, die man meistern muß und meistern kann („Ich nehme es so, wie es kommt – und wenn es nicht klappt, ist es auch nicht so schlimm.“ S 5).

Die durch traditionelle, kulturelle Standards vorgegebenen und individuell verfügbar gemachten Lebensziele beziehen sich auf sehr elementare Dinge des Lebens, nämlich auf Arbeit und Freizeit, auf Familie und Haus. Die berufliche Tätigkeit sichert nicht nur als Broterwerb die fürs Leben notwendigen materiellen Ressourcen, sondern garantiert auch Identität und soziale Anerkennung im noch vorwiegend durch das Medium Arbeit vergemeinschafteten ländlichen Lebenskontext, in dem Faulheit als Stigma gilt und jemand, der nichts arbeitet, auch nichts ist. Der Bereich der Freizeit repräsentiert gegenüber der abhängigen und fremdbestimmten beruflichen Tätigkeit und gegenüber den Alltagsnotwendigkeiten des häuslichen Lebensbereichs das Reich der individuellen Interessen und selbstbestimmten Aktivitäten: „Mein Sport, meine Werkstatt, mein Verein ist mein Leben.“ Die Familie als Inbegriff geregelten Zusammenlebens ordnet als ursprünglicher und dominanter Typus menschlicher Beziehungen einen Kernbereich sozialen Lebens und fungiert gleichzeitig als Medium von Intimität („Wir sind im wesentlichen für uns.“ S 15). Das eigene Haus schließlich als Symbol von Besitz und Wohlstand fundiert die Sicherheit, Unabhängigkeit und Kontinuität des Wohnens und dient als Refugium für ungestörte Privatheit („Wir brauchen keine anderen.“ S 8).

Für diese Lebensziele lassen sich zwar individuell Voraussetzungen schaffen, ihre Realisierung schließt freilich die Beteiligung einer Partnerin ein, die bereit ist, dieses Programm mitzutragen. Ein solches gemeinsames Lebensprogramm enthält von seiten des Mannes die Verpflichtung, ein Haus zu bauen und das notwendige Geld nach Hause zu bringen, während es Sache der Frau ist, sich um Haushalt und die Familie zu kümmern. Das heißt zweierlei: Zum einen basiert diese ländliche, männliche Normalbiographie des Arbeiters und „Nestbauers“ auf Erwerbsarbeit, Hausbau und Gründung einer Familie, zum anderen funktioniert sie nur unter der Voraussetzung, daß sich eine Frau findet, die den komplementären Part übernimmt: Sie beruht auf einer traditionellen familialen Arbeitsteilung.

### 6.3.4 Alter als differenzierendes Kriterium

Für den Inhalt des biographischen Programms und für die generelle, an Absicherung und Kontinuität ausgerichtete Lebensorientierung spielt das Alter kaum eine Rolle. Das Alter ist jedoch als differenzierendes Kriterium durchaus von Bedeutung für die Frage, wieweit die insgesamt traditionale Lebenskonstruktion durch Einschüsse von Modernität modifiziert ist. So spiegelt das Alter, im Sinne der Zugehörigkeit zu einer jeweils bestimmten Generation, historische Veränderungen wider, wie sie im Zusammenhang mit dem allgemeinen Wertewandel diagnostiziert worden sind. Sie werden erkennbar in nach Art und Ausmaß veränderten, modischen Ansprüchen im Bereich der Freizeit (z.B. Motorbootfahren, Paragliden, Camping, Stereoanlage, Videorecorder), insbesondere aber auch darin, daß die generelle Fixierung auf Arbeit durch hedonistische Momente überlagert wird („Man sollte Freude an allem haben. Ich meine, wenn ich heute gezwungen bin, daß ich was mache, dann verlierst Du die Freude. Also teilt man es sich auch so ein.“ S 13). Solche Ausweitungen eines traditionellen Musters finden sich, wie nicht anders zu erwarten, vorwiegend bei den jüngeren Befragten.

Darüber hinaus ist das Alter auch bestimmend für die durchaus unterschiedlichen Erwartungen, wie lange es gerade unter dem Aspekt von Gesundheit und physischer Leistungsfähigkeit beruflich – unter den Bedingungen von Schichtarbeit mit ihren spezifischen Belastungen – so weitergehen kann wie bisher („Daß es gesundheitlich paßt, das ist die größte Sorge, aber das wird es bei jedem sein.“ S 4). Daß mit steigendem Alter die Leistungsfähigkeit sinkt, sich Gebrechen und entsprechende Fehlzeiten häufen, ist den älteren Arbeitern als eigene Erfahrung und aktuelle Zukunftsperspektive sehr gegenwärtig, während die jüngeren diese Probleme zwar auch am Beispiel ihrer älteren Kollegen wahrnehmen, aber als noch in der Ferne

liegend an den Rand ihres Bewußtseins schieben und mit Optimismus überdecken. Ein solcher Optimismus nährt freilich auch bei Arbeitern, die an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit zu stoßen beginnen und für die das altersbedingte Ausscheiden aus dem Erwerbsleben allmählich näher rückt, die nicht unberechtigte Hoffnung, im schlimmsten Fall auf einen Sozial-Arbeitsplatz überzuwechseln, um dort der Rente unter minder belastenden Bedingungen entgegenzusehen zu können. Denn alles in allem gilt der Untersuchungsbetrieb als ökonomisch solide und stützt die arbeitsbiographische Kontinuitätserwartung sowohl unter den jüngeren als auch unter den Älteren, bei eigenem Wohlverhalten den Rest des Arbeitslebens in der gleichen Firma verbleiben zu können.

## 6.4 Traditionale Familienkonstellation

Eine ganz wesentliche, die aktuelle Lebenssituation der befragten Arbeiter bestimmende Bedingung ist, daß sie als Bestandteil ihrer Lebensplanung eine Familie gegründet haben. Ein Arbeitsplatz, das eigene Haus als „Nest“ und Hort von Gemütlichkeit sowie die eigene Familie als zentraler Bereich privaten Lebens repräsentieren sozusagen ein Gesamtpaket in der individuellen Lebensplanung, das die enge Verschränkung mit der Lebensplanung anderer Personen einschließt, ja, die Konstitution eines gemeinsam getragenen Arrangements von Lebensführung erforderlich macht, in dem alle Beteiligten zu ihrem Recht kommen. Familie bedeutet eine Ehefrau oder Partnerin mit eigenen Lebensplänen, Erwartungen und Ansprüchen, die mit den eigenen abgestimmt werden müssen – und Familie bedeutet gerade im traditionell ländlichen Raum ganz selbstverständlich Kinder, die ebenfalls ihre spezifischen Ansprüche und Pläne entwickeln und in die eigenen Pläne eingebaut werden müssen.

### 6.4.1 Die Ehefrauen

Die Ehefrauen der befragten Arbeiter haben zum großen Teil eine Lehre im Bereich von Handel und Dienstleistungen abgeschlossen und die entsprechenden Berufe auch ausgeübt. Charakteristisch für die Lebenskonstruktion dieser Frauen ist, daß sie in der Regel bis zur Heirat, spätestens bis zum ersten Kind, einer Erwerbstätigkeit nachgehen, um sich dann als Hausfrau auf den familialen Bereich zu konzentrieren. Diese Konstruktion wird dadurch begünstigt, daß integraler Bestandteil der traditionellen Rollenzuschreibungen die Sorge für andere ist (vgl. Kap. 7) und Frauen deshalb nicht nur selbstverständlich für die Betreuung der Kernfamilie zuständig sind,

sondern auch für die Pflege der Eltern und Schwiegereltern, der Alten und Kranken. Dabei kommen sich traditionale Biographiekonstruktion der Frauen und Bedingungen der Erwerbsarbeit der Männer entgegen. Schichtarbeit des Mannes, Vollerwerbstätigkeit der Frau und intaktes Familienleben schließen sich nahezu völlig aus – und da nach der Arbeitsmarktlage die Männer in der Regel ein erheblich höheres Einkommen als die Frauen erzielen können, ist ohnehin ökonomisch vorgezeichnet, wer seine beruflichen Ambitionen zurückstellt.

Es gibt freilich auch Varianten innerhalb dieses Musters, die insbesondere mit den finanziellen Belastungen und den zur Verfügung stehenden personellen Ressourcen zusammenhängen. So kann einerseits die Abzahlung des Hauses ein so lange wie möglich fließendes, zusätzliches Einkommen der Ehefrau zur Notwendigkeit machen, so kann andererseits eine Großmutter, die sich um die Kinder kümmert, die Möglichkeit für eine Erwerbstätigkeit der Ehefrau eröffnen. Dies gelingt dann um so leichter, wenn die Großeltern in der Nähe oder gar im selben Haus wohnen, was zusätzlich, soweit sie sich am Hausbau finanziell beteiligen, zur Verteilung der finanziellen Lasten beiträgt. Dennoch haben wegen der Schichtarbeit des Mannes die meisten Ehefrauen ihre Erwerbstätigkeit aufgegeben und gehen allenfalls einer flexibel zu plazierenden Teilzeitbeschäftigung oder geringfügigen Beschäftigung nach, um ihre beruflichen Neigungen nicht völlig zu vernachlässigen, nicht ausschließlich an den häuslichen Lebensbereich gekettet zu sein und über ein gewisses Maß an finanzieller Unabhängigkeit in Form eines selbstverdienten Taschengeldes zu verfügen. In diesen Motiven drückt sich eine Lebensorientierung aus, für die das derzeitige familiäre Arrangement eine zwar gewollte Lebensphase, aber eine auf Zeit darstellt, die eine spätere Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit keineswegs ausschließt. Diese Überlagerung der traditionellen Rollenzuschreibung einer lebenslangen Sorge für andere durch eine langfristige berufliche Orientierung ist ein Hinweis auf geschlechtsspezifische Modernisierungsprozesse auch im ländlichen Milieu.

### 6.4.2 Die Kinder

Im ländlichen Milieu schließt Familie mit Selbstverständlichkeit Kinder ein. Die entsprechende Familienplanung orientiert sich an folgendem Verlaufsschema: Zuerst das Haus, dann die Heirat, dann die Kinder. Das bedeutet natürlich nicht, daß es realiter keine Abweichungen davon gäbe, diese verweisen vielmehr auf die Differenz zwischen Handlungsschema und Handlungsrealität. Dennoch hat dieses Schema eine gewisse Verbindlichkeit und schließt ein rationales Kalkül ein, nach dem zunächst die elementaren Le-

bensgrundlagen gesichert werden, ehe auf diesen eine bestimmte Lebenskonstruktion errichtet wird.

So haben alle befragten Arbeiter Kinder, nicht nur wegen unserer entsprechend gesteuerten Auswahl, sondern weil es zur Normalität familialen Lebens auf dem Lande gehört. Kinder repräsentieren wie alle Mitglieder der Familie eigene Ansprüche und Erwartungen, Pläne und Probleme. Sie verkörpern damit eine zusätzliche Herausforderung an die alltägliche Lebensführung, mit der ein geeigneter Umgang gefunden werden muß. Für die konkrete Gestaltung der Lebensführung bedeuten Kinder und deren Betreuung (neben allen pädagogischen und psychologischen) ein doppeltes Problem: ein ökonomisches und ein organisatorisches. Sie binden nicht nur einen Teil der zur Verfügung stehenden finanziellen, räumlichen und zeitlichen Ressourcen – Kinder kosten Geld und Zeit, Aufmerksamkeit und Zuwendung – sie schränken auch die individuellen Handlungsspielräume der Eltern ein. Kinder verlangen, was Inhalt, Umfang und zeitliche Lage ihrer sich entwickelnden Bedürfnisse und Aktivitäten anlangt, je nach Alter und Selbständigkeit in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlicher Intensität organisatorische Anstrengungen. Deshalb erstreckt sich auf sie – neben der Erwerbsarbeit und der Haushaltsführung – ein wesentlicher Teil der familialen Arbeitsteilung. Dabei ist es von Vorteil, wenn klar ist, wer von den Eltern wofür jeweils zuständig ist. Denn Klarheit und Eindeutigkeit helfen Konflikten vorzubeugen und sind so nicht nur ein wichtiges Element der Stabilität familialer Arbeitsteilung, sondern auch des Erziehungsprozesses der Kinder. Aber auch Art und Ausmaß der emotionalen Zuwendung und der Ausübung von Autorität sind integraler Bestandteil der familialen Arbeitsteilung („Der Papa ist zum Spinnen und Auftreiben und um alles mögliche da. Mit der Mama tut er (sc. der Sohn) schmusen, reden, Hausaufgaben machen, da ist die Mama zuständig.“ S 8). Die entsprechende Regulierung des Verhältnisses zu den Kindern fügt sich bei den befragten Arbeitern insgesamt in das traditionale Muster, nach dem die Väter sich nach Lust und Laune Zeit für Sport und Spiele mit den Kindern nehmen und als Autorität in letzter Instanz („Warte, bis der Papa kommt“) fungieren, während die Mütter praktisch und organisatorisch für den gesamten Bereich der Betreuung und Erziehung verantwortlich sind.

#### 6.4.3 Lebenshaltung

Ein angesichts der regionalen Arbeitsmarktlage relativ sicherer Arbeitsplatz, der die Kontinuität von Subsistenz und sozialem Status sichert; ein für berufliche Qualifikation und Position überdurchschnittliches Einkommen,

das den normalerweise erwartbaren Lebensstandard spürbar anhebt; ein eigenes Haus, das die dauerhafte Unabhängigkeit und Ungestörtheit privaten Wohnens garantiert; eine Familie, die Ordnung und Stabilität von Beziehung, Intimität und Haushaltsführung repräsentiert; schließlich ein Auto, das räumliche Mobilität ermöglicht: Das sind die wesentlichen Parameter, die das materielle Fundament der Lebensführung der befragten Arbeiter markieren. Dieses Fundament scheint geeignet, die Befriedigung der im wesentlichen konventionell definierten Grundbedürfnisse und zugleich zentralen Lebenserwartungen sicherzustellen, was seinen Ausdruck nicht nur in der schon wiederholt konstatierten allgemeinen Zufriedenheit mit der aktuellen Lebenssituation findet, sondern auch darin, daß kaum Wünsche artikuliert werden, diese Situation zu ändern. Eine solche Selbstbegrenzung und Zufriedenheit ist umso eher verständlich, als die regional geprägten, schichtspezifischen Sozialisationsbedingungen und individuellen Bildungsgänge relativ gering ausdifferenzierte Ansprüche haben entstehen lassen, die mit den verhältnismäßig bescheidenen, durch geringe Vielfalt charakterisierten, lokalen Angeboten kulturellen Lebens (Vereine, wenige Kinos, Gaststätten) korrespondieren. Hinzu kommt, daß die habitualisierte Sparsamkeit die konsumptiven Bedürfnisse ohnehin in übersichtlichen Grenzen hält. Auf jeden Fall scheint das Einkommen auszureichen, nicht nur relativ rasch – wenn auch mit temporären Einschränkungen – die Kredite für den Hausbau zu tilgen und mindestens ein gebraucht gekauftes Mittelklasseauto zu halten, sondern auch einen Lebensstandard zu ermöglichen, der sich im Rahmen der ländlichen Normalität hält. Dieser Lebensstandard schließt nicht nur die notwendigen Anschaffungen für Möbel, Nahrung und Kleidung ein, sondern ermöglicht auch einen angemessenen Urlaub mit der Familie und die Finanzierung von individuellen Hobbies, erfüllt also alles, was zu einem konventionell definierten Leben dazugehört.

Überschaubare, konventionelle Ansprüche, sparsamer Umgang mit den verfügbaren Ressourcen und begrenzte, infrastrukturell gesicherte Angebote definieren den spezifischen Zuschnitt einer ganz bestimmten, typischen Art ländlicher Lebenshaltung. Einerseits ist für sie eine gerade auch durch die Schichtarbeit begünstigte, häuslich zentrierte, auf Harmonie und Gemütlichkeit getrimmte Lebensweise charakteristisch. Andererseits findet sie ihren sichtbaren Niederschlag sowohl in der materiellen Ausstattung des Hauses, die technischen Standard (Geschirrspüler), konventionelle Solidität (Eiche) und Qualität (Dachrinnen aus Kupfer) mit Gebrauchstüchtigkeit verbindet, als auch in der Konzentration der Freizeitaktivitäten auf wenige Bereiche: die eigene Werkstatt, den Sport, das Fernsehen, den Verein. Die wenig aufwendige und disziplinierte Lebenshaltung schließt freilich nicht

aus, daß gerade wegen der Begrenzung der Bedürfnisse bei deren Befriedigung nicht unbedingt auf den Pfennig geschaut wird. Gerade die individuellen Hobbies als neben Arbeit und Familie zentralen Lebensinhalte verursachen in der Regel nicht unerhebliche Kosten, die gleichwohl in Kauf genommen und auch von den Ehefrauen toleriert werden.

#### 6.4.4 Arbeit als Lebensinhalt und familialer Kitt

Neben der traditionellen Form familialer Arbeitsteilung – und zwar traditionell im Sinne der selbstverständlichen Orientierung an subkulturell geteilten Normalitätsvorstellungen – sowie einer bescheidenen Lebenshaltung ist eine weitere wichtige Basis für eine gemeinsame Lebensführung im ländlichen Milieu die zentrale normative und kognitive Bedeutung von Arbeit. Sie gilt gleichermaßen für Männer und Frauen. Arbeiten können sie alle und wollen sie alle, sie haben das Zupacken als Selbstverständlichkeit gelernt und habitualisiert und zwar im beruflichen wie im häuslichen Bereich („Ich brauche immer wieder etwas zum machen. Ich kann mich nicht ruhig halten. Irgendetwas gibt es immer. Und bevor es mir langweilig wird, da mache ich mir was.“ S 1). Das ist gewiß nicht die Vergegenständlichung protestantischer Ethik als Typus einer modernen, auf Individualismus und Zweckrationalität aufbauenden Grundorientierung, sondern Niederschlag einerseits eines auf dem Lande immer noch dominanten, um Arbeit zentrierten Sozialisationsprozesses, andererseits einer Identität, die über körperliche Belastbarkeit und praktische Fertigkeiten Gestalt gewinnt. Deshalb sind die Männer nicht nur motivierte und fleißige Arbeiter im Betrieb, sondern machen auch zuhause – im Rahmen der familialen Arbeitsteilung – alles selber, wofür sie sich verantwortlich fühlen, und sind stolz darauf, daß sie es beherrschen („Ich kann mir überall ein bißchen helfen, da wo ich nicht gleich den Handwerker brauche. Weil, wenn ich es selber kann, warum soll ich es da einen anderen machen lassen.“ S 1). Deshalb sind auch die Frauen nicht nur aus Notwendigkeit zuhause unentwegt am arbeiten und stolz darauf, in ihrem Reich alles im Griff zu haben, sondern auch deshalb, weil sie in ihrem Leben kaum etwas anderes gelernt haben. Freilich spielt hier auch soziale Kontrolle insofern eine Rolle, als nachbarschaftlich recht genau darauf geachtet wird, wer Wohnung und Haushalt in Ordnung hält und wer nicht.

Die Maxime „Wer rastet rostet“ scheinen alle verinnerlicht zu haben. Das kann so weit gehen, daß es in habituelle Unrast umschlägt. Bei den Männern ist selbst der Bereich der Freizeit davon betroffen: Der Sport, die Werkstatt, der Verein erscheinen als Fortsetzung der Arbeit mit anderen

Mitteln. Das bedeutet gleichwohl nicht, daß einige nicht auch einmal bewusst faulenzten könnten und sich auf die Couch legen nach getaner Arbeit, wenn alles erledigt ist, was erledigt werden muß. Manche müssen dazu sogar aus gesundheitlichen Rücksichten von ihrer Frau gezwungen werden. Die hierin partiell sichtbar werdende Lösung von der Unbedingtheit einer generalisierten Arbeitsmoral und das instrumentell aufgebrochene Verhältnisses zur Arbeit sind weitere Hinweise auf Modernisierungsprozesse im ländlichen Milieu.

## 6.5 Sachliche und zeitliche Bedingungen der Erwerbsarbeit

### 6.5.1 Der Betrieb

Der Betrieb, in dem die Befragten ihrer Erwerbsarbeit nachgehen, wurde Anfang der achtziger Jahre „auf der grünen Wiese“ im Gewerbegebiet einer niederbayerischen Kleinstadt als Teil eines europäischen Konzerns errichtet. Es handelt sich dabei um einen industriellen Produktionsbetrieb mit ca. 500 gewerblichen, meist angeleiteten Mitarbeitern und etwa 60 Angestellten. Der Produktionsprozeß ist technisch und organisatorisch auf dem neuesten Stand und im Ablauf hochgradig computergesteuert. Die Art seines Produktes und seine günstige Situation im Wettbewerb machen ihn relativ krisensicher, seine aussichtsreiche ökonomische Lage drückt sich in einer gegenwärtig angelaufenen Erweiterung der Produktion aus.

Die gewerblichen Arbeiter, aus denen unsere Befragten rekrutiert wurden, sind entweder in der Produktion selbst direkt an den Maschinen tätig – bei zum Teil nicht unerheblichen Temperaturen und Lärmpegeln – oder sie verrichten Kontroll- und Meßwarttätigkeiten in räumlich separierten Kontrollräumen. Die Arbeit an den Maschinen ist unter der Leitung jeweils eines Maschinenführers mit einer nach den spezifischen Erfordernissen ausgelegten Anzahl von Gehilfen teamförmig organisiert. Da es nur wenige Meisterstellen gibt, markiert die Position des Maschinenführers die bei überdurchschnittlichem Einsatz erreichbare, höchste Qualifikationsstufe und betriebliche Position für Arbeiter im Rahmen des Betriebes.

### 6.5.2 Wegstrecken

Wegen der Lage des Betriebes auf dem freien Lande, der geringen infrastrukturellen Dichte und fehlender öffentlicher Verkehrsmittel sind die Arbeiter darauf angewiesen, beruflich und privat das eigene Auto zu benutzen: Der

Besitz eines Autos ist für sie also kein Luxus, sondern Notwendigkeit („Das Auto ist bei uns etwas, was man haben muß.“ S 7). Die aus beruflichen Gründen zurückzulegenden Wegstrecken bedeuten je nach Entfernung der Wohnung von der Arbeitsstätte und je nach Witterung Wegezeiten von zehn Minuten bis zu einer dreiviertel Stunde. Aus Gründen der Sparsamkeit bildet dabei eine ganze Reihe von Beschäftigten, sofern sich individuelle Schichteinteilung und Fahrtrouten vereinbaren lassen, Fahrgemeinschaften. Hinzu kommt, daß manche sich nicht zwei Autos leisten können oder wollen und die Fahrgemeinschaft es möglich macht, das eigene Auto zumindest zeitweilig zuhause zu lassen, um auch der Frau dessen Gebrauch zu ermöglichen. Andere wiederum fahren lieber alleine, um die Hin- oder Rückfahrt zu individuellen Besorgungen, seien es Einkäufe, seien es Verwandtenbesuche, zu verwenden oder sie fahren allein, um die Fahrt als Phase der Entspannung zu nutzen.

### 6.5.3 Das Schichtsystem und seine Folgen

Bedingt durch die spezifische Art der Produktion im Untersuchungsbetrieb, die eine durchlaufende Nutzung der Maschinen erfordert, wurde die Arbeit zeitlich von Anfang an als Konti-Schichtsystem organisiert. Das zuletzt etablierte Schichtarbeits-System wurde in Abstimmung mit dem Betriebsrat maßgeschneidert. Es handelt sich dabei um ein rotierendes Drei-Schicht-System (erste Schicht von 6.00–14.00 Uhr über zwei Tage, zweite Schicht von 14.00–22.00 Uhr über drei Tage, dritte Schicht von 22.00–6.00 Uhr über zwei Tage, zusätzlich in bestimmten Abständen eine anfallende Tagsschicht von 7.00–15.00 Uhr). Entscheidend dabei ist, daß jeder Arbeiter in unterschiedlich langen, aber regelmäßig sich wiederholenden Arbeitszeit-Blöcken alle Schichten durchläuft und in ebenso regelmäßigen Abfolgen einmal zwei, einmal drei freie Tage zur Verfügung hat, die asynchron zu dem normalen Rhythmus von Arbeitswoche und arbeitsfreiem Wochenende liegen.

Dieses Schichtsystem ist zwar unter betrieblicher Perspektive höchst effizient, der entsprechende Schichtplan aber für die Betroffenen kompliziert, zu kompliziert und zu langfristig in seinem Reproduktionszyklus, um ihn in Worten verständlich zu machen. Das ist kein Wunder. Denn das jeweils individuelle Schichtschema wiederholt sich alle fünf Wochen und generiert wegen seiner internen Variationen keine leicht zu habitualisierenden und zu reproduzierenden Rhythmen, sondern nötigt die Betroffenen dazu, sich seiner immer wieder zu vergewissern und sich von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht, von Woche zu Woche neu auf ihn einzurichten. So

ist der Schichtplan nicht nur als Taktgeber der ständige Begleiter, den jeder Arbeiter latent im Kopf und manifest in der Tasche mit sich führt, er erschwert auch zeitliche Planung und begünstigt einen situativen Umgang mit Zeit. Darüber hinaus ist dieses Schicht-System wegen der Abweichung von allen sonstigen öffentlichen Zeitordnungen so folgenreich für die zeitliche Organisation des familialen Alltags, daß der Schichtplan neben der Uhr der sichtbar aufgehängte und allen gegenwärtige Regulator auch des häuslichen Lebens ist: Er diktiert die gesamten zeitlichen Abläufe und Rhythmen nicht nur der Erwerbsarbeit, sondern auch des privaten Lebenskontextes. Nicht von ungefähr zielt die betriebliche Rekrutierungsstrategie wegen der gewünschten Kontinuität der Mitarbeit darauf ab, daß die Arbeiter einerseits verheiratet sind und damit die Solidität eines geordneten Familienlebens nachweisen können, daß deren Ehefrauen andererseits selbst keiner Erwerbsarbeit, zumindest nicht in nennenswertem Umfang, nachgehen, um die mit dem Schichtsystem verbundene Flexibilität des Arbeitseinsatzes des Ehemannes sicherzustellen. Damit wird diese Art der Schichtarbeit zur ökonomisch induzierten, wesentlichen Bedingung der Reproduktion eines bestimmten, traditionellen Typus familialer Arbeitsteilung und verfestigt die ökonomische Vormachtstellung des alleinverdienenden Familienvaters.

Zugleich bietet die Schichtarbeit freilich auch Vorteile. Sie verschafft gegenüber der Normalarbeitszeit, insbesondere wenn die Kinder noch klein sind, mehr Zeit für das gemeinsame familiäre Leben: „Also wir sind jetzt mehr beieinander als wie zuerst. Früher hat man nur das Wochenende gehabt und bloß den Feierabend, jetzt kann man mehr miteinander unternehmen“ (S 15) und „im Endeffekt habe ich mehr freie Zeit. Eigentlich Freizeit auch nicht mehr, aber ich habe mehr Zeit für die Kinder.“ (S 7). Diesen Vorteilen stehen indessen auch Nachteile gegenüber. Denn nicht nur für das Familienleben, sondern auch für die Optionen sozialen Lebens überhaupt ist das Konti-Schichtsystem folgenreich. Sowohl der Kirchgang als Medium der Integration in das Gemeindeleben und als zumindest symbolische Demonstration von Frömmigkeit und Akzeptanz gemeinschaftlich geteilter, religiöser Werte als auch das Vereinsleben basieren auf einem bestimmten öffentlichen Zeitschema: Sie haben die bislang weitgehend institutionalisierten, traditionellen Rhythmen von Arbeitstag und Feierabend, von Arbeitswoche und arbeitsfreiem Wochenende zur Grundlage. Konti-Schichtarbeit kollidiert mit diesen öffentlichen Zeitschemata wegen ihrer eigenen, in sich selbst noch zusätzlich variierenden Eigenrhythmen. Der Wechsel der Schichten über Tag und Nacht sowie über Werktag und Sonntag hinweg – verschärft durch die Unregelmäßigkeit der Arbeitszeit-Rhythmen – schließt tendenziell die kontinuierliche Partizipation am kirch-

lichen Leben und am Vereinsleben aus, macht allenfalls sporadische Teilnahme möglich und wirkt auf diese Weise sozial-desintegrativ („Das war früher anders, da sind wir eigentlich am Wochenende immer fortgegangen und da hat man sich gekannt und da hat man irgendwie dazugehört – aber das ist jetzt nicht mehr so, das ist eigentlich alles auseinandergerissen.“ S 5). Hierin, in den zeitökonomischen und sozialen Folgen der Schichtarbeit, verbunden mit der geringen Ausdifferenzierung lokaler Infrastrukturen, der Ausdünnung verwandtschaftlicher Beziehungen durch Mobilität und dem auch auf dem Lande sich allmählich ausbreitenden Wertewandel, liegen die Wurzeln für jene teils erzwungene, teils gewünschte, eher privatistische Lebensweise, wie sie für die befragten Arbeiter charakteristisch ist („Ich möchte mehr für mich sein. Ich möchte keinen Streit, ich gehe in keine Wirtschaft, ich gehe in keinen Verein. Also das brauche ich nicht, mir ist daheim lieber.“ S 4).

## 6.6 Lebensführung auf dem Lande: ein stabiles und in sich geschlossenes Arrangement mit Elastizitätspotentialen

Die Darstellung der anderen Gruppen von Befragten ist jeweils um die Typisierung bestimmter gruppenspezifischer Probleme der Lebensführung zentriert. Im Unterschied dazu wird hier ein generalisiertes Muster von Lebensführung rekonstruiert, das sich mehr oder weniger prägnant, mit Variationen im Detail, in seiner Grundkonstellation von ländlicher Arbeiterbiographie und fatalistischer Grundhaltung, von Schichtarbeit und traditionaler familialer Arbeitsteilung bei allen befragten Arbeitern findet. Resultat hiervon ist ein theoretisch generierter und empirisch gesättigter Idealtypus, in dem die für die Lebensführung der befragten Arbeiter charakteristischen, empirischen Elemente in ihren wesentlichen Zügen zu einer Gesamtgestalt verdichtet werden. Diese Darstellungsstrategie liegt deshalb von der Sache her nahe, weil die Gruppe der Schichtarbeiter – im Unterschied zu den anderen Untersuchungsgruppen – nicht nur, wie bereits ausgeführt, nach Lebensverlauf und Lebenslage außerordentlich homogen ist, sondern auch deshalb, weil deren Arrangements alltäglicher Lebensführung, wie sich zeigen wird, gemessen an den anderen Gruppen, ungewöhnlich gleichsinnig und geschlossen sind. Das soll freilich nicht zu der Vorstellung einer ameisenhaften Uniformität verleiten. In der empirischen Realität individueller Lebensführung finden sich Widersprüche und Brüche, Ungleichzeitigkeiten und Ungereimtheiten genug. Entscheidend ist jedoch, daß auch in all sol-

chen fallspezifischen Idiosynkrasien das allgemeine Muster, das hier charakterisiert werden soll, immer wieder durchscheint.

### 6.6.1 Lebensführung als gemeinsames Arrangement

Lebensverlauf und Lebenslage der befragten Schichtarbeiter, konkretisiert über Biographiekonstruktion sowie über Arbeits- und Lebensbedingungen, wurden im vorangegangenen Teil des Beitrags entfaltet. Im Zentrum des folgenden Teiles steht demgegenüber die Lebensführung der befragten Arbeiter und ihrer Familien. Dabei wird Lebensführung als ein Arrangement auf Zeit betrachtet, das dem individuellen oder partnerschaftlichen Alltagsleben eine bestimmte Ordnung und Ausrichtung verleiht. Das familiale Arrangement der befragten Arbeiter beruht auf der Absicht der beteiligten Partner, auf bestimmte Art und Weise miteinander zu leben. Umfang, Funktionstüchtigkeit, Stabilität und Kontinuität dieses Arrangements hängen von einer Reihe von gegebenen oder zu schaffenden Voraussetzungen ab.

Gegeben sind die Personen mit ihren Idiosynkrasien: mit ihrer Biographie, ihrem Charakter, ihren Kompetenzen, ihren Lebensplänen und Lebenszielen, ihren Wertvorstellungen, kulturellen Standards und moralischen Prinzipien, ihren Bedürfnissen, Erwartungen und Interessen. Diese Idiosynkrasien müssen auf irgendeine Weise wechselseitig akzeptiert und in Einklang gebracht werden. Eine solche Harmonisierung kann durch diskursive Aushandlung erzielt oder bewußt experimentell durch einen Prozeß von *trial and error* herbeigeführt werden oder aber naturwüchsig im Vertrauen darauf gewagt werden, daß es sich schon richten wird.

Bei unseren Arbeitern verlief dieser Prozess weitgehend naturwüchsig: Sie heirateten in der Gewißheit übereinstimmender und als Normalität selbstverständlicher Lebenspläne und im Bewußtsein der entsprechenden Konsequenzen. Für sie bedeutete die Gründung einer Familie die Aufgabe eines Teiles ihrer Autonomie zugunsten einer festen und geregelten Beziehung und die Übernahme einer neuen Rolle mit einer vorher so nicht gegebenen Verantwortung: „Dadurch, daß Du Familie hast, wirst Du automatisch selbständiger – und es hilft nichts, Du bist Familienvater, mußt Du machen, weil Du kannst nicht aus.“ (S 12). Auch ist „das Leben schwieriger geworden. Weil das Unbelastet sein, das Jugendliche, das fällt ab. Ab dem Zeitpunkt, wo die Verantwortung auf einen wirklich eindringt – und sie drückt auf einen ein – wird das Leben schwieriger. Man überlegt einfach anders, und man lebt intensiver.“ (S 13). Zugleich bedeutet es für sie eine selbstverständliche biographische Etappe, die sich tendenziell bis ans Lebens-



ende erstreckt („Ich möchte die Familie schon solange es geht zusammenhalten.“ (S 3).

### 6.6.2 Basisconsensus, Moralökonomie und Reziprozität von Verpflichtungen als gemeinsame normative Grundlage

Eine wesentliche Grundlage für die Herstellung und das Funktionieren eines gemeinsamen Arrangements alltäglicher Lebensführung besteht darin, daß wegen der ähnlichen sozialen Herkunft, der gleichgerichtet verlaufenen Sozialisation, des vergleichbaren Ausbildungsniveaus und des gleichartigen Optionshorizontes die normativen Konzepte, Interessen und Lebensziele der Arbeiter und ihrer Ehefrauen in hohem Maße kongruent bzw. komplementär sind. Eine analoge Erfahrungsbasis, gemeinsam geteilte Normalitätsvorstellungen und moralische Gewißheiten bilden die Elemente eines generellen Consensus, der als selbstverständliche Orientierungsbasis für das Arrangement eines gemeinsamen Lebens von konstitutiver Bedeutung ist („Wir haben zu 90 Prozent die gleichen Ideen, wie wir dieses und jenes machen, das ergibt sich im Zusammenleben.“ S 8). Dieser Consensus schließt insbesondere auch als nicht in Frage gestellte Selbstverständlichkeit eine bestimmte, traditionale Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zumindest für die familiäre Phase ein: Der Mann ist im Prinzip zuständig für den Bau eines Hauses und die Sicherung der materiellen Existenzgrundlagen durch Erwerbsarbeit, die Frau für die Arbeiten in Haushalt und Familie und deren Organisation („Das hat sich eigentlich so ergeben. Weil es ist normal, wenn die Frau, wenn Kinder da sind, daß sie dann nicht in die Arbeit geht – und das Haus ist eh viel Arbeit, da hat sie den ganzen Tag eine Arbeit.“ S 4).

Dieser Basisconsensus bildet damit eine Art impliziten „Grundlagenvertrag“, in dem die Legitimität von Interessen, Ansprüchen und Erwartungen einerseits, ein System von Zuständigkeiten, Rechten und Pflichten andererseits festgelegt sind. Da diese Rechte und Pflichten nicht kasuistisch fixiert sind, setzt ihre Einhaltung wechselseitiges Vertrauen und Mechanismen ihrer Durchsetzung auch gegen Widerstand voraus, während Pflichtverletzungen eine Quelle von Konflikten sind. Das gemeinsame Arrangement alltäglicher Lebensführung bei den Schichtarbeitern beruht wesentlich auf Reziprozitätsvorstellungen über Leistungen und Gegenleistungen, die auf der Idee einer gerechten Verteilung von Zuständigkeiten und Verpflichtungen und auf einer moralischen Bewertung von Erwerbsarbeit und Hausar-

beit als gleichrangiger Tätigkeiten beruhen.<sup>3</sup> Ein solches normatives System auf der Ebene individueller Beziehungen repräsentiert im Rahmen einer gemeinsamen alltäglichen Lebensführung das, was E.P.Thompson in anderem Zusammenhang als Moralökonomie entwickelt und als „Konsens darüber, was ... legitim und was illegitim sei“, konzeptualisiert hat, wobei dieser „Konsens wiederum ... auf einer in sich geschlossenen, traditionsbestimmten Auffassung von sozialen Normen und Verpflichtungen“ (Thompson 1971: 69) beruht. Eine Moralökonomie basiert „mit anderen Worten auf den gemeinsam geteilten grundlegenden moralischen Selbstverständlichkeiten, die ein System von reziproken Beziehungen konstituieren“ (Kohli 1987: 396).

Jenseits dieser Moralökonomie als normativer Basis der Regulierung von Ansprüchen und Erwartungen, Rechten und Pflichten, Leistungen und Gegenleistungen bilden die weithin gemeinsam geteilten Vorstellungen von einem ordentlichen, anständigen und befriedigenden Leben einen Lebenshorizont, der sich zu einem Bild von Harmonie und Geschlossenheit, Stabilität und Kontinuität fügt. Dieses Leitbild hat sein konkretes Äquivalent in geordneten und gesicherten Arbeits- und Lebensverhältnissen. Diese wiederum werden garantiert durch den relativ sicheren Arbeitsplatz des Mannes, durch das für den gemeinsam definierten Lebensstandard ausreichende Einkommen, durch das eigene Haus, schließlich durch die fraglose und eindeutige familiäre Arbeitsteilung. Diese Voraussetzungen verbürgen, alle zusammen genommen, nicht nur ein ordentliches und gesichertes Leben, sondern zugleich einen festen und geachteten Platz in der Gesellschaft.

Auf der Grundlage dieser Voraussetzungen orientiert sich das Alltags Handeln an folgenden Werten:

- Körperliche Belastbarkeit und praktische Fertigkeiten, die das Selbstbild konturieren;
- Bescheidenheit, die die individuellen Ansprüche begrenzt;
- Sparsamkeit, die die Haushaltsökonomie bestimmt;
- Vertrauen und Solidarität, die die Beziehungen untereinander ordnen;
- Ordnung und Sauberkeit, die das Wohnumfeld prägen;
- Gemütlichkeit und Häuslichkeit, die den Lebensstil formen;
- Handwerkliches Geschick und Routinen, die die Arbeit beherrschen;

---

3 Hieran ließe sich die Frage knüpfen, ob dieser Verteilungslogik nicht das Prinzip des Äquivalententauschs als eines fundamentalen Mediums der Vergesellschaftung zugrundeliegt.

- Autorität, Gewährenlassen und Zuwendung, die das Erziehungsverhalten leiten;
- Harmonie und die Idee eines gerechten Ausgleichs, die die Moralökonomie fundieren.

Diese Werte repräsentieren zwar in ihrer Bündelung als in sich konsistente Gestalt ein dominantes Muster, dennoch finden sich im Einzelfall Durchbrechungen, die insbesondere das Verhältnis von Arbeit und Leben anlangen. So ist die generelle Gewißheit, daß Arbeit und Leben weitgehend eins sind, durchaus angenagt durch ein instrumentelles Kalkül gegenüber der Erwerbsarbeit: Sie wird als Mittel zum Zweck betrachtet, auch wenn das die Verpflichtung, sie gut zu machen, nicht schmälert („Mein Grundgedanke ist, ich gehe ja in die Arbeit, daß ich mir ein Geld verdiene, nicht, daß ich von der Straße weg bin. Weil beschäftigen kann ich mich den ganzen Tag.“ S 3). Dies unterscheidet die Erwerbsarbeit von der Arbeit, die man für sich selbst und seine Familie macht und die zwar einen erheblichen Teil der Freizeit in Beschlag nimmt, mit der man sich aber als fragloser Notwendigkeit und Lebensinhalt zugleich identifizieren kann. Hinter diesem Kalkül verbirgt sich der Anspruch – gerade auch im Kontrast zur Elterngeneration, „die sich geschunden hat und die sich selber nie etwas gegönnt hat und hat gönnen können“ (S 7) – selbst etwas vom Leben zu haben. In diesem Anspruch, den man als hedonistisch und insofern als „modern“ interpretieren könnte, artikuliert sich – selbstverständlich auf Basis erheblich besserer Arbeits- und Lebensbedingungen – ein Moment von Ausbruch aus einer ländlichen Tradition, die ausschließlich um Arbeit und allenfalls kollektive Vergnügungsrituale zentriert war. Die entsprechenden Interessen konzentrieren sich – neben der Familie, auf die man mehr Zeit und Aufmerksamkeit verwendet, als es für die Eltern mit deren Arbeitspensum und ökonomischen Möglichkeiten auch nur denkbar war – auf den Bereich der Freizeit, in der man das verwirklichen kann, was man wirklich möchte. Freilich, und hiermit schließt sich der Kreis von Traditionalität, auch diese Freizeitaktivitäten bekommen unter der Hand wiederum weitgehend Arbeitscharakter.

Dem gemeinsamen Basisconsensus, der entsprechenden Moralökonomie und dem mehr oder weniger verpflichtenden, gemeinsamen Wertehorizont korrespondieren als weitere gemeinsame Basis sowohl ein wechselseitiges Vertrauen („Wenn man sich braucht, ist man da.“ S 6) als auch eine gelassen-fatalistische Grundhaltung, die Dinge an sich „herankommen zu lassen“ und „zu nehmen wie sie sind“ und „alles nicht so eng zu sehen“. Sie wird abgerundet durch eine Philosophie des „Leben und leben lassen“ und die Maximen, „Extreme zu vermeiden“ und den „Mittelweg zu beschreiten“

sowie „selberzumachen, was man selber machen kann“. Von orientierender Kraft ist darüber hinaus eine Moral, für die „seine Pflicht zu tun“, „gute Arbeit zu leisten“, „zusammenzuhalten“ und „zusammenzuhelfen“ oberstes Gebot ist. Von entscheidender Bedeutung für das Arrangement der Lebensführung und dessen Stabilität ist, daß diese gemeinsame Orientierungsbasis nicht nur das jeweils individuelle Handeln consensuell steuert, sondern gleichzeitig als selbstverständliche Gemeinsamkeit die Funktion einer sozialen Klammer erhält, Verlässlichkeit konstituiert und gegenseitiges Vertrauen stabilisiert.

### 6.6.3 Schichtplan, consensuelles Relevanzsystem und traditionale familiäre Arbeitsteilung als gemeinsame Organisationsgrundlage

Schichtplan, das consensuelle Relevanzsystem und die spezifische Form familiärer Arbeitsteilung sind die organisatorischen Eckpfeiler des Arrangements alltäglicher Lebensführung der befragten Arbeiter. Der durch die Form der Erwerbsarbeit vorgegebene Schichtplan, mittelbar auch die Jahreszeiten, fixieren den zeitlichen Rahmen dieser Konstruktion, in den sowohl die jeweils individuellen Zeitpläne als auch die normalen, öffentlichen Verkehrszeiten integriert werden müssen. Die Prioritäten des konkreten Handelns dagegen sind zum einen durch das auf der gemeinsamen Orientierungsbasis beruhende, mehr oder weniger verbindliche und durch Aushandlungsprozesse modifizierbare Relevanzsystem gesetzt, zum anderen ergeben sie sich aus der jeweils gegebenen, aktuellen Situation mit ihren konkreten Anforderungen: Insofern fungiert auch die Kontingenz oder Zyklizität von „anfallenden“ Arbeiten als eigenes Organisationsprinzip („Kommen lassen, das ist mein Prinzip, da habe ich die Frau früher oft damit auf die Palme gebracht, heute nicht mehr so. Aber was solls, also auf gehts, wenn es dann soweit ist, dann schauen wir schon.“ S 8). Von konstitutiver Bedeutung als elementare organisatorische Basis ist gleichermaßen die bereits in anderen Zusammenhängen immer wieder angesprochene traditionale Form familiärer Arbeitsteilung: Sie regelt die prinzipiellen Zuständigkeiten und fixiert Rechte und Pflichten auf der Grundlage eines ganz bestimmten Konzeptes von Familie und der Rolle von Mann und Frau („Jeder weiß, was er zu tun hat – das hat sich von selber so ergeben.“ S 11).

Die Zuständigkeiten beziehen sich zunächst allgemein auf bestimmte Handlungsbereiche („Ich mache alles, wo man sagt, der Papa wird es schon richten, ich mache jegliche Arbeiten, die einem Mann zustehen – die Besonderheiten, wo man nachschauen muß, daß ja nichts kaputt geht, das muß dann die Mama machen.“ S 8). So ist der Mann generell zuständig für die

Bereiche Erwerbsarbeit, handwerkliche Arbeiten und körperlich schwere Arbeiten, die Frau für die Bereiche Haushaltsführung und Betreuung der Familienmitglieder. Diese bereichsspezifischen Zuständigkeiten schließen jeweils eine Reihe konkreter Aufgaben ein, die sich im Aktivitätsspektrum spiegeln. Es gibt aber auch eine Reihe von Handlungs- und Entscheidungsfeldern, die diese abgegrenzten Bereiche übergreifen und die den etablierten Rahmen der Lebensführung selber sowie die weiteren Lebenspläne der Familienmitglieder betreffen, wie z.B. größere Anschaffungen, mögliche Berufstätigkeit der Frau, Zukunft der Kinder: In solchen Fällen ist die Zuständigkeit unteilbar, wird gemeinsam entschieden.

Das dem Arrangement alltäglicher Lebensführung der Schichtarbeiter inhärente Nebeneinander von Schichtplan, öffentlichen Normalzeiten und individuellen Zeit-Rhythmen macht erhebliche Synchronisationsleistungen erforderlich. Dafür liegt die Generalzuständigkeit bei der Ehefrau. Gleichzeitig verlangen die Führung des Haushalts und die Betreuung der übrigen Familienmitglieder – insbesondere die der Kinder, aber auch, falls erforderlich, die von alten oder kranken Verwandten – erhebliche organisatorische Leistungen. Auch für diese liegt die Generalzuständigkeit bei der Frau. Diese auf die Frau konzentrierten Generalzuständigkeiten schließen in Verbindung mit der breiten Palette konkreter Aufgaben, die zu ihren Handlungsbereichen gehören, eine volle berufliche Tätigkeit nahezu völlig aus, selbst wenn bestimmte konkrete Aufgaben zeitweilig an andere Familienmitglieder delegiert werden können. Die Alternative wäre eine Auslagerung an bezahltes Personal. Das aber kommt weder aus ökonomischen Gründen in Frage in einer Situation, in der der Mann Alleinverdiener eines mäßigen Einkommens ist, noch wird es überhaupt gewollt. Der Rückgriff auf bezahltes Personal hat in diesem Milieu jedoch nicht nur materielle, sondern auch normative Grenzen. Denn es würde nicht nur an die Grundlagen des Arrangements der gemeinsamen Lebensführung rühren, das ja gerade auf der Entscheidung der Frau beruht, den Beruf zugunsten der Familie mit all den damit verbundenden Pflichten zurückzustellen, es widerspräche auch der eigenen Identität, die wesentlich auf Arbeitseinsatz, Belastbarkeit und Fürsorge gründet. Es paßt im übrigen auch nicht zu einer Moral mit ihrer Maxime, selber zu machen, was man selber machen kann, und würde darüber hinaus von den Nachbarn scheel angesehen. Ökonomische Grenzen, Identität, Moral und soziale Kontrolle bilden hier als unauflösbares Ganzes eine kaum überwindbare Barriere, sich selber zu entlasten.

Ein wesentliches Element dieser Form familialer Arbeitsteilung besteht darin, daß die Frau dem Mann wegen seiner Berufstätigkeit und der damit verbundenen körperlichen und psychischen Anstrengungen jenseits seiner

eigenen Pflichten den Rücken frei hält, dafür sorgt, daß er ungestört schlafen kann, und ihm zu frei verfügbarer Zeit für Rekreation und Hobbies verhilft. Dazu gehören jedoch gleichzeitig auch das Recht und die Pflicht, den Mann nicht nur zur rechtzeitigen Erfüllung seiner Aufgaben im Rahmen seiner Zuständigkeiten anzuhalten und entsprechenden Druck auszuüben, sondern auch, ihn für andere Dinge einzuspannen, wenn es die Situation erfordert. Freilich stößt das an Grenzen, an Grenzen, die in der Trägheit der Männer und in der Duldsamkeit und Fürsorge der Frauen begründet sind, wie eine der mitbefragten Frauen es formuliert: „Wenn er es nicht freiwillig tut, also ihn zwingen, das kann ich nicht, da bin ich nicht der Mensch dazu. Lieber tu' ich es selber um 10.00 Uhr nachts.“ S 1). Daß im mitunter dickfelligen Pragmatismus der Männer und in ihrer Erwartung, die Frauen würden sich schon um alles kümmern, jenseits aller prinzipiellen Solidarität des „Aushelfens“, eine Quelle möglicher, zuweilen chronischer Konflikte und damit tendenzieller Destabilisierung liegt, resultiert aus der Logik der Konstruktion.

#### 6.6.4 Gestalt und Umfang des Arrangements gemeinsamer Lebensführung: Begrenzung und Segmentierung als Reduktion von Komplexität

Für die Gestalt des Arrangements alltäglicher Lebensführung sind zwei Dimensionen konstitutiv: zum einen die gesellschaftlich ausdifferenzierten Lebensbereiche und Handlungsfelder, zum anderen die individuell ausdifferenzierten Bedürfnisse, Ansprüche und Interessen sowie die entsprechenden Aktivitäten und Handlungsstrategien.

Bei den befragten Arbeitern sind die Lebensbereiche und Aktionsräume eindeutig und klar abgesteckt und auf das für sie wesentliche konzentriert. Sie bestehen aus dem Bereich von Erwerbsarbeit und Betrieb, dem von Haus und Familie sowie dem der Freizeit, die entweder vorrangig für private Hobbies genutzt wird oder, wie im Falle einer Vereinstätigkeit, in einem halböffentlichen Rahmen stattfindet. Die Bereiche der „hohen“ Kultur und der Politik bleiben privatistisch ausgegrenzt, gelangen allenfalls durchs Fernsehen ins Haus und werden konsumtiv abgehakt („Politikmäßig sind wir eigentlich nicht so auf dem laufenden, als kleiner Bürger kann man doch nicht so viel machen.“ S 15).

Nun gibt es zwei konträre Strategien, das Verhältnis von Lebensbereichen zu strukturieren: Sie lassen sich, soweit möglich, integrieren oder segmentieren. Bei den befragten Arbeitern herrscht das Muster der weitgehenden Segmentierung vor, ganz nach dem Wahlspruch „Dienst ist Dienst und

Schraps ist Schnaps, Halbheiten gibt es bei mir nicht." (S 3). Der Betrieb ist der Betrieb und ein erster Lebensmittelpunkt, der durch die vorgegebenen Anforderungen und Probleme der Erwerbstätigkeit bestimmt ist: Wenn man von der Arbeit nach Hause kommt, hat man ihn nicht nur räumlich hinter sich gelassen, sondern versucht auch, im Kopf Abstand zu gewinnen und ihn nicht in die Familie hineinzutragen („Arbeit muß sein, und wenn ich arbeite, dann arbeite ich – aber daheim fängt der gemütliche Teil an." S 12). Haus und Familie als ebenfalls abgesteckter eigener Bereich bilden einen weiteren Lebensmittelpunkt, dessen Ordnung durch die traditionale familiäre Arbeitsteilung einerseits, durch eine ritualisierte Regelung von Nähe und Distanz und durch gemeinsame Aktivitäten andererseits bestimmt ist. Die verbleibende, individuell frei verfügbare Zeit schließlich bildet einen dritten Lebensmittelpunkt, in dem als privatem Rückzugsbereich möglichst ungestört den persönlichen Interessen gefrönt werden kann.

Umfang und Komplexität des Arrangements alltäglicher Lebensführung hängen ab zum einen von den kulturell definierten Standards, an denen sich die beteiligten Personen orientieren, zum anderen vom Grad der Ausdifferenzierung von individuellen Ansprüchen und Optionen. Beides findet seinen sichtbaren Niederschlag im individuellen Aktivitätsspektrum, das seinerseits durch die Zuweisung von Zuständigkeiten im Rahmen der familialen Arbeitsteilung nach Art und Umfang mitbestimmt wird. Das Aktivitätsspektrum der befragten Arbeiter umfaßt dementsprechend jenseits der Tätigkeiten im Rahmen der Erwerbsarbeit zwei Typen von Aktivitäten, nämlich solche, die sich auf die Kontinuitätssicherung des häuslichen Lebens beziehen, und solche, die der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse dienen.

Zum ersten Typus gehören insbesondere handwerkliche Tätigkeiten rund ums Haus, die traditional typisch „männlichen" Fertigkeiten zugeordnet sind, nämlich Maurern, Tapezieren, Malern, Schreinern, Fliesenlegen und Elektroinstallationsarbeiten. Dann alles, was körperliche Anstrengungen erfordert wie Umgraben im Garten, Holzhacken, Rasenmähen und das Schleppen von Bierkästen, ebenso die Pflege des Autos. Der Gang zu Behörden dagegen ist nicht eindeutig zugeteilt und vor allem dann Sache des Mannes, wenn Autorität angezeigt erscheint, und wird ansonsten je nach Situation geregelt. Der Beitrag zur Haushaltsführung besteht in der Regel im Staubsaugen und im sporadischen Kochen, wenn die Frau es duldet und selbst keine Zeit dazu hat. Denn daß „etwas Warmes" auf den Tisch kommt, gehört zu den Selbstverständlichkeiten der Ernährungsgewohnheiten. Darüber hinaus ist es ein oft praktiziertes Ritual, daß die Männer bei ihrer Frühschicht, wo sie ohnehin als erste aufstehen, das Frühstück für die ganze Familie richten. Ein weiterer Bereich von Aktivitäten bezieht sich auf das

Familienleben selber: Dazu gehören das gemeinsame Essen, das gemeinsame Einkaufen, gemeinsame Verwandtenbesuche, gemeinsame Ausflüge, der gemeinsame Urlaub, vor allem aber auch der Umgang mit den Kindern. Wenn immer die Zeit es zuläßt – und die ist wegen der Schichtarbeit unregelmäßig und begrenzt – werden die Kinder beaufsichtigt und Schularbeiten kontrolliert, zuweilen die Kinder zu Bett gebracht, wird insbesondere gemeinsam gespielt, spazierengegangen oder Sport betrieben. Auch wenn diese Art der Beschäftigung mit den Kindern hohe Priorität genießt, so ist doch der Umfang der Zuwendung von Fall zu Fall durchaus unterschiedlich. Dieser hängt nicht nur vom eigenen Willen und der verfügbaren Zeit ab, sondern auch sehr häufig davon, daß eine Großmutter zur Verfügung steht, die sich neben der Frau zumindest zeitweilig um die Kinder kümmert und dadurch das Zeitbudget der Eltern entlastet.

Für den zweiten Typus von Aktivitäten sind solche charakteristisch, die der Rekreation förderlich sind, und solche, die als körperlicher Ausgleich fungieren. Der Muße dient dabei das Nickerchen auf der Couch, oft verbunden mit anschließendem Fernsehen, Zeitungslesen und Musikhören. Die Kompensation der Monotonie der Erwerbsarbeit geschieht über drei Klassen von Aktivitäten, die zugleich Schwerpunkte und soziale Räume widerspiegeln: nämlich die eigene Werkstatt, die Natur und die Vereinsöffentlichkeit. Die Werkstatt dient als Rückzugsmöglichkeit und handwerkliches Betätigungsfeld zugleich, die Natur sportlichen Aktivitäten, soweit Jahreszeit und Wetter sie zulassen. Das bedeutet im Sommer Baden, Radfahren, Wandern, vereinzelt Tennisspielen, Bootfahren und Fischen, im Winter Skifahren, Langlauf und Eisstockschießen. Zu dieser Klasse von Aktivitäten gehören auch die obligatorischen Grillparties, mit denen sporadisch und ad hoc je nach Witterung Gemeinschaftlichkeit gepflegt wird, indem Freunde, Verwandte und die Nachbarschaft im eigenen Garten über das Ritual von Essen, Trinken und Reden zusammengeführt werden. Die Vereinsöffentlichkeit schließlich eröffnet Möglichkeiten sozialen Lebens entweder durch aktive Beteiligung und die Übernahme bestimmter Funktionen – was wegen der Schichtarbeit und der entsprechenden Synchronisationsprobleme mit den normalen Vereinszeiten allerdings nur unter großen Schwierigkeiten und mit gehörigem Aufwand zu realisieren ist – oder aber durch eher konsumptive Teilnahme, die ebenfalls in der Schichtarbeit ihre Grenzen findet. Denn Schichtarbeit hat zur Konsequenz, daß man die entsprechenden Termine entweder gar nicht wahrnehmen kann, zu spät kommt oder „gehen muß, wenn es am schönsten ist".

Entscheidend ist nun nicht nur die strikte Trennung der Lebensbereiche und der Ausschluß von bestimmten Handlungsräumen, die Übersichtlich-

keit schaffen, sondern auch die Begrenzung von Ansprüchen und eine entsprechende Konzentration auf jeweils eine Klasse von Aktivitäten: All das trägt wesentlich zu einer Reduktion von Umfang und Komplexität und damit zur Stabilität des Arrangements alltäglicher Lebensführung bei.

### 6.6.5 Die Regulierung des Alltagshandelns

Gemeinsame Orientierungsbasis und Moralökonomie als normative Grundlage von Lebensführung regulieren die Reziprozität von Erwartungen und Gewisheiten, Zielen und Prioritäten; die familiäre Arbeitsteilung als Organisationsgrundlage reguliert die Zuständigkeiten der beteiligten Personen; die Methodik von Lebensführung reguliert schließlich die generelle Richtung und Form des Alltagshandelns und unterwirft sie einer bestimmten Logik. Dabei ist Methodik von Lebensführung als allgemeines Charakteristikum zu unterscheiden von Methoden oder Verfahrensweisen im Rahmen von Lebensführung. Wenn ich in Anknüpfung an Max Weber von „methodischer“ Lebensführung spreche, meine ich damit, daß der Lebensführung als einem individuell konstituierten und institutionalisierten Arrangement ein System von Zielen und Regeln, Sinnhorizonten und Kontinuitätserwartungen unterliegt, das sie über die Kontingenz eines außengesteuerten Lebens von Tag zu Tag hinaushebt und ihm eine ganz bestimmte Ordnung und Dynamik verleiht. Lebensführung ist unter diesem Aspekt sinnhafte Konstruktion. Wenn ich dagegen von Methoden spreche, meine ich damit sowohl allgemeine Handlungstypen als auch konkrete Verfahrensweisen, mit denen bestimmte, gleichartige und im Zeitverlauf immer wiederkehrende Probleme gelöst werden. Ich betrachte im folgenden das Alltagshandeln und seine Organisation auf zwei Ebenen, nämlich auf der von allgemeinen Handlungstypen und auf der von konkreten Verfahrensweisen:

Auf der Ebene von allgemeinen Handlungstypen unterscheide ich analytisch zwischen dem Typus *situativen* und dem *strategischen* Handelns und versuche, die Art des empirisch jeweils dominanten Handelns der befragten Arbeiter diesen vorab definierten Handlungstypen zuzuordnen. Dabei nenne ich ein Handeln situativ, wenn es an den Anforderungen wechselnder Ereignisse und Situationen orientiert ist und jeweils ad hoc nach Lage der Dinge und der eigenen Interessen entschieden und verfahren wird. Ich nenne es strategisch, wenn es an einem planmäßigen und effektiven Einsatz von Mitteln zur Umsetzung bewußt gewählter Zwecke orientiert ist und die Zwecke und Handlungsbedingungen selbst mitzugestalten versucht (vgl. Kap. 6.6.5.1).

Auf der Ebene konkreter Verfahrensweisen typisiere ich dagegen empirisch Methoden und das heißt: die typischen Formen des Umgangs der befragten Arbeiter mit Anforderungen, die sich in den zentralen Handlungsfeldern ihrer Lebensführung immer wieder stellen. Solche Methoden finden sich im Bereich der Regulierung der Beziehung der Personen untereinander, im Bereich der Regulierung der konkreten Arbeiten sowie in den Bereichen der Regulierung des Umgangs mit Zeit und Geld (vgl. Kap. 6.6.5.2–6.6.5.5).

#### 6.6.5.1 Strategisches und situatives Handeln als dominante Handlungstypen

Die allgemeine Form des Alltagshandelns der befragten Arbeiter ist weder dem Typus situativen noch dem strategischen Handelns umstandslos zuzuordnen. Das ist weder Ausdruck einer Schwäche der analytischen Unterscheidung noch eine Inkonsistenz des Alltagshandelns, sondern Niederschlag einer realen Situation, die durch widersprüchliche Anforderungen und begrenzte Handlungsoptionen einerseits, durch eine fatalistische Grundeinstellung und ganz bestimmte, intentional verfolgte Lebensziele andererseits präformiert ist. Deshalb ist das konkrete Handeln der Arbeiter durch beides charakterisiert: Es ist strategisch, was die sachliche Seite der Planung und Ausführung bestimmter Projekte anlangt, es ist situativ, was deren Umsetzung betrifft. Das bedeutet, daß es eigentlich pragmatisch auf die jeweils spezifischen Erfordernisse reagiert. Diese situative Pragmatik kennzeichnet den realen Handlungstypus der Arbeiter, der sich deshalb einer eindeutigen Zuordnung zu den idealtypischen Unterscheidungen entzieht und deren Grenzen offenkundig macht.

Das strategische Element zeigt sich je nach Projekt (Hausbau, Anschaffungen, Urlaub) darin, daß auf der Grundlage praktischer Erfahrung und zweckrationaler Nutzenerwägungen geplant, kalkuliert, organisiert und entschieden wird. Es zeigt sich aber auch beispielsweise darin, wie die Männer es verstehen, Frau und Kinder in ihre eigenen Interessen und die entsprechenden Aktivitäten einzubinden. Das situative Element wird demgegenüber sichtbar nicht nur in der Reihenfolge der Realisierung von Projekten, die nach der Maxime geordnet wird: „Eins nach dem anderen und immer nur das nächste Ziel ins Auge fassen“ (S 1), sondern auch in der Terminierung der konkreten Verwirklichung: „Was nächste Woche ist, interessiert mich nicht, genausowenig, wie ich weiß, wieviel Geld ich momentan im Geldbeutel habe. Was nächste Woche ist, interessiert mich nur, wenn ich was vorhabe.“ (S 8). Was die Seite zeitlicher Disposition anlangt, wird nämlich der „richtige Moment“ abgewartet und dann nicht lange gefackelt, sondern

die jeweilige „Sache ruckzuck durchgezogen“. Hierin vereint sich die Haltung des Zupackens mit der akkumulierten Erfahrung, daß Termine, die man zu setzen versucht, ohnehin „ständig über den Haufen geworden werden“ und eine entsprechende zeitliche Planung sich im Nachhinein immer wieder als überflüssig erweist („Man kann sich viel vornehmen und es kommt doch ganz anders. Man muß es nehmen, wie es kommt, man kann ja eh nichts daran ändern.“ S 13). Situativität des Handelns ist weiterhin erkennbar darin, daß zyklisch immer wieder anfallende Arbeiten nicht um feste Termine gruppiert werden, sondern erledigt werden, wenn es wieder einmal so weit ist („Ich weiß, daß ich das einmal in der Woche machen muß, aber es muß ja nicht gerade am Dienstag sein, das kann man ja auch am Freitag machen oder am Donnerstag, das teilen wir uns so ein, daß es paßt.“ S 4) oder sich nicht mehr aufschieben lassen („Was anfällt, wird gemacht. Man könnte alles liegen lassen, dann kommt aber alles auf einmal und dann wird es zuviel.“ S 1). Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß der entsprechende Druck nicht unbedingt von dem auffällig werdenden Aufgabenstau selbst ausgehen muß, sondern der Frau als Generalorganisatorin überlassen wird („Wenn ich nach Hause komme, dann frage ich die Frau, was anliegt.“ S 12). Diese Art von Situativität des Handelns auf Seiten des Mannes ist also, wenn man so will, ermöglicht durch die organisatorischen Vorleistungen der Frau, die sich im übrigen neben der sachlichen Koordination und Kontrolle gerade auch auf die zeitliche Organisation erstrecken. So verschafft die Frau dem Mann nicht nur Freiräume, die er situativ nutzen kann, sondern führt und überwacht gewissermaßen auch seinen Terminkalender. Der Mann hingegen verläßt sich auf die Frau und läßt sich von ihr an seine Termine erinnern.

#### 6.6.5.2 Die persönlichen Beziehungen und ihre Regulierung: Gewohnheiten und Rituale

Basis der persönlichen Beziehungen, wie sie im gemeinsamen Arrangement alltäglicher Lebensführung institutionalisiert ist, ist die unterstellte und durch Erfahrung abgesicherte Übereinstimmung in wesentlichen Orientierungen und Zielvorstellungen sowie das wechselseitige Vertrauen, daß jeder seine Ansprüche in vernünftigen Grenzen hält und seine definierten Zuständigkeiten ausfüllt. Diese gemeinsam geteilte Basis muß sich jedoch im konkreten Alltagshandeln permanent bewähren, nicht nur, um sich des grundlegenden Consensus immer wieder zu versichern und damit Verlässlichkeit und Berechenbarkeit als Stabilitätsgrundlage zu reproduzieren, sondern auch deshalb, weil das Alltagshandeln die individuell eingeräumten Handlungs-

spielräume immer wieder austestet und zu überschreiten droht. Hier spielen bei den befragten Arbeitern Gewohnheiten und Rituale als konservative Elemente eine wichtige Rolle und tragen wesentlich zur Stabilität, aber auch zur Hermetik dieser Art von Lebensführung bei.

Gewohnheiten müssen als sich reproduzierende Handlungen nicht ständig neu gestaltet werden, haben ihre Überprüfung auf Consensus gewissermaßen hinter sich, sind institutionalisiert und selbstverständlich geworden und fungieren damit selber als ein Moment von Entlastung, Berechenbarkeit und fragloser Kontinuität. Gleichzeitig dienen sie als Abwehr von Ungewohntem. Das geht so weit, daß z.B. kaum Gebrauch von einem möglichen Schichttausch gemacht wird. Nicht nur, weil der gewohnte Rhythmus dadurch unterbrochen würde, sondern auch deshalb, weil eine andere Schicht andere als die gewohnten Mitarbeiter bedeutete – und dieses Element von Abweichung paßt nicht in eine Konstruktion, die auf Überraschungsfreiheit hin ausgelegt ist. Der Entlastung und der Reduktion von Überraschung durch Wiederholung steht freilich die Schließung von Optionen dadurch gegenüber, daß tendenziell nichts Neues, sondern immer das gleiche geschieht. Gerade Gewohnheiten sind für die Lebensführung der befragten Arbeiter überaus charakteristisch, das macht ihre Verlässlichkeit, aber auch ihre Geschlossenheit aus: Die Schilderungen ihrer je nach Schicht ganz unterschiedlichen Tagesabläufe verraten insgesamt ein hohes Maß an eingeschliffenen Gewohnheiten, das weit über die mit der Erwerbsarbeit gegebenen, sich wiederholenden Abläufe: „von zuhause in den Betrieb, nach Hause aus dem Betrieb“, hinausreicht. So ist, „wenn nicht was besonderes ist, im Grunde genommen ein Tag wie der andere. Aufstehen, zur Arbeit gehen, heimkommen, Kaffee trinken. Da ist ein gewisses Schema da. Was sich ändert, das ist die effektive Freizeit. Das kommt dann darauf an, was anfällt.“ (S 3). Aber auch im häuslichen Bereich und in der Freizeit werden tendenziell immer die gleichen Programme abgespult: neben der Erledigung fälliger Pflichten je nach Interessenschwerpunkt und zeitlichem Rahmen ein Nickerchen oder Fernsehen, Rückzug in die Werkstatt, hinaus in die Natur oder hinein in den Verein. Daraus entsteht das Paradox einer situativen Regelmäßigkeit, die sicherlich durch die Konzentration der Interessen und das begrenzte Aktivitätsrepertoire begünstigt ist. Sie erzeugt gleichzeitig Flexibilität insofern, als diese Regelmäßigkeit nicht an bestimmte, zyklisch sich wiederholende Termine gebunden ist, sondern an bestimmten Prozeduren entsteht, die immer wieder in gleicher Weise ablaufen und nach sich bietender Gelegenheit eingesetzt werden können. Gewohnheiten können sich freilich überleben, nicht nur durch Veränderungen der Voraussetzungen, auf denen sie beruhen, sondern auch deshalb, weil sie wegen ihres repe-

titiven Charakters den Mitbetroffenen allmählich auf die Nerven gehen können (typisch dafür die sprachliche Wendung: „... mußt Du schon wieder ... !“). So ist die Berechenbarkeit von Gewohnheiten zwar ein Element von Stabilität in der Lebensführung, aber wie fast alle derartigen Elemente ein ambivalentes. Denn Gewohnheiten können auch zur Belastung und zum Auslöser von Konflikten werden und dann tendenziell destabilisierend wirken.

Neben der permanenten Produktion und Reproduktion von Consensus im Alltagshandeln ist es für die Aufrechterhaltung des Arrangements gemeinsamer Lebensführung und eine funktionierende Beziehung genauso wichtig, emotional Gemeinsamkeit immer wieder herzustellen, zu bestätigen und abzusichern. Hierzu dienen Rituale, mit denen gemeinsam vollzogene Handlungen symbolisch aufgeladen werden. Sie fungieren als Vergegenwärtigung vergangener und als Produktion aktueller emotionaler Übereinstimmung zugleich: „Daß da einfach alles beieinander sitzt, daß wir wir sind.“ (S 8). Die Einbindung aller Beteiligten, die Wiederholung und der immer gleiche Ablauf haben etwas von magischen Praktiken, mit denen Gewißheit und Gemeinsamkeit nicht nur beschworen, sondern gleichzeitig deren Kontinuität überprüft wird. Derartige Rituale bestehen bei den befragten Arbeitern in gemeinsamen Mahlzeiten, gemeinsamem Einkauf, gemeinsamen Freizeitaktivitäten, gemeinsamen Festen, aber auch z.B. darin, daß eine jeweils bestimmte Person die Kinder zu Bett bringt, um ihnen noch eine „Gute-Nacht-Geschichte“ zu erzählen oder sich von ihnen den abgelaufenen Tag erzählen zu lassen.

### 6.6.5.3 Konflikte und ihre Regulierung: „Sturstellen“ und „Ausschmatzen“

Gegenüber den institutionalisierten Elementen der Lebensführung, wie sie durch Gewohnheiten und Rituale repräsentiert sind, wirkt als Korrektiv und dynamisches Element ein diskursives Verfahren, das die Niederbayern gegenüber Nicht-Bayern „Ausreden“ und untereinander „Ausschmatzen“ nennen. Dieses Verfahren ist ein multifunktionales, kommunikatives Zauber mittel und bedeutet Bereden einer Sache, Aushandeln von Positionen und Ausräumen von Unstimmigkeiten zugleich. So betrachtet, sichern Gewohnheiten und Rituale die Reproduktion, das „Ausschmatzen“ die notwendige Transformation von bestehenden Arrangements alltäglicher Lebensführung. Derartige Aushandlungsprozesse greifen immer dann Platz, wenn gemeinsam Entscheidungen von einer gewissen Tragweite zu treffen sind,

wenn Meinungsverschiedenheiten geklärt oder Konflikte geschlichtet werden müssen.

Die Regulierung von Konflikten erfolgt jedoch auch noch auf eine andere Weise. Dabei scheint auf den ersten Blick das gemeinsame Arrangement der befragten Arbeiter mit ihren Familien von grundsätzlichen Konflikten weitgehend verschont zu sein. Wo sich dabei eine generelle Orientierung an Harmonie durchsetzt, ob in der individuellen Darstellung durch Stilisierung oder in der familialen Wirklichkeit durch eine konfliktvermeidende Praxis selber, ist auf der Basis unseres Materials, das nur die Perspektive der Arbeiter, nicht die ihrer Frauen, repräsentiert, nicht voll aufzuklären. Darüber hinaus scheint die Aufrechterhaltung zumindest des Scheins von Harmonie, mit dem mögliche chronische Konflikte verdrängt oder nicht nach außen gelassen werden, zentraler Bestandteil des Gesamtarrangements zu sein. Wir haben es auf jeden Fall allem Anschein nach mit im großen und ganzen so reibungslos funktionierenden Arrangements zu tun, daß grundsätzliche Konflikte, die an die Basis des Arrangements rühren würden, eher unwahrscheinlich sind.<sup>4</sup> Derartige Konflikte, die den Kern des Arrangements in Frage stellen und damit seine Moralökonomie als Geschäftsgrundlage über den Haufen werfen würden, würden es mit Sicherheit sprengen. Insofern wird hier eine Grenze dieses Typus von Lebensführung offenkundig: Das Arrangement funktioniert so wie es ist – oder es bricht auseinander. Das macht seine Geschlossenheit und Stabilität aus, das macht es auf der anderen Seite anfällig gegen Veränderungen.

Auf jeden Fall fiel es den Befragten durchgängig schwer, sich überhaupt an Konflikte zu erinnern, und sicherlich auch deshalb, weil sie die kleinen, chronischen Alltagsreibereien nicht mit der dramatischen Vorstellung eines wirklichen Konflikts in Zusammenhang brachten. Solche chronischen Alltagsreibereien gibt es durchaus, sie werden jedoch als Naturereignisse interpretiert, die nun einmal zum Leben dazu gehören. Sie entstehen typischerweise zum einen auf der Ebene von Nähe und Distanz, zum anderen auf der der Zuständigkeiten. Auf der Ebene von Nähe und Distanz ist ein wichtiges Element von Stabilität das Markieren von Grenzen des Zugriffs auf die eigene Person, also das Abstecken von Revieren und deren wechselseitige Respektierung. Das Bedürfnis für Ungestörtheit scheint jedoch bei den Männern ausgeprägter und die praktischen Möglichkeiten für einen

---

4 Abgesehen davon hätten sich vermutlich Personen in einer offensichtlich kritischen Phase des Arrangements nicht für ein Interview zur Verfügung gestellt, allenfalls nach deren glücklichem oder unglücklichem Abschluß wie im Fall einiger Verkäuferinnen.

Rückzug günstiger als für die Frauen. Das ist jedenfalls eine wesentliche Grundlage des Arrangements alltäglicher Lebensführung der befragten Arbeiter. Die Männer können – mit Duldung ihrer Frauen – immer in ihre räumlich abgesonderten Reviere: ihre Werkstatt, ihren Sport, ihren Verein ausweichen, während die Frauen im wesentlichen an das Haus und die damit verknüpften Anforderungen gebunden sind und ihre Rolle ihnen im Prinzip ständige Ansprechbereitschaft und Verfügbarkeit abverlangt. Hier wirken traditionale Rollenzuschreibungen nach, die der Frau das permanente Dasein für andere auferlegen (vgl. Kap. 7). Diese strukturelle Inkongruenz von Ungestörtheit und Privatheit ist der Nährboden von Konflikten und ein potentieller Sprengsatz, falls die Frauen diese Rollenzuschreibungen nicht mehr akzeptieren. Damit es nicht so weit kommt, finden sich jedoch im Rahmen der bestehenden Arrangements kompensatorische Strategien, mit deren Hilfe sich die Frauen, begünstigt durch mithelfende Verwandtschaft, ihre eigenen, von den Männern akzeptierten Freiräume schaffen, indem sie z.B. einen Friseurbesuch mit einem ausgiebigen Bummel oder Kaffeeklatsch verbinden, wenn ihnen die „Decke auf den Kopf fällt“ oder aber einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen und sich dadurch legitimerweise für einen jeweils begrenzten Zeitraum aus der Geschlossenheit des Haushalts und der Familie lösen. Das alles scheint relativ pragmatisch und konfliktfrei deshalb zu funktionieren, weil insgesamt längerfristig ein gewisser Ausgleich zustandekommt.

Ein derartiger Ausgleich auf längere Sicht durch die wechselseitige Erfüllung von legitimen Erwartungen und Befriedigung von berechtigten Ansprüchen ist eine fundamentale Bedingung für die Stabilität von Lebensführung. Sie gerät in Gefahr, wenn, wie im Fall eines jüngeren Arbeiters, dessen Frau den Bau eines eigenen Hauses als Teil der Geschäftsgrundlage ihrer Ehe permanent einklagt, er selber aber lieber Zeit und Geld in exotische Reisen investiert. Hier wird in einem Grenzfall des Typus offenkundig, wie durch die Nichteinhaltung der Reziprozität von Ansprüchen und Erwartungen eine Grundlage für Stabilität und damit das gesamte Arrangement zu zerbrechen drohen.

Eine weitere fundamentale Bedingung für Stabilität von Lebensführung ist Eindeutigkeit. Dies wird besonders deutlich in der familialen Arbeitsteilung als elementarem System der Festlegung von Zuständigkeiten. Im Arrangement der befragten Arbeiter sind die Zuständigkeiten im Rahmen familialer Arbeitsteilung aufgrund traditioneller, nicht in Frage gestellter Rollenzuschreibungen eindeutig geregelt. Es gibt kaum Grauzonen, wo unklar ist und ad hoc entschieden werden müßte, wer was tut. Diese prinzipielle Eindeutigkeit reduziert den Entscheidungsbedarf und läßt auch kaum

größere Konflikte aufkommen. Wenn dennoch einmal offen ist, wer was tun soll, wird in der Regel nicht lange diskutiert, sondern pragmatisch so verfahren, daß derjenige handelt, der entweder mehr davon versteht oder gerade Zeit hat. In dieser Pragmatik liegt zugleich ein Elastizitätspotential, das die Geschlossenheit des Arrangements stützt.

Die Mehrzahl der kleinen Alltagskonflikte resultiert deshalb nicht aus ungeklärten und aushandlungsbedürftigen Zuständigkeiten, sondern aus konkreten Pflichtverletzungen. „Anlässe für Streit gibt es dann, wenn ich wieder allzulange alles sausen lasse, daß ich mich nicht um das kümmerge, was jetzt gemacht gehört. Und mein Gott, dann wird es halt gemacht, dann haben wir das wieder.“ (S 8). Aber selbst solche Konflikte scheinen, auch wenn sie sich wiederholen, den Frieden nicht nachhaltig zu stören, weil deren Anlässe immer wieder aus der Welt geschafft werden.

Ernsthaftere Konflikte kann es jedoch im Zusammenhang mit den Kindern geben, und zwar im Hinblick auf den Erziehungsstil und das, was sie dürfen und nicht dürfen. Auch hier ist das Erzielen von Einigkeit oberstes Gebot: „Es soll nicht heißen, ich sage, die (sc, die Tochter) darf und die Frau sagt, die darf das nicht. Das wird miteinander ausgedredet und dann darf sie oder sie darf es nicht.“ (S 4). Im übrigen ist es so, daß die Männer in der Regel als Autorität in letzter Instanz mobilisiert werden, während den Frauen ein Großteil des Kinderalltags mit all seinen Problemen überlassen bleibt.

Überhaupt ist das Herstellen eines Ausgleichs, sei es durch einen Kompromiß, sei es durch das Verfahren, daß einmal der, einmal der Recht behält, nicht nur Ausdruck der zugrundeliegenden Moralökonomie und Logik der Arrangements von Lebensführung überhaupt, sondern auch zugleich der generelle Modus, wie die befragten Arbeiter mit ihren Frauen sowohl Entscheidungen treffen als auch Konflikte regulieren („Wenn es nicht pressiert, dann lassen wir es pausieren. Dann spekuliert der einmal wieder, dann fällt Dir wieder etwas ein, und so können wir uns dann ausreden. Eine gute Basis haben wir allemal wieder zusammengebracht, daß es jedem Partner paßt.“ S 4). Daß dieser Ausgleich à la longue nicht ganz gleichgewichtig ausfällt und sich der Mann mit seinen Interessen dabei insgesamt eher durchsetzen kann, wird von den meisten Befragten nach einem gewissen Zögern konzediert, wobei nicht immer klar ist, ob sich dahinter eher Verschämtheit oder heimliche Genugtuung verbirgt. Wie immer, in jedem Fall verrät es etwas über die reale Machtstruktur des Arrangements und macht offenkundig, wer letzten Endes am längeren Hebel sitzt.

Ohnehin haben es die Frauen innerhalb dieser Konstellation nicht leicht, Konflikte mit ihren Männern auszutragen. Dabei kommen zwei Dinge zu-



sammen. Zum einen sind es eher die Frauen, die Konflikte in Gang setzen, da sie zum großen Teil daraus resultieren, daß die Männer die Erledigung ihrer Pflichten schleifen lassen. Sie geraten dadurch leicht in die undankbare Rolle derjenigen, die Streit suchen, und erledigen deshalb manche Sachen lieber selber, ehe sie es deshalb auf einen offenen Konflikt ankommen lassen. Zum anderen besteht das Konfliktverhalten der Männer im wesentlichen darin, Konflikte erst gar nicht zuzulassen. Typisch dafür ist die Standardformel „mit mir kann man nicht streiten“. Die Vermeidung von offenem Streit geschieht je nach Person unterschiedlich: Der eine setzt sich die Kopfhörer seiner Stereoanlage auf und koppelt sich akustisch ab, der andere flüchtet aus dem Haus und betreibt Sport, wieder ein anderer zieht sich in seine Werkstatt zurück. Denn Streiten bedeutet, sofern nicht körperliche Gewalt ausgeübt wird, reden, viel und laut reden, und das ist eine Domäne, die die Männer gern den Frauen überlassen, während sie sich selber in der Rolle dessen sehen, der nicht viele Worte macht. Diese Art der Konfliktvermeidung bedeutet gleichwohl kein Zurückstecken in der Sache. Dahinter steckt vielmehr das Kalkül, Zeit zu gewinnen und der Frau damit Gelegenheit zu geben, sich zu beruhigen, um dann mit einer Geste der Versöhnung die Situation zu bereinigen. Dieses Verfahren hat eine der mitbefragten Ehefrauen knapp und anschaulich so beschrieben: „Wenn ich wirklich einmal aufbrause, da lacht er und geht. Fünf Minuten später kommt er und busselt mich ab und sagt, Du hast jetzt ausgesponnen.“ (S 12). Auch diese Formulierung läßt keinen Zweifel daran, wer am Ende recht behält. Dennoch kann dieses Verfahren mit seiner strukturellen Asymmetrie nur dann auf Dauer funktionieren, wenn dem Gesamtarrangement eine grundsätzliche Balance unterliegt.

#### 6.6.5.4 Arbeit und Zeit und ihre Regulierung: Routinen und Gelegenheiten

Die Zuordnung der im Rahmen der Lebensführung zu verrichtenden Arbeiten ist im Prinzip im geltenden Modell der familialen Arbeitsteilung festgelegt, deren praktische Erledigung regulieren die jeweils betroffenen Personen individuell. Dabei herrscht bei den Arbeitern ein Muster vor, in dem routinisiertes und situatives Handeln miteinander verquickt sind. Da es sich im wesentlichen immer wieder um die gleichen Arbeiten handelt, sind deren Abläufe auf der Basis von praktischer Erfahrung und handwerklich kompetenter Ausführung hochgradig routinisiert. Sie müssen nicht mehr eigens überdacht und geplant werden, sondern haben die Gestalt von abrufbaren Konditionalprogrammen angenommen. Dadurch sind sie jederzeit einsetz-

bar. Genau darin liegt die Schnittstelle mit der generellen situativen Ausrichtung des Handelns der Arbeiter. Denn das situative Handeln orientiert sich nicht an einer Logik zeitlicher Planung, sondern unterwirft sich der Logik dessen, was gerade anfällt. Das, was für die Männer anfällt, kann wiederum aus der Planung und Organisation der Frauen im Rahmen ihrer Generalzuständigkeit resultieren oder sich aus dem ablaufenden Lebensprozeß selber naturwüchsig ergeben. Dafür stehen die Routinen zur Verfügung. Soweit es die Arbeiter selber betrifft, ergibt sich das dominante Muster der Regulierung ihrer häuslichen Arbeit also aus zwei Bestimmungsgründen. Aus der zeitlichen Planung durch die Frau sowie aus der Routinisierung der Arbeit des Mannes und deren Umsetzung je nach passender Gelegenheit. Dieses Muster ist zumindest charakteristisch für all solche Tätigkeiten, die zyklisch immer wieder aufs Neue anfallen und erledigt werden müssen und die den Großteil des Alltagshandelns ausmachen. Es prägt in Verbindung mit den anderen Lebensgewohnheiten das Bild einer Lebensführung, die überraschungsfrei weitgehend auf den Schienen eines festen Programms verläuft („Es läuft eigentlich alles in geordneten Bahnen – also bis jetzt sind wir eigentlich vor großen Überraschungen verschont geblieben.“ S 13).

Auch wenn dieses Muster dominant ist, heißt das keineswegs, daß alle Arbeiten auf diese Weise gewohnheitsmäßig abgewickelt werden können. Es treten selbstverständlich auch immer wieder neue und überraschende Anforderungen auf, denen begegnet werden muß. Handelt es sich dabei um praktische Dinge wie beispielsweise den Bau eines Gartenhauses, kann für ihre Erledigung auf Erfahrung und handwerkliches Geschick als Ressource zurückgegriffen werden, während die konkrete Ausführung der oben bereits beschriebenen Strategie der projektförmigen Entwicklung, Planung, Organisation und situativen Umsetzung unterliegt. Geht es um grundsätzlichere Dinge, kommt wieder der Modus des gemeinsamen „Ausschmatzens“ zum Tragen, mit dem neue Bedingungen geklärt und Entscheidungen getroffen werden. Bleiben überraschende Anforderungen jedoch im Rahmen des Üblichen, werden sie improvisativ bewältigt. Ein Beispiel dafür sind nicht angesagte Besuche, also etwas, was bei einer durchgeplanten und terminierten „städtischen“ Lebensführung eher als despektierliche und unliebsame Störung empfunden wird. Solche Besuche werden, wenn es paßt, willkommen geheißen, wie sie gerade kommen. Sie müssen unverrichteter Dinge wieder abziehen, wenn es nicht paßt, was allerdings selten vorkommt. Improvisation ist deshalb zur Routinisierung nicht nur komplementär, sondern verhilft ebenso wie diese zu einer spezifischen Form von Flexibilität: Routinen machen flexibel durch ihre Abrufbarkeit, Improvisation macht flexibel

durch die Fähigkeit, Überraschungen zu normalisieren und in den gegebenen Handlungsrahmen zu integrieren.

Die Regulierung der Zeit ist bei den befragten Arbeitern bestimmt durch den Schichtplan und durch den situativen Anfall von Arbeiten im Rahmen der häuslichen Pflichten, sie ist soweit also vorgegeben. Hinzu kommt als weitere Determinante, daß die Frau als „Zeitwächterin“ generell für die Organisation der Zeit zuständig ist, also auch dafür, Termine des Mannes zu kontrollieren, über die Zuweisung von Pflichtaufgaben dessen Zeit mitzustrukturieren und ihm ansonsten frei verfügbare Zeit zu verschaffen. Die Strukturierung der Zeit liegt also weitgehend in anderen Händen, macht bei den Arbeitern kaum entsprechende Eigenleistungen erforderlich und bedeutet eine kaum zu überschätzende Entlastung. Das scheint ihren Bedürfnissen sehr entgegen zu kommen. Denn der konkrete Umgang der Arbeiter mit Zeit ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich diesen Vorgaben klaglos unterwerfen und in deren Rahmen die freie Zeit für sich nutzen, die ihnen zugestanden wird. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, daß die Arbeiter ihre frei verfügbare Zeit als wesentliches Medium von individueller Autonomie betrachten, das sie wiederum in der Regel situativ nutzen. Dafür ist typisch, daß sie diese freie Zeit nicht im voraus verplanen und nicht durch feste Termine zerstückeln, sondern sie sich möglichst offen halten, um spontan darüber entscheiden zu können, wozu sie jeweils Lust und Laune haben. Falls sie jedoch versuchen, diese Regelung zu unterlaufen, um Zeit darüber hinaus für ihre privaten Zwecke zu gewinnen, kann eine solche Regelverletzung wieder Ursache von Konflikten sein. Meist ist es aber so, daß die Frauen ihren Männern so viel freie Zeit zur Verfügung stellen, wie sie zu brauchen meinen – auch mit dem Nebengedanken, sie damit für eine Weile vom Halse zu haben – wenn diese auf der anderen Seite bereit sind, sich auch einmal entsprechende Zeit für sie selber oder die Kinder zu nehmen. Auch hierin wird erneut, wie bereits beim Umgang mit Konflikten, Ausgleich als Prinzip der Regulierung erkennbar. Diese Art der Regulierung von Zeit ist gewohnheitsmäßig so eingeschliffen, so gut austariert und von solcher Nachhaltigkeit, daß der ihnen von uns nahegelegte Gedanke an mehr oder weniger verfügbare Zeit die Arbeiter in Verlegenheit versetzte. Damit würde ein wichtiger Eckpfeiler des Arrangements wegbrechen und die ganze bewährte Konstruktion über den Haufen geworfen – und allein der Gedanke daran hat für sie etwas Irritierendes. Gerade hierin liegt ein Hinweis auf die Strukturträchtigkeit gewohnheitsmäßig eingespielter Arrangements alltäglicher Lebensführung, die, wie sich in unseren Untersuchungen in Ostdeutschland zeigt, eine nicht nur individuell, sondern auch

gesellschaftlich stabilisierende Wirkung hat (vgl. Kudera 1993b, 1994, 1995c; Wehrich 1993a, 1993b).

#### 6.6.5.5 Geld und seine Regulierung: Sparsamkeit und Vertrauen

Geld ist im Arrangement der Lebensführung der befragten Arbeiter kein prinzipielles Problem und auch nicht Auslöser für Konflikte. Sie kommen gut damit aus, weil sie für ihre Verhältnisse und gemessen an ihren Ansprüchen genug davon haben und auch dessen Verteilung consensuell zufriedenstellend reguliert ist. Das heißt keineswegs, daß sie nicht mehr gebrauchen könnten und nichts damit anzufangen wüßten. Aber selbst ein Lottogewinn, der sie von der Notwendigkeit eines fremdbestimmten Broterwerbs befreien könnte, würde keine strukturelle Änderung ihres Arrangements bewirken. Sie würden weiterarbeiten – denn ein Leben ohne Arbeit ist für sie nicht vorstellbar – aber unter bequemeren Bedingungen. Sie würden sich bisher aufgeschobene Wünsche erfüllen – aber auch diese blieben weitgehend im Rahmen des Bisherigen. Sie würden vielleicht ein neues, größeres, komfortableres Haus bauen, und auch diese Absicht verläßt nicht prinzipiell den gegebenen Rahmen. Das hierin sich abzeichnende Verharren im Gewohnten ist ebenfalls ein Indikator für die Stabilität und abgerundete Geschlossenheit des Arrangements der Lebensführung.

Im Gegensatz zu anderen, insbesondere erheblich besser verdienenden Gruppen, treiben die befragten Arbeiter keine Geheimnistuerei nach der Regel „über Geld spricht man nicht“, vielmehr gaben sie ihre finanzielle Situation ganz offen preis. Die entsprechenden Äußerungen verraten nicht nur die Zufriedenheit mit dem erreichten Einkommensniveau, sondern auch Stolz darüber, daß finanziell alles im Lot ist. Das hängt nicht nur mit dem im Vergleich zu anderen Arbeitern in der Region höheren Einkommen zusammen, sondern auch mit ihrer Genügsamkeit und ihrem sparsamen Wirtschaften. Auch die Verfügung über das Geld ist im Rahmen der familialen Arbeitsteilung im Prinzip geregelt. In der modern-egalitären und dominanten Version steht der Zugriff auf das gemeinsame Konto beiden Partnern offen, in der traditionellen, die allerdings inzwischen eher die Ausnahme zu sein scheint, teilt der Mann als „Patriarch“ das Geld zu. Dabei gibt es drei fixe Ausgabenblöcke: Haushaltsgeld, Taschengeld und größere Anschaffungen.

Das Haushalts- oder „Kostgeld“ ist fest budgetiert und fällt in die Verantwortung der Frau, verbunden mit der Erwartung, daß sie damit vernünftig umgeht. Diese Erwartung kann sich auf Erfahrung stützen. So haben die Frauen anfangs zumeist ein Haushaltsbuch geführt, denn „da kriegt man

einen Eindruck, was weggeht, aber jetzt wissen wir, wie wir dran sind." (S 8). Nun, wo der Überblick da ist, ist der Umgang mit dem Budget reine Routine, was sicherlich auch dadurch erleichtert wird, daß der Warenkorb tendenziell der gleiche bleibt, die Preise bekannt sind und von daher die Ausgaben überschaubar bleiben. Als weiteres Korrektiv fungiert das Ritual des gemeinsamen Einkaufens, bei dem gewissermaßen visuell kontrolliert werden kann, daß nicht zu viel des Guten im Einkaufswagen landet. Taschengeld nimmt jeder selbst, soviel er braucht, im wechselseitigen Vertrauen darauf, daß die privaten Ausgaben für Hobbies bei den Männern oder für Kleidung und Kosmetika bei den Frauen im Rahmen bleiben („Es gibt keiner was aus, was der andere nicht weiß." S 8). Bei den Männern ist es dabei üblich, wenig Geld mit sich zu führen, da sie auf ihren gewohnten Wegen ohnehin kaum Gelegenheit haben, für sich etwas auszugeben und alle anderen notwendigen Anschaffungen der Frau überlassen. Größere Anschaffungen werden jedoch „ausgeschmatzt" und dann, wenn Einigkeit erzielt ist, getätigt. Die nötigen Mittel dafür werden aus Erspartem abgezweigt, denn für diese Art von Haushaltsökonomie gilt die Regel, keine Schulden zu machen, um sich dadurch nicht einem möglichen Risiko auszusetzen. In den Worten eines Arbeiters, die zugleich seine fatalistische Grundhaltung anklingen lassen: „Erst auf die Seite legen und dann erst kaufen. Denn sparen tun wir schon, aber wenn wir etwas kaufen wollen, dann kaufen wir es. Wenn es geht, dann geht es, und wenn es nicht geht, dann warten wir halt, bis es das nächste mal geht." (S 12).<sup>5</sup> Darüber hinaus spielt der Aspekt der Zukunftssicherung eine erhebliche Rolle. Sparen ist wichtig, um „abgesichert zu sein gegenüber dem, was kommen könnte. Weil es kann etwas kommen und dann hat man keine Reserven." (S 1). Und „wenn mir etwas zustößt, das weiß man ja nie, nicht, daß dann meine Frau dasteht mit einem Haufen Schulden, daß einmal das Haus draufgeht – das ist auch nicht Sinn der Sache." (S 12). Im Finanzgebaren sind Sparsamkeit und Sicherheitsdenken, Gewohnheit und wechselseitiges Vertrauen untrennbar verschmolzen und garantieren jene Solidität, die insgesamt für das Arrangement der Lebensführung der befragten Schichtarbeiter charakteristisch ist und zu dessen Stabilität beiträgt.

---

5 Dies widerspricht im übrigen dem Stereotyp vom Konsumismus der Arbeiter in seiner Kontrastierung zum *deferred gratification pattern* bei Angestellten.

## 6.7 Geschlossenheit und Traditionalität als Grundlagen von Lebensführung

Das beschriebene Muster der Lebensführung von Schichtarbeiter-Familien in seinen Grundlagen, Elementen und seinem Niveau der Regulierung ist aus zwei Gründen bemerkenswert.

Zum einen verkörpert es besonders prägnant eine Homologie von Lebenslage und Lebenslauf, Lebenszielen und Lebensführung, die sich in dem Bild von Geschlossenheit als generativem Prinzip zusammenführen läßt. Zum anderen repräsentiert es eine Konfiguration von traditionell-ländlichem Milieu, ländlicher Arbeiter-Biographie und ländlich-privatistischem Lebenszuschnitt, die wegen ihrer traditionellen Grundlagen möglicherweise, historisch betrachtet, angesichts des säkularen Prozesses struktureller Modernisierung einer allmählichen Marginalisierung anheimfallen könnte.

### 6.7.1 Geschlossenheit als generatives Prinzip

Geschlossenheit durchzieht in der Tat wie ein roter Faden Arbeits- und Lebensbedingungen, Biographie und Lebensführung der befragten Schichtarbeiter. Der ländliche Lebenskontext mit seiner wenig ausdifferenzierten Infrastruktur und seiner immer noch ausgeprägten und umfassenden sozialen Kontrolle bildet ein enges Korsett, das die Lebensführung auf die traditionellen Werte von Arbeitsamkeit, Ordnung und Anständigkeit verpflichtet. Arbeitsbedingungen und Arbeitszeitregulierung bilden einen Rahmen, dessen Rigidität wenig Raum zur individuellen Entfaltung läßt. Auch der regionale Arbeitsmarkt bietet wenig Optionen, im Gegenteil, charakteristisch ist strukturelle Unsicherheit und erzwungene berufliche Diskontinuität. Insofern teilen diese ländlichen Schichtarbeiter mit anderen Arbeitern geringer bis mittlerer Qualifikation ein typisches Arbeiterschicksal, das keine berufliche Karriere vorsieht, sondern allenfalls unter günstigen konjunkturellen Bedingungen einen einigermaßen sicheren und angemessen bezahlten Arbeitsplatz (vgl. Kudera u.a. 1979a). Der Ausweglosigkeit dieses Schicksals korrespondieren eine fatalistische Grundeinstellung, die alles nimmt, wie es kommt, sowie ein biographischer Horizont, der auf konventionell begrenzte Lebensziele und die Sicherung und Bewahrung des einmal Erreichten hin ausgelegt ist.

Die Dynamik dieses Schicksals ist die einer zielstrebigem Etablierung eines bestimmten Arrangements alltäglicher Lebensführung und dessen Reproduktion auf der Basis des Gewohnten und Bewährten, nicht die einer intentional gesteuerten, permanenten Selbsterzeugung. Das entsprechende

biographische Programm basiert nicht auf dem modernen Prinzip der Selbstverwirklichung, sondern auf einem traditionellen Konzept von einem normalen und anständigen Leben, das Lebenslauf und Lebenszuschnitt zugleich bestimmt. Dieses Konzept entspricht traditionell ländlichen Normalitätsvorstellungen als Nachhall dörflich-bäuerlicher Kultur. In diesem Lebenskontext bildete Besitz an Land die Grundlage der Existenz, diente Arbeit rund um die Uhr dazu, den Besitz zu erhalten und das Auskommen zu sichern, stellte die Familie die erforderlichen Arbeitskräfte und garantierte die Versorgung im Alter, war Zusammenhalt notwendig, um das Überleben zu garantieren, begründete schließlich das Festhalten an Bewährtem Verhaltenssicherheit und Erfolg. Entsprechend fungiert heute ein Arbeitsplatz als wirtschaftliche Absicherung und gesellschaftliche Legitimation der eigenen Existenz, begründet eine Familie geordnete Beziehungen als soziale Basis, garantiert der Besitz eines eigenen Hauses die Unabhängigkeit des privaten Lebens, stiften das Festhalten an Bewährtem Verhaltenssicherheit und das „Zusammenhelfen“ Verlässlichkeit.

Diese Lebensziele bestimmen sowohl perspektivisch den wichtigsten und auf relative Dauer angelegten familialen Lebensabschnitt eines geschlossenen biographischen Programms als auch aktuell den Rahmen, der das Alltagsleben eng begrenzt. Arbeitsplatz und Betrieb, Haus und Familie markieren nicht nur die wesentlichen Handlungsbereiche, auf die sich das alltägliche Leben zwischen Arbeit und Freizeit konzentriert, sie beschreiben zugleich auch ein sozialräumlich schmales Aktionsfeld, in dem sich soziale Kontakte auf einen überschaubaren Personenkreis, der sich aus Verwandtschaft, Kollegen und Nachbarn zusammensetzt, beschränken. Dem entspricht eine Orientierung des Alltagslebens an den Werten von Häuslichkeit und von Gemütlichkeit, das sich selber genug ist. Die Schichtarbeit trägt das ihre zu einer privatistisch abgeschotteten, stationären Lebensweise bei, da sie wegen ihrer desynchronisierenden Wirkung die Partizipation an der lokalen Öffentlichkeit nahezu unmöglich macht. Das fügt sich in einen Lebensstil, der auf der Basis von bescheidenen Ansprüchen um die Werte Sparsamkeit und Genügsamkeit zentriert ist.

### 6.7.2 Traditionale Grundlagen und Modernisierung

Der Basisconsensus aus fatalistischer Grundeinstellung, Orientierung an traditionellen Gewißheiten und Werten wie Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit sowie das Festhalten an der Familie als selbstverständlicher Lebensform und deren Sicherung durch Rituale, Konfliktvermeidung und habitualisierte Formen der Aushandlung ist eine zentrale Grundlage des

Arrangements alltäglicher Lebensführung der befragten Schichtarbeiter. Ein sicherer Arbeitsplatz, ein stetiges Einkommen und der Besitz eines Hauses sorgen dabei für eine materielle Grundsicherung. Die Eindeutigkeit des Systems familialer Arbeitsteilung mit ihrer selbstverständlichen Zurechnung von Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten ist eine andere. Hinzu kommt als weitere wichtige Grundlage die Übersichtlichkeit und Verlässlichkeit des Arrangements. Sie ergibt sich einerseits aus festen Gewohnheiten und Rhythmen sowie aus der Begrenzung von Sozialkontakten und sozialräumlichen Aktionsradien und hat ihren Elastizitätspuffer im Typus „situativen Handelns“. Sie resultiert andererseits aus der Begrenzung von Ansprüchen und Optionen, verbunden mit genereller Sparsamkeit, wobei ein gewisses Maß an Flexibilität durch die Erwartung eingebaut ist, sich auch einmal etwas leisten zu können, was außerhalb der Normalität fällt. Gegenüber der Robustheit dieses Systems fungieren die Solidarität des „Zusammenhelfens“, Sparkonten und Zeitnischen als Elastizitätspuffer. Gegenseitiges Vertrauen sowie eine Moralökonomie, die auf der Idee einer gerechten Verteilung von Leistungen und Gegenleistungen sowie auf der Erwartung eines Ausgleichs individueller Ansprüche beruht, bilden schließlich ein moralisches Fundament, von dem das Arrangement alltäglicher Lebensführung gestützt wird. All diese Elemente formieren sich zu einem festen Rahmen, in dem ausgeprägte Alltagsroutinen sich zyklisch reproduzieren, und verdichten sich zu einer Gesamtgestalt, für die Geschlossenheit und Selbstbeschränkung, Stabilität und Elastizität, Konsistenz und Kontinuität charakteristisch sind. In ihr sind sowohl die Lebenspläne und Alltagswünsche der Beteiligten aufgehoben und ausbalanciert, als auch ihre Realisierung durch die verfügbaren Ressourcen und durch die Strategie des Abwartens, Zugreifens und Bewahrens sichergestellt. So garantiert dieses Arrangement nicht nur die Erfüllung einer gemeinsam getragenen Art der Lebensführung, es fügt sich auch reibungslos in das traditionelle Milieu ein, wie es für die ländliche Untersuchungsregion typisch ist, und erweist sich zugleich als funktional für das regionale System der Erwerbsarbeit, repräsentiert durch den Untersuchungsbetrieb. Daher darf mit einem gewissen Recht erwartet werden, daß dieses Muster alltäglicher Lebensführung solange Bestand haben wird, wie die ländliche Region mit ihren eigenen Traditionen und den entsprechenden Formen der Sozialisation erhalten wird, und solange, wie dieses Milieu weiterhin Rekrutierungsfeld für industrielle Arbeit bleibt.

Betrachtet man dieses traditionale Muster alltäglicher Lebensführung von ländlichen Schichtarbeitern und ihrer Familien unter der Perspektive gesellschaftlicher Modernisierung, so fällt nicht nur seine Resistenz auf. Es weist auch, trotz struktureller Veränderungen der Arbeitswelt und der Lebens-

bedingungen, in überraschendem Ausmaß lebensweltliche Kontinuität auf, und zwar sowohl individuell als auch intergenerativ. Denn es reproduziert einerseits, wenngleich auf höherem materiellen Niveau, und modifiziert durch Bedingungen allgemeinen Wohlstands das gleiche Muster, wie es in den Erzählungen der Befragten über ihr Elternhaus aufscheint. Es reproduziert sich andererseits als individuelles Arrangement einer bestimmten Lebensphase selbst relativ ungebrochen über die Zeit hinweg. Dieser Befund entspricht durchaus der von uns konzeptuell postulierten „Strukturträgheit“ von Lebensführung als Eigenart eines Mediums der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft, das einer eigenen Logik gehorcht und eine eigene Dynamik aufweist. Ungeklärt ist dabei freilich, ob sich die lebensweltliche Stabilität und Kontinuität dieses Musters nicht auch Bedingungen einer relativen Konstanz von gesamtgesellschaftlichen und regionalen Rahmenbedingungen verdankt, wie sie in der Bundesrepublik für die letzten Jahrzehnte charakteristisch war.<sup>6</sup> Zugleich ist natürlich zu fragen, inwieweit dieses Muster selbst wegen seiner traditionellen Grundlagen überhaupt modernisierungsfähig ist, inwieweit es à la longue nur noch als Atavismus überleben kann. Wertet man Reflexivität im Gegensatz zu selbstverständlicher Gewißheit, Offenheit im Gegensatz zu Eindeutigkeit, Ausdifferenzierung im Gegensatz zu Selbstbeschränkung, Individualisierung im Gegensatz zur Eingebundenheit in wirksame Traditionen als Indikatoren für Modernisierung, so ist dieses Muster der Geschlossenheit traditional und nur begrenzt modernisierungsfähig. Es repräsentiert eine prästabilisierte Harmonie von Arbeit und Freizeit, Heim und Familie, Bescheidenheit und Verlässlichkeit, die Beständigkeit und Sicherheit garantiert, solange nicht durch besondere Ereignisse oder eine immanente Dynamik eines der Grundelemente wegbricht. Tritt dieser Fall ein, zerfällt das gesamte Arrangement: Seine Stärke erweist sich dann zugleich als seine Schwäche.

6 Zur Klärung dieser Frage soll ein geplanter Vergleich mit einem analogen Muster alltäglicher Lebensführung von Arbeiterinnen und Arbeitern in Ostdeutschland beitragen (vgl. Kudera 1995c).

#### Anhang: Überblick über die Befragten

		<i>Alter, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Netto-Haushaltseinkommen, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
S 1	Herr Manhard	42, angelernter Papierarbeiter, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, früher berufstätig, 2 Kinder (11, 6 J.), DM 2.800, eigenes Haus (schuldenfrei), Dorf
S 2	Herr Augstein	33, Papierfachwerker, Maschinenführer, ev., verh., Ehefrau Hausfrau, früher berufstätig, 1 Kind (12 J.), 3.500–4.000, Mietwohnung, Kleinstadt
S 3	Herr Schröder	52, Dreher und Schleifer, rk, verh., Ehefrau teilzeitbeschäftigt, 3 Kinder (21, 17, 11 J.), DM 3.500, eigenes Haus, Kleinstadt
S 4	Herr Simmermann	47, Papierfachwerker, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, früher berufstätig, 2 Kinder (19, 14 J.), DM 3.000, eigenes Haus, Kleinstadt
S 5	Herr Lehmann	29, Rollenschneiderführer, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, früher berufstätig, 2 Kinder (7, 2 J.), DM 3.000, eigenes Haus, Dorf
S 6	Herr Pinter	31, Papierfachwerker, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, 2 Kinder (11, 1 J.), DM 3.000, Mietwohnung, Dorf
S 7	Herr Stumpf	33, Papierarbeiter, rk, verh., Ehefrau Hausfrau und Nähhilfe, 2 Kinder (5, 2 J.), DM 3.250, eigenes Haus, Dorf
S 8	Herr Albrecht	39, Streichmaschinenführer, rk, verh. (2. mal), Ehefrau teilzeitbeschäftigt, 1 Kind (8 J.), DM 4.500, eigenes Haus, Dorf
S 9	Herr Kramer	41, Papierfachwerker, rk, verh., Ehefrau geringfügig beschäftigt, 2 Kinder (17, 13 J.), DM 3.000, eigenes Haus, Dorf
S 10	Herr Kanfering	38, Maschinenführer, rk, verh., Ehefrau teilzeitbeschäftigt, 2 Kinder (16, 11 J.), DM 3.600, eigenes Haus, Kleinstadt

S 11 Herr Binseder	51, Laborant, rk, verh., Ehefrau Nähhilfe, 2 Kinder (13, 7 J.), DM 3.200, eigenes Haus, Kleinstadt
S 12 Herr Mastrich	30, angelernter Papierarbeiter, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, früher berufstätig, 1 Kind (8 J.), DM 2.600, eigenes Haus, Kleinstadt
S 13 Herr Balthasar	27, Papiermaschinenführer, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, 1 Kind (3 J.), DM 3.500, eigenes Haus, Kleinstadt
S 14 Herr Werner	34, Meß- und Regelhandwerker, rk, verh., Ehefrau früher berufstätig, seit dem 2. Kind Hausfrau, 2 Kinder (6, 5 J.), DM 3.200, eigenes Haus, Dorf
S 15 Herr Flensgruber	32, Maschinenschlosser, Maschinenführer am Rollenschneider, rk, verh., Ehefrau Hausfrau, geringfügig beschäftigt, 1 Kind (11 J.), DM 3.000 plus „Taschengeld“ der Frau, eigenes Haus, Kleinstadt

## 7. Die Alltagsaufgabe der Sorge für andere: zur Lebensführung von Verkäuferinnen

*Maria S. Rerrich*

### 7.1 Die Untersuchungsgruppe

Der Beruf der Verkäuferin gehört seit Jahrzehnten zu den begehrtesten Ausbildungsberufen für Mädchen (Bundesministerium für Frauen und Jugend 1992: 27). Obwohl es – im Gegensatz etwa zu Tätigkeiten im Journalismus – klare Ausbildungswege und einheitliche Ausbildungsrichtlinien in diesem Berufsfeld gibt, existieren aber auch hier höchst unterschiedliche Arbeitsverhältnisse: unterschiedlich im Hinblick auf betriebliche Bedingungen wie etwa charakteristische Arbeitszeitregelungen, Arbeitsbelastung oder Kooperationszusammenhänge, unterschiedlich im Hinblick auf betriebliche Leistungen wie etwa Sozialleistungen oder Entlohnungsmodi, unterschiedlich nicht zuletzt im Hinblick auf den Zusammenhang der konkreten Arbeitssituation mit der alltäglichen Lebensführung der Beschäftigten. Dies gilt es zu beachten, wenn im folgenden generalisierend von der „Lebensführung der Verkäuferinnen“ die Rede ist.<sup>1</sup>

Die Auswahl dieses Teils unseres Samples geschah nach dem Gesichtspunkt, weibliche Beschäftigte in einem ländlichen Umfeld zu untersuchen, die von ihren familialen und biographischen Voraussetzungen mit den männlichen Schichtarbeitern (vgl. Kap. 6) vergleichbar waren. Facharbeiterinnen im Konti-Schichtdienst zu befragen kam ohnehin nicht in Frage, da zum Untersuchungszeitpunkt noch das (inzwischen aufgehobene) gesetzliche Nachtarbeitsverbot für Frauen im gewerblichen Bereich existierte. Die untersuchten Altenpflegekräfte erschienen wiederum aufgrund der Besonderheiten ihrer familialen und beruflichen Situation nicht direkt mit den männlichen Schichtarbeitern vergleichbar. So entschieden wir uns für die Untersuchung einer für Familienfrauen in diesem ländlichen Gebiet typischen Beschäftigungsform: die Arbeit als Teilzeit-Mitarbeiterin im Verkauf.

Die Rekrutierung der Verkäuferinnen war ausgesprochen mühsam: nicht, weil es in diesem Milieu schwierig gewesen wäre, Personen mit Familie zu

<sup>1</sup> Wir können hier nicht detailliert auf dieses Berufsfeld eingehen (vgl. hierzu Wald 1985, Goldmann/Müller 1986, Goldmann/Jacobsen 1994).

finden, wie bei den Altenpflegekräften oder MedienmitarbeiterInnen. Schwierigkeiten ergaben sich dadurch, daß erst nach längerer Suche kooperationsbereite Betriebe gefunden werden konnten. Trotz hartnäckiger Bemühungen unsererseits haben sich alle der angesprochenen Großbetriebe im Untersuchungslandkreis geweigert<sup>2</sup>, an der Studie mitzuwirken. Wir vermuten einen Zusammenhang damit, daß die Arbeitsbedingungen in diesen Betrieben möglicherweise so beschaffen sind, daß die Firmenleitungen kein Interesse an einer wissenschaftlichen Aufmerksamkeit für sie haben können. Dieser Schluß ist jedenfalls naheliegend nach den Berichten der beiden Verkäuferinnen unseres Samples, die in derartigen Betrieben arbeiten und die wir privat angesprochen haben und befragen konnten. Sie bilden nämlich im Hinblick auf ihre Arbeitszufriedenheit die große Ausnahme in unserem Sample: als einzige in unserer Studie formulieren sie eine umfassende, teils vernichtende Kritik an ihren Arbeitsverhältnissen.

Zunächst haben wir daran gedacht (und dies auch in Einzelfällen versucht), dennoch an Mitarbeiterinnen von Großmärkten und Discountläden heranzutreten, indem wir sie informell ansprachen und zur Mitarbeit aufforderten. Dieses Verfahren erwies sich aber als so aufwendig und unergiebig, daß es aus forschungspragmatischen Gründen nicht vertretbar erschien, weitere Verkäuferinnen ohne Kooperation von betrieblicher Seite für die Untersuchung zu gewinnen. Deshalb wurde in einem zweiten Schritt beschlossen, sich kleineren Betrieben zuzuwenden, was sich dann als lohnende Strategie erwies. Im ersten Fall (Fa. A) handelt sich um ein größeres, alteingesessenes Warenhaus, das in der ländlichen Kleinstadt X als das „erste Haus am Platze“ gilt, im zweiten Fall (Fa. B), ebenfalls in X, um ein kleineres Kaufhaus für Damenoberbekleidung, dessen Sortiment ebenfalls auf ein „gehobenes“ Publikum abzielt (vgl. hierzu 7.2.2). Zusätzlich wurden die zwei informell kontaktierten Befragten des Billigmarktes Fa. C in das Sample mit aufgenommen, der die Mitarbeit an der Studie verweigert hatte. Die Verteilung der befragten Verkäuferinnen nach sozialstatistischen Merkmalen zeigt Tabelle 6.

---

<sup>2</sup> Wir haben mehrere große Billigmärkte „auf grüner Wiese“ sowie Ladenketten im Landkreis für die Untersuchung zu gewinnen versucht.

## 7.2 Rahmenbedingungen alltäglicher Lebensführung

### 7.2.1 Allgemeine Lebenssituation

Die Großstädte in Bayern mögen sich inzwischen zu High-Tech-Hochburgen mit einer entsprechenden Ausdifferenzierung von Werthaltungen und Lebensstilen entwickelt haben. In Niederbayern gehen die Uhren aber noch immer ein wenig anders. Dies gilt z.B. für den Einfluß der Kirche, der zwar in den letzten Jahrzehnten nachgelassen hat; dennoch sind die kirchlichen Feiertage noch im kollektiven Gedächtnis präsent und geben dem Jahr eine kognitive Struktur. Die Befragten sprechen z.B. häufig von Fronleichnam oder Martini (Martinstag), um bestimmte Zeitpunkte im Jahresverlauf zu bezeichnen. Auch die Jahreszeiten spielen für die Strukturierung des Alltags unserer ländlichen Befragten eine viel stärkere Rolle als für die städtischen: Im Sommer wird nicht nur gegrillt und zum Baden gefahren, sondern vielfach auch Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten eingekocht, oft auch irgendwo in der Verwandtschaft beim Häuserbau oder bei der Ernte ausgeholfen.

Der Landkreis, in dem die befragten Verkäuferinnen leben, gehört hinsichtlich vieler sozialstruktureller Indikatoren zu den am wenigsten modernisierten Gebieten in Westdeutschland: Hier gibt es sehr wenige Ein-Personenhaushalte und Ehescheidungen, die Bevölkerung ist vergleichsweise homogen zusammengesetzt mit einem sehr geringen AusländerInnen- und einem sehr hohen KatholikInnenanteil. Die politischen Ansichten sind konservativ: Fast nirgendwo sonst erreichen die GRÜNEN ein so niedriges Wahlergebnis (Bertram u.a. 1993). Noch immer ist die Gegend vor allem von der Landwirtschaft geprägt. Im Vergleich zum übrigen Westdeutschland arbeiten sehr viele Beschäftigte im primären Sektor, fast nirgendwo sonst ist der Anteil der mithelfenden Familienangehörigen so hoch wie in diesem Landkreis. Allerdings werden die kleineren Höfe zunehmend aufgegeben oder ihre Besitzer werden zu Arbeiterbauern, die die Landwirtschaft nur noch mit Mühe im unrentablen Nebenerwerb weiterbetreiben können. Der gesamte Landkreis hängt heute vom Wohl und Wehe einiger weniger Großbetriebe ab, und der Arbeitsmarkt ist angespannt. Besonders die saisonale Arbeitslosigkeit ist hoch.

Die Gebietsreform und der Siegeszug des Autos haben die Infrastruktur der Gegend in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Aus den kleineren Dörfern sind die früher typischen Tante-Emma-Läden mit ihren Poststellen fast völlig verschwunden. Man muß heute oft eine Strecke von 15 Kilometern und mehr überwinden, um ein Stück Brot oder eine Briefmarke zu kaufen, und Bus- oder Bahnverbindungen sind selten oder gar nicht vor-

Tab. 6: Verteilung der befragten Verkäuferinnen nach sozialstatistischen Merkmalen ( $n = 14$ )

Variable	Ausprägung	Anzahl
Geschlecht	männlich: weiblich:	- 14
Alter	bis 30 Jahre: über 30 Jahre bis 40 Jahre: über 40 Jahre bis 50 Jahre: über 50 Jahre:	2 5 5 2
Nationalität	deutsch: sonstige:	14 -
Konfession	römisch-katholisch: evangelisch-lutherisch: sonstige: konfessionslos:	11 3 - -
Soziale Herkunft (Beruf des Vaters)	Arbeiter: Angestellter: Beamter: Selbständiger: Landwirt:	7 4 1 2 -
Schulbildung	ohne Schulabschluß: Hauptschulabschluß: Realschulabschluß: Abitur: sonstige:	- 9 1 - 4
berufliche Qualifikation	Anlernung ohne formalen Abschluß: Lehre: Fachschule: Hochschule: Promotion:	- 13 1 - -
Dauer der jetzigen Tätigkeit	bis 5 Jahre: über 5 bis 10 Jahre: über 10 bis 20 Jahre: über 20 Jahre:	7 2 3 2

Variable	Ausprägung	Anzahl
Betriebszugehörigkeit	bis 5 Jahre: über 5 bis 10 Jahre: über 10 bis 20 Jahre: über 20 Jahre:	6 1 4 3
Familienstand	ledig: verheiratet: geschieden: verwitwet:	1 11 1 1
Lebensform	mit (Ehe-)PartnerIn lebend: alleinerziehend: alleine lebend:	11 1 2
Beruflicher Status des Partners	erwerbstätig (Vollzeit): erwerbstätig (Teilzeit): nicht zutreffend, weil ohne Partner:	11 - 3
Haushalte mit/ohne Kinder	kein Kind: 1 Kind: 2 Kinder: 3 Kinder: 4 Kinder und mehr:	4 5 5 - -
Haushalte mit Kindern	unter 6 Jahre: unter 16 Jahre: über 16 Jahre:	5 5 4
Familieneinkommen (netto)	bis 2.500 DM: über 2.500 DM bis 3.500 DM: über 3.500 DM bis 4.500 DM: über 4.500 DM: keine Angaben:	4 4 2 3 1
Wohnmilieu	dörflich: kleinstädtisch: großstädtisch:	8 5 1
Wohnart	Wohneigentum: Mietwohnung/-haus:	8 6



handen. Behörden, Ämter und Schulen wurden zentralisiert, und als neue wichtige Einkaufsmöglichkeit sind in der Nähe der Kleinstädte Billigmärkte mit großen Parkplätzen auf der grünen Wiese entstanden, deren Nutzung die Verfügung über ein Auto erfordern.

Überall entfaltet sich trotz Konjunkturflaute eine rege Bautätigkeit. Die meisten Menschen leben in einem Haus mit Garten, in dem oft noch Obst und Gemüse angebaut wird. Die Modernisierung der Konsumstile ist – besonders bei den Jüngeren – angesichts der vergleichsweise bescheidenen Einkommensverhältnisse erstaunlich weit fortgeschritten. In den Häusern der Verkäuferinnen, die alle nach der neuesten Mode gekleidet waren, fehlt es weder an moderner Unterhaltungselektronik noch an raffinierter Haushaltstechnologie, nirgendwo sonst fanden wir derart prächtige Badezimmer- oder Kucheneinrichtungen. Der Rhythmus des Alltagslebens erscheint dennoch insgesamt noch immer eine Spur gemächlicher als in der Großstadt, und nicht zuletzt die Geräusche des Alltags sind andere. Irgendwann fiel auf, daß das für die Münchener Interviews charakteristische ständige Rauschen des Straßenverkehrs im Hintergrund auf den Tonband-Mitschnitten aus Niederbayern meist fehlte. Stattdessen hört man gelegentlich einen Rasenmäher aus der Ferne oder die Vögel zwitschern oder sogar einen Gockel krähen. In diesem ländlichen Rahmen spielt sich das Alltagsleben der befragten Verkäuferinnen ab.

### 7.2.2 Berufliche Bedingungen

Bezeichnungen für Arbeitszeitregelungen suggerieren einheitliche Arbeitszeitformen dort, wo in der betrieblichen Praxis eher heterogene Arrangements zu finden sind. Dies gilt auch für die sogenannte kontingentierte Teilzeitarbeit. In der Auswirkung für die Lebensführung der Beschäftigten steckt, bezogen auf Arbeitszeitregelungen, der Teufel immer im Detail. Nicht die kontingentierte Teilzeitarbeit an sich prägt die Lebensführung in einer bestimmten Art und Weise, ist aus der Sicht der Subjekte für die Lebensführung also begrüßenswert oder problematisch, sondern die konkrete Regelung, von der sie ganz persönlich betroffen sind. Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung von betrieblichen Erfordernissen einerseits und der Vereinfachung von Verwaltungsabläufen dank moderner Zeiterfassungstechnologie andererseits werden Arbeitszeitregelungen innerbetrieblich stark ausdifferenziert. Im Fall der untersuchten kontingentierten Teilzeitarbeit von Kaufhausmitarbeiterinnen kann sogar von einer Individualisierung von Arbeitszeitregelungen gesprochen werden: Innerhalb eines Hauses, ja sogar einer Abteilung war eine Vielfalt von Regelungen mit sehr unterschiedlichen

Konsequenzen für die alltägliche Lebensführung charakteristisch. Dabei sind, wie bereits bei den Altenpflegekräften festzustellen war, nicht nur Dauer und Lage der Arbeitszeit, sondern auch ihre Flexibilität, Variabilität und Verlässlichkeit von Bedeutung.

#### Firma A:

Dieses mittelständische Unternehmen in Familienbesitz ist ein mehrstöckiges Kaufhaus am Marktplatz der niederbayerischen Kreisstadt X, dem Einkaufsmittelpunkt für ein großes ländliches Einzugsgebiet. Verkauft werden in diesem „ersten Haus am Platze“ Bekleidung, Textilien, Schreibwaren, Haushaltswaren, Spielwaren u.a.m.

Neben 152 Vollzeitkräften beschäftigt das Haus 83 Teilzeitkräfte und 35 weitere Kräfte im Rahmen von sogenannten geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen (meist ehemalige Vollzeitkräfte). Frauen stellen 95% der Belegschaft, die aus dem ganzen Landkreis rekrutiert wird (etwa die Hälfte der Mitarbeiterinnen wohnt nicht am Ort). Die Fluktuation von Arbeitskräften ist gering; wenn Beschäftigte den Betrieb verlassen, dann fast ausschließlich aus familiären Gründen. Die von uns befragten Beschäftigten identifizieren sich sehr mit dem Betrieb; mehrfach wurde in Interviews deutlich, daß das hohe Ansehen des Hauses in der Region auf die dort Beschäftigten „abfärbt“: Aus der Sicht der Verkäuferinnen ist es etwas Besonderes, im Haus A zu arbeiten. Stolz wird erzählt, daß eine Reihe der Verkäuferinnen, die unmittelbar vor der Verrentung stehen, dort bereits ihre Lehre absolviert haben und Zeit ihres Lebens im Haus beschäftigt waren.

Der Wechsel der Arbeitszeit ist im Haus üblich: meist familiär bedingt von einer Vollzeitstelle auf eine Teilzeitstelle. Auch die Teilzeitbeschäftigten sind fest einer Abteilung zugeordnet (oft der gleichen, in der sie vorher als Vollzeitkräfte gearbeitet haben). Es gibt auch einige (wenige) Abteilungsleiterinnen, die teilzeitbeschäftigt sind.

Für Teilzeitkräfte sind Arbeitszeitkontingente von zwischen 60 bis 120 Stunden pro Monat in verschiedenen Abstufungen (60, 70, 80 Std. usw.) üblich. Jeweils am Donnerstag wird die konkrete Arbeitszeitregelung für die darauffolgende Woche vereinbart. Dabei bleibt es den Mitarbeiterinnen auf Abteilungsebene überlassen, einvernehmliche Regelungen zu finden. Es ist ebenso üblich, daß eine Kraft kontinuierlich immer im gleichen Rhythmus arbeitet, als auch, daß jede Woche etwas Neues ausgemacht wird. (Meist saisonal bedingte) Überschreitungen des vereinbarten Arbeitszeitkontingents werden als Überstunden abgerechnet, die Arbeitszeit mit Hilfe einer Zeiterfassungsanlage kontrolliert.

Die konkreten Regelungen – so die Auskunft der Geschäftsleitung – sind so unterschiedlich wie die Lebenssituationen der Menschen, die dort arbeiten. Sie variieren stark von Abteilung zu Abteilung, allerdings mit einer Einschränkung: Es ist (von wenigen Ausnahmen abgesehen) Politik des Hauses, daß immer einen ganzen Tag lang gearbeitet wird. Es ist also sowohl üblich, daß eine Kraft z.B. in einer Woche am Montag, Dienstag, Mittwoch und in der nächsten Woche am Donnerstag, Freitag, Samstag arbeitet oder auch, daß sie eine Woche arbeitet und die darauffolgende Woche frei hat, oder auch immer nur an Donnerstagen und Freitagen arbeitet – an ihren Arbeitstagen ist sie aber immer jeweils von morgens bis abends im Haus. Dies entspricht zum einen den betrieblichen Erfordernissen,

zum anderen der Tatsache, daß die Verkäuferinnen oft lange Anfahrtswege haben und Halbtagsarbeit deshalb für die meisten unrentabel wäre. Ein Nebeneffekt dieser Regelung ist, daß das Kaufhaus in seiner Rekrutierungspolitik damit Arbeitskräfte ausschließt, die nicht ganztätig zur Verfügung stehen.

#### Firma B:

Kaufhaus B, ebenfalls in der Kreisstadt X in zentraler Lage gelegen, ist ein kleines, auf hochwertige Damenoberbekleidung spezialisiertes Haus mit zehn fest angestellten Beschäftigten sowie einigen Aushilfskräften im Rahmen von sogenannten geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen, ausschließlich Frauen. Der Besitzer, der das Haus gemeinsam mit seiner Ehefrau leitet, hat den Betrieb 1978 von seinem Vater, dem Firmengründer, übernommen. Im Gegensatz zum florierenden Haus A ist Haus B eher in einem Schrumpfungsdenn in einem Expansionsprozeß begriffen, im Versuch der Konsolidierung sind früher existierende Filialen in anderen Städten geschlossen worden.

Erklärte Politik des Geschäftsführers ist es, mit jeder der Angestellten eine möglichst auf die jeweilige Lebenssituation optimal zugeschnittene Arbeitszeitregelung zu vereinbaren. Dahinter steht auch die Überlegung, daß die Einarbeitung neuer Kräfte sehr teuer ist, so daß es sich rentiert, diesbezüglich große Anstrengungen zu unternehmen, um Fluktuationen zu vermeiden. Entsprechend sind die meisten Kräfte, die ausschließlich über „Mundpropaganda“ rekrutiert wurden, über zehn und bis zu 22 Jahren im Betrieb. Die Arbeitszeiten der Beschäftigten sind völlig individuell geregelt: So teilen sich z.B. zwei Verkäuferinnen eine Vollzeitstelle im *job-sharing*-Verfahren und machen jeweils untereinander aus, wann arbeitet, eine andere Angestellte kommt regelmäßig nur vormittags, eine weitere arbeitet nur am Donnerstag abend und samstags usw. Der Arbeitsplan wird vom Geschäftsführer vier bis sechs Wochen im voraus mit den Angestellten abgesprochen.

Wie in Haus A ist die Identifikation der Beschäftigten mit der Firma groß; sie kommt hier aber nicht v.a. aufgrund des Ansehens des Hauses, sondern wegen der kollegialen Atmosphäre und der besonders guten Beziehung zum Chef zustande, der allseits beliebt ist („unser Chef ist ein großartiger Mensch“).

#### Firma C:

Ganz anders dagegen die Arbeitssituation der beiden Befragten, die bei der Firma C arbeiten. Hierbei handelt es sich um eine große überregionale Billigmarktkette, die uns offiziell die Mitarbeit verweigert hat. Die beiden Kräfte, die dennoch befragt werden konnten, lieferten uns einen kleinen Einblick in ganz anders geartete Arbeitsbedingungen für Verkaufspersonal in kontingentierte Arbeitszeitsystemen. Chronische Personalknappheit, belastende Arbeitsbedingungen, keine Rücksichtnahme auf die privaten Belange der Arbeitskräfte, Einsatzpläne, die ständig verändert werden, Arbeit auf Abruf von heute auf morgen, entsprechend große Unzufriedenheit mit der Firma, hohe Krankheitsstände und große Fluktuation bei den Beschäftigten waren charakteristisch. Leider war es nicht möglich, uns einen Einblick in die Arbeitsbedingungen weiterer Beschäftigter zu verschaffen. Die beiden Fälle sind für uns dennoch – sozusagen als Negativfolie – ein wichtiges Korrektiv für die Interpretation der anderen Fälle.

### 7.2.3 Familiäre Situation

Beim ersten Hinsehen sind die familialen Rahmenbedingungen der Verkäuferinnen verglichen mit den beruflichen homogen. Mit Blick auf die *Lebensform* ist für diese Gruppe das Leben im Rahmen einer traditionell strukturierten Ehe als Mutter von ein oder zwei, ausnahmsweise drei Kindern typisch. Der Mann ist zuständig für den Haupterwerb des Familieneinkommens und die Vertretung der Familie nach außen, während die Frau das „Herz der Familie“ darstellt und den überwiegenden Teil der Haus- und Familienarbeit erledigt. Typisch ist desweiteren eine Lebensweise, für die sich der Begriff „Sandwich-Situation“ eingebürgert hat. Die Verkäuferinnen stehen zwischen zwei Generationen, die beide versorgt werden müssen: Sie kümmern sich nicht nur um ihre Kinder (und Männer), sondern auch um alte Verwandte. Daneben hat ihre berufliche Tätigkeit – obwohl subjektiv sehr wichtig – den Status eines Zuerwerbs.

Dennoch führt die vergleichsweise starke Einheitlichkeit der familialen Lebensform keineswegs zu einheitlichen Mustern der Lebensführung. Dafür sind die entscheidenden Details der Familiensituation zu unterschiedlich. So wirken Faktoren wie das Alter der zu versorgenden Kinder oder die konkrete berufliche Tätigkeit des Mannes: Es macht für die Strukturierung der alltäglichen Lebensführung erwartungsgemäß einen Unterschied, ob ein Kind drei oder dreizehn Jahre alt ist, ob ein Ehemann im Schicht- oder Außendienst tätig ist, ob er mittags in der Kantine ißt oder abends ein warmes Essen erwartet. Hinzu kommen die konkreten Details der Einbindung in die Mehrgenerationenfamilie, die sowohl als Ressource als auch als Belastung wirksam werden kann. Im Alltag gerade der Verkäuferinnen zeigt sich unübersehbar, daß Familie weit mehr ist als ein Haushalt (vgl. auch Bien 1994). Charakteristisch für die Lebensführung ist ein Geben und Nehmen zwischen den Generationen auch über die Grenzen des Haushalts hinweg (vgl. hierzu ausführlicher Punkt 7.3). Schließlich sind Faktoren bedeutsam, die mit soziologisch-systematischen Kategorien schwer zu beschreiben sind und eher als individuelle Schicksalsschläge bezeichnet werden müssen, wie beispielsweise die chronische Erkrankung eines Familienmitglieds, die eine bestimmte Art der Lebensführung der Person verlangt, die ihn versorgt.

Ähnliches gilt für die beim ersten Hinsehen heterogenen *Wohn- und Haushaltsbedingungen*, die insgesamt als ländlich- bzw. kleinstädtisch-kleinbürgerlich bezeichnet werden können. Auch hier steckt für die Gestaltung der alltäglichen Lebensführung der Teufel im Detail. Zwar ist das Leben im eigenen Haus oder im Doppelhaus mit Verwandten ungebrochen die Norm

und de facto die Regel. Auch ist – etwa im Vergleich zu den städtischen Journalistenfamilien – ein hoher Standard der Haushaltsführung bei weitgehend traditioneller geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung insgesamt charakteristisch.

Damit einher geht oft eine aufwendige bis sehr aufwendige Gartenarbeit, die in den noch meist bäuerlich geprägten Familien auch den Anbau von Gemüse, Holzhacken und dergleichen mehr beinhaltet. Besonders auf den Dörfern sorgt eine ausgeprägte soziale Kontrolle dafür, daß in und ums Haus „alles seine Ordnung hat“. So kritisiert Frau Kauffering ihre eigene Arbeitsleistung im Haushalt beispielsweise mit der Bemerkung, daß sie die vielen Fenster in ihrem großen Haus „nur“ alle 6 Wochen putzt.

Für die konkrete Gestaltung der alltäglichen Lebensführung macht es aber einen gewaltigen Unterschied, ob es beispielsweise gilt, eine 80-qm-Einliegerwohnung für drei Personen sauber zu halten oder einen Haushalt in einem großen alten Bauernhaus mit Obst- und Gemüsegarten für eine Mehrgenerationenfamilie zu versorgen.

Auch mit Blick auf den *Wohnort* läßt sich Ähnliches feststellen. Die Befragten wohnen zwar typischerweise auf Dörfern oder in der Kleinstadt. Es sind weite Wege in Kauf zu nehmen, um z.B. den Großeinkauf oder Arztbesuche zu erledigen. Aber auch hier sind die Details entscheidend. Die Verkehrsanbindung als wichtige Determinante der Lebensführung ist im Einzelfall außerordentlich unterschiedlich. Der Busfahrplan bzw. die Möglichkeit, über ein Auto zu verfügen oder mitfahren zu können, ist das für die Lebensführung wesentlichere Gestaltungselement als der Wohnort an sich.

Schließlich gilt das Gleiche sinngemäß für die *materielle Situation*. Das finanzielle Auskommen ist typischerweise auf bescheidenem mittleren Niveau gesichert und subjektiv zufriedenstellend. Der Lebensstil ist so, daß mit dem vorhandenen Geld gut auszukommen ist.

Die Freizeitgestaltung ist familialistisch, Grillen und Radfahren, die typischen Freizeitvergnügungen im Sommer. Die Frauen haben – im auffallenden Gegensatz sowohl zu ihren Ehemännern als auch zu den männlichen Arbeitern – wenige Hobbys, schon gar keine teuren. Wenn sie für Hobbys Zeit finden, dann typischerweise für Handarbeiten, Basteln, gelegentliche Saunaabende oder Gymnastikstunden. Man hat eine relativ bescheidene Urlaubsgestaltung. Sog. „Urlaubswochen“ werden oft für Großputz oder Mithilfe am Hausbau reserviert, höchstens einmal im Jahr verreist man für ein bis zwei, maximal drei Wochen.

Im Detail zeigen sich aber auch hier wichtige Differenzierungen, die für die Strukturierung der alltäglichen Lebensführung folgenreich sein können. Am wichtigsten ist sicher die Verknüpfung der aktuellen, von bescheidenem Wohlstand geprägten Lebensführung an eine zentrale, heutzutage durchaus kontingente Bedingung: der Einbindung der Frauen in die Ehe. Dies wird

deutlich an den wenigen Fällen im Sample, wo die Männer als Ernährer ausgefallen sind: Bei Scheidung oder Verwitwung kann von einem Tag auf den anderen die materielle Grundlage der gewohnten Lebensführung wegbrechen, obwohl sich am eigenen Einkommen und an der eigenen beruflichen Situation nichts geändert hat. Von ihrem eigenen Verdienst könnten die Verkäuferinnen ihren aktuellen Lebensstandard auch beim Wechsel von einer Teilzeit- in eine Vollzeitstelle nicht finanzieren. Auch bei Vollerwerbstätigkeit erreicht ihr Verdienst nur in Ausnahmefällen die Hälfte des Einkommens ihrer Männer. So ist das materielle Fundament ihrer alltäglichen Lebensführung viel weniger die eigene Arbeitsplatzstabilität als die Stabilität ihrer Ehe.

Umgekehrt ist in einigen Familien zusätzlich zum Erwerbseinkommen von Mann und Frau Besitz vorhanden, z.B. ererbter Grund und Boden, der verpachtet wird. In diesen Fällen kann eine für dieses Milieu ungewöhnlich großzügige Lebensführung praktiziert werden (z.B. drei Autos in einer dreiköpfigen Familie, so daß die schlechte Verkehrsverbindung keine Einschränkung der alltäglichen Mobilität zur Folge hat, keine Chauffeurdienste erforderlich sind etc.).<sup>3</sup>

#### 7.2.4 Biographische und persönliche Voraussetzungen

Die *Lebensläufe* der befragten Verkäuferinnen sind, vergleicht man sie mit den anderen Befragtengruppen wie den Journalistinnen, aber auch den Altenpflegerinnen und Computerfachleuten, sehr stetig verlaufen. Selbst die ländlichen männlichen Schichtarbeiter haben typischerweise als Bundeswehrsoldaten oder berufsbedingt (z.B. auf Montage oder zur Schulung durch die Firma) einige Zeit ihres Lebens anderswo verbracht. Aber die Verkäuferinnen kennen aus eigener Erfahrung in der Regel nur das Leben, so wie es sich im Landkreis abspielt. Hier spielen die Dimensionen „ländlich“ und „weiblich“ zusammen: Keine andere der Befragtengruppen hat derart statische und ortsgebundene Biographien.

Die Verkäuferinnen sind mit einer Ausnahme (die es als Tochter einer Flüchtlingsfamilie nach Niederbayern verschlagen hat) im Landkreis geboren. Typisch ist nicht nur, daß sie auch heute als Erwachsene in ihrem Geburtsort oder dem Geburtsort ihres Mannes wohnen, sondern auch, daß sie – von (eher seltenen) Ausflügen oder Urlaubreisen abgesehen – die Grenzen des Landkreises so gut wie nie überschritten haben.

<sup>3</sup> Vgl. zu den Implikationen derartiger Disparitäten für die Diskussion um soziale Ungleichheit Rerrich/Voß (1992).

Entsprechend sind auch die *Orientierungen* geprägt von Werthaltungen und Einstellungen, wie sie für diese bäuerlich-konservative Gegend typisch sind. Insgesamt dominieren traditionelle Elemente vor modernen: so beispielsweise eine ausgeprägte Arbeitsmoral (das Leben ist Arbeit, und Arbeit ist das Leben), eine hohe Bereitschaft, Belastungen auf sich zu nehmen und alles hinzunehmen, wie es kommt, Ansprüche nicht zurückzuweisen, eine generalisierte Verantwortungsbereitschaft. Hinzu kommen die große Bereitschaft, nicht zu klagen und zu beklagen, sondern die Dinge zu nehmen, wie sie kommen. Der Status quo wird wenig in Frage gestellt: Das Leben ist, wie es ist und wie es schon immer war. Der Optionshorizont der Verkäuferinnen ist – verglichen etwa mit den städtischen Journalistinnen – eher eng. Die Möglichkeiten, die für die potentielle Gestaltung des eigenen Alltags ins Blickfeld geraten, sind die der kleinen Welt des Dorfes, der Kleinstadt und des Landkreises.

Bei genauerem Hinsehen zeigen sich allerdings interessante Unterschiede zwischen den Verkäuferinnen. Bei einigen, besonders bei den Jüngeren oder bei denen, die in der Kleinstadt selbst wohnen, sind deutliche Einbrüche von „modernen“ Elementen in den Werthaltungen zu erkennen. Hier finden wir eine stärker ausgeprägte, manchmal sogar auch aufstiegszentrierte Berufsorientierung, eine stärkere Betonung der eigenen Individualität und des Durchsetzens eigener Wünsche und Ziele, die partielle Infragestellung einzelner Elemente der traditionellen Frauenrolle und der ausschließlichen Zuständigkeit für die Fürsorge für andere Familienmitglieder. Diese Differenzierung macht allerdings nur intern Sinn: Denn auch die eher „modern“ orientierten Verkäuferinnen sind noch immer insgesamt traditioneller als z.B. die Traditionelleren innerhalb der Gruppe der städtischen Journalistinnen.

Die *Herkunftsfamilien* der Verkäuferinnen waren sehr ähnlich strukturiert. Die Frauen wuchsen typischerweise in materiell eher beengten bis sehr beengten Verhältnissen auf.

Ihre Väter sorgten als Arbeiter, kleine Angestellte oder Bauern für den Lebensunterhalt der Familien, und ihre Mütter waren entweder Hausfrauen oder nur in geringem Umfang berufstätig. Dort, wo die Mütter voll erwerbstätig waren, wird diese Tatsache als „Ausnahmesituation“ thematisiert – die Väter waren im Krieg gefallen, die Mütter Kriegerwitwen, die ihre Kinder unter großen Mühen großziehen mußten.

Im Hinblick auf die *Ausbildungs- und Erwerbsverläufe* lassen sich zwei *typische Muster* feststellen. Bei der *ersten Gruppe* ist ein sehr kontinuierlicher Verlauf typisch: An den Volks- bzw. Hauptschulabschluß schließt die Lehre als Verkäuferin an. Die kontinuierliche Ausübung des Berufs der Verkäuferin – nicht selten ein Berufsleben lang in der selben Firma – wird hier aus familiären Gründen eingeschränkt oder kurz unterbrochen.

Bei der *zweiten Gruppe* finden sich größere berufliche Umorientierungen. Diese Frauen haben einen anderen Beruf gelernt – z.B. Arzthelferin oder

Bürokauffrau. Zu irgendeinem Zeitpunkt war es (typischerweise aus familienbedingten Gründen) einfacher für sie, eine Tätigkeit im Verkauf in ihre Lebensführung zu integrieren – sei es wegen der Möglichkeit einer anderen Zeiteinteilung, sei es weil eine Wiedereingliederung im Ausbildungsberuf nach einer Pause nicht mehr gelang oder die Wege zum Arbeitsplatz zu lang waren.

Auch in unserer Studie sind keine einfachen Zusammenhänge zwischen Familiensituation und Erwerbsverlauf nach dem schlichten, falschen, aber sozialpolitisch noch immer wirksamen Leitmodell „Heirat, Babypause, Wiedereingliederung“ rekonstruierbar. Vielmehr wird der bereits bei Krüger/Born (1991) festzustellende Zusammenhang auch durch unsere Befunde bestätigt: Frauen gestalten ihre Erwerbsverläufe zwar durchaus in Abhängigkeit von familialen Ereignissen. Diese können aber sehr unterschiedlich sein: Sie geben ihren Beruf z.B. erst bei der Einschulung eines Kindes oder einem Berufswechsel des Mannes auf, oder sie nehmen eine Erwerbstätigkeit wieder auf bei der Verrentung der eigenen Mutter, auf die nun als Ressource für die Kinderbetreuung zurückgegriffen werden kann.

Die *familialen Biographieverläufe* lassen sich als zwei Varianten eines Grundmusters interpretieren: Angestrebt (und mit einer Ausnahme realisiert) werden die relativ frühe Heirat und Etablierung eines Hausstandes sowie die baldige Familiengründung. Die beiden Varianten unterscheiden sich lediglich dadurch, inwieweit diese „Normalbiographie“ sich durchhalten läßt: In der einen Gruppe verläuft alles nach Plan, in der anderen Gruppe gerät die Planung durch Ereignisse wie z.B. Scheidung oder einen Todesfall aus dem Lot, so daß neue Lösungen gefunden werden müssen.

### 7.3 Zum Umgang mit der Aufgabe, für andere zu sorgen

Für keine andere der untersuchten Berufsgruppen ist die Lebensführung so sehr von der Aufgabe der alltäglichen Sorge für andere Menschen – Kinder, Kranke und Alte – bestimmt wie für die Verkäuferinnen. Deshalb soll an dieser Stelle – exemplarisch für alle Befragten – genauer herausgearbeitet werden, wie die Übernahme dieser Aufgabe in den Alltag eingreift und die Lebensführung strukturiert.

Die durch die Sorge für andere entstehenden Abhängigkeiten gehören zu den „mächtigsten“ Determinanten der alltäglichen Lebensführung, und dieser Zusammenhang gilt zunächst einmal für beide Geschlechter. Wer die konkrete Arbeit der alltäglichen Sorge für andere Personen übernimmt, muß bestimmte objektive Begrenzungen seiner Alltagsgestaltung in Kauf nehmen, die die Lebensführung oft ebenso stark oder sogar weitaus stärker prägen als „Vorschriften“ oder Anforderungen, die aus dem System der Erwerbsarbeit kommen. Um einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen:

„Begrenzung“ ist hier nicht wertend, sondern als analytische Kategorie gemeint, im Sinne einer strukturierenden Grenzziehung. Dabei spielt es also keine Rolle, ob die betroffene Person diese Begrenzung eher als Einschränkung, eher als Bereicherung oder als beides erlebt.

Dieser Zusammenhang gilt grundsätzlich für Frauen wie für Männer. Dennoch bleibt der Faktor Geschlecht im Konkreten eine wichtige Unterscheidungsdimension. Denn durch soziale Zuschreibungsprozesse sind es eben faktisch überwiegend Frauen, die solche private „Sorgearbeit“ leisten und die damit einhergehenden Begrenzungen ihrer Lebensführung erfahren. Das hat zur Folge, daß die meisten Aussagen über diese Tätigkeiten nicht geschlechtsunspezifisch gelten, sondern insbesondere auf Frauen zutreffen.<sup>4</sup>

Begrenzungen der Lebensführung im Sinne von strukturierenden Grenzziehungen, die aus der Verpflichtung, für andere zu sorgen, resultieren, lassen sich auf verschiedenen Ebenen identifizieren: Wichtig sind die Auswirkungen hinsichtlich der *Handlungsautonomie*, der *Raumnutzung* und der *Zeitdisposition* im Alltag.

### 7.3.1 Der Zusammenhang von Sorge und Handlungsautonomie

Wir sehen, daß Personen, die die alltägliche Hauptverantwortung für die familiäre Sorge für Hilfsbedürftige übernommen haben, unter den gegebenen Verhältnissen dazu gezwungen sind, ihren Alltag mehr oder weniger weitgehend um die Bedürfnisse dieser Menschen „herumzustrukturieren“.

So ist beispielsweise die Sorge für kleine Kinder in unserer Gesellschaft mit ihrer charakteristischen Kombination von technisierter Lebenswelt, kleineren Haushalten und hohen Ansprüchen an die Kinderbetreuung eine Aufgabe, die eine „autonome“ Gestaltung des Alltags für die Betreuungsperson weitgehend verhindert. Wann man schläft und wann man wach ist, wann man anwesend sein muß und wann man eine Tätigkeit verrichten kann, hängt weitgehend von den Bedürfnissen des Kindes ab. Personen, die ständig Kinder betreuen, können das tun, was sich mehr oder minder problemlos mit der Kinderbetreuung vereinbaren läßt, und sie lassen das, was damit eben nicht oder nur schlecht zusammenpaßt.

Entsprechend läuft eine der wichtigsten differenzierenden Trennlinien innerhalb unseres Samples entlang der Dimension *Anforderungsstruktur*, die aus der Sorge für Kinder resultiert.

Das gilt prinzipiell für Frauen und Männer in gleicher Weise. So trafen wir auf Herrn Wierling, Journalist in München, der sich gerade von seiner Frau trennte und damit begann, einen neuen Modus für die Betreuung der gemein-

samen 14jährigen Tochter zu etablieren. Er hat sich mit seiner Frau dafür entschieden, die elterliche Sorge in der Weise zu regeln, daß das Mädchen im wöchentlichen Wechsel bei ihm bzw. bei ihrer Mutter ist, die im gleichen Stadtviertel lebt. Wenn die Tochter bei Herrn Wierling ist, gestaltet er seine Lebensführung ganz anders als sonst: Dann verbringt er seine Abende zu Hause, bereitet „richtige“ Mahlzeiten zu u.ä.m. Typischerweise sind es aber de facto meist Frauen, deren alltägliche Handlungsspielräume umfassend durch die Kinderbetreuung eingeschränkt werden.

Dieser Zusammenhang wird in der Gruppe der Verkäuferinnen unübersehbar: Der Gesamtzuschnitt ihrer Alltagsabläufe hängt davon ab, wie alt ihre Kinder sind und wie sehr diese auf eine intensive Versorgung durch sie angewiesen sind. Dabei spielen objektive Anforderungen, Normen, subjektive Vorstellungen über angemessene Versorgung und vorhandene Ressourcen zusammen (vgl. hierzu ausführlich Rerrich 1990). Für diejenigen Personen mit kleinen Kindern, die nicht oder nur wenig auf die Hilfe anderer zurückgreifen können, reduzieren sich die Handlungsalternativen im Alltag meist auf das, was mit dem Kind gemeinsam realisierbar ist.

Deshalb erreicht die Erwerbstätigkeit der Verkäuferinnen in unserem Sample genau das Ausmaß, in dem es ihnen gelingt, zusätzliche Ressourcen zu ihrer Unterstützung zu mobilisieren und sich damit von ihren Sorgeverpflichtungen zu entlasten. Für die von uns untersuchten Verkäuferinnen mit kleinen Kindern (aber auch für die anderen Mütter des Samples) besteht, wenn sie ihren Beruf ausüben wollen, ihre erste Aufgabe darin, zuzusehen, daß sie zu Hause adäquat „vertreteten“ werden. Genau entlang der Dimension, *wie gut es ihnen gelingt, eine „Vertretung“ für die Versorgungsaufgaben zu Hause zu finden* und damit mehr Handlungsautonomie für sich zu etablieren, verläuft eine weitere wichtige, differenzierende Trennlinie zwischen den Frauen. Im Milieu der ländlichen Verkäuferinnen ist das Vorhandensein einer rüstigen Großmutter und das Ausmaß ihrer Hilfsbereitschaft meist ausschlaggebend.

So steht die Verkäuferin Frau Hollweg vor dem Problem, daß sie gerne mehr arbeiten möchte als ihr derzeit möglich ist. Aber ihre Mutter ist nicht bereit, ihren kleinen Sohn öfter als ein bis zwei Tage in der Woche zu betreuen, und auch ansonsten findet sich keine „Vertretung“ für sie zu Hause. Damit gestaltet sie ihre Lebensführung notgedrungen anders als viele ihrer Kolleginnen, die jederzeit auf Entlastung, oft eben durch die Großmütter, zurückgreifen können.

Die ältere Generation taucht allerdings nicht nur als zentrale Ressource, sondern auch als weitere zentrale, differenzierende Anforderung an die eigene Lebensführung auf. Wie sehr die Altenversorgung – auch über die Grenzen der Haushalte, teils sogar über weitere Entfernungen hinweg – für die Strukturierung der Lebensführung der Verkäuferinnen eine Rolle spielt, war für uns selbst unerwartet. Vielfach prägt diese Aufgabe den Alltag ebenso

4 Vgl. zu den theoretischen Implikationen dieser Differenzierung im Zusammenhang mit der feministischen Dekonstruktionsdebatte Jurczyk/Rerrich (1993c).

sehr wie die Sorge für Kinder. Was bereits für die Kinder gesagt wurde, gilt in modifizierter Weise auch für die Alten: Es lassen sich charakteristische Unterschiede zwischen der Lebensführung von Personen ausmachen, je nachdem, in welcher Weise und wie sehr sie in die Altenbetreuung eingebunden sind und welche konkreten Belastungen und Anforderungen für sie damit einhergehen. Eine weitere differenzierende Trennlinie für die Handlungsautonomie in der Lebensführung verläuft also entlang der Dimension *Anforderungsstruktur der Altenbetreuung*, und auch diese Aussage gilt, zunächst einmal, unabhängig vom Geschlecht.

So ist z.B. für den Schichtarbeiter, Herrn Manhard, völlig selbstverständlich, daß weder größere Ausflüge noch Urlaubsreisen möglich sind, solange seine alten Eltern noch leben, die täglich – zwar nicht in erster Linie von ihm, sondern von seiner Frau – versorgt werden müssen. Diese Verpflichtung auf die Sorge für die Alten stellt eine nicht hinterfragte Begrenzung der Handlungsoptionen in seiner Lebensführung dar.

Aber auch im Fall der Altenbetreuung reichen die Begrenzungen für die Lebensführung der Frauen meist wesentlich weiter. Auch hier sind de facto meist sie es, die stärker darin eingebunden sind und ihren Alltag in weit höherem Maße danach gestalten, was sich mit der Versorgung der alten Angehörigen mehr oder minder leicht vereinbaren läßt.

So ist die Lebensführung der Verkäuferinnen vielfach noch in ganz anderer Weise von der Fürsorge für alte Menschen tangiert als nur durch die Einschränkung bei Ausflügen oder Urlauben. Das Spektrum der Hilfeleistungen reicht von eher gelegentlichen Hilfen im Haushalt und Chauffeurdiensten über tägliches Zubereiten von Mahlzeiten und regelmäßiger Haushaltsführung, von leichter Altenpflege (z.B. täglicher Verabreichung von Medikamenten) bis hin zu Pflegeaufgaben bei final Krebskranken.

### 7.3.2 Der Zusammenhang von Sorge und Raumnutzung

Die familiäre Sorge für andere hat auch weitreichende Konsequenzen für die Lebensführung auf der Ebene der Raumnutzung. Die räumlichen Lebensbedingungen von Kindern haben sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt (Nissen 1992, Rerrich/Wex 1993, Zeiher 1993, Zeiher/Zeiher 1994). Einerseits hat die Zunahme des motorisierten Verkehrs zu einer stärkeren Verhäuslichung von Kindern geführt. Andererseits halten sich Kinder nicht mehr nur in der unmittelbaren Wohnumwelt auf, sondern der Raum hat sich ausgedehnt, in dem die für Kinder relevanten Teilräume sind, und die voneinander entfernten Teilräume sind auch mehr geworden. Dazu zählen Institutionen, Geschäfte, Wohnungen von FreundInnen, Freizeit- und Urlaubsorte u.a.m. Das spiegelbildliche Pendant zum veränderten Lebensraum

der Kinder ist die veränderte Raumnutzung der Betreuenden jener Kinder, die sich noch nicht selbständig im Straßenverkehr bewegen können.

Auch das gilt grundsätzlich unabhängig vom Geschlecht, aber faktisch meist für Frauen. Zu den Lebensbedingungen der vom Auto beherrschten Städte und Dörfer gehört einerseits, daß der Bewegungsspielraum für Kinder eingeschränkt wird, andererseits kommt kaum mehr ein (Klein-)Kind alleine vom Kindergarten zum Spielplatz und von dort zum Kindergeburtstag.<sup>5</sup> Die für die Kinder geschaffenen Ersatzräume, die für sie Schutz und kompensatorische Erfahrungen in einer kinderfeindlichen Lebenswelt bieten sollen, legen auch Aufenthaltsorte für ihre Betreuungspersonen fest.

In einer der Mobilität unterworfenen Gesellschaft bedeutet dies, daß diejenigen, die Kinder versorgen, einerseits stärker vom gesellschaftlichen Geschehen abgeschnitten werden. Andererseits sind die Betreuenden zusätzlich gezwungen, die Raumaufenthalte und -durchquerungen der Kinder vorzubereiten und abzuwickeln. Weder für Erwachsene noch für Kinder ist der Lebensraum einfach vorgegeben. Zunehmend muß die Lebensführung auch räumlich jeweils strukturiert und gestaltet werden, indem die einzelnen Teilbereiche aktiv zusammengesetzt werden. Damit ist ein erheblicher Aufwand verbunden.

Dieser Befund gilt unabhängig von der Schichtzugehörigkeit. Ein kleines Kind anzuziehen und mit ihm zum Kinderarzt zu fahren, ist für eine Verkäuferin ebenso arbeitsintensiv wie für eine Journalistin. Selbst wenn letztere vielleicht statt den Bus zu benützen auf das eigene Auto ausweichen kann, handelt sie sich dadurch bestenfalls eine andere Sorte von Problemen ein. Entscheidender als die Schichtzugehörigkeit als solche sind eher mittelbar schichtspezifische Differenzen in der Beschaffenheit des Wohnviertels, der Wohnsituation, der Verkehrssituation, der vorhandenen öffentlichen Verkehrsmittel, der Verkehrsdichte usw.

Besonders hinzuweisen ist auf die Bedeutung *regionaler Differenzierungen*. So sind die von uns untersuchten ländlichen Verkäuferinnen in dieser Hinsicht oft privilegiierter als etwa die nach herkömmlichen Schichtindikatoren „höherstehenden“ städtischen Journalistinnen. Denn die für die ländlichen Verkäuferinnen typische Wohnform in einem Haus oder Wohnung mit Garten ist eine nicht zu unterschätzende Erleichterung bei der Sorge für Kinder, was die räumliche Dimension der Lebensführung betrifft.

Die Sorge für alte Menschen strukturiert den Umgang mit Raum auf andere Weise. Zwar sind auch alte Menschen häufig auf Unterstützung angewiesen, um die verstreuten Orte des täglichen Lebens zu erreichen: Sie müssen z.B. zum Arzt oder zum Einkaufen gefahren werden. Aber wenn sie wirklich gebrechlich werden, sind sie meist unbeweglicher als Kinder, die

---

5 Wichtige Differenzierungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, betreffen Alter, Geschlecht und konkrete Wohnumweltbedingungen der Kinder (vgl. hierzu Nissen 1992, 1993).

man gegebenenfalls noch mitnehmen kann. Die Sorge für sie verbindet sich deshalb mit einer anderen Raumerfahrung: Man „ist mit der Oma halt angehängt“, lautet eine in diesem Zusammenhang vielfach geäußerte Formulierung.

Bei den Verkäuferinnen sehen wir, daß das Nicht-weggehen-Können nicht nur die Bewegungsfreiheit derjenigen einschränkt, deren Angehörige bereits wirkliche Pflegefälle sind. Selbst wenn noch gar nicht so umfangreiche Hilfeleistungen anfallen, sondern es sich „nur“ um die alltäglichen Handgriffe handelt, wird der räumliche Aktionsradius eingeschränkt. Denn diese Handgriffe müssen jeden Tag zuverlässig gemacht werden. Hinzu kommt, daß ab einem gewissen Grad an Gebrechlichkeit damit gerechnet werden muß, daß dem alten Menschen etwas passieren könnte, wenn man ihn allein läßt. „Ich hätte da gar keine Ruhe, wenn ich in Urlaub fahren würde“, sagt die Verkäuferin Frau Lichtenberg, die wegen der Betreuung ihrer Eltern seit zwölf Jahren nicht mehr verreist ist.

In einer Gesellschaft, in der Freizeit und Erholung, aber auch soziale Chancen zunehmend mit räumlicher Mobilität verbunden sind, geraten Menschen wie die von uns untersuchten Verkäuferinnen, die die tagtägliche Betreuung ihrer alten Angehörigen übernehmen, leicht ins Hintertreffen. Denn durch ihre Einbindung in die Sorge für Alte leiden sie unter einem „Mobilitätsdefizit“ (Beck-Gernsheim 1994). Auch wenn es zutrifft, daß Frauen sich zunehmend soziale Räume erobern können, bleiben dennoch diejenigen von ihnen, die die Sorge für andere übernehmen, räumlich gebundener als andere.

### 7.3.3 Der Zusammenhang von Sorge und Zeitdisposition

Die Mitglieder eines Haushalts leben heute, was die Gestaltung ihres Alltags betrifft, in der Regel in unterschiedlich strukturierten Handlungsfeldern, deren zeitliche Rhythmen sich unterscheiden: Betriebliche Arbeitszeiten von zum Teil mehreren Familienmitgliedern, die Öffnungszeiten von Kindergärten, Schulen, Geschäften u.a. wirken mit ihrer Zeitlichkeitsstruktur in die Familien hinein und prallen oft konflikthaft aufeinander. In der alltäglichen Lebensführung müssen die Menschen heute sowohl die unterschiedlichen Zeitmuster abgleichen als auch die Verdichtung der Zeit sowie die Beschleunigung des Alltagstempos bewältigen (vgl. auch Garhammer/Groß 1991, Jurczyk/Rerrich 1993a).

Eine der wichtigen Aufgaben besteht für die einzelnen deshalb darin, ihre Zeit auf die unterschiedlichen Handlungsfelder, an denen sie beteiligt sind, möglichst geschickt aufzuteilen, und für die Familien darin, die Zeitallokation der einzelnen Familienmitglieder miteinander in Einklang zu bringen. Dabei sind mehr oder minder ausgeprägte Interessenskonflikte an der Tagesordnung. Strukturen von Über- und Unterordnung innerhalb der Familien zeigen sich nicht zuletzt daran, wer gute und wer schlechte Aussichten hat, mehr oder weniger selbständig über die eigene Zeit zu disponieren und seine Interessen an Zeiteinteilung anderen gegenüber durchzusetzen.

Die primäre Einbindung von Frauen und Männern in gesellschaftlich als unterschiedlich dominant bewertete Lebensbereiche bewirkt, daß ihnen unterschiedlich starke Argumente zur Verfügung stehen, ihre Interessen an Zeitgestaltung durchzusetzen.

So sehen wir, daß sowohl die Verkäuferinnen als auch ihre Männer ihre Zeitgestaltung meist am „harten Faktum“ der betrieblichen Anforderungen an den Mann als Haupternährer der Familie ausrichten. Die Zeit für die familiäre Arbeit sowie der davon abhängigen beruflichen Arbeit der Verkäuferinnen wird entlang der dadurch bedingten Zeitmarkierungen bestimmt. Weil die Dominanz der familiären Pflichten für sie weitgehend ungebrochen gilt, gruppieren die Verkäuferinnen ihre eigenen beruflichen und sonstigen Zeiten vor allem um die ihrer Männer herum.

Noch rigider greifen die Zeitvorgaben öffentlicher Institutionen wie Schulen und Kindergärten in die zeitliche Gestaltung der Lebensführung ein und legen damit fest, wer sich mit der eigenen Zeiteinteilung an wen anpassen hat: zunächst einmal die ganze Familie an die im Jahresablauf wechselnden Kindergarten- und Schulzeiten und dann meist die Mütter an die täglichen An- und Abwesenheitszeiten der Kinder.

Die Zeiteinteilungsnorwendigkeiten der Verkäuferinnen werden als widersprüchliche Erfahrung geschildert. Einerseits erlaubt es die Arbeit im eigenen Haushalt, die Tätigkeiten auch nach eigenen Präferenzen zu planen, und es kommt auch nicht so häufig wie in der beruflichen Arbeit auf eine minutengenaue Zeiteinteilung an. Andererseits vermittelt sich der Rahmen, in dem über die Alltagszeit disponiert wird, über die anderen Familienmitglieder und wird deshalb nicht als wirklich „eigene“ Zeiteinteilung erlebt. Außerdem bringt es die besondere Qualität der Fürsorge für Kinder mit sich, daß die eigenen geplanten „Handlungsbogen“ (Sichter mann 1982) prinzipiell immer unterbrochen werden können. Das gilt bereits für die alltäglichsten Handgriffe. Frauen erzählen häufig, wie sie sich beispielsweise vornehmen, die Wäsche aufzuhängen, eine Tasse Tee zu kochen oder irgendetwas anderes zu erledigen, was normalerweise fünf Minuten in Anspruch nimmt. Durch die Unterbrechungen der Kinder, die Trost, Erklärungen, Aufmerksamkeit oder einfach etwas zu Essen wollen, zieht sich diese Fünf-Minuten-Tätigkeit im Erleben endlos hin, ist wirklich geplantes Handeln subjektiv nicht möglich. Das Zeiterleben ist also in widersprüchlicher Weise sowohl fremd- als auch in Grenzen selbstbestimmt.

Zur wirklich selbständigen Disposition ohne Unterbrechungen durch andere bleiben Personen, die für andere sorgen, oft nur die „Restzeiten“, die ihnen die anderen Familienmitglieder, aber auch die öffentlichen Institutionen übriglassen.

Diese Abhängigkeit von der faktischen oder möglichen Inanspruchnahme durch andere, die nicht abgewehrt werden kann, führt bei den von uns untersuchten Verkäuferinnen zu einem paradoxen Syndrom: Sie erleben typischerweise nicht etwa die Zeit zu Hause, sondern die Zeit im Berufsleben als „Freizeit“ („Mein Hobby, das ist der Beruf“). Da wirklich freie Zeit in

ihrer Lebensführung so gut wie nicht vorkommt, bekommt die Berufstätigkeit im Vergleich der Lebensbereiche untereinander die Qualität von selbstbestimmtem Freiraum. Die Verkäuferin Frau Kauffering bringt diese Erfahrung auf die Formel: „Frei ist mehr, wenn ich in der Arbeit bin“. Die berufliche Arbeit wird als Unabhängigkeit vom ständigen Zugriff durch andere, als Chance zur selbstbestimmten Zeiteinteilung und zur legitimen Begrenzung des eigenen Einsatzes in der Familie wahrgenommen. Die von Männern häufig als Zwang geschilderte Notwendigkeit ihrer Berufsarbeit bekommt für die Verkäuferinnen ein anderes Gesicht: als Privileg, den ständigen Ansprüchen der Sorgearbeit entfliehen zu können.

#### 7.3.4 Sorge für andere als Regelwerk: die Kooperation zwischen verschiedenen Gruppen und Generationen von Frauen

Wir haben herauszuarbeiten versucht, wie die Übernahme der Aufgabe der Sorge für andere die Lebensführung in den Dimensionen Handlungsautonomie, Raum- und Zeitdisposition strukturiert. Wie die Sorge für andere und die Struktur der Lebensführung ganz konkret zusammenhängen, läßt sich aber nur begreifen, wenn eine weitere Ebene in den Blick genommen wird: wenn man Muster der Arbeitsteilung *zwischen Frauen* betrachtet (vgl. auch Rerrich 1993a, 1993b).

Denn Arrangements der individuellen Lebensführung kommen nur zustande und werden aufrechterhalten in enger Kooperation mit anderen Personen. Wir sind von vornherein davon ausgegangen, daß insbesondere der Partner bzw. die Partnerin und die Kinder hier eine wichtige Rolle spielen. Die Bedeutung des Zusammenhangs mit der Lebensführung weiterer Personen zeigte sich in seiner ganzen Tragweite allerdings erst im Lauf der empirischen Arbeit. Es wurde deutlich, daß eine gemeinsame Lebensführung in Familien, in denen beide Partner erwerbstätig sind, typischerweise nicht nur zwischen Frau, Mann und Kind(ern) hergestellt und aufrecht erhalten wird.<sup>6</sup>

Unsere Ausgangsthese war, daß die Berufstätigkeit beider Eltern möglicherweise eine Umschichtung von familialer Arbeit zwischen Frauen und

Männern und eine entsprechende Neustrukturierung der Lebensführungsmuster beider Geschlechter zur Folge haben könnte. Im Ergebnis fanden wir bezüglich der quantitativen Umverteilung von Arbeit zwischen den Geschlechtern wenig Bemerkenswertes.<sup>7</sup> Und dennoch konnten wir deutliche Umschichtungsprozesse beobachten: nicht zwischen Frauen und Männern, sondern vor allem innerhalb der Gruppe der Frauen. Es sind offensichtlich vor allem andere Frauen, die berufstätigen Frauen und (natürlich auch Männern) einen (mehr oder minder großen) Teil der Alltagsarbeit in Haushalt und Familie abnehmen und sie damit für die Erwerbsarbeit freisetzen.

Statt einer Umverteilung von Arbeit zwischen den Geschlechtern durch die Berufstätigkeit beider Partner deuten unsere Befunde eher auf einen Prozeß hin, der sich als Modernisierung patriarchaler Familienstrukturen interpretieren läßt. Frauen dürfen heute fraglos am Berufsleben teilhaben, mit einer wichtigen Einschränkung – solange sichergestellt ist, daß die Arbeit der familialen Sorge für andere weiterhin im wesentlichen Sache des weiblichen Geschlechts bleibt. Das „Dasein für andere“ (Beck-Gernsheim 1983) ist nach wie vor fast ungebrochen ihr Verantwortungsbereich, wenn es auch manchen Frauen gelingt, einen Teil der damit verbundenen Tätigkeiten an andere zu delegieren: typischerweise größtenteils an andere Frauen. (Komplementär sehen wir, daß die ökonomische Verantwortung für die Familie meist auch dann fast ungebrochen bei den Männern liegt, wenn Frauen berufstätig sind.)

Wir haben festgestellt, daß die Versorgung von Kindern, aber auch von Alten und Kranken, typischerweise im Rahmen eines komplexen Regelwerkes stattfindet, an dem mehrere überwiegend weibliche AkteurInnen beteiligt sind: die Mutter (und gelegentlich auch der Vater) selbst, aber auch kernfamilienexterne Personen, die in unterschiedlichen Beziehungen zur Kernfamilie stehen. Hierzu zählen z.B. Verwandte und Nachbarinnen, Freundinnen und Bekannte. Hierzu zählen aber auch bezahlte Kräfte: Putzfrauen, Tagesmütter, Babysitterinnen, Au-Pair-Mädchen usw. Diese Helferinnen sind die Voraussetzung dafür, daß es den von uns untersuchten Familienfrauen überhaupt möglich ist, am Erwerbsleben teilzuhaben. Und die Strukturierung der Kooperation dieser Helferinnen ist eine der schwierigsten Aufgaben ihrer Alltagsorganisation. Dies gilt um so mehr, je mehr Kinder es zu betreuen gilt und je arbeitsintensiver diese Betreuung sein muß (z.B. bei kleinen Kindern oder im Krankheitsfalle).

6 In diesem Zusammenhang sind sicherlich die Arbeitszeitregelungen der von uns Befragten zu bedenken, die dazu führen, daß die „übliche“ Betreuung von Kindern – vormittags durch Kindergarten und Schule – nicht ausreichen. Bedenkt man freilich, daß inzwischen drei von vier der westdeutschen ArbeitnehmerInnen irgendwie abweichende Arbeitszeiten haben (vgl. Groß/Thoben/Bauer 1989), so ist dies keineswegs ungewöhnlich.

7 Eine Ausnahme waren einige jüngere Paare im städtischen JournalistInnenmilieu sowie einige Altenpflegerinnen.



So fanden wir beispielsweise Mütter, die ihren eigenen Arbeitseinsatz in der Familie koordinierten mit einer schwarz arbeitenden Babysitterin, einer netten Nachbarin, zu der man das Babyphon hinüberschalten kann, einer Putzfrau, anderen Müttern, mit denen man sich für Chauffeurdienste abwechselt sowie ihren Partnern. Dennoch kann es sein, daß im Notfall – z.B. bei Erkrankungen – zusätzlich auf eine Großmutter zurückgegriffen werden muß, die über mehrere hundert Kilometer, sozusagen als „mobile Reserve“, anreist.

Im Fall der untersuchten Verkäuferinnen ist dieses Regelwerk der Kooperation zwischen Frauen sehr stark verwandtschaftlich bestimmt: Wie bereits erwähnt ist die Großmutter in dieser Gruppe die zentrale Ressource der Kinderbetreuung. Aber auch andere weibliche Verwandte wie Tanten und Schwestern spielen eine große Rolle. Damit einher geht freilich die Verpflichtung, ebenso für die Großeltern zu sorgen, wenn sie einmal Hilfe benötigen: ebenfalls eine Aufgabe, die v.a. verwandtschaftlich-kooperativ geregelt wird, etwa zwischen Töchtern und Schwiegertöchtern.

Der Rückgriff auf bezahlte Hilfe hat in diesem Milieu – im Gegensatz etwa zum Milieu der städtischen JournalistInnen, wo auch die Beschäftigung bezahlter Hilfen im Haushalt gängig ist (vgl. hierzu ausführlich Odierna/Baumann 1992, Rerrich 1993a, 1993b) – nicht nur materielle, sondern auch normative Grenzen. Hier hält noch die traditionelle Orientierung des „Wir helfen zusammen“ das Regelwerk der familialen Sorge am Laufen.

„Moderne“ Elemente drängen aber auch in dieses Milieu ein. Dies sehen wir z.B. daran, daß selbst manche ländlichen Großmütter ihren Einsatz in der Familie bewußt begrenzen und sich weigern, mehr als ein bis zwei Tage pro Woche für die Versorgung ihrer Enkelkinder zur Verfügung zu stehen. Und in einem Fall wurde die selbst berufstätige Großmutter dazu überredet, ihren Beruf aufzugeben, um das Enkelkind zu betreuen: allerdings gegen Bezahlung als „Tagesmutter“.

#### 7.4 Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung bei Verkäuferinnen

Nach diesen Befunden, die mit Modifikationen für alle Befragten gelten, die die Aufgabe der familialen Sorge für andere übernehmen, geht es nun im folgenden darum, typische Arrangements der Lebensführung der Verkäuferinnen herauszuarbeiten. Viele Elemente davon sind im Vergleich zu den anderen untersuchten Gruppen auffallend homogen.

Die *Orientierungen und Ansprüche* sind typischerweise „bodenständig“: familialistisch-konservative Werthaltungen, eine ausgeprägte Arbeitsmoral, generalisierte Verantwortungsbereitschaft, Pflichtbewußtsein, Tüchtigkeit, Hausfrauenstolz, Bescheidenheit und Belastungsbereitschaft. Das sind Einstellungen und Persönlichkeitseigenschaften, die alle Verkäuferinnen in

mehr oder minder starkem Umfang charakterisieren und die in ihrer Lebensführung wirksam werden.

Die *zentralen Bereiche*, um die die Lebensführung arrangiert ist, sind ebenfalls eher gleichförmig: ein stetiges, ortsgebundenes Leben in einem ländlich geprägten Umfeld, beruhend auf den Eckpfeilern Familie, Haushalt und Beruf.

Die *Ressourcen*, die zur Verfügung stehen, sind insgesamt ausreichend: ein bescheidener Wohlstand mit vorhandenem oder demnächst zu realisierendem Wohneigentum und die Einbettung in ein stabiles, vorgegebenes Verwandtschaftsnetz, in dem man „zusammenhilft“, sind charakteristisch.

Schließlich sind auch die *Methoden* der Lebensführung ziemlich einheitlich. Grundlage ist der feste Rahmen, in dem ausgeprägte Alltagsroutinen sich zyklisch wiederholen. Diese können in diesem Rahmen in gewissen Grenzen flexibel und situativ gehandhabt werden.

So werden z.B. die Fenster alle sechs Wochen geputzt, oft an einem bestimmten Wochentag. Aber wenn es regnet oder wenn etwas Besonderes dazwischenkommt, können es auch einmal sieben Wochen werden, kaum jedoch länger als acht Wochen.

Ergebnisorientierung und eine klare Detailplanung einerseits, häufiges vermisches Tun (Ostner 1978) und flexible Neuorganisation je nach den Wechselfällen des Familienlebens andererseits sind die Methoden, mit denen auf die besondere Belastungsstruktur des Lebens einer berufstätigen Familienfrau reagiert wird. Eine klare und auch bewußt gewünschte örtliche, zeitliche und sachliche Trennung zwischen Familie und Beruf ist zudem charakteristisch.

Wenn trotz derartiger Gemeinsamkeiten keine einheitlichen Typen der Lebensführung zu finden sind, so ist dies das Ergebnis davon, was bereits schon einmal gesagt wurde: Für die konkrete Gestaltung der alltäglichen Lebensführung steckt der Teufel eben im Detail. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen konnten wir dennoch drei strukturell verschiedene, charakteristische Arrangements der alltäglichen Lebensführung der Verkäuferinnen rekonstruieren. Diese Typologie ist entlang der unterschiedlichen Balancen gebildet, die die Verkäuferinnen gefunden haben zwischen den Anforderungsstrukturen aus ihren unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereichen. Seitens der Person sind diese Balancen zu interpretieren als Vermittlungsversuche zwischen einem als angemessen empfundenen Ausmaß an „Dasein für andere“ und dem „Anspruch auf ein Stück eigenes Leben“ (Beck-Gernsheim 1983) im gelebten Alltag.

Typ 1 des *geschickten Ausgleichens* verkörpert den „Normalfall“ in diesem Milieu. Dieses Arrangement haben alle ursprünglich angestrebt oder zumin-

dest für den weiblichen Normalfall gehalten. Die Lebensführung ist eine Balance von Familie als Mittelpunkt des Lebens und, dem nachgeordnet, der Teilhabe am Beruf als Möglichkeit, die Begrenzungen der familialen Sorge punktuell zu überschreiten – allerdings auf der Grundlage einer unhinterfragten Orientierung an der Sorge für andere als Basis des eigenen Lebensentwurfs.

Typ 2 des *resignativen Ausharrens* steht für den Fall der immer wieder bedrohten Balance zwischen den Anforderungen der verschiedenen Lebensbereiche, die aus bestimmten Gründen nicht zusammenpassen. Die Lebensführung wird erfahren als Gefangensein und Aufgeriebenwerden von einer Fülle von täglichen Irritationen, die resignativ ertragen werden. Denn weder gelingt es, ein reibungsloses Arrangement zu etablieren noch sind Alternativen, die subjektiv in der Lebensführung umsetzbar wären, in Sicht.

Typ 3 des *reflexiven Neuarrangierens* repräsentiert schließlich den Fall einer umstrukturierten Lebensführung, typischerweise nach einem gravierenden biographischen Einschnitt. Die Lebensführung ist eine neu etablierte Balance zwischen unterschiedlichen Lebensbereichen, wobei die biographische Krise eine erhöhte Reflexivität und (erstmalige) stärkere Orientierung der Lebensführung an den eigenen Interessen zur Folge hat.

#### 7.4.1 Typus *geschicktes Ausgleichen*:

„Frei ist mehr, wenn ich in der Arbeit bin.“

Typisch für diese Frauen ist die unhinterfragte, ungebrochene Orientierung am Wohl der anderen Familienmitglieder als primäre Richtschnur sowohl ihres Lebensentwurfs als auch ihrer konkreten Alltagspraxis. Zugleich existiert eine eindeutig nachgeordnete aber dennoch subjektiv wichtige, ergänzende Orientierung am Beruf.

Die Tagesabläufe dieser Frauen sind weitgehend um die Bedürfnisse der anderen Familienmitglieder herumstrukturiert. Dies bezieht sich einerseits auf die unaufschiebbaren Bedürfnisse hilfsbedürftiger Kinder und Alten, vielfach aber auch auf vielerlei Leistungen für die Familienangehörigen, die diese prinzipiell selbst erledigen könnten.

So stehen diese Frauen z.B. auch an ihren sog. arbeitsfreien Tagen auf, um ihren Männern das Frühstück zuzubereiten. So werden auch erwachsenen Kindern die Betten gemacht und Zimmer geputzt, so waschen und bügeln die berufstätigen Mütter ihren Söhnen die Wäsche, längst nachdem diese aus dem Hause sind usw.

Hier kommt die Dimension der familialen Macht in der Gestaltung der alltäglichen Lebensführung ins Spiel, und zwar in komplizierter Weise: Der selbstverständliche Zugriff auf die Arbeitsleistung der Frau seitens der ande-

ren Familienmitglieder ist Ausdruck ihrer innerfamilialen Macht und Machtlosigkeit zugleich. Die Abhängigkeit von der Fürsorglichkeit der Frau und Mutter ist die Grundlage dieser Macht – dies ist aber zugleich auch die *einzige* Macht, die diese Frauen besitzen. Deshalb haben die Frauen durchaus einen aktiven Anteil daran, daß an bestimmten Alltagsroutinen im Dienst der anderen festgehalten wird, längst nachdem sie sachlich nicht mehr nötig wären. Denn auf diese Weise werden die anderen weiterhin in Abhängigkeit gehalten.

Nur in scheinbarem Widerspruch zur starken Familienorientierung ist die Teilnahme dieser Frauen am Beruf ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Berufstätigkeit hat gegenüber der Tätigkeit in der Familie den Status eines „Ausflugs“ in die moderne Welt. Denn sie wird – paradox genug, wenn man sich die Arbeitsbedingungen im Verkauf vor Augen führt – vor allem als Freiraum erlebt: Freiraum von den Ansprüchen der Familie und Abwechslung vom häuslichen Einerlei. „Die Arbeit ist ein bißchen Ausgleich, was anders hören, was anders sehen“ sagt Frau Hebenstiel (V 8), und ähnlich äußern sich die anderen Frauen dieses Typus. Am Arbeitsplatz sind die Frauen geschützt vor dem Zugriff der Angehörigen, dort haben sie teil am öffentlichen Leben, dort wird ihre Leistung in einer anderen Währung als in der Familie entlohnt. Auch wenn sich diese Frauen im Berufsleben durchaus „modern“ und individuell präsentieren – die Hierarchie zwischen den beiden Lebensbereichen ist klar. Familie ist für sie Standbein, Beruf Spielbein: Im Konfliktfall geht die Familie in der Gestaltung der alltäglichen Lebensführung vor.

Für sie ist es wichtig, ihre Alltagsabläufe so einzurichten, daß alles geregelt ist und seinen Platz und seine Ordnung hat. Eine ausgeprägte traditionelle Arbeitsmoral und Leistungsbereitschaft, Bescheidenheit, Pflichtbewußtsein und ein enger Optionshorizont, in dem kaum Alternativen zum Gegebenen vorstellbar sind, sind die persönlichen Voraussetzungen für ein Alltagsleben, das so gut wie ausschließlich aus Arbeit besteht. Es wechseln lediglich Orte und Inhalte der Arbeit. Dies wird nicht nur nicht beklagt, sondern als große Selbstverständlichkeit präsentiert. Betont wird vielmehr mit einigem Stolz, daß die Arbeit an erster Stelle steht und daß auch hohe Belastungen gut bewältigbar sind, wenn man nur zu wirtschaften versteht:

„Nein, die Arbeit, die muß zuerst g'macht werden, wenn ich das hab', dann geh' ich, wenn's meine Zeit noch erlaubt.“ (V 10: 16).

„Ich mein, ich kann über d'Arbeit nicht drübersteigen, ich bin nun mal so ein Mensch.“ (V 14).

„Man muß halt das einteilen, und man muß halt entsprechend früh aufsteh'n, damit man dann, wenn man in der Früh schon aus'm Haus geht, dann da schon um die Runde kommt.“ (V 3).

Dennoch ist aufgrund dieser durchgängigen Orientierung an Arbeit das Alltagsleben trotz aller Arbeitsbelastungen nicht komplex. Es gibt zwar u.U. sehr viel zu tun, aber das, was zu tun ist, wirft kaum Probleme auf, und die Anforderungen der einzelnen Bereiche passen vergleichsweise gut zusammen. Voraussetzung dafür ist, daß die Frauen die Teile ihres Alltagspuzzles so zusammengefügt haben und auch aufgrund der Rahmenbedingungen zusammenfügen konnten, daß kaum mehr Reibungen und Brüche entstehen.

Typisch sind bewährte Alltagsroutinen, die sich so regelmäßig wiederholen, daß sie schon kaum mehr dem Bewußtsein präsent sind. Gemacht wird, was anfällt, und es fällt im Prinzip immer irgend etwas und meist das gleiche an, obwohl die Tätigkeiten im Detail (z.B. je nach Jahreszeit) verschieden sein können. Jede Tätigkeit hat wohlgeordnet seinen räumlichen und zeitlichen Ort. Ebenso klar ist die (traditionelle) Arbeitsteilung mit dem Partner („Ich muß mich nach meinem Mann richten. Mein Mann ist der Ernährer.“ V 8) sowie den anderen Familienmitgliedern (größere Kinder, Großeltern usw.), mit denen man in einem fraglos vorgegebenen kooperativen Regelwerk „zusammenhilft“. In diesem stabilen Rahmen kann man gelassen alles auf sich zukommen lassen und weiß, daß man mit allen Anforderungen schon fertig werden wird, zumal es ohnehin „kommt, wie es kommt.“ (V 3). So wirkt die Lebensführung einerseits „rund“ und in sich ruhend, andererseits auch so statisch, daß sie bisweilen schon starr erscheint.

#### 7.4.1.1 Das Beispiel Hildegard Kauffering

Die Lebensführung von Hildegard Kauffering (V 1) ist ein *clear case* für diesen Typus.

Frau Kauffering wohnt in einem Dorf in einiger Entfernung der Kreisstadt, in dem Bauernhaus, in dem sie bereits aufgewachsen ist. Die Landwirtschaft ist inzwischen aufgegeben, von der Familie wird noch Wald bewirtschaftet. Sie hat bereits im Kaufhaus A die Lehre absolviert und arbeitet seit nunmehr über 20 Jahren dort.

Bis zur Geburt ihres ersten Kindes arbeitete sie voll, seitdem ist sie an drei Tagen pro Woche beschäftigt, immer zusammenhängend mit monatlichem Rhythmuswechsel (Montag/Dienstag/Mittwoch oder Donnerstag/Freitag/Samstag), jeweils von 8:30 bis 18:00 Uhr.

Frau Kauffering hat diese Arbeitszeit gewählt, um Zeit für ihre Familie zu haben. Neben ihrem Mann und den beiden Kindern hat sie die Versorgung ihrer Eltern und eines alten alleinstehenden Mieters übernommen, die alle zwar im Haus, aber in getrennten Wohnungen wohnen. Dies beinhaltet sowohl Putzen,

Kochen, Wäsche waschen etc. als auch leichte häusliche Altenpflege (tägliche Medikamentenverteilung, nach dem Rechten sehen, Arztbesuche und anderes mehr). Hinzu kommt, daß sie mit ihrem Mann zusätzlich Reparaturarbeiten u.ä. an den Häusern einer alleinstehenden Cousine und der Schwiegermutter (die in einem anderen Dorf wohnt) verrichtet. Dafür betreut die Cousine, die vis-à-vis wohnt, das kleinere Kind, während Frau Kauffering im Kaufhaus arbeitet, und auch die Schwiegermutter übernimmt gelegentlich Babysitterdienste.

Frau Kauffering betreibt ihren großen und nicht leicht zu versorgenden Haushalt auf hohem Anspruchsniveau: täglich warme Mahlzeiten, gepflegte Balkonkästen, Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten sind für sie selbstverständlich. An Tagen, an denen sie im Kaufhaus arbeitet, benutzt sie die Mittagspause zum Einkaufen und arbeitet auch nach Feierabend in der Familie weiter, an sog. „arbeitsfreien“ Tagen putzt, kocht und wäscht sie von morgens früh bis abends spät in der erweiterten Familie, an Samstagen ebenso. Sonntags bereitet sie ein großes Mittagessen für alle, so daß sie erst am Nachmittag zur Ruhe kommt, und auch die Urlaubstage werden häufig dafür verwendet, größere Arbeiten im und ums Haus zu erledigen (z.B. Holz für den Winter zu machen).

Hausarbeit, Familienzeit und Freizeit lassen sich in ihrer Lebensführung allenfalls analytisch trennen, denn der noch dörflich-bäuerlich geprägte Alltag besteht für die ganze Familie insgesamt aus Arbeit, und alle Generationen sind nach ihren Möglichkeiten einbezogen. „Ausgleich“ ist demgegenüber die Arbeit im Kaufhaus, wo Frau Kauffering unter Menschen kommt, mit Mode zu tun hat und subjektiv das Gefühl hat, „aus dem Alltagstrott herauszukommen“ – und dies, obwohl sie seit über 20 Jahren in derselben Abteilung beschäftigt ist.

Gerade diese spezifische Arbeitszeitform ermöglicht ihr die subjektiv gelungene Balance von Familienarbeit und Erwerbstätigkeit. Eine Vollzeitarbeit wäre quantitativ nicht bewältigbar, eine Halbtagsbeschäftigung wegen der langen Anfahrtswege und der schlechten Verkehrsanbindung nicht sinnvoll. Die Form der tagweisen Arbeit kommt ihr entgegen, denn so kann sie mit ihrem Mann, der ebenfalls in der Kleinstadt arbeitet, im Auto mitfahren und ist nicht auf die schlechte Busverbindung angewiesen. Der monatliche Wechsel der Arbeitstage gewährleistet, daß die Arbeitsbelastung zwischen den Teilzeit-Kolleginnen „fair“ aufgeteilt ist (die 2. Wochenhälfte ist im Verkauf arbeitsintensiver). Er stellt auch kein Problem für die Kinderbetreuung dar, denn Frau Kauffering's Cousine kann sich ganz nach der Kaufhaus-Schicht richten.

Trotz der Fülle an Aufgaben wird der Alltag nicht bewußt systematisch geplant und eingeteilt, da immer klar ist, was gerade zu tun ist. Stattdessen gibt es so etwas wie einen impliziten Plan: in bestimmten, mehr oder weniger genauen, aber flexiblen Abständen werden bestimmte Arbeiten erledigt (z.B. „müssen“ alle sechs bis acht Wochen die 33 Fenster des Hauses geputzt werden). Manche Tätigkeiten sind zwar zeitlich vorgegeben (z.B. Ins-Bett-Bringen von Kindern, Medikamente verteilen, Arztbesuche wahrnehmen), aber im Haushalt läßt sich doch vieles „schieben“. Zentral ist, daß immer gearbeitet wird: Wenn eine Tätigkeit nicht heute erledigt wird, dann eben morgen, wenn nicht in X, dann zu Hause, und selbst in den Mittagspausen und beim abendlichen Fernsehen „nebenbei“. Um das Pensum überhaupt schaffen zu können, aber auch weil es der Struktur der Hausarbeit entspricht, wird vieles gleichzeitig gemacht, eine Waschmaschine

läuft z.B. „immer nebenbei“ mit. Typisch ist die reaktive und eher situative Alltagsorganisation, auch in Abhängigkeit der Bedürfnisse der anderen Familienmitglieder – wenn z.B. ein Kind krank ist, muß vieles andere, auch die berufliche Arbeit, hintanstehen. Diese tiefsitzende Orientierung an den Bedürfnissen der anderen kommt auch der Firma zugute. Falls Frau Kauffering kurzfristig angerufen wird (was nur selten vorkommt), ist es für sie selbstverständlich, daß sie ein-springt und ihre Arbeit im Haus bis zum nächsten Tag liegen läßt.

Nur an den wenigen Urlaubstagen (wobei der Urlaub der letzten Jahre v.a. für den Hausumbau benutzt wurde) und für einige Stunden am Sonntag Nachmittag hat sie wirklich freie Zeit. Denn die Familie steht nicht nur im Sinne eines abstrakten Wertes, sondern im Sinne einer tagtäglich gelebten fürsorglichen Praxis im Mittelpunkt ihrer Lebensführung. Daneben ist als Kontrapunkt der Beruf wichtig als Ausgleich und Erholung von den Familienpflichten. „Frei ist eigentlich mehr, wenn ich in der Arbeit bin“ – diese Aussage bringt die Lebensführung von Frau Kauffering auf den Punkt. Denn „frei“ hat sie sowieso fast nie, aber wenn, dann subjektiv eher, wenn sie im Kaufhaus arbeitet als zu Hause.

#### 7.4.2 Typus *resignatives Ausharren*:

„Irgendwann hab' ich mich abgefunden damit.“

Typisch für die Verkäuferinnen dieses Typus ist, daß ihre Lebensführung von ständigen Irritationen und Reibungspunkten zwischen den einzelnen Lebensbereichen geprägt ist. So sehr sie sich Mühe geben – es gelingt ihnen weder aktuell, eine subjektiv gelungene Balance zwischen der Sorge für andere und einem eigenen Leben zu etablieren, noch haben sie auch nur die Hoffnung, daß ihnen dies in absehbarer Zeit gelingen wird. Immer wieder fühlen sie sich zerrieben zwischen widersprüchlichen Anforderungen, oft changieren sie in ihren Orientierungen und versuchen, es allen recht zu machen. Das Ergebnis ist, daß sie es niemandem recht machen, am wenigsten sich selbst. Sie befinden sich allerdings im Vergleich zum ersten Typus in einer objektiv schwierigeren Situation.

Frau Holwags (V 4) Kind ist chronisch krank, ihr Mann häufig im Außendienst, und sie hat wenig Entlastung durch ihre Mutter; Frau Terlinden (V 7) wohnt sehr isoliert auf einem Einödhof und fühlt sich stark belastet durch die Versorgung eines schwierigen Kleinkindes; Frau Borowskys (V 11) Arbeitszeiten und die Schulzeiten ihres Sohnes sind unkalkulierbar; Frau Lichtenberg (V 12) hat sowohl familiäre Probleme als auch berufliche Schwierigkeiten.

Die Frauen dieses Typus beschreiben ihre aktuelle Lebenssituation – pointiert ausgedrückt – als „Falle“, in der sie sich gefangen fühlen. Sowohl die äußeren Rahmenbedingungen – z.B. mangelnde Kinderbetreuungsmöglichkeiten, fehlende materielle Ressourcen, unkalkulierbare familiäre und/oder berufliche Anforderungen – als auch subjektive Momente – ein enger Optionshorizont, der keine Änderungsmöglichkeiten sichtbar werden läßt,

vielleicht auch eine wenig ausgeprägte Fähigkeit, aus dem, was nicht zu ändern ist, das Beste zu machen, spielen hierbei eine Rolle.

Die Partnerschaften dieser Frauen bieten für sie nicht nur wenig oder keine Entlastung, sondern stellen manchmal eine zusätzliche Belastung dar. Die Anforderungen aus der familialen Arbeit sind hoch, sei es, weil die Kinder noch sehr klein sind, sei es, weil die Alten- bzw. Krankenbetreuung viel Arbeit und Sorgen mit sich bringt. Das verwandtschaftliche Netzwerk ist nicht in allen Fällen so tragfähig wie in den beiden anderen Gruppen. Auf der anderen Seite bringt die Berufsarbeit diesen Frauen nicht die gewünschte Abwechslung und Entlastung: Sei es wegen eines ungeliebten Arbeitsplatzes, der aber nicht aufgegeben werden kann, sei es, weil sie nicht so intensiv am Beruf teilnehmen können, wie sie das möchten, da sich keine „Vertretung“ für die Kinderbetreuung findet. So sitzen diese Frauen erst einmal in einer als sehr unbefriedigend empfundenen Situation ohne Aussicht auf Veränderung fest.

Entsprechend ist die alltägliche Lebensführung bei dieser Gruppe störanfällig. Zwar versuchen auch diese Frauen – zum Teil fast krampfhaft – einen festen Rahmen für den Alltag zu etablieren und sich den Tagesablauf nach eigenen Vorstellungen einzuteilen. Dies gelingt ihnen aber nur selten, und das Mißlingen der eigenen Planung wird gewissermaßen schon mit einkalkuliert – die Frauen des Typs *resignatives Ausharren* haben selbst inzwischen den Glauben daran aufgegeben, ihren Alltag nach eigenen Wunschvorstellungen gestalten zu können. Was bleibt, ist der Regelfall des Sich-Fügens sowie die Etablierung von eher defensiven kleinen Zeitzischen zur selbstbestimmten Gestaltung, die – teils trickreich – dem Alltag abgetrotzt werden. Nach dem Motto: „Das lasse ich mir nicht auch noch nehmen“ haben diese Frauen im Rahmen einer eher als fremdbestimmt geschilderten Lebensführung typischerweise eine kleine Portion Zeit reserviert, die ganz „ihre“ Zeit ist: einen Wochentag oder auch nur einen Abend.

Die Voraussetzung dafür, daß die Lebensführung so läuft und so laufen kann, ist die Belastungsbereitschaft dieser Frauen sowie der Mangel an in diesem Milieu erreichbaren Alternativen. Daß dies auch seinen Preis hat, ist an den psychosomatischen Erkrankungen zu sehen, die für diese Gruppe ebenfalls typisch sind.

##### 7.4.2.1 Das Beispiel Paula Borowsky

Paula Borowsky (V 13) lebt mit ihrer Familie in ihrem Geburtsort, dem niederbayerischen Markt Y. Nach der mittleren Reife absolvierte sie eine Lehre als Arzthelferin, arbeitete auch nach ihrer Eheschließung mit großem Engagement bis zur Geburt ihres heute siebenjährigen Kindes in diesem Beruf und wurde dann Hausfrau. Als mit der Einschulung des Kindes und dem Baubeginn eines Eigenheims der berufliche Wiedereinstieg anstand, gab es in dem kleinen Ort Y keine ausbildungsadäquate freie Stelle für sie. Wegen der schlechten öffentlichen Verkehrsverbindungen nach X blieb Frau Borowsky nur übrig, das zu nehmen,

was der Arbeitsmarkt in Y für sie hergab: eine Tätigkeit als Verkäuferin und Kassiererin in einem Billigmarkt.

Hier arbeitet sie seit vier Jahren im Rahmen einer sog. KAPOVAZ-Regelung<sup>8</sup>. Mit ihrem Arbeitgeber ist eine wöchentliche Arbeitszeit von 24 Stunden nach gegenseitiger Absprache vereinbart. Die konkrete Praxis sieht freilich so aus, daß Frau Borowsky vom Betrieb ständig als Springerin eingesetzt wird, und zwar nicht nur in Y, sondern im gesamten Landkreis. Überstunden von 10-15 Stunden pro Woche sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel, und teils erfolgen die Arbeitseinsätze so kurzfristig, daß Frau Borowsky z.B. am Montag manchmal noch nicht weiß, ob und wo sie am Dienstag arbeiten wird. Hinzu kommt, daß ihr Kind als Erstklässler einen unregelmäßigen Unterricht und damit ebenfalls unkalkulierbare An- und Abwesenheitszeiten hat. Regelmäßig ist nur der Tagesablauf von Herrn Borowsky. Er ist als Elektriker von täglich 6.30 bis mindestens 18.30 außer Haus: zunächst an seinem Arbeitsplatz und anschließend auf diversen Baustellen von Bekannten, wo er sich schwarz zusätzliches Geld für den Bau des Eigenheimes der Familie dazuverdient.

Die Flexibilität des Arbeitseinsatzes von Frau Borowsky schlägt voll auf die Gestaltung ihres Familienlebens durch: Ihre Arbeitszeitregelung hat für den Familienalltag höchst problematische Konsequenzen. In den Augen ihres Kindes wird sie z.B. zunehmend als unzuverlässig wahrgenommen, denn immer wieder muß sie versprochene Beschäftigungen mit ihm kurzfristig verschieben oder ganz absagen.

Um unter derartigen Bedingungen ihren Alltag überhaupt auf die Reihe zu bekommen, muß sie sehr stark organisieren und planen. So hat sie, wie viele berufstätige Mütter, ein Zettelsystem entwickelt, mit denen sie ihrem Mann und der eigenen Mutter über ihren Arbeitseinsatz Bescheid gibt, den Einkauf vorbereitet usw. Ihr Hauptproblem ist, das umfangreiche und anspruchsvolle Hausarbeitspensum zu schaffen (sie putzt auch den Handwerkern am Neubau hinterher), obwohl ihre Zeit ständig von Übergriffen des Betriebes gefährdet ist und sie nicht wirklich kalkulieren kann. Da sie nur drei bis vier halbe Tage pro Woche Zeit für den Haushalt hat, muß sie genau planen, um alles in der kurzen Zeit bewältigen zu können. So rationalisiert sie, indem sie z.B. in großen Mengen vorkocht und das Essen einfriert. Zusätzlich hat Frau Borowsky Strategien entwickeln müssen, um sich vor den als maßlos empfundenen Ansprüchen des Betriebes zu schützen. Sie geht z.B. seit einiger Zeit nur dann selbst ans Telefon, wenn ein entsprechendes Klingelzeichen ertönt, das sie mit ihren Freunden und Verwandten eigens vereinbart hat.

Familienkonflikte sind an der Tagesordnung, wenn allen wieder einmal der Alltag über den Kopf wächst: dann beispielsweise, wenn es Frau Borowsky mal wieder nicht schafft, die Ansprüche ihres Arbeitgebers auf noch mehr Arbeit abzuwehren und beide Eltern befürchten, daß das Kind darunter leiden muß. In der finanziellen Zwickmühle, in die sich die Familie mit dem Hausbau manövriert hat, kann keiner der beiden Eltern beruflich zurückstecken: Frau

Borowsky, die den Verlust des einzigen am Ort verfügbaren Arbeitsplatzes befürchtet, ebensowenig wie Herr Borowsky, der den Löwenanteil des Geldes für den Neubau heranschaffen muß. Es bleibt ein resigniertes Sich-Fügen, wobei psychosomatische Erkrankungen nicht ausbleiben.

Erträglich wird diese Situation nur durch die große, in diesem ländlich geprägten Milieu nicht untypische Belastungsbereitschaft und durch nach wie vor stabile soziale Ressourcen. Frau Borowsky ist, ähnlich wie Frau Kauffering, eingebunden in eine traditionelle bayerische Großfamilie am Ort. Für ihre Lebensführung stellt diese derzeit ausschließlich eine Ressource und keine Belastung dar. Frau Borowskys gesamtes System der Lebensführung als berufstätige Mutter zu derartigen betrieblichen Konditionen steht und fällt mit der Kooperationsbereitschaft ihrer Mutter und Schwester, die direkt nebenan wohnen, sowie weiterer weiblicher Verwandten. Denn Herr Borowsky ist durch seine Arbeit im Beruf sowie durch die zusätzliche Schwarzarbeit und Eigenarbeit auf der Baustelle so sehr eingespannt, daß er für die Familie allenfalls sonntags Zeit hat. Kinderbetreuung und Hausarbeit betrachtet aber die ganze Familie ohnehin als Sache der Frauen. Deren Hilfsbereitschaft ist Teil eines generationenübergreifenden Regelwerks, das einerseits Entlastung garantiert, andererseits aber auch Abhängigkeiten schafft. Die Bereitschaft von Frau Borowskys Mutter, selbstlos für das Kind zu sorgen und notfalls auch den Haushalt der Tochter mitzuerledigen, beinhaltet für die junge Frau nämlich die Verpflichtung, später ebenso selbstlos für ihre Mutter da zu sein, wenn diese im Alter der Hilfe bedarf.

#### 7.4.3 Typus *reflexives Neuarrangieren*:

„Hab' jetzt eigentlich alles geändert. Was zum ändern war.“

Im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Gruppen ist für die Frauen dieses Typs ein unerwarteter „Bruch“ in ihrem Lebenslauf charakteristisch, der eine grundsätzliche Neuordnung der Lebensführung zur Folge hatte. Worin dieser Bruch im einzelnen bestand, ist sehr verschieden. In einigen Fällen waren es eher schicksalhafte Ereignisse:

Frau Volperts (V 2) Kind ist nach langer Krankheit gestorben, und ihr Mann hat sich von ihr getrennt; Frau Schwendter (V 9) wurde von einem Tag auf den anderen Witwe.

In anderen Fällen haben die Frauen aufgrund eigener Entscheidungen ihrem Leben eine neue Struktur gegeben:

Frau Willmann (V 6) gab die berufliche Karriere als Abteilungsleiterin auf; Frau Kreitmeyer (V 11) reichte die Scheidung ein und zog zu ihrem neuen Lebensgefährten.

In allen Fällen kam trotz der Verschiedenheit des konkreten Anlasses für den biographischen Bruch, der als Krise erfahren wurde, ein Prozeß der Reflexion über die Ziele der eigenen Lebensführung in Gang. Der Alltag, wie er bis dann eher unhinterfragt-selbstverständlich „einfach gelebt“ wurde,

<sup>8</sup> KAPOVAZ ist die Abkürzung für „kapazitätsorientierte variable Arbeitszeit“, auch bekannt unter der Bezeichnung „Arbeit auf Abruf“.

wurde auf einmal zum Gegenstand der bewußten Überlegung: Was ist mir wichtig? Wie habe ich bisher gelebt? Wie will ich künftig leben?

Die Antworten, die die Frauen auf diese Fragen gefunden haben, sind so unterschiedlich wie die Frauen selbst. Gemeinsam ist allen Frauen dieser Gruppe aber, daß sie sich für den Zuschnitt ihrer jetzigen Lebensführung nach Abwägen von Alternativen bewußt entschieden haben. Ihr Optionshorizont ist weiter als der der vorhergehenden Gruppe: Sie kennen Alternativen zum Gegebenen aus eigener Erfahrung und setzen sich mit diesen Alternativen gezielt auseinander. Nicht Tradition, sondern die bewußte Reflexion der eigenen Werthaltungen bildet die kognitive Grundlage der Lebensführung.

Über die konkrete Ausgestaltung der Alltagspraxis ist damit noch nichts ausgesagt. Wir finden Fälle, in denen die Frauen mehr für sich selbst tun wollen, weniger bereit sind, für die Angehörigen dazusein, neue Beschäftigungen und Interessen entdecken usw. Denn nach reiflichen Überlegungen kommen sie zum Ergebnis, daß sie bisher im Alltag immer zuviel zurückstecken mußten. Wir finden aber auch Fälle, in denen die Frauen ganz bewußt eine Einschränkung ihrer eigenen Interessen zugunsten ihrer Kinder wählen. Am Ende ihrer Überlegungen steht die Erkenntnis, daß es ihnen wichtiger ist, den Interessen ihrer Kinder den Vorrang zu geben. Zentral ist, daß sie sich nach einer mehr oder weniger langen krisenhaften Phase für eine bestimmte ganz bewußt gewählte Balance zwischen „Dasein für andere“ und „eigenem Leben“ entschieden haben und ihren Alltag entsprechend dieser Entscheidung ganz gezielt gestalten, so gut es geht. Bis diese neue Balance im Detail austariert ist, kann einige Zeit vergehen. Da die Frauen aber nun sehr genau wissen, was sie wollen bzw. diese Frage immer wieder bewußt stellen, verfolgen sie das Ziel der Optimierung ihrer Lebensführung nach eigenen Plänen hartnäckig und lassen sich auch von Rückschlägen (z.B. wenn sich nicht sofort der ideale Arbeitsplatz findet) nicht entmutigen. Sie schildern sich – im Gegensatz zur vorhergehenden Gruppe – weniger als Opfer, denn als Akteurinnen ihrer Biographie.

Einige Partnerschaften sind weniger traditionell als in den ersten beiden Gruppen (teils haben die Frauen ganz gezielt nach einem partnerschaftlichen Mann gesucht). In allen Fällen hat der Beruf eine höhere und auch eigenständigere subjektive Bedeutung, ist nicht nur Ergänzung zur Familie, sondern ein Wert an sich. Die Haushaltsführung ist entweder (etwas) weniger anspruchsvoll als in der vorausgehenden Gruppe oder/und in bemerkenswerter Weise durchrationalisiert.

Dies kann soweit gehen wie im Fall von Frau Willmann (V 6), die sich beeilt, damit sie um „ungefähr 17.18 Uhr“ (sic!) zu Hause ist, denn um 17.30 Uhr kom-

men ihr Mann und der 18jährige Sohn. Dann („weil meine beiden Männer das so wollen“) gibt es ein warmes Abendessen sofort nach deren Ankunft zu Hause, und alle – einschließlich Frau Willmann selbst – sehen es als ihre Aufgabe an, dieses Essen in den Mikrowellenherd zu schieben und zu servieren. Im Anschluß an das Abendessen kocht Frau Willmann die Mahlzeit vor, die sie am nächsten Tag aufwärmen wird, während Mann und Sohn bereits beim Fernsehen sitzen. Sie beklagt diese Situation keineswegs, im Gegenteil. Sie hat eine Abteilungsleitung zugunsten einer Teilzeitbeschäftigung aufgegeben, um mehr für ihre Familie dasein zu können. Nun ist sie stolz darauf, wie es ihr gelingt, den Ansprüchen der anderen durch ihre hocheffiziente Alltagsorganisation gerechtzuwerden.

Die Tätigkeiten, für die in der Lebensführung Platz geschaffen werden, sind heterogener, freizeitorientierter und stärker nach außen gerichtet als in den beiden ersten Gruppen: Kino und Theater, Kirchenchor und Cafébesuch, gelegentliche Reisen und ausgiebige Schönheitspflege, Essengehen u.ä.m. haben hier neben beruflichen und familialen Aktivitäten in der Lebensführung einen zwar kleinen, aber immerhin festen Platz. Dennoch arbeiten auch diese Frauen sehr viel für ihre Angehörigen. Auch sie sind pflichtbewußt und arbeitsam, tüchtig und belastungsbereit, auch sie sind intensiv eingebunden in die Sorge für andere. Wieviel Zeit und Energie sie in die familialen Aufgaben stecken, wird aber wohlüberlegt und reflexiv gegen Alternativen abgewogen. Vor allem haben sie gelernt, auch gelegentlich „nein“ zu sagen.

Kennzeichnend ist schließlich noch ein widersprüchliches Verhältnis zur Planung: Einerseits wird sehr wohl geplant, indem sie versuchen, die eigenen Interessen gezielt zu verfolgen. Andererseits lassen sie aber auch die Dinge auf sich zukommen und genießen den Tag, vor allem glauben sie nicht mehr an den Sinn langfristiger Planung. Denn diese Frauen haben gelernt, daß alles von einem Tag auf den anderen anders kommen kann.

#### 7.4.3.1 Das Beispiel Renate Schwendter

Renate Schwendter (V 9) ist für den Typus des *reflexiven Neuarrangierens* das klarste Beispiel.

Frau Schwendter absolvierte nach der Volksschule eine Lehre als Einzelhandelskauffrau in einem Kaufhaus in ihrer Heimatstadt X und war dann drei Jahre lang berufstätig. Sie heiratete bereits mit 19 Jahren und baute sich mit ihrem Mann ein Eigenheim nahe dem Haus ihrer Eltern. Als sie zwanzig war, kam das erste ihrer beiden Kinder zur Welt. Damit gab sie ihre Berufstätigkeit auf und wurde, nicht zuletzt auf Drängen ihres Mannes, Hausfrau. Jahrelang übernahm sie zwar gelegentliche Aushilfsjobs, kümmerte sich aber vor allem um Haushalt und Kinder und unterstützte ihren Mann bei seiner Karriere als Kaufmann. Einerseits erfuhr sie in der Hausfrauen- und Mutterrolle Bestätigung, andererseits fühlte sie sich mit zunehmender Selbständigkeit der Kinder immer stärker vom gesellschaftlichen Geschehen abgeschnitten.

Vor fünf Jahren, als ihre Kinder begannen, ihre eigenen Wege zu gehen, konnte sie gegen den Widerstand ihres Mannes endlich durchsetzen, eine geringfügige Teilzeitbeschäftigung im Kaufhaus anzunehmen. Im Nachhinein erwies sich ihre Hartnäckigkeit als Glücksfall, denn ein Jahr später starb ihr Mann unerwartet, und Frau Schwendter mußte plötzlich selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen.

Der Tod des Partners veränderte ihre alltägliche Lebensführung vollständig. Das wohl situierte Leben einer traditionellen Hausfrau, deren Alltag überwiegend um das Dasein für Mann und Kinder kreiste und daneben noch ein wenig Raum für Gelegenheitsjobs bot, verlor nicht nur die materielle, sondern auch die normative und affektive Basis: Mit dem Tod des Mannes wurde Frau Schwendters Alltagskonstruktion buchstäblich der Boden unter den Füßen weggezogen. Nur langsam und mit Mühe gelang es ihr, ein neues Lebensführungsarrangement zu etablieren.

Dank der Unterstützung ihrer Firma konnte sie bald in eine fast ganztägige Beschäftigung innerhalb des Hauses wechseln, wurde selbständiger und selbstbewußter und engagierte sich sehr im Beruf, um sich abzulenken. Ihre Kinder, Freundinnen, Eltern und die Schwiegereltern unterstützten sie darin, sich in der Freizeit neuen Interessensgebieten zuzuwenden, obwohl sie sich finanziell einschränken mußte. Frau Schwendters Horizont erweiterte sich, sie wurde weniger häuslich, verlor ihren „Putzfimmel“, wie sie sagt, begann, kulturelle Veranstaltungen zu besuchen, unternahm sogar gelegentliche Auslandsreisen.

Drei Jahre nach dem Tod ihres Mannes lernte sie einen neuen Partner kennen, der inzwischen zwar de facto bei ihr wohnt, aber seine eigene Wohnung auf ihren Wunsch dennoch weiterbehält. Ihren verstorbenen Mann kennzeichnet sie als sehr konservativ:

„Der war also im Haushalt da sehr Pascha, also er war ein wunderbarer Mann, muß ich sagen, aber naja, ich war halt eigentlich mehr sein Geschöpf, also so seh' ich das heute. ... Das hab' ich zu dem Zeitpunkt nicht gesehen. Weil ich hab's nicht anders gekannt, mir ist nix abgegangen. Also das war für mich okay.“ (V9).

Heute dagegen genießt sie ihr „wunderbares neues Leben“. Der neue Partner ist „pflegeleicht und weltoffen und partnerschaftlich eingestellt“ und unterstützt sie in ihren Bemühungen um Selbständigkeit.

Derzeit arbeitet Frau Schwendter 100 Stunden pro Monat im Verkauf. Ihr Alltag ist zudem geprägt von regelmäßigen kulturellen und sportlichen Freizeitbeschäftigungen. Die Arbeit zu Hause wird zwar noch immer routiniert erledigt, steht aber nicht mehr im Vordergrund. Dafür sind ihre neuen Interessen zu wichtig geworden. An den Wochenenden geht sie oft ins Theater oder ins Konzert, im Urlaub reist sie mit ihrem neuen Partner oder mit anderen Bekannten nach Österreich oder Italien. Manchmal kocht sie noch immer ausgiebig für ihre nunmehr erwachsenen Kinder und deren Freunde. Der entscheidende Unterschied zu ihrem früheren Leben besteht darin, daß die Regie nun ganz bei ihr liegt: Sie tut das, wenn sie Lust dazu hat und sonst nicht, sagt auch einmal „nein“ den anderen gegenüber. Zugute kommt ihr, daß nicht nur die Kinder, Eltern und Schwiegereltern sondern auch Freundinnen, Bekannte und Kolleginnen sie darin

unterstützen, ein neues, anderes Leben zu führen und so mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Seit dem unerwarteten Zusammenleben mit ihrem neuen Partner („der liebe Gott meint's doch noch gut mit mir“) hat sie eine neue, noch immer etwas prekäre Balance in ihrer alltäglichen Lebensführung etabliert. Sie investiert zwar weniger Zeit und Energie in den Beruf, der zu Anfang ihrer Witwenschaft den zentralen Lebensinhalt darstellte. Sie vermeidet aber auch einen „Rückfall“ in die traditionelle „Heimchen-am-Herd“-Rolle. Dies wird von ihrem neuen Partner einerseits unterstützt, andererseits drängt er auf Heirat. Aber Frau Schwendter zögert. Denn in eine erneute Abhängigkeit mag sie sich nicht wieder begeben.

## 7.5 Für andere sorgen in einer sich modernisierenden Lebenswelt: zunehmend komplizierte Balancen der Lebensführung

Es wurde gezeigt, welche spezifischen Begrenzungen die Sorge für andere in der Gestaltung der Lebensführung mit sich bringt und wie die Frauen einer der von uns untersuchten Gruppen, ländliche Verkäuferinnen, in kontingentierte Arbeitszeitarrangements, die Aufgabe der Sorge in ihre Lebensführung integrieren.

Bei diesen Frauen handelt es sich um jene Gruppe in unserem Sample, die am stärksten eine traditionell-weibliche Lebensorientierung repräsentieren. Sie haben die Sorge für ihre Familien sowohl von ihrem Selbstverständnis her als auch in ihrer Alltagspraxis am deutlichsten in den Mittelpunkt der Lebensführung gestellt. Auch sind ihre ländlichen Lebensbedingungen für eine Lebensführung, in die die Versorgung von Kindern und Alten integriert wird, meist weniger problematisch als städtische. Aber selbst für die Frauen in dieser Gruppe ist die Sorge für andere keineswegs problemlos, manchmal sogar nur mit Anstrengung in die Lebensführung zu integrieren.<sup>9</sup>

Wir vermuten, daß die diesbezüglichen Probleme künftig zunehmen werden und immer kompliziertere Balanceakte in der Lebensführung mit sich bringen werden, wenn sich einige Rahmenbedingungen nicht grundlegend verändern. Denn die familiäre Sorge in ihrer traditionellen Form ist an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, die selbst in ländlichen Gebieten bedroht, wenn nicht sogar vielleicht tendenziell im Verschwinden begriffen

<sup>9</sup> Zur Lebenssituation von Frauen in ländlichen Regionen vgl. Hebenstreit-Müller/Helbrecht-Jordan (1990).

sind. Derartige Voraussetzungen lassen sich auf verschiedenen Ebenen identifizieren.

Auf der *Ebene der Person* muß die Bereitschaft zum Dasein für andere und zur Zurücknahme individueller Ansprüche gegeben sein. Dazu sind Orientierungen nötig wie Selbstverleugnung, Bescheidenheit und die Bereitschaft, das eigene Handeln eher reaktiv zu gestalten. Zudem braucht es Orientierungen, die man als klassische Arbeitstugenden bezeichnen könnte: Pflichtbewußtsein, Tüchtigkeit und Arbeitsdisziplin, ein generalisiertes Verantwortungsgefühl und eine umfassende Belastungsbereitschaft. Derartige Ressourcen auf der Ebene der Orientierungen und Werthaltungen garantieren, daß nicht persönliche Ansprüche an Lebensgenuß und Selbstentfaltung in der Gestaltung der Lebensführung die Oberhand gewinnen, sondern daß die Sorge für andere in der Familie (aber auch die gewissenhafte Pflichterfüllung im Beruf (vgl. hierzu Lutz 1984) zentrale Leitlinie bleiben kann. Dies gelingt umso besser, je begrenzter die Optionen in der Lebenswelt insgesamt sind.

Je größer aber die potentiellen individuellen Freiräume und je zahlreicher und sichtbarer die Handlungsalternativen werden, desto stärker erodiert die alltäglich erfahrbare gesellschaftliche Grundlage für derartige Werthaltungen. Wenn die Arbeit von morgens früh bis abends spät für alle Menschen im eigenen Lebensumfeld selbstverständlich ist, fällt die Notwendigkeit, in der Sorge für Kinder rund um die Uhr einsatzbereit zu sein, nicht weiter als Defizit der eigenen Lebensführung auf. Wenn niemand Urlaubsreisen unternimmt, wird es nicht als Benachteiligung erlebt, daß man mit der Sorge für alte Angehörige „angehängt“ ist. Wenn eigenständige berufliche Karrieren für Frauen gesellschaftlich noch nicht einmal als Phantasie möglich sind, bedeutet die Rücknahme beruflicher Ziele zugunsten der Übernahme der Sorge für die Familie psychisch weniger Verzicht. Freiräume und Optionen haben aber in den letzten Jahren und Jahrzehnten zugenommen, auch in strukturschwachen ländlichen Gebieten, und vieles spricht dafür, daß die Freisetzungen des Individualisierungsprozesses gerade auf dem Land noch erst am Anfang stehen. Künftig wird es für Frauen – so unsere These – immer weniger selbstverständlich sein, die alltäglichen Begrenzungen der Lebensführung ohne weiteres auf sich zu nehmen, die die private familiäre Sorge von Angehörigen mit sich bringt.

Wir vermuten dies, weil wir feststellen können, daß selbst unsere traditionellste Untersuchengruppe, Frauen aus ländlichen Gegenden mit geringem Qualifikationsniveau, unübersehbar individuelle Ansprüche zu vertreten beginnen. Die meisten tun dies eher zaghaft und noch begrenzt auf einige Teilbereiche ihrer Lebensführung, typischerweise bezogen auf den Be-

reich der Berufstätigkeit. („Für mich ist das eine Erholung, wenn man mal in die Arbeit gehen kann und nix hört und nix sieht von Haushalt und Familie“, sagt Frau Hollweg V 4). Je mehr die materiellen Grundlagen traditionell weiblicher Orientierungen ersichtlich brüchig werden, desto weniger dürften sich individuelle Ansprüche aber auf derartige Nischen außerhalb der Familie begrenzen lassen.

Denn auf der *Ebene von Partnerschaft und Familie* war die Grundlage der weiblichen Dienstbereitschaft das traditionelle Geschlechterarrangement, das auch auf dem Land langsam Risse zu zeigen beginnt. Dazu gehörte die Sicherheit der lebenslangen Einbindung in eine Ehe, in der als Gegenleistung für die Fürsorge der Frauen die „standesgemäße“ Alimentierung durch die Männer garantiert war. Ein weiterer Teil dieses Pakets war der Mangel an potentiell vorstellbaren und umsetzbaren Alternativen zum traditionellen familialen Lebensentwurf, für Frauen wie für Männer. Neuerdings wird die Sicherheit dieses Arrangements immer fragwürdiger, Alternativen dazu werden immer sichtbarer: Sei es, weil ein Partner den Geschlechtervertrag durch Trennung oder Scheidung leichter kündigen kann, sei es weil die berufliche Position vieler Familienväter nicht mehr dauerhaft einen als angemessen empfundenen Lebensstandard garantiert, der den gestiegenen Anspruchsniveaus genügt, sei es, weil das Bildungsniveau von Frauen und damit die Ansprüche an beruflicher Teilhabe und an die Lebensführung insgesamt auch auf dem Land steigen. Aus der Sicht besonders der jüngeren, besser gebildeten Frauen zeigt sich jedenfalls immer deutlicher, daß eine um die Sorge für die Angehörigen zentrierte Lebensführung für sie leicht zum Balanceakt ohne Netz werden kann.

Hinzu kommen bestimmte Entwicklungen auf der *Ebene der äußeren Rahmenbedingungen* der Lebensführung, die in die gleiche Richtung wirken. Immer deutlicher spitzt sich die Spannung zwischen den strukturellen Logiken von Öffentlichkeit und Privatheit zu und wird als Irritation in der Lebensführung spürbar. Während in der Öffentlichkeit – in der Berufswelt, im Bildungssystem, in den Geschäften, auf den Straßen und Plätzen – das Tempo des Alltags sich beschleunigt und Zeit zum Gegenstand immer raffinierterer kalkulatorischer Überlegungen wird, hat sich am Tempo der Lebensäußerungen von Kindern und Alten wenig verändert: Kleinkinder bevorzugen noch immer das „Spazierenstehen“, alte Menschen werden noch immer mit zunehmendem Alter immer langsamer. Wer für Kinder und Alte sorgt, muß in der Lebensführung den immer schwieriger werdenden Ausgleich zwischen den Zeitmodi herstellen. Hinzu kommen die Veränderungen in der Wohnumwelt, die die Arbeit der Sorge für andere zusätzlich belasten: Einerseits müssen die Belastungen durch den Straßenverkehr kompensiert



werden, andererseits wird immer mehr Alltagsmobilität in der Lebensführung notwendig, was sich mit der Statik der familialen Sorge eher schlecht als recht verträgt.

Wenn sich an den Rahmenbedingungen der familialen Sorge für andere nichts ändert, wird die Sorge für andere gesellschaftlich vermutlich immer stärker Probleme für die Lebensführung der Personen bereiten, die diese Sorge übernehmen. Sie werden immer stärker mit den randständigen Kindern und Alten in die Randzonen einer Gesellschaft verwiesen, die alles Sperrige und Störende, nicht Planbare und Unberechenbare als Sonderfall abtut. Noch sorgen Frauen mit den alltäglichen Balanceakten in ihrer Lebensführung dafür, daß die gesellschaftliche Brisanz dieser Situation nicht wirklich sichtbar wird. Aber selbst in den Dörfern Niederbayerns zeigt sich, daß deren Belastungsbereitschaft begrenzt ist: Mit fortschreitender Modernisierung wird sie vermutlich ebensowenig selbstverständlich vorausgesetzt werden können wie reine Luft und frisches Wasser.

#### Anhang: Überblick über die Befragten

Firma A	<i>Alter, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners, Kinder und Alte, Arbeitszeit-Situation, Netto-Haushaltseinkommen, Wohnsituation</i>
V 1 Frau Kauffering	35, rk, verh. mit kaufm. Angestellten, 2 Kinder (14, 4 J.), aufwendige Altenversorgung (Pflegeaufgaben für beide alten Eltern und einen alten Mieter im selben Haus sowie haushalterische Hilfeleistungen für Cousine (wohnt vis-à-vis) und Schwiegermutter (in anderem Ort), AZ 3 Tage/Woche im wöchentl. Wechsel, DM 3.600, dörfliche Wohnsituation: großes Haus mit Obst- und Gemüsegarten und Wald, schlechte Busverbindung.
V 2 Frau Volpert	44, rk, verh., getrennt lebend, wird gerade geschieden (Mann Angestellter), 2 Kinder (18, 7 J.), keine Altenbetreuung, 90 Std./Monat mit unterschiedlichem AZ-Muster im job-sharing, DM 2.500, dörfliche Wohnsituation, seit Trennung umgezogen von Haus mit Garten in 3-Zimmer-Wohnung im Dorf, langer Anfahrtsweg.
V 3 Frau Hintermüller	40, rk, verh. mit Techniker, 1 Kind (13 J.), pflegt final krebserkrankte Mutter, versorgt zudem Vater und z.T. geschiedenen Bruder mit Kind, die im selben Haus bzw. daneben wohnen. AZ tägl. halbtags und gelegentlich ganztägige Messebesuche u.ä., DM 3.100, dörfliche Wohnsituation, Haus mit Garten, langer Anfahrtsweg.
V 4 Frau Hollweg	36, ev., verh. mit Beamten, 2 Kinder (16, 5 J.), besucht und versorgt regelmäßig und zunehmend Schwiegermutter und andere alte Verwandte über größere Entfernung, AZ 40 Std./Monat in ger. Beschäftigungsverhältnis, DM 5.000, kleinstädtische Wohnsituation, Eigenheim mit Garten in zentraler Lage.
V 5 Frau Hillmer	48, rk, verh. mit Arbeiter, 2 Kinder (27, 20 J.), pflegebedürftige Mutter lebt im Haushalt mit, AZ 150 Std./Monat, DM 3.500, dörfliche Wohnsituation (schlechte Busverbindung), Haus mit Garten.

V 6 Frau Willmann	39, rk, verh. mit Angestellten, 1 Kind (18 J.), mehrmals wöchentliche, tendenziell zunehmende haushalterische Versorgung der Mutter im selben Doppelhaus, regelmäßige AZ 3 Tage/Woche, eigenes Einkommen DM 800, dörfliche abseitige Wohnsituation, Doppelhaus mit Garten.
V 7 Frau Terlinden	29, rk, verh. mit einem Angestellten, 1 Kind (2 J.), zunehmende Versorgung der Eltern in unmittelbarer Nähe, AZ 3 wechselnde Tage/Woche, häufig Überstunden, DM 5.000, sehr abseits gelegene dörfliche Wohnsituation, Eigenheim mit Garten.

Firma B	<i>Alter, Konfession, familialer Status, Beruf des Partners, Kinder und Alte, Arbeitszeit-Situation, Netto-Haushaltseinkommen, Wohnsituation</i>
V 8 Frau Hebenstiel	46, rk, verh. mit Angestellten, 1 Kind (21 J.), bis vor wenigen Wochen mehrmals wöchentliche Versorgung der alten Mutter, AZ 2 Tage/Woche und Urlaubs- und Krankheitsvertretungen nach Bedarf, DM 4.500, kleinstädtische Wohnsituation, 3-Zi-Wohnung in eher abgelegener Lage (schlechte Busverbindung).
V 9 Frau Schwendter	44, rk, Witwe in nichtehelicher Lebensgem. mit Angestellten, 2 Kinder (24, 22 J.), bisher geringfügige haushalterische Altenversorgung, AZ 30 Std./Woche in regelmäßigem Rhythmus, DM 7.000, kleinstädtische Wohnsituation, kleines Eigenheim mit Garten (schlechte Busverbindung).
V 10 Frau Frundsberg	56, ev., gesch. (Ex-Mann Arbeiter), wohnt allein, versorgt aber dennoch z.T. Kinder (23, 26, 32 J.) und Enkelkind. Mutter am Ort, die sie unterstützt. Arbeit insgesamt fast ganztags als Schneiderin für verschiedene Firmen: halbtags in Änderungsschneiderei in X, täglich nach Anfall Heimarbeit für Firma B sowie Arbeit auf Gegenseitigkeit für Bekannte, DM 1.700, dörfliche Wohnsituation, seit Scheidung Umzug von Haus mit Garten in 2-Zi-Wohnung, schlechte Busverbindung, eig. Auto.

V 11 Frau Kreittmeyer	25, rk, noch verh. mit Beamten, 1 Kind (4 J.), lebt in nichtehelicher Lebensgemeinschaft mit Arbeiter, keine Altenbetreuung, wechselnde AZ je nach Auftragslage, derzeit halbtags am Vormittag, zusätzlich gelegentlich Heimarbeit, DM 3.000, dörfliche Wohnsituation, mietfreie 4-Zi-Wohnung in Doppelhaus mit Garten der künftigen Schwiegereltern, eig. Auto.
V 12 Frau Lichtenberg	56, rk, ledig, kinderlos, vieljährige, lebensbestimmende Einbindung in Altenbetreuung der Eltern am Ort, weitere verwandtschaftl. Versorgungsaufgaben, AZ: Ganztagsbeschäftigung mit freiem Donnerstag, DM 2.200, kleinstädtische Wohnsituation, 2-Zi-Eigentumswohnung in zentraler Lage, eig. Auto.

Firma C	<i>Alter, Konfession, familialer Status, Beruf des Partners, Kinder und Alte, Arbeitszeit-Situation, Netto-Haushaltseinkommen, Wohnsituation</i>
V 13 Frau Borowsky	33, ev., verh. mit Angestellten, 1 Kind (7 J.), keine Altenversorgung, AZ: KAPOVAZ mit 24 Std./Wo., de facto ständige Überstunden bis hin zur Ganztagsbeschäftigung, DM 3.000, kleinstädtische Wohnsituation, derzeit noch Mietwohnung, Bau eines Eigenheims inkl. Einliegerwohnung für Mutter, wegen schlechter Verkehrsanbindung an derzeitige Arbeit gebunden.
V 14 Frau Cramer	43, rk, verh. mit Arbeiter, 2 Kinder (21, 19 J.), haushalterische Versorgung von Nachbarin im Haus, bis vor kurzem Pflege der Mutter, AZ: 30 Std./Woche mit wöchentl. Schichtwechsel, Tendenz zu ständigen Überstunden auf Abruf, derzeit 11 Std./Tag, keine Einkommensangabe, städtische Wohnsituation, 110-qm-Wohnung in unmittelbarer Nähe des Betriebs.

## 8. Zur Integration des Berufs in das Alltagsleben: das Beispiel der Altenpflegekräfte

Wolfgang Dunkel

### 8.1 Die Untersuchungsgruppe

Die Altenpflege repräsentiert als „typischer Frauenberuf“ – neun von zehn Beschäftigte in der Altenpflege sind Frauen – spezifische berufliche Bedingungen, die die Beschäftigten in ihrer Lebensführung vor besondere Probleme stellen. Diese Bedingungen reichen von einem niedrigen Status über geringe Bezahlung und fehlende berufliche Aufstiegsmöglichkeiten bis hin zur „Hausarbeitsnähe“ der beruflichen Aufgaben. Dazu kommen hohe körperliche und psychische Belastungen sowie die Probleme, die sich aus den in den Pflegeberufen üblichen Arbeitszeiten ergeben.

Vor diesem Hintergrund wird im folgenden danach gefragt, wie die Arbeit in der Altenpflege mit anderen Lebensbereichen abgestimmt wird und welche Bedeutung ihr vor dem Hintergrund einer je subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit beigemessen wird. Dabei wird angenommen, daß es für die Berufspraxis einer Person von entscheidender Bedeutung ist, inwieweit und auf welche Weise es ihr gelingt, berufliche und familiäre Anforderungen sowie die Ansprüche, die sie an ihr Leben stellt, in einen Zusammenhang zu bringen, der auf der alltagspraktischen Ebene des Handelns funktioniert und auf der Ebene des Denkens und Fühlens sinnvoll erscheint. Die Herstellung eines solchen Zusammenhangs wird mit dem Begriff *Integration* bezeichnet. Diese wiederum wird auf zwei Ebenen behandelt: Auf der Ebene des Denkens und Fühlens wird untersucht, wie die Ausübung eines Berufs wahrgenommen und mit den anderen Lebensaktivitäten in einen mehr oder weniger konsistenten Zusammenhang gebracht wird. Auf der Ebene des Handelns wird danach gefragt, mit Hilfe welcher Methoden der Alltagsorganisation die praktischen Anforderungen, die sich aus Beruf, Familie und persönlichen Ansprüchen ergeben, unter einen Hut gebracht werden.

Um die Integration des Berufes *Altenpflege* in das Alltagsleben der Pflegekräfte unter unterschiedlichen Bedingungen untersuchen und damit vielleicht auch ein breiteres Spektrum unterschiedlicher Formen, in denen sich Pflegekräfte mit ihrem Beruf arrangieren, erfassen zu können, wurden – im

Unterschied zu den anderen Untersuchungsgruppen – die Bedingungen der beruflichen und der familialen Sphäre gezielt variiert.

Eine Variation der Erwerbsarbeitsbedingungen wurde dadurch angestrebt, daß drei Einrichtungen der stationären Altenhilfe ausgewählt wurden, die sich in mehrererlei Hinsicht unterscheiden. So differieren die Häuser A, B und C hinsichtlich der Arbeitszeitregulierungen, der Arbeitsorganisation und der Pflegeideologie. Zwei dieser Einrichtungen (Haus A und Haus B) liegen in einer Kleinstadt mit ländlichem Einzugsgebiet, die dritte (Haus C) in einer Großstadt. Dies bringt mit sich, daß die Befragten zum Teil in der Großstadt, zum Teil in der Kleinstadt und zum Teil auf dem Lande leben. Ihre berufliche Qualifikation sowie ihr berufliches Tätigkeitsfeld wurden hingegen weitgehend konstant gehalten: Im Sample sind ausschließlich hauptberuflich in der Pflege tätige Frauen und Männer vertreten, die eine Ausbildung zur Kranken- oder AltenpflegerIn durchlaufen haben. Alle Befragten arbeiten in der stationären Altenhilfe und haben Pflegebedürftige zu versorgen.

Im familialen Bereich wurde ebenfalls eine Variation der Bedingungen angestrebt, von denen angenommen wurde, daß sie für das Problem der Integration der Lebensbereiche bedeutsam sind. Die leitende Überlegung war hier, daß die An- bzw. Abwesenheit sowie das Alter von Kindern wie auch die An- oder Abwesenheit eines Lebenspartners im privaten Haushalt der Altenpflegekräfte jeweils spezifische Integrationsleistungen erfordern. Dementsprechend sollten im Sample Pflegekräfte mit Kleinkindern, mit bereits älteren Kindern, mit und ohne LebenspartnerIn vertreten sein.

Auf der Grundlage dieser Überlegungen haben wir achtzehn Frauen und zwei Männer befragt. Dabei führte die Variation der familialen Bedingungen zu einer breiteren Altersstreuung, als sie bei den anderen Untersuchungsgruppen vorliegt. Die heterogene Alterszusammensetzung und die damit verbundenen unterschiedlichen biographischen Erfahrungen der Pflegekräfte entsprechen freilich der Zusammensetzung des Pflegepersonals, wie sie für die Altenpflege in Deutschland typisch ist.<sup>1</sup> Die Verteilung der befragten Altenpflegekräfte nach sozialstatistischen Merkmalen zeigt Tabelle 7.

<sup>1</sup> Im Unterschied zur Krankenpflege, die eindeutig ein Erstausbildungsberuf für Frauen und Männer ist, die ihre Schulausbildung mindestens mit der Mittleren Reife abgeschlossen haben, verläuft die Rekrutierung im Bereich der Altenpflege sehr viel uneinheitlicher. Neben dem Einstieg in die Altenpflege als Erstberuf sind es vor allem Frauen zwischen 35 und 45 Jahren, die die Ausbildung zur Altenpflegerin als Zweitberuf wählen. Dementsprechend heterogen ist die Alterszusammensetzung in der Altenpflege.

## 8.2 Arbeits- und Lebensbedingungen

Welche Möglichkeiten und welche Grenzen setzen nun die Bedingungen, die im Sampling variiert worden waren, der Lebensführung der AltenpflegerInnen? In diesem Kapitel wird es darum gehen, den Rahmen, in den das Alltagsleben der Pflegekräfte eingespannt ist, zu skizzieren. Hierzu wird zunächst auf die beruflichen, dann die familialen Rahmenbedingungen sowie die biographischen Voraussetzungen der Pflegekräfte eingegangen.

### 8.2.1 Berufliche Rahmenbedingungen

Optionen und Restriktionen der beruflichen Sphäre zeigen sich in psychischen und physischen Arbeitsbelastungen, die insbesondere mit der pflegerischen Arbeit „am Menschen“ verbunden sind, der Arbeitszeitregulierung (Schichtdauer und Lage der Arbeitszeit, Rhythmus von Arbeit und Freizeit, Flexibilität und Verlässlichkeit des Dienstplanes), der Arbeitsorganisation (Struktur und Rigidität des Tagesablaufs, Kommunikationsstruktur, Hierarchien und Konfliktpotential unter den MitarbeiterInnen) und in der Pflegeideologie, die die Pflege mit einem normativen Konzept in Verbindung bringt. Durch die Auswahl dreier unterschiedlicher Einrichtungen der stationären Altenhilfe sollten unterschiedlich restriktive Bedingungen in die Untersuchung Eingang finden. Im folgenden werden zunächst die Bedingungen, die durch die Arbeitszeitregelungen der untersuchten Einrichtungen für die Pflegekräfte gegeben sind, anschließend Arbeitsinhalte und Arbeitsorganisation behandelt.

Ein generelles Problem von Schichtarbeit, Wochenendarbeit und erst recht Nacharbeit besteht darin, daß die damit verbundenen *Arbeitszeiten* aus den gesellschaftlich normalen Zeitrhythmen mehr oder weniger herausgelöst sind. Dies führt zu vielfältigen Synchronisationsproblemen mit anderen Lebensbereichen, die gegenläufigen Zeitlichkeitsregulierungen unterliegen. Dieses Problem teilen alle Befragten; die Arbeitszeitregelungen der drei untersuchten Häuser zeigen aber auch Differenzen auf. Dabei sind nicht nur Schichtdauer und Lage der Arbeitszeiten von Bedeutung, sondern auch die Flexibilität und Verlässlichkeit der Arbeitszeiten.

*Haus A* ist ein kleines Altenheim mit etwa 60 BewohnerInnen, in dem drei Ordensschwestern und acht Pflegekräfte beschäftigt sind. Die Ordensschwestern haben die Leitung dieser Einrichtung inne, die sogenannten „weltlichen“ Schwestern haben sich nach deren Vorgaben zu richten. Eine funktionelle Trennung von Wohn- und Pflegebereich gibt es in diesem Hause nicht. Die Ordensschwestern haben einen durchgehenden Dienst, sie sind im Prinzip immer verfügbar.

Tab. 7: Verteilung der befragten Altenpflegekräfte nach sozialstatistischen Merkmalen ( $n = 20$ )

Variable	Ausprägung	Anzahl
Geschlecht	männlich:	2
	weiblich:	18
Alter	bis 30 Jahre:	5
	über 30 Jahre bis 40 Jahre:	6
	über 40 Jahre bis 50 Jahre:	5
	über 50 Jahre:	4
Nationalität	deutsch:	20
	sonstige:	–
Konfession	römisch-katholisch:	15
	evangelisch-lutherisch:	3
	sonstige:	2
	konfessionslos:	–
Soziale Herkunft (Beruf des Vaters)	Arbeiter:	9
	Angestellter:	4
	Beamter:	3
	Selbständiger:	4
	Landwirt:	–
Schulbildung	ohne Schulabschluß:	–
	Hauptschulabschluß:	11
	Realschulabschluß:	8
	Abitur:	1
	sonstige:	–
berufliche Qualifikation	Anlernung ohne formalen Abschluß:	–
	Lehre:	20
	Fachschule:	–
	Hochschule:	–
	Promotion:	–
Dauer der jetzigen Tätigkeit	bis 5 Jahre:	11
	über 5 bis 10 Jahre:	6
	über 10 bis 20 Jahre:	2
	über 20 Jahre:	1

Variable	Ausprägung	Anzahl
Betriebszugehörigkeit	bis 5 Jahre:	16
	über 5 bis 10 Jahre:	2
	über 10 bis 20 Jahre:	2
	über 20 Jahre:	–
Familienstand	ledig:	6
	verheiratet:	7
	geschieden:	7
	verwitwet:	–
Lebensform	mit (Ehe-)PartnerIn lebend:	10
	alleinerziehend:	4
	in Wohngemeinschaft lebend:	1
	alleine lebend:	5
Beruflicher Status des Partners/der Partnerin	erwerbstätig (Vollzeit):	7
	erwerbstätig (Teilzeit):	–
	Hausfrau/-mann:	4
	nicht zutreffend, weil ohne PartnerIn:	9
Haushalte mit/ohne Kinder	kein Kind:	9
	1 Kind:	7
	2 Kinder:	3
	3 Kinder:	1
	4 Kinder und mehr:	–
Haushalte mit Kindern	unter 6 Jahre:	4
	unter 16 Jahre:	5
	über 16 Jahre:	4
Familieneinkommen (netto)	bis 2.500 DM:	11
	über 2.500 DM bis 3.500 DM:	3
	über 3.500 DM bis 4.500 DM:	4
	über 4.500 DM:	2
Wohnmilieu	dörflich:	4
	kleinstädtisch:	6
	großstädtisch:	10
Wohnart	Wohneigentum:	4
	Mietwohnung/-haus:	16

Die weltlichen Schwestern haben in der Regel geteilten Dienst (6:30–11:30 Uhr und 15:30–18:38 Uhr), eine Pflegekraft am Tag hat „durchgehenden“ Dienst (6:00–12:00 Uhr und 13:00–15:08 Uhr)<sup>2</sup>. Der geteilte Dienst läßt längere Freizeit am Stück nicht zu, wie das im Rahmen eines Schichtarbeitssystems der Fall wäre; auf der anderen Seite entfallen dadurch die oftmals als besonderes Problem erlebten Wechsel von Spät- auf Frühschicht mit geringen Rekreationszeiten. Vorteilhaft ist für die Pflegekräfte im Vergleich zu der Lage der Spätdienste der beiden anderen Einrichtungen auch das relativ frühe Dienstende um 18:38 Uhr, das noch Zeit für abendliche Aktivitäten läßt. Der Dienstplan, der jeweils für die Dauer eines Monats erstellt wird, ist hinsichtlich des Wechsels von freien Tagen und Arbeitstagen unregelmäßig und auch wenig verläßlich, da oftmals Pflegekräfte für erkrankte Kolleginnen einspringen müssen. Er bietet den Pflegekräften kaum Möglichkeiten zu einer flexiblen Dienstplangestaltung, ist selbst aber sehr variabel, d.h. mit jedem neu erstellten Dienstplan ändert sich der Wechsel von Arbeitstagen und dienstfreien Tagen.

*Haus B* ist eine größere Einrichtung (etwa 120 BewohnerInnen), in der auf mehreren Pflegestationen vor allem pflegebedürftige alte Menschen betreut werden. Im Haus sind knapp 40 Pflegekräfte beschäftigt, deren Alters- und Qualifikationsstruktur ausgesprochen heterogen ist. Zum Zeitpunkt der Interviews herrschte in diesem Haus akute Personalknappheit.

Im Unterschied zu den beiden anderen Einrichtungen ist die Schichtdauer kürzer, dafür wird an sechs Tagen in der Woche gearbeitet: Frühdienst 6:00–13:30 Uhr, Mitteldienst 11:30–18:30 Uhr, Spätdienst 13:00–20:00 Uhr, Nachtdienst 19:30–6:30 Uhr. Die Pflegekräfte gehören fest einer Schicht an, ihr normaler Dienstzyklus besteht aus der Folge von sechs Tagen Spätschicht, sechs Tagen Frühschicht und einem freien Wochenende. Der Dienstplan ist überaus regelmäßig (variiert also kaum) und auch bei Personalknappheit relativ verläßlich. Die individuellen Einflußmöglichkeiten auf den Schichtplan, dessen Flexibilität also, sind gering.

*Haus C* schließlich ist die größte der drei untersuchten Einrichtungen (ca. 300 BewohnerInnen, davon etwa 1/3 im Pflegebereich). Sie liegt in einer Großstadt, hat eine fachlich gleichmäßig gut ausgebildete MitarbeiterInnenstruktur und zum Zeitpunkt der Interviews keine Personalengpässe.

In Haus C werden die 5-Tage-Woche und ein Zweischichtsystem (Frühdienst 6:00/6:30–14:30/15:00 Uhr, Spätschicht 11:30/12:00–20:00/20:30 Uhr) praktiziert. Die Nachtschicht wird über Dauernachtwachen besorgt, es gibt keine feste Schichtzugehörigkeit. Der normale Rhythmus für die Pflegekräfte sieht so aus,

2 Der etwas seltsam erscheinende Dienstschiuß um 18:38 bzw. 15:08 Uhr erklärt sich daraus, daß die tarifliche Arbeitszeitverkürzung von 40 auf 39 Wochenstunden, wie sie zum Zeitpunkt der Interviews in den drei untersuchten Heimen gültig war, in Haus A durch die tägliche Reduktion der Arbeitszeit um jeweils 12 Minuten realisiert worden ist. Dies ergibt bei einer 5-Tage-Woche die notwendige Reduktion um eine Stunde; die Schichtdauer ist damit von acht auf sieben Stunden und 48 Minuten gesenkt worden.

daß zehn Tage am Stück gearbeitet wird (wobei Frühdienst und Spätdienst sich unregelmäßig abwechseln) und dann vier Tage frei sind; es gibt jedoch zum Teil sehr weitgehende individuelle Abweichungen, da die Pflegekräfte Einfluß auf ihre Dienstplangestaltung nehmen können. Daraus ergeben sich sehr viel höhere Flexibilitätspotentiale als in den beiden anderen Häusern; ein Preis der Flexibilität liegt in den häufig auftretenden Schaukeldiensten, dem Wechsel von Spät- auf Frühdienst. Aufgrund des guten Personalstandes ist der Dienstplan weitgehend verläßlich, aber auch recht variabel, da die unterschiedlichen Interessen der StationsmitarbeiterInnen Monat für Monat aufs neue abgestimmt werden müssen.

Die Arbeitszeitsysteme der drei Altenheime geben unterschiedliche Zeitordnungen vor, mit denen sich die Pflegekräfte zu arrangieren haben. Die Herstellung solcher Arrangements wird dadurch kompliziert, daß die Arbeitszeiten in der Regel nicht die einzigen zeitlichen Vorgaben sind, nach denen die Pflegekräfte sich zu richten haben. Vielmehr sind sie in ein Netz anderer *Zeitordnungen* eingespannt, das mit mehr oder weniger Aufwand gesponnen werden muß, je nachdem, wie vielfältig und wie gegenläufig diese Zeitordnungen sind. Haben die Pflegekräfte Frühdienst, dann beginnen sie früher mit ihrer Arbeit als der Großteil der Erwerbstätigen anderer Berufszweige, haben sie Spätdienst, dann geht ihre Arbeitszeit über das übliche Ende des Arbeitstages hinaus. Wochenend- und Nachtdienste befinden sich gänzlich außerhalb der Normalarbeitszeit. Freilich hat die Schichtarbeit auch Vorteile, die von den Pflegekräften immer wieder betont werden: der frühe „Feierabend“ nach dem Frühdienst, die Möglichkeiten, zu Zeiten einzukaufen, in denen der Andrang in den Geschäften nicht so groß sei, freie Tage während der Woche, die besonders gut für Freizeitaktivitäten zu nutzen sind, da an diesen Tagen den Freizeitmassen eher zu entgehen sei u.a.m. Trotzdem ergeben sich aufgrund gegenläufiger Zeitlichkeitsregelungen vielfältige *Synchronisationsprobleme*. Im Vordergrund steht dabei die prekäre Sicherstellung sozialer Zeit, die gemeinsam mit dem Partner oder der Partnerin, der Familie oder mit Freunden verbracht werden kann. Ist der Partner/die Partnerin im Rahmen einer Normalarbeitszeitregelung erwerbstätig, dann ist die gemeinsame Zeit am Abend bedroht: Entweder kommt die Pflegekraft später nach Hause als ihr Partner – oder sie muß am nächsten Morgen früher aufstehen als er und wird deshalb auch früher zu Bett gehen wollen. Noch gravierender ist das Problem, wenn sie am Wochenende zur Arbeit muß, während ihr Partner Freizeit hat. Hat der Partner keine Normalarbeitszeit, dann verschärft sich das Synchronisationsproblem möglicherweise noch, falls auch er Schichtarbeit hat und die gemeinsame Freizeit noch weiter eingeschränkt zu werden droht. Das gleiche gilt für soziale Kontakte im größeren Kreis, von denen die Pflegekraft oftmals dann ausge-

geschlossen ist, wenn sie zu den gesellschaftlich üblichen Zeiten stattfinden (abends und am Wochenende).

Besonders problematisch erscheint die Synchronisation von Schichtarbeit und Kinderbetreuung. Dies ist zwar kein spezifisch Altenpflegerisches Problem, ist es doch für berufstätige Eltern (und dabei vor allem für die Mütter) kleinerer Kinder generell problematisch, Beruf und Familie zu vereinbaren. Erwerbstätigkeit in der Altenpflege verschärft dieses Problem jedoch noch dadurch, daß Arbeitsbeginn des Frühdienstes und Arbeitsende des Spätdienstes jenseits der Öffnungszeiten öffentlicher Einrichtungen wie Krippen, Kindergärten und Schulen liegen, zugleich auch der Verdienst bei weitem nicht ausreicht, um sich eine bezahlte Betreuungsperson für die Kinder leisten zu können. Auch die Möglichkeit der Teilzeitarbeit kann nur dann wahrgenommen werden, wenn es noch einen zweiten Verdiener im Haushalt gibt. Für die vollerwerbstätige Mutter zweier kleinerer Kinder bleibt im Grunde nur die Möglichkeit der dauerhaften Nacharbeit – dies läuft allerdings wiederum der biologischen Rhythmik völlig zuwider und ist mit einiger Sicherheit mit gesundheitlichen Schäden verbunden.

Einen Befund eigener Art stellt die Erfahrung bei der Durchführung der Untersuchung dar, daß in den drei Altenheimen nur sehr wenig Pflegekräfte mit Kindern unter 16 Jahren beschäftigt sind. Im Sample sind drei Pflegekräfte mit Kleinkindern (A 8, A 18, A 19) und drei mit schulpflichtigen Kindern (A 12, A 16, A 20) vertreten. Sieht man sich die Lebenssituationen dieser Personen an, dann wird schnell klar, auf welcher Grundlage sie Kinderbetreuung und Altenpflege verbinden können. Fast alle nämlich haben eine Person, die sich während der Arbeitszeiten der Pflegekraft um die Kinder oder das Kind kümmern kann. Ausnahme ist einzig Frau Meixner (A 20), die alleinverantwortlich für ihre beiden Kinder ist und dies als äußerst problematisch empfindet.

Neben den Arbeitszeitregelungen weist die Arbeit in der stationären Altenpflege, die allen Befragten gemeinsam ist, spezifische *arbeitsinhaltliche und -organisatorische Bedingungen* auf, die für die alltägliche Lebensführung von Bedeutung sind. Im Zentrum dieser Arbeit steht die medizinisch-pflegerische Grundversorgung der Pflegebedürftigen. Gegenüber dem Bemühen darum, die Alten „satt und sauber“ zu halten, sind, wenn auch mit Differenzen zwischen den Einrichtungen, Beratung und soziale Betreuung deutlich nachgeordnet. Die Grundversorgung der Heimbewohner wird über einen hochroutinisierten Arbeitsablauf gewährleistet, der allerdings durch Personalausfälle wie auch durch kurzfristig auftretende zusätzliche Arbeitsbelastungen (etwa aufgrund eines Sterbefalles) immer wieder gestört wird. Wenn die Stationsroutine nicht aufrechterhalten werden kann, dann wird die Arbeit als besonders anstrengend und damit belastend erlebt. Emotionale Belastungen folgen aus dem Widerspruch zwischen einer wünschenswerten

und der unter restriktiven Bedingungen realisierbaren Qualität der Pflege, wie auch aus der Notwendigkeit, die persönlichen Beziehungen zu den alten Menschen über Gefühlsarbeit zu regulieren.

Wie auf der Ebene der Arbeitszeiten gibt es aber auch hier Differenzen zwischen den drei untersuchten Einrichtungen:

*Haus A* ist, neben der Tatsache, daß es die kleinste und architektonisch wie auch technisch am schlechtesten ausgestattete der drei Einrichtungen ist, vor allem dadurch geprägt, daß es von Ordensschwestern geleitet wird. Die Arbeitsorganisation des Hauses liegt exklusiv in den Händen einer Ordensschwester, die die Pflegekräfte damit und mit ihrer permanenten Präsenz zwar in vielfältiger Weise entlastet, aber auch im Zustand der Unmündigkeit hält. Die Arbeit der weltlichen Pflegekräfte beschränkt sich damit fast ausschließlich auf Grundpflege und Essensversorgung. Die Bewohner des Hauses werden als Problembündel betrachtet, mit denen man effizient zu verfahren habe; die Effizienz wird über die Stationsroutine, über die die Grundlast der täglich anfallenden Arbeit bewältigt wird, wie auch über die Person der Ordensschwester, die unvorhersehbare Anforderungen bewältigt, sichergestellt.

In *Haus B* ist der Arbeitsdruck im Bereich der Grundversorgung der alten Menschen unter den drei untersuchten Einrichtungen am höchsten. Deswegen kommt hier der unbedingten Einhaltung einer zeitlich streng terminierten Stationsroutine höchste Bedeutung zu – der Arbeitsalltag ist mit Pflegeroutinen sehr dicht gefüllt. Die feste Schichtzugehörigkeit der Pflegekräfte führt zu Konflikten zwischen den beiden Schichten, für die es keine Lösungsmöglichkeiten zu geben scheint; die angespannte Situation beim Personal führt zu einer weiteren Verschärfung des Arbeitsdrucks, da Arbeitsaufgaben nur unter großen Problemen von einer Schicht an die andere delegiert werden können, jede Schicht also versuchen muß, unter allen Umständen ihr Arbeitsprogramm im Rahmen der vorgegebenen Zeit zu erledigen. Sozialpflegerische Maßnahmen haben in diesem dichten Arbeitsprogramm kaum Platz.

In *Haus C* ist der Arbeitsdruck vergleichsweise am geringsten, wobei es erhebliche Unterschiede zwischen den Stationen gibt. Während auf einer Wohnpflegestation relativ viel Zeit bleibt, um sich über die Grundversorgung hinaus um die alten Menschen zu kümmern, kann auf den Pflegestationen der Arbeitsdruck recht hoch sein, da diese fast nur schwere Pflegefälle zu versorgen haben. Im Gegensatz zu den beiden anderen Einrichtungen wird hier ein Verständnis der Pflege als „umfassende Betreuung von Körper, Geist und Seele“ explizit als Richtlinie für die MitarbeiterInnen des Hauses ausgegeben. Dies wirkt sich zwar insofern auf die Pflege aus, als auch Betreuungsleistungen, die sich nicht unmittelbar auf die körperbezogene Grundversorgung der Pflegebedürftigen richten, unter den KollegInnen als legitim und wichtig angesehen werden. Die zunehmende Konzentration von Schwer- und Schwerstpflegefällen auf den Pflegestationen führt jedoch auch hier zu einem als vom Pflegepersonal als belastend erlebten Widerspruch zwischen einem sozialpflegerisch akzentuierten Anspruch an die Pflege und deren medizinisch-pflegerisch akzentuierter Wirklichkeit. Eine wesentli-

che Ressource im Umgang mit diesem und anderen Problemen der Berufsausübung ist – wenn auch mit stationsspezifischen Unterschieden – die ausdrücklich geförderte intensive Kommunikation unter den KollegInnen.

### 8.2.2 Familiäre Rahmenbedingungen

So wie die beruflichen Bedingungen variiert worden sind, um ein breites Spektrum beruflicher Optionen und Restriktionen abzudecken, so wurden auch die familialen Bedingungen bewußt nicht konstant gehalten. Alleinlebende finden sich neben Pflegekräften, die Ehepartner und Kinder zuhause haben, Frauen, deren Kinder bereits aus dem Haus sind, sind genauso vertreten wie Pflegekräfte, die ein Kleinkind zu versorgen haben. Auch die Wohnsituation differiert nach Lage (Großstadt, Kleinstadt, Dorf) und nach den Wohnbedingungen (von der kleinen Personalwohnung über die städtische Mietwohnung bis hin zum Einfamilienhaus mit Garten). Diese Vielfalt privater Lebensformen drückt sich in den unterschiedlich umfangreichen und unterschiedlich zusammengesetzten *Tätigkeitsspektren* der Befragten aus:

Zunächst ist jene Gruppe von Pflegekräften zu sehen, die ihre Zeit den eigenen Ansprüchen folgend einteilt und sich somit eine Lebensführung mit einem relativ großen Anteil an aktiver, zum Teil ausgesprochen vielfältiger Freizeitnutzung bzw. mit einem vergleichsweise kleinen Anteil von Hausarbeit leisten kann (A 2, A 5, A 6, A 18).

Ihnen gegenüber steht die Gruppe der Frauen, deren erwerbsarbeitsfreie Zeit durch Pflichtarbeitsprogramme im häuslichen Bereich geprägt ist. Hier nehmen Hausarbeit und andere Formen der Arbeit, die dazu beitragen, daß die Familie „am Laufen gehalten“ wird, den größten Teil der freien Zeit ein; Freizeitaktivitäten müssen demgegenüber zurückstehen (A 3, A 4, A 9, A 12, A 13, A 14).

Bei einer dritten Gruppe von Pflegekräften steht im Privatleben die bewußte Reduktion von Aktivitäten im Vordergrund. Zum einen wird Hausarbeit auf das Notwendigste beschränkt, zum anderen wird aktive Freizeitnutzung nur dann betrieben, wenn es die Situation erlaubt. Sie erlaubt es nicht, wenn die Arbeit auf Station so anstrengend gewesen ist, daß nur noch Aktivitäten möglich sind, die ein Mindestmaß an Anstrengung und Konzentration benötigen (wie schlafen, „herumhängen“, fernsehen). Während bei den beiden ersten Gruppen in der erwerbsarbeitsfreien Zeit relativ viel gemacht wird, da dies entweder über Termine oder über verpflichtende Zuständigkeitszuschreibungen abgesichert ist und zu permanenter Selbstdisziplinierung zwingt, reduziert die dritte Gruppe ihre Aktivitäten neben der Erwerbsarbeit weitgehend und kann im Grunde nur an arbeits-

freien Tagen ihre Freizeit so nutzen, wie sie das möchte (A 7, A 8, A 11, A 19, A 20).

Eine Sonderkategorie bilden die beiden Ordensschwestern; diese sind zum einen von Hausarbeitstätigkeiten, die der Versorgung der eigenen Person dienen, völlig entlastet, zum anderen hat Freizeit, die sie nach ihrem Belieben zu füllen hätten, in ihrem Tagesablauf keinen Platz. Aufgrund dessen können und müssen sie sich auf Beten und Arbeiten konzentrieren und beschränken (A 10, A 15).

Ein wichtiger Faktor für die Gestaltungsmöglichkeiten des Alltagslebens ist die Möglichkeit der Person, auf *soziale Ressourcen* zurückzugreifen. Ein solcher Rückgriff gestaltet sich für die befragten Frauen freilich nicht so einfach. Einige von ihnen sind gezwungen, alleine für sich und bisweilen auch für Kinder zu sorgen. Andere haben kaum zu überwindende Schwierigkeiten dabei, ihrem Ehemann Mithilfe bei der Hausarbeit abzutrotzen. So beklagt Frau Delius (A 1), daß mit ihrem Partner über eine Neudefinition der häuslichen Pflichten nicht zu reden sei, und verzichtet deswegen, so wie dies auch Frau Rudolph (A 12) tut, auf jeglichen Versuch expliziter Aushandlung. Andere Frauen wiederum verzichten zwar auch auf explizite Aushandlungen, versuchen aber über andere Methoden, ihre Interessen durchzusetzen. Es werden stillschweigend Fakten gesetzt wie bei Frau Wesselhoff (A 9), die ihren Berufseintritt gegenüber ihrer Familie auf diskursivem Wege für nicht durchsetzbar hielt und deshalb ohne Wissen ihres Mannes ihre Ausbildung begann; oder es werden lästige Arbeiten liegengelassen, bis der Partner sich ihrer nolens volens annimmt (A 8).

Die alleinlebenden Befragten verfügen über eine gewisse Unabhängigkeit, da sie nicht für einen Partner/eine Partnerin mitsorgen müssen. Diese Unabhängigkeit ist allerdings in aller Regel nicht die Folge einer freien Wahl, sondern Ergebnis einer Trennung vom Lebenspartner, die als schwere Lebenskrise erlebt worden ist. Obwohl also die Unabhängigkeit alles andere als selbstgewählt war, bedeutete dies etwa für Frau Glashauser (A 4) oder Frau Michel (A 13) auch eine Chance, denn die Trennung vom Partner war zugleich die Freisetzung aus patriarchalischen Verhältnissen. Dies machte zum einen Berufstätigkeit möglich, zum anderen eröffnete es die wenn auch nur zaghaft genutzte Chance, sich gewisse persönliche Spielräume etwa dadurch zu verschaffen, daß der Haushalt nicht mehr ganz so perfekt zu machen ist wie zu Zeiten der Ehe. Gleichwohl sind die beiden Frauen immer noch eingespannt in ein familiales Netz von Zuständigkeiten, denen sie selbstverständlich nachkommen.

Auch die anderen Pflegekräfte, die ohne Partner leben, haben eine Trennung hinter sich, eine Trennung, die Freisetzung im doppelten Sinne war:



auf der einen Seite Freisetzung von Einschränkungen, deren Aufhebung erst eine unabhängige Lebensführung ermöglicht hat; auf der anderen Seite aber auch Freisetzung im Sinne des Verlustes einer zentralen sozialen Ressource. Dieser Verlust ist bei Frau Michel (A 13) und Frau Glashauser (A 4) nach der Trauer um ein zusammengebrochenes Lebensmodell zumindest alltagspraktisch „verdaut“, bei Frau Meixner (A 20) führt er hingegen auch aktuell zu massiven Problemen, da sie sich als alleinerziehende Mutter zweier „schwieriger“ Kinder überfordert fühlt, bei Frau Müller (A 16) hat er schließlich in die Isolation geführt.

Insbesondere bei den Pflegekräften mit Kindern zeigt sich die Bedeutung sozialer Ressourcen als Voraussetzung von Berufstätigkeit. Es ist bezeichnend, daß die wenigen Pflegekräfte mit kleinen Kindern, die in den drei Einrichtungen gefunden werden konnten, meist auf soziale Ressourcen zur Betreuung der Kinder zurückgreifen können: Frau Münsing (A 8) und Frau Kaiser (A 19) haben einen Hausmann, Herr Winkelmann (A 18) eine Hausfrau, Frau Müller (A 16) ihre Mutter als Person im Hintergrund, Frau Rudolph (A 12) kann zwar nicht auf ihren Partner, aber auf eine befreundete Nachbarin zurückgreifen. Allein Frau Meixner (A 20) ist gezwungen, sich als alleinerziehende vollzeitbeschäftigte Mutter ohne soziale Ressourcen über Wasser zu halten – und hat mit entsprechend großen Problemen zu kämpfen.

Über die Unterschiede in den familialen Rahmenbedingungen hinweg findet sich jedoch auch *Gemeinsames* in der Lebenssituation der befragten Pflegekräfte. Dies ist zunächst einmal der Umstand, daß wir es bei den Altenpflegekräften fast ausschließlich mit *Frauen* zu tun haben; dadurch wird das, was die Pflegekräfte in ihrer erwerbsarbeitsfreien Zeit tun und unter welchen Bedingungen sie dies tun können, erheblich geprägt. Die grundsätzliche Zuständigkeit der Frauen für den Haushalt und das Wohlergehen der Familienmitglieder konzentriert das außerberufliche Tätigkeitsspektrum der weiblichen Befragten weitgehend auf Hausarbeit und andere Aktivitäten, die dazu beitragen, die Familie am Laufen zu halten. Bei den beiden Männern verhält es sich entgegengesetzt. Vor allem dann, wenn die Arbeitsteilung zwischen einer weiblichen Pflegekraft und ihrem Partner entlang traditioneller geschlechtsspezifischer Vorstellungen organisiert ist, wird von ihr auch dann die selbstverständliche Übernahme der Hauptlast familialer Arbeit erwartet, wenn sie beruflich stark engagiert ist. Damit bleibt neben Berufs- und Hausarbeit kaum Zeit für andere Aktivitäten – das Tätigkeitsspektrum der Pflegekraft konzentriert sich im wesentlichen auf diese beiden Bereiche. Abgestützt wird dies durch die Grundüberzeugung „Hausarbeit ist Frauenarbeit“, die von den befragten Pflegekräften im

großen und ganzen geteilt wird. Allerdings zeigen sich hier auch deutliche Unterschiede, die mit dem Alter der Befragten zusammenhängen: Während den älteren Frauen diese Grundüberzeugung noch selbstverständlich gültig erscheint, wird die häusliche Arbeitsteilung bei deren jüngeren Kolleginnen mitunter auch zum Gegenstand von Abstimmungsprozessen mit dem Lebenspartner.

Die Handlungsspielräume im Bereich der privaten Lebensführung werden des Weiteren durch die *Bedingungen der Arbeit* in der Altenpflege eingeschränkt. So kann die Schicht- und Wochenendarbeit die Koordination mit den Zeitrhythmen anderer Personen einschränken (ist also soziale Zeit nicht gegeben, sondern muß erst hergestellt werden). Auf bestimmte zeitlich terminierte Aktivitäten muß ganz verzichtet werden, wenn sie mit den Arbeitszeiten nicht vereinbar sind. Früh- und Spätdienst wiederum prägen die Tagesabläufe in sehr unterschiedlicher Weise. Während auf den von den Befragten eindeutig präferierten Frühdienst ein langer, zusammenhängender Freizeitblock vom frühen Nachmittag bis in den Abend hinein folgt, der von den Pflegekräften mit einer Vielzahl von Aktivitäten gefüllt werden kann, bedeuten die Arbeitstage, an denen Spätdienst gearbeitet wird, daß neben der beruflichen Arbeit nur sehr wenig passiert: Weder die wenigen Stunden vor Arbeitsbeginn (die sozusagen schon im Schatten des Dienstbeginns stehen), noch die Zeit am Abend (hier ist man von der Spätdienstarbeit ermüdet) können in der Einschätzung der Pflegekräfte sinnvoll genutzt werden.

Nicht nur die Arbeitszeitbedingungen, sondern auch die physischen und emotionalen Belastungen der Arbeit in der stationären Altenpflege prägen die Aktivitäten im privaten Bereich. So sehen sich die Pflegekräfte gezwungen, relativ häufig Ruhepausen in ihren Alltag zu integrieren, um sich zu regenerieren. Die körperlichen Beanspruchungen werden mit Ausgleichssport, die emotionalen Verwicklungen in das Leben und Sterben der alten Menschen mit der Suche nach emotionaler Unterstützung oder auch mit Ausgleichsaktivitäten und bewußter Distanzierung von der beruflichen Sphäre zu bewältigen versucht. Insofern ziehen die spezifischen Belastungen der Pflegearbeit auch ein spezifisches Freizeitverhalten nach sich.

### 8.2.3 Biographische Voraussetzungen

Das Sample läßt sich hinsichtlich der berufsbiographischen Bedingungen grob danach einteilen, in welcher Lebensphase die Pflegekräfte in die Altenpflege eingestiegen sind. Nach einer solchen Einteilung steht im wesentlichen eine Gruppe von (zum größeren Teil eher jüngeren) Pflegekräften, die

die Altenpflege als Erstberuf gewählt hat, einer anderen Gruppe von (eher älteren) Pflegekräften gegenüber, die nach einer Familienphase (oder einer Berufstätigkeit außerhalb der Altenpflege) erst zu einem späteren biographischen Zeitpunkt zur Altenpflege gekommen ist.

Neben der Dauer und der biographischen Einordnung der Berufstätigkeit in der Altenpflege sind die unterschiedlichen biographischen Perspektiven, die die Pflegekräfte aufweisen, für die Muster alltäglicher Lebensführung von Bedeutung: Eine *lebenslange Berufstätigkeit* wird lediglich von den beiden Ordensschwestern (A 10 und A 15) sowie von Frau Müller (A 16) und Frau Popp (A 17) als biographische Perspektive ins Auge gefaßt. Während eine solche biographische Kontinuitätserwartung bei den Ordensschwestern dadurch begründet ist, daß ihre Pflegearbeit integraler Bestandteil ihrer Existenz als Ordensschwestern ist, sind bei den beiden anderen Frauen die hohe Identifikation mit ihrer Berufstätigkeit und die Selbstbestätigung, die sie durch diese erfahren, für ihre unbefristete Berufsperspektive verantwortlich; bei beiden ist freilich auch festzustellen, daß sie über keine Alternativen verfügen: Frau Popp ist schon zu lange dabei, um noch einmal etwas Neues anzufangen, und Frau Müller ist aufgrund eines stark eingeschränkten Optionshorizontes nicht in der Lage, sich ein alternatives Lebensmodell vorzustellen.

Bemerkenswert einheitlich ist das Bild bei den Frauen, die erst in einer späteren biographischen Phase zur Arbeit in der Altenpflege gelangt sind. Sie alle wurden während des Zweiten Weltkriegs geboren und haben eine eher harte Kindheit und Jugend im Nachkriegsdeutschland hinter sich. Nach der Familienphase haben sie mit etwa 40 Jahren (wieder) eine Berufstätigkeit aufgenommen. Dieser berufliche Neuanfang war mitunter auch begleitet von einem tiefen privaten Lebenschnitt, der Scheidung vom Ehemann. Einheitlicher noch als die Berufseinstiegsphase sind die berufsbio-graphischen Perspektiven dieser Gruppe: Die Frauen wollen alle noch so lange arbeiten, wie es geht, d.h. also bis zur Rente. Einzig aufgrund der körperlichen Arbeitsbelastungen drohende gesundheitliche Schäden werden als mögliche Ursachen für einen vorzeitigen Ausstieg aus dem Beruf gesehen.

Zwei der Befragten, Frau Delius (A 1) und Frau Riermeier (A 5), sind kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und während der Familienphase, etwa mit Anfang 30, in die Berufstätigkeit eingestiegen. Ihre biographischen Entwürfe unterscheiden sich ganz wesentlich von denen ihrer KollegInnen, die ein paar Jahre älter sind. So können sie sich zwar vorstellen, noch länger, vielleicht sogar bis zur Rente in der Altenpflege zu arbeiten – sie werden dies aber nur solange tun, wie es ihnen Spaß macht. Eine Möglichkeit,

sich Spaß im Beruf zu erhalten, ist die Reduktion der Arbeitszeit, wie sie Frau Riermeier bereits praktiziert und Frau Delius für sich erwägt. Eine solche *offene Perspektive* findet sich auch bei Frau Schweiger (A 11) und Frau Kaiser (A 19), die beide knapp 30 Jahre alt sind, Altenpflege als Erstberuf gelernt und ohne größere Unterbrechungen ausgeübt haben. Die zukünftigen Entwicklungen in ihrem Leben sind für sie nicht vorhersehbar, die Bedeutung der Berufstätigkeit hängt aber von solchen nicht vorhersehbaren Entwicklungen ab: Bekommt Frau Schweiger ein Kind, dann wird sie ihre Berufstätigkeit zumindest unterbrechen, möchte der Partner von Frau Kaiser wieder berufstätig werden, dann wird sie nicht mehr Vollzeit arbeiten können, da ein kleines Kind zu versorgen ist.

Eine *befristete Perspektive der Berufstätigkeit* ist ausschließlich bei Befragten zu finden, die jünger als 40 Jahre, also in den 50er und 60er Jahren geboren sind. Dabei lassen sich zwei Ausprägungen befristeter Verortung finden.

Zunächst einmal wird von einer Reihe der Pflegekräfte, und hierzu gehören auch die beiden Männer des Samples (A 6, A 18), die Arbeit in der Pflege als eine zeitlich begrenzte biographische Phase aufgefaßt, die – im Rahmen eines mehr oder weniger ausformulierten *Projekts der Selbstverwirklichung* – Vorstufe einer darauf folgenden biographischen Phase ist und über deren Beendigung die Person *selbst* entscheiden kann.

Frau Dierks (A 7) und Frau Meixner (A 20) hingegen sind sich zwar sicher, daß sie den Beruf wechseln wollen; sie sind aber nicht in der Lage, über diesen Wechsel selbst zu bestimmen. Aufgrund der Notwendigkeit, Geld zu verdienen und auch, weil sie keine konkreten beruflichen Alternativen haben, fühlen sie sich gezwungen, weiterzumachen wie bisher. Während Herr Modes, Frau Münsing u.a. vorhaben, solange zu arbeiten, wie sie es wollen, werden Frau Dierks und Frau Meixner solange weiterarbeiten, wie es sein muß.

Offenkundig ist, daß die kognitive Verortung der Berufstätigkeit im Rahmen der Biographie davon abhängt, in welcher biographischen Phase die Pflegekraft sich befindet. Hat sie unmittelbar nach der Schulzeit oder erst im mittleren Lebensalter nach der Familienphase mit der Arbeit in der Pflege begonnen? Steht die Entscheidung zur Gründung einer Familie erst noch aus oder liegt sie bereits in der Vergangenheit? Bedeutet die Perspektive lebenslanger Berufstätigkeit weitere 30 oder weitere zehn Jahre in der Pflege? Deutlich wird aber auch noch etwas anderes, etwas, das jüngere und ältere Pflegekräfte unterscheidet. Während die älteren Befragten (über 40 Jahre) ihre berufliche Zukunft von Faktoren abhängig machen, auf die sie keinen oder nur beschränkten Einfluß haben (vor allem der Gesundheit),

sehen die jüngeren Befragten ihre Berufsverweildauer als ihre eigene Entscheidung an: Sie werden ihren Beruf aufgeben, wenn sie nicht mehr wollen, und nicht, wie die Älteren, wenn sie nicht mehr können. Wird ein solcher persönlicher Entscheidungsspielraum eingeschränkt, so wird dies als empfindlicher Verlust von Selbstbestimmung erlebt (A 7, A 20).

Der Berufsarbeit der Älteren ist mit dem Erreichen des Rentenalters eine Grenze gesetzt, die ihnen die Überlegung erspart, ob sie denn über eine sehr lange Zeit in der Pflege bleiben wollten. Die Jüngeren können auf ein solches von außen gesetztes Datum nicht Bezug nehmen, ist doch die Zeitspanne bis zum Rentenalter noch viel zu lange; stattdessen entwerfen sie ein biographisches Modell, in dem der Pflegeberuf eine, wenn auch in der Regel zeitlich nicht genau terminierte Phase neben anderen darstellt.

Trotz der Unterschiedlichkeit der biographischen Perspektiven der älteren und der jüngeren Pflegekräfte haben sie doch ihre faktische Fristigkeit gemeinsam: Die Älteren haben bis in ein mittleres Lebensalter etwas anderes gemacht und werden jetzt für ein oder zwei Jahrzehnte in der Pflege arbeiten; die Jüngeren arbeiten jetzt in der Pflege und haben vor, später etwas anderes zu machen. Die biographische Perspektivität lebenslanger Berufstätigkeit in der Pflege erscheint hingegen als eine eher exotische Alternative.

### 8.3 Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung von Altenpflegekräften

Arrangements von Lebensführung setzen sich zusammen aus den Rahmenbedingungen der Lebensführung, den praktischen Methoden der Alltagsorganisation und den handlungsleitenden Orientierungen. Sie werden hier unter dem Aspekt der Integration von Beruf, Familie und persönlichen Ansprüchen betrachtet. Es wird also zu zeigen sein, in welcher Form spezifische Konstellationen von Rahmenbedingungen, Methoden und Orientierungen zur praktischen und sinnhaften Integration der Pole des Alltagslebens beitragen. Das Interesse der Darstellung gilt dabei vor allem der Integration der besonderen Bedingungen, die mit der Ausübung des Altenpflegeberufs verknüpft sind.

Die Arrangements der Lebensführung der befragten Altenpflegekräften lassen sich am besten um die zentralen Bezugspunkte, um die herum sie arrangiert sind, ordnen. Ist das Leben der Ordensschwwestern völlig um einen immerwährenden Gottesdienst zentriert (vgl. Kap. 8.3.1), so dreht sich die Lebensführung bei den beiden folgenden Typen zum einen um die berufliche (8.3.2), zum anderen um die familiäre Sphäre (8.3.3). Gemeinsam ist

diesen drei Typen die Dominanz einer Pflichtorientierung, verbunden mit dem Bemühen um eine Reduktion der persönlichen Ansprüche durch Selbstverleugnung (zugunsten göttlicher, beruflicher oder familialer Belange) und praktisch umgesetzt vor allem über Routinen und Regelmäßigkeit. Die Arrangements der Lebensführung sind weitgehend extern durch gesellschaftliche Institutionen (wie etwa eine traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung) definiert, da die Handlungsspielräume der Pflegekräfte relativ gering sind. Dies zieht für diese die Notwendigkeit nach sich, berufliche und familiäre Anforderungen sowie persönliche Ansprüche vor allem darüber zu verbinden, daß die persönlichen Ansprüche an die gegebenen Optionen und Restriktionen von Beruf und Familie angepaßt werden. Bei den Typen 4 (8.3.4) und 5 (8.3.5) rücken hingegen die persönlichen Ansprüche in den Mittelpunkt des Arrangements, wird Selbstverleugnung ersetzt durch das Projekt der Selbstverwirklichung. Dieses kann eher erlebnisorientiert oder eher wertorientiert verfolgt werden, wobei neben den auch hier bedeutsamen Routinen verstärkt situative und planerische Methoden an Bedeutung gewinnen. Ausgeprägter als bei den Typen 1–3 wird Integration hier intern hergestellt, da auf der Grundlage erweiterter Handlungsspielräume eine zunehmend reflexive Steuerung des Integrationsprozesses möglich wie auch notwendig wird. Auf diese Weise werden – mit unterschiedlichem Erfolg – die beruflichen und privaten Anforderungen an die persönlichen Ansprüche angepaßt.

#### 8.3.1 Typus *Ordensschwester* :

##### Lebensführung als ideologische und praktische Einheit

Die Ordensschwester, die in der Altenpflege arbeitet<sup>3</sup>, befindet sich in einer Lebenssituation, die sich in zentralen Aspekten von der Lebenssituation der nicht in einen Orden eingebundenen Pflegekräfte unterscheidet. Während es für letztere eine mehr oder weniger aufwendige Aufgabe ist, widersprüchliche Lebenssphären wie Beruf und Familie zu integrieren, bewegt sich die Ordensschwester in einem institutionellen Rahmen, der selbst für diese

3 Innerhalb der Ordensgemeinschaften werden sich sicherlich Ordensschwwestern finden, die sich nicht ohne weiteres unter dem Typus der Lebensführung als ideologische und praktische Einheit fassen lassen. Mit diesem hier vorgestellten Typus wird jedoch insofern Allgemeingültigkeit angestrebt, als zu zeigen versucht wird, daß es eine durch die Institution des Ordens abgestützte Form der Integration von Beruf und Privatleben gibt, die von den Integrationsformen „weltlicher“ Pflegekräfte in zentralen Punkten abweicht und damit typisch ist für die Berufspraxis und das Alltagsleben von Ordensschwwestern, die in der Pflege arbeiten.

Integrationsleistungen sorgt. Integration bedeutet dabei vor allem rigorose „Reduktion von Komplexität“ (Luhmann). Diese Reduktion wird darüber erreicht, daß der Orden eine Ausdifferenzierung der Lebensbereiche ihrer Mitglieder verhindert. Die Mauer des Klosters sorgt sowohl auf der Orientierungs- als auch auf der Handlungsebene für Einheit; sie begrenzt den Lebensbereich der Ordensschwester auf einen engen Raum, der all das, was sich außerhalb dieses Raumes befindet, als fremdes Territorium definiert, das nicht zum Leben der Ordensschwester gehört. Während die „weltlichen“ Pflegekräfte im Altenheim arbeiten und an einem anderen Ort ihr Privatleben führen, arbeiten und leben die Ordensschwestern an ein und demselben Ort.

Innerhalb dieses Raumes kann zwischen beruflicher und familialer Sphäre insofern unterschieden werden, als die Arbeit in der Pflege das eine, der Orden als funktionales Äquivalent der Familie das andere ist. Dabei ist jedoch zum einen zu beachten, daß die Ordensschwester nicht in dem Sinne berufstätig ist, daß sie gegen Geld arbeiten würde, von einer beruflichen Sphäre also bestenfalls im emphatischen Sinne von Berufung zu sprechen ist. Zum anderen ist zu beachten, daß die Stellung der Ordensschwester im Orden die eines unmündigen Kindes ist, dem jedwede Form der Selbstverwaltung abgenommen und von dem Gehorsam erwartet wird. Damit kann auch die familiäre Sphäre hier nur in einem sehr spezifischen Sinn als eigenständige Sphäre betrachtet werden. In dieser Sphäre wird gebetet, und es wird Gehorsam geleistet; Hausarbeit fällt allerdings kaum an, und es werden keine (bzw. nur sehr distanzierte) soziale Beziehungen unter den „Familienmitgliedern“, den Ordensschwestern also, eingegangen. Auch wenn auf der praktischen Ebene die beiden Sphären mit Arbeiten auf der einen, Beten auf der anderen Seite wie Gegensätze aussehen mögen – „Krankendienst ist Gottesdienst. Das ist ein und dasselbe.“ (A 15). Über diese Definition werden die beiden Bereiche zu einer Sphäre selbstlosen Tätigseins integriert, die ausschließlich die Ehre Gottes als Ziel hat. Über einen festen, sich täglich wiederholenden Rhythmus von Arbeit und Gebet ist aber zugleich sichergestellt, daß die Ordensschwester sich über den Wechsel von Aktion und Kontemplation immer wieder regenerieren kann.

Das Auftreten von Widersprüchen wird bei dieser Form der Lebensführung systematisch verhindert. Eine Tätigkeit erscheint so gut wie die andere, da es immer um Arbeit zur Ehre Gottes geht; ein Konflikt zwischen unterschiedlichen Arbeitsaufgaben kann so nicht aufkommen. Dies wiederum wirkt einem Zeitdruck entgegen, der dann entsteht, wenn man bei einer Tätigkeit an das denken muß, was man nicht tun kann, weil man gerade dieses eine tut (Opportunitätskosten) und fördert eine gelassene

Einstellung, die Schwester Basilia so formuliert: „Mehr als wie arbeiten kann man nicht.“ (A 15). Die hierarchische Organisation des Lebens der Ordensschwester verhindert auch auf der sozialen Ebene Konflikte. Die Ordensschwester untersteht, vermittelt über die hierarchische Struktur des Ordens und die explizit formulierten Ordensregeln, der Autorität Gottes. Diese ist der zentrale Bezugspunkt, um den sich das Leben der Ordensschwester dreht.

„A: Man soll ja das Tagewerk, also die ganze Arbeit mit Gott verbinden, damit man einfach Kraft hat. Also ich glaub' nicht, daß ich die Arbeit so leisten könnte, wenn ich, sagen wir mal, so dahin leben würde, wie manch' gewöhnlicher Mensch, der wo nie betet. Da würde ich die Arbeit nicht tun mögen, weil da hätte man keine Kraft dazu, das kann man nicht.“ (A 15).

Gott zur Ehre betet und arbeitet die Ordensschwester, von anderen Personen hält sie sich fern. Dies dient ganz allgemein der Vermeidung sinnlicher Kontakte und führt auch zu einer distanzierten Beziehung zu den BewohnerInnen. Die alten Menschen haben gleichwohl große Bedeutung, da sie darüber, daß an ihnen aufopfernd Pflegearbeit geleistet wird, zum Mittel werden können, um Gott zu dienen. Diese Instrumentalisierung der alten Menschen immunisiert die Ordensschwestern gegen berufliche Enttäuschungen und Sinnverlust, da der Sinn ihres Tuns nicht an berufliche Erfolgserlebnisse gebunden ist, sondern gerade darin liegt, Enttäuschungen und Belastungen aushalten zu können: Je schwerer und je aussichtsloser die Arbeitsanstrengungen, desto größer ist das Opfer, das die Ordensschwester bringt, und desto näher kommt sie Gott.

Persönliche Ansprüche der Ordensschwester haben in einem solchen, ausschließlich auf den Dienst an Gott zentrierten System keinen Platz. Neben Gott darf es keinen anderen Gott geben, also auch kein Selbst, nach dessen Eigensinn das Leben geführt würde. Deswegen ist die Sozialisation der Ordensschwester darauf ausgerichtet, über einen Prozeß der Konversion das alte, schlechte Selbst durch ein neues, gutes Selbst zu ersetzen.

„Der Mensch muß immer an sich arbeiten. Das glaub' ich gibt's gar nicht, daß man nicht Kraft aufbringen muß, daß man sich selbst beherrscht, oder so. Das muß man immer. Zum Schlechten abgleiten glaub' ich tut man schneller und leichter, als wie wenn man sich Gewalt antut. Das möcht' ich so machen, möcht' ich so machen – das geht schwerer.“ (A 15).

Selbstlosigkeit ist das Ziel, das allerdings zur Gänze nie erreicht wird. Und somit sind fortwährende Selbstverleugnung und -kontrolle notwendig, um das institutionell stabilisierte Arrangement auch individuell abzusichern, und zwar dadurch, daß daran gearbeitet wird, den institutionellen Anforderun-

gen keine persönlichen Ansprüche entgegenzusetzen. Die Lebensführung der Ordensschwester macht sie zu einer konkurrenzlos leistungsfähigen Arbeitskraft. Ordensschwestern gehen nicht in Rente, sie bekommen keine Kinder, sie müssen nicht auf die freien Tage eines Partners achten, sie wollen selbst keine freien Tage. Ordensschwestern haben keinen Dienstschuß und keinen Tarifvertrag, sie gehen immer früh genug ins Bett, sie trinken und sie rauchen nicht.

Da die Ordensschwester rund um die Uhr anwesend ist und keine festen Dienstzeiten hat, ist sie auch rund um die Uhr verfügbar. Sie ist zudem von Arbeitsleistungen außerhalb der Versorgung der alten Menschen entlastet und verfolgt kaum individuelle Interessen, die mit der Arbeit in Konflikt geraten könnten. Da Krankendienst Gottesdienst ist, und da dieser umso besser gelingen kann, je größer die damit verbundenen persönlichen Opfer sind, wird zum einen einem drohenden Sinnverlust vorgebeugt, da der Sinn der Pflege nicht an ihr Gelingen gekoppelt ist, zum anderen werden gerade besonders belastende Arbeiten übernommen und ansonsten keine Arbeit als zu gering erachtet, um sie nicht tun zu können.

Nun könnte man meinen, die Leistungsfähigkeit dieses Typus sei einzig und allein auf die Organisation der alltäglichen Lebensführung durch die Institution des Ordens zurückzuführen. Dies wäre freilich eine völlig unzureichende Einschätzung; die Zurückstellung der persönlichen Ansprüche durch die Ordensschwester bedeutet ja nicht, daß sie keine persönlichen Eigenschaften vorweisen müßte, um ein Leben zu führen, wie die Ordensgemeinschaft dies vorschreibt. Ganz im Gegenteil: Die tagtägliche Reproduktion einer Lebensführung des immerwährenden Arbeitens und Betens beruht auf spezifischen persönlichen Voraussetzungen der Ordensschwestern. Diese Voraussetzungen bestehen in einer Gleichsetzung von Arbeit und Leben, einer Orientierung am Gewohnten und der routinierten Handhabung der Versorgung anderer Personen. All dies bildet die Grundlage für ein hohes Maß an Effektivität der Arbeitsleistung und persönlicher Belastbarkeit. Die Institution des Ordens und die Grundorientierungen der Ordensschwestern haben das Prinzip des Undifferenzierten und das Fehlen von Alternativen gemeinsam: Wird dort Krankendienst und Gottesdienst gleichgesetzt, so wird hier Arbeit und Leben in eins gesetzt. Muß dort Uneindeutigkeit und Zweifel darüber vermieden werden, daß es nur den einen Gott geben darf und damit der Eigensinn des Selbst geleugnet wird, werden hier alternative Optionen durch die Selbstverständlichkeit verhindert, daß nur das das Richtige sein kann, was das Gewohnte ist.

Während der Orden also den unabdingbaren institutionellen und ideologischen Rahmen für diesen Typus der Integration bereitstellt, bringen die

Ordensschwestern ein Arbeitsvermögen in diese Lebenssituation mit ein, das es ihnen ermöglicht, sehr viel zu leisten, sehr viel auszuhalten und Gedanken an eine Veränderung der Lebenssituation (was mit einem Austritt aus dem Orden gleichbedeutend wäre) gar nicht erst aufkommen zu lassen. Die Entstehung eines solchen Arbeitsvermögens ist ganz wesentlich auf sozialisatorische Erfahrungen zurückzuführen. Schwester Basilia (A 15) und Schwester Gertrudis (A 10) sind in ärmlichen, ländlichen Handwerkerhaushalten aufgewachsen; sie entstammen damit einem traditionell strukturierten Herkunftsmilieu, das durch Arbeit und Verzicht gekennzeichnet war. Der Weg in den Orden war zu der Zeit, in der die beiden befragten Ordensschwestern aufgewachsen sind, eine der nicht allzu zahlreichen Möglichkeiten für Frauen aus kinderreichen Familien, sich für das weitere Leben versorgt zu wissen. Insofern repräsentieren die beiden Frauen für ihre Generation und ihre Herkunft durchaus Normalität.

### 8.3.2 Typus *berufszentrierte Routinisierung*: Das Leben dem Beruf unterordnen

Neben den beiden Ordensschwestern sind Frau Müller (A 16) und Frau Popp (A 17) die beiden einzigen Pflegekräfte, die ihren Beruf als eine unbefristete Lebensperspektive begreifen. Beide sind seit langen Jahren in der Pflege tätig. Im Zentrum ihrer Lebensführung steht die Berufstätigkeit; um diese herum wird alles andere arrangiert. Die Zukunft erscheint den beiden als eine Fortschreibung des Status quo, bedroht allenfalls durch eine Verschärfung der gesundheitlichen Probleme, an denen die Pflegekräfte als Folge ihrer Berufstätigkeit leiden. Zwar wird die Wahl des Altenpflegeberufs helferidealistisch begründet; Leben und Beruf sind jedoch so sehr eins geworden, daß eine sinnhafte Verknüpfung persönlicher Ansprüche mit der Berufstätigkeit im Grunde gar nicht (mehr) notwendig ist. Damit sind Alternativen zur beruflichen Pflegearbeit nicht denkbar, der Beruf ist eine Selbstverständlichkeit und steht im Zentrum der Identität. So verlassen die Pflegekräfte bei Dienstschuß den Ort ihres Arbeitens, mit ihren Gedanken sind sie aber auch in der Freizeit bei ihrem Beruf. Auch wenn sie es versuchen, gelingt eine Segmentierung der Lebensbereiche nur schlecht, da es neben der Berufstätigkeit nichts gibt, was auch nur annähernd von ähnlicher Bedeutung wäre und damit ein Gegengewicht zur beruflichen Sphäre bilden könnte.

„F: Denken Sie da (*wenn sie zuhause ist*) eigentlich auch mal an die Arbeit dann?

A: Ja, sehr viel. Also ich schalt' nicht so leicht ab. Und ich denk' auch manchmal nachts, wenn man so aufwacht – ich hab' ein bißchen Durchblutungsstörungen schon, und mit dem Kreuz, das ist ja überall, ne, man lebt ja ewig im Beruf schon. Und da muß ich sagen, daß ich ziemlich oft aufwache, und die meisten Gedanken sind dann schon meine Leut' hier, gell. Was könntest du dem, Mensch, der hat das wieder heute gehabt, was könnte man jetzt da machen? Da überlegt man und denkt man: 'Mach' das noch oder jenes'. Oder wie es so ist. Also man ist mehr, ich bin da mehr mit dem Haus verbunden." (A 17).

A: Aber an sich... geh' ich jedesmal am Montag wieder gern in d'Arbeit. Oder nach dem Urlaub, 3 Wochen, das ist höchste Zeit, wieder in d'Arbeit. Da tät mir dann die Decke auf'm Kopf fallen. Nur Freizeit, des wär nix.

F1: Aha. Gehen Sie manchmal auch nicht gern in die Arbeit?

A: Ne, eigentlich nie, kommt nie vor. Vielleicht mit Unbehagen, wenn irgendwie da im Team was is'." (A 16).

Während die Ordensschwester an die Erfordernisse der Pflegearbeit unter anderem über ihre permanente Verfügbarkeit angepaßt ist, da sie an dem Ort, an dem sie arbeitet, auch lebt, müssen die weltlichen Pflegekräfte die Distanz zwischen beruflicher und familialer Sphäre überbrücken. Bei dem *berufszentrierten* Typus geschieht dies über eine Funktionalisierung sowohl des familialen Bereichs als auch der persönlichen Ansprüche im Sinne der beruflichen Anforderungen.

Frau Müller schränkt ihr außerberufliches Tätigkeitsspektrum und ihre sozialen Kontakte extrem ein (nur die notwendigsten Haushaltsroutinen werden aufrechterhalten), dehnt ihre Anwesenheitszeit auf Station freiwillig aus und ist für Überstunden und kurzfristiges Einspringen bei Personalausfall immer zu haben. Frau Müller ist auf Station eher zuhause als in ihrer Wohnung. Bei Frau Popp verläuft die Anpassung außerberuflicher Elemente der Lebensführung an den Beruf über rigide Planung und ausgeprägte Routinisierung von Hausarbeit, zielgerichteter Regeneration in der Freizeit und der strengen zeitlichen Beschränkung sozialer Kontakte. Sie hat ein über viele Berufsjahre etabliertes und bewährtes System der methodischen Erhaltung der eigenen Arbeitskraft.

Auf die beruflichen Arbeitsbedingungen, etwa den Dienstplan, wird hingegen keinerlei Einfluß genommen; beide Pflegekräfte passen sich an die zeitlichen Erfordernisse ihrer Berufsarbeit an.

Beim Typus *Ordensschwester* ist bemerkt worden, daß die Stellung der Schwester im Rahmen ihrer „Familie“, des Ordens, das eines unmündigen Kindes ist. Auch hier gibt es Entsprechungen beim *berufszentrierten* Typus. Zwar sorgen die beiden Pflegerinnen auch für andere Personen in ihrem Familienverband (Frau Popp für ihre Mutter, Frau Müller für ihren Sohn), auffällig ist aber, daß sich beide in ihrer Freizeit fast ausschließlich im Rahmen ihrer Herkunftsfamilie bewegen, die für sie beide in vielerlei Hinsicht die entscheidende soziale Ressource darstellt. „Familiale Sphäre“ bedeutet für

sie beide also keineswegs die Kleinfamilie, in der es einen Lebenspartner gibt, und die sie als Frauen zum größten Teil zu organisieren hätten, sondern die Herkunftsfamilie, in deren Zentrum die Mutter und nicht die eigene Person steht.

Die Mutter – und nicht ein Lebenspartner – ist dann auch die primäre Bezugsperson von Frau Popp wie Frau Müller. Die Mutter von Frau Müller ist es auch, die deren Sohn gemeinsam mit ihren eigenen Kindern aufgezogen hat und sich auch heute noch um ihn kümmert, wenn Frau Müller Dienst hat. An den Wochenenden nimmt Frau Müller ihren Sohn mit auf Station; damit ist er in ihr berufsorientiertes System perfekt integriert.

Hinsichtlich der zeitlichen Alltagsstruktur dominiert bei beiden Pflegekräften Regelmäßigkeit, die zum einen die Verlässlichkeit des beruflichen Engagements sicherstellt, zum anderen über Reduktion von Komplexität im außerberuflichen Bereich entlastend wirkt. Die Arrangements wirken extrem stabil und unveränderbar; während eine solche Stabilität bei den Ordensschwestern über institutionelle Regelungen extern gesetzt ist, müssen die weltlichen Pflegekräfte dies selbst herstellen. Wenn jedoch ein System, das vor allem aus Routinen besteht, einmal installiert ist, dann können sich die Personen darauf beschränken, den einmal betretenen Pfaden zu folgen, und dies tun Frau Müller und Frau Popp auch, sie haben kein Interesse daran, ihr gegenwärtiges Arrangement (auch wenn es voller Unglück ist wie das von Frau Müller) zu verändern.

Das Prinzip der Selbstverleugnung wird hier in anderer Form als bei den Ordensschwestern verfolgt. Hier werden persönliche Ansprüche nicht um einer Ideologie willen zurückgestellt, sondern deswegen, weil so ein den beruflichen Anforderungen adäquates Verhalten einfacher aufrechterhalten werden kann. Ein Lebenspartner scheint in eine solche *berufszentrierte* Form der Lebensführung nicht so recht zu passen; beide Frauen leben ohne Partner und können so ihren eigenen Prinzipien folgen, ohne zusätzlichen Abstimmungsbedarf in ihrem Arrangement verarbeiten zu müssen. Sie entsprechen dem traditionellen Bild der Krankenschwester als lediger Frau, die ihrem Beruf nur dann völlig gerecht werden kann, wenn sie ihm ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schenkt.

Fragt man nach den Voraussetzungen für eine solche *berufszentrierte* Form der Lebensführung, muß zunächst bedacht werden, daß wir es hier mit einer Form zu tun haben, die sehr viel weniger klar durch äußere Vorgaben definiert ist wie der Typus der Ordensschwester. Eine Ordensschwester ist eine Ordensschwester. Eine Altenpflegerin ist aber noch nicht deswegen eine berufszentrierte Altenpflegerin, weil sie diesen Beruf ausübt. Zwar muß sich jede berufstätige Pflegekraft an die Arbeitsbedingungen, unter denen sie im Rahmen ihres Berufes agiert, anpassen und dabei in

anderen Bereichen Abstriche machen. Frau Müller und Frau Popp stellen hier deswegen eine Besonderheit dar, weil bei ihnen diese Anpassungsleistung zum zentralen Lebensinhalt geworden ist. Auch wenn zu Beginn ihrer Berufstätigkeit eine Berufswahlentscheidung gefallen sein muß und es zu diesem Zeitpunkt möglicherweise noch Alternativen gegeben hätte – mittlerweile hat sich das *berufszentrierte* Arrangement dergestalt verfestigt, daß alternative Lebensentwürfe nicht praktikierbar, für Frau Müller gar nicht denkbar erscheinen. Dies läßt vermuten, daß eine lebenslange Ausübung eines Pflegeberufs nur dann möglich wird, wenn es hierzu keine Alternativen (wie Berufswechsel oder Rückzug aus der Erwerbstätigkeit) gibt und die familiäre Situation eher Ressourcen bereitstellt als Arbeitskraft absorbiert, die andernfalls dem Berufsbereich fehlen würde.

### 8.3.3 Typus *familienzentrierte Routinisierung*: Generalisierung von Arbeit und Pflicht

Der Typus *familienzentrierten Routinisierung* unterscheidet sich von den beiden vorangegangenen Typen dadurch, daß die Arbeit in der Pflege keine lebenslange Perspektive darstellt und die familiäre gegenüber der beruflichen Sphäre so sehr dominiert, daß sie das Gravitationszentrum der Lebensführung darstellt, um das herum diese arrangiert ist. Die Frauen, die man diesem Typus zurechnen kann, bilden hinsichtlich ihres Alters und ihres biographischen Verlaufs eine relativ homogene Gruppe. Sie sind – mit Ausnahme von Frau Rudolph (A 12), die rund zwanzig Jahre jünger ist – alle während des Zweiten Weltkrieges geboren und stammen – mit Ausnahme von Frau Fuchs (A 14) – aus kleinen und engen familialen Verhältnissen, die oftmals von patriarchalischen Strukturen durchdrungen waren. Keine von ihnen hat ihren Erstberuf längere Zeit ausgeübt, stattdessen wurde geheiratet und die Erwerbstätigkeit für die Dauer der Familienphase bis auf kleinere Nebenerwerbstätigkeiten ausgesetzt. Die Entscheidung, im mittleren Lebensalter nochmals eine Berufsausbildung zu absolvieren und diesen Beruf dann auch auszuüben, wird von den Frauen als Nachweis ihrer auch nach der Familienphase ungebrochenen Arbeitskraft, aber auch als ein kleiner Akt der Emanzipation von einer traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenverteilung gewertet, in der sich die Frau um Familie und Haushalt, der Mann um das Haushaltseinkommen zu kümmern hatte. Die Emanzipation dieser Frauen geht jedoch nicht so weit, daß sich mit der Aufnahme einer Berufstätigkeit die familiäre Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau grundsätzlich verändern würde. Nach wie vor ist die Sorge um die Familie und die Erledigung der Hausarbeit vor allem Sache der Frau. Voraussetzung dafür, daß sie

einer Berufstätigkeit nachgehen kann, ist damit, daß dies nicht auf Kosten ihrer familialen Pflichten geht; dies sehen die anderen Familienmitglieder so, dies sieht aber auch die Pflegekraft so.

„Ich mein', ja ich bin schon so, also irgendwo muß bei mir schon, kommt der Haushalt schon zuerst auch, also da muß bei mir einfach erst alles in Ordnung sein und dann finde ich Zeit für mich, weil meistens hab' ich vorher keine Ruhe. Also ich kann mich eigentlich nicht – wenn ich sehe: Da steht ein Korb voll Wäsche oder so, ne, oder: Das Geschirr steht noch da, dann kann ich mich eigentlich nicht hinsetzen und ein Buch lesen. Das bring' ich irgendwo nicht fertig, ne? (lacht) Also das geht bei mir schon vor, da bin ich schon ein bißchen penibel, oder ich weiß auch nicht, ne?“ (A 12).

Mit der Altenpflege üben diese Frauen eine Berufstätigkeit aus, in der sie im wesentlichen das fortsetzen können, was sie im Rahmen ihrer Familie getan haben: für andere Personen da sein und sorgen und mit den vielfältigen Anforderungen der Hausarbeit pragmatisch und routiniert umgehen. Die Pflicht, für die eigene Familie zu sorgen, und die hohe Arbeitsmoral, die mit dieser Orientierung einhergeht, werden auf den beruflichen Bereich übertragen. Ein generalisiertes Verantwortungsbewußtsein, das im Bereich der Familie dafür sorgt, daß die Frau für das Wohl der Familie zuständig ist, führt auch dazu, daß es ihr nicht leicht fällt, Teile dieser Zuständigkeiten an andere Personen abzugeben. Dieses Verantwortungsbewußtsein wird auf den beruflichen Bereich genauso übertragen wie eine pragmatische, am Kriterium der Effektivität orientierte Handhabung von Problemen. Das macht die Tüchtigkeit dieser Frauen in Familie wie Beruf aus.

Trotz der Ähnlichkeiten zwischen familialer und beruflicher Sphäre sind beide Lebensbereiche stärker segmentiert als bei den vorangegangenen Typen. Anders als bei diesen nämlich stehen hier die beiden Sphären miteinander in Konkurrenz. Jede Stunde, die die Pflegekraft länger ihrer Berufstätigkeit nachgeht, fehlt ihr bei der Hausarbeit. Verschärft wird dieser Gegensatz dadurch, daß sich an den Anforderungen der Hausarbeit nicht sehr viel ändern läßt, da zum einen der Lebenspartner (falls es ihn gibt) kaum bereit ist, die Pflegekraft in größerem Umfang zu entlasten, zum anderen diese selbst kaum bereit ist, gewisse, in den Jahren ihres Hausfrauendaseins geschaffene Standards der Haushaltsführung (bzgl. Sauberkeit, Aufwand beim Kochen etc.) abzubauen. Eine weitere Verschärfung tritt dadurch ein, daß die Möglichkeiten, auf den Dienstplan unter der Perspektive der Sorge um die Familie Einfluß zu nehmen, durch die Arbeitszeitregulierungen der Häuser A und B äußerst eingeschränkt sind. Die weiblichen Pflegekräfte, die in diesen Häusern arbeiten, sind besonders stark mit dem Problem der Doppelorientierung und der Doppelbelastung konfrontiert.

Wie aber können unter solchen Voraussetzungen die konkurrierenden Anforderungen von Beruf und Familie in Einklang gebracht werden? Die praktische Integration von Beruf und Familie wird hier vor allem durch Regelmäßigkeit des Arbeit-Freizeit-Rhythmus und damit durch eine verlässliche Grenzziehung zwischen diesen Bereichen geleistet. Die Frauen sind daran interessiert, daß sie ein pünktliches Arbeitsende haben, denn zuhause warten weitere Aufgaben auf sie. Sie sind daran interessiert, daß sie ihre freie Zeit langfristig einplanen können, denn das, was sie tun, erschöpft sich nicht in ihren beruflichen Tätigkeiten. Da sie auf verlässliche Grenzziehungen angewiesen sind, müssen sie sich über fehlende Verlässlichkeit des Dienstplanes beklagen, wie dies Frau Wesselhoff (A 9) und Frau Fuchs (A 14) aus dem Hause A tun, da diese ein System zeitlich aufeinander abgestimmter beruflicher und familialer Routinen immer wieder über den Haufen werfen muß. Wenn dies passiert, dann sind es wiederum die Pflegekräfte selbst, die solche Unregelmäßigkeiten durch eine Intensivierung der eigenen Arbeitsleistung auszugleichen versuchen. Dies geschieht auf Kosten der persönlichen Ansprüche, die hie und da zwar geäußert und auch umgesetzt werden, letztlich aber gegenüber den beruflichen und – stärker noch – den familialen Pflichten immer wieder zurückstehen müssen. Zur alltäglichen Lebensführung gehört damit immer wieder die Anpassung der persönlichen Ansprüche an die Anforderungen von Beruf und Familie: Dies kann über die Definition der persönlichen Interessen als mit den beruflichen und – was bei diesem Typus noch stärker ausgeprägt ist – familialen Interessen deckungsgleich geschehen; decken sich die persönlichen Ansprüche mit den beruflichen und familialen Anforderungen nicht, dann müssen sie weitgehend reduziert werden.

An welche Voraussetzungen ist dieser Typus gebunden? Von beruflicher Seite her ist es von großer Bedeutung, daß stabile Strukturen herrschen, die es ermöglichen, ein einmal installiertes System von Routinen aufrechtzuerhalten. Insofern stellt das gleichmäßige und weitgehend verlässliche Arbeitszeitsystem des Hauses B eine gute Rahmenbedingung dar. Die familialen Anforderungen dürfen ein gewisses Maß offensichtlich nicht überschreiten; nicht umsonst sind all diese Frauen erst *nach* einer (wenn auch unterschiedlich langen) Familienphase, in der sie ausschließlich für die Familie da waren, in den Beruf gegangen. Die ausgeprägt traditionell strukturierte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen den Frauen und ihren Partnern ist ein Grund hierfür; da für die Frauen eine Delegation ihrer familialen Zuständigkeiten an den Partner oder an andere Personen nicht in Frage kommt, kann erst die gleichsam natürliche Entlastung durch das Heranwachsen der Kinder zu einer Reduktion familialer Anforderungen führen.

Auf der Ebene der persönlichen Ansprüche bestehen die Voraussetzungen für einen Typus *familienzentrierte Routinisierung* darin, daß solche Ansprüche nur in einem engen Rahmen entwickelt und praktisch umgesetzt werden. Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein und eine generalisierte Arbeitsmoral stützen die notwendige Selbstverleugnung ab. Sie speisen sich, wie das auch bei den Ordensschwestern und dem *berufszentrierten* Typus der Fall ist, aus Herkunftsmilieus traditionellen Zuschnitts. Für traditionelle Familienbetriebe der Landwirtschaft, des Handwerks und des Handels war nämlich ein sozialisatorisches Umfeld typisch, das die Heranwachsenden früh an bescheidene Lebensumstände und harte Arbeit im Familienbetrieb und an Unterordnung und Gehorsam in einer autoritär-patriarchalisch geprägten Sozialstruktur gewöhnte. Die daraus resultierenden personalen Eigenschaften wie hohe Belastungstoleranz, Ordnung und Zuverlässigkeit, selbstverständliches Verantwortungsbewußtsein und eine materielle Orientierung, die als zusätzliches Motiv für hartes Arbeiten dient, konstituieren eine Arbeitsmoral, wie sie für die Frauen des *familienzentrierten* Typus kennzeichnend ist. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel hierfür ist Frau Michel (A 13), die ihre Kindheit auf einem Bauernhof verbracht hat:

„A: Und weil eben mein Vater sehr früh gestorben ist, ist für mich mit zwölf Jahren eigentlich das Kindsein beendet gewesen.

F: Ist der gestorben, als Sie zwölf Jahre alt waren?

A: Ja. Und ich mußte eigentlich mit zwölf Jahren – ich mein', wenn ich das heute jemandem erzähle, die schütteln alle den Kopf – ich bin mit zwölf Jahren um halb drei bei der Nacht aufgestanden. Wir haben daheim unsere Landwirtschaft gemacht. Mein Bruder war 15, und ich war zwölf. Und ich hab' dann – wir haben ja Kühe gehabt im Stall –, das haben wir alles miteinander noch gemacht. Ich hab' zu der Zeit damals pro Melkzeit acht Küh' gemolken – mit der Hand aber! Und bin um acht genauso in meine Schule gegangen, weil ich ja noch in die Schule geh'n hab' müssen. Und mittags von der Schule heim, den Schulranzen in die Ecke und bin mit meinem Vieh wieder los marschiert. Wenn ich das heute jemandem erzähle, die sagen alle: 'Das gibt's doch gar nicht!' Nun sicher, heute gibt's das auch nicht mehr. Aber das war halt damals so.

F: Also haben Sie mit Ihrem Bruder und mit Ihrer Mutter zusammen –

A: Ja. Meine Mutter war damals recht krank, die hat einen Nervenzusammenbruch gehabt. Mit der haben wir eigentlich wenig rechnen können.

F: Ach, nachdem Ihr Vater gestorben war?

A: Ja, ja.

F: Also haben Sie zusammen mit Ihrem Bruder –

A: Ja. Ja.

F: Mit zwölf Jahren.

A: Ja. Mir ist im Grunde arbeitsmäßig nichts erspart geblieben.“ (A 13).



### 8.3.4 Typus *erlebnisorientierte Situativität*: Ausgleich von Pflicht und Neigung

Der zentrale Bezugspunkt dieses Typs läßt sich weder im familialen noch im beruflichen und auch nicht im Bereich persönlicher Ansprüche festmachen. Der Bezugspunkt liegt vielmehr zwischen diesen unterschiedlichen Sphären, er liegt in der möglichst ausgewogenen Balance von Beruf, Familie und persönlichen Ansprüchen. Im Gegensatz zu den drei vorangegangenen Typen ist es keine selbstverständlich gültige Pflicht, daß die Frau sich zur Gänze um das Wohl der Familie zu kümmern und ihr generalisiertes Verantwortungsbewußtsein in ähnlicher Form auf den beruflichen Bereich zu übertragen habe. Pflichten werden zwar durchaus auch eingegangen, sie sind aber, da sie nicht selbstverständlich sind, begründungspflichtig und damit auch aushandelbar, etwa im Bereich der familialen Arbeitsteilung. Die Vertretung eigener Interessen gegenüber den Interessen anderer hat einen verstärkt reflexiven Bezug der Person auf ihre eigene Lebensführung zur Voraussetzung. Die auf dieser Grundlage mögliche Artikulation persönlicher Bedürfnisse ist der treibende Faktor, der auch die berufliche und private Sphäre in Bewegung setzt. Dabei geht die Dynamik des *erlebnisorientierten* Balance-Typus in Richtung „Gleichgewicht im Ausgleich“: Berufsarbeit, Familienarbeit und Freizeitansprüche sollen gleichermaßen zu ihrem Recht kommen und gewinnen ihre je spezifische Bedeutung aus den Relationen, in denen sie zueinander stehen. Frau Riermeier (A 5), die vormals Vollzeit gearbeitet hatte und seit einigen Jahren nur noch halbtags in der Pflege beschäftigt ist, formuliert dies sehr deutlich:

„Ich meine, ich habe immer noch die Einstellung, daß ich arbeite, um zu leben, nicht zu leben, um zu arbeiten. Und das will ich auch beibehalten. Ich meine, ich werde das vielleicht probieren, irgendwann in ein paar Jahren, mit 30 Stunden (*Erwerbsarbeit in der Pflege*), aber wenn das nicht geht, dann reduzier' ich wieder. Ich will halt auch noch meine Freundschaften und meine Hobbies pflegen. Ich meine, mir macht die Arbeit, wie gesagt, Spaß, aber zu meinem Leben und zu mir gehört halt auch meine Familie. Ich meine, ich kann nicht sagen: 'Ich mach' das jetzt für die Kinder, damit's die Kinder gut haben.' Es geht mir ja auch nicht gut dabei, wenn die Kinder nur so nebenbei, ich meine, ich hab' mich halt mal für meine Kinder entschieden und dann will ich halt auch möglichst – ich meine, ich will mich nicht aufgeben für meine Kinder, daß ich sage: 'Oh toll, ich steck' alles hinten an, nur für meine Kinder', sicher nicht, ganz sicher nicht. Aber wenn ich mich halt entschieden habe, Kinder in die Welt zu setzen, dann will ich sie halt auch irgendwie so groß ziehen, daß es mir gut geht dabei. Und dann mache ich das auch gern.“ (A 5).

Gleichgewicht im Ausgleich bedeutet auch, daß ein Lebensbereich kein zu starkes Gewicht bekommen darf, damit die anderen Bereiche nicht vernachlässigt werden müssen. Im beruflichen Bereich kann dies etwa darüber erreicht werden, daß ein Teilzeitarbeitsvertrag eingegangen wird, im familialen Bereich durch Reduktion von Hausarbeit oder deren Delegation an den Partner, im Freizeitbereich durch das Zurückstellen persönlicher Wünsche, wenn diesen unabweisbare berufliche oder familiäre Verpflichtungen entgegenstehen. Maßstab einer gelungenen Balance der Lebensbereiche ist dabei die emotionale Befindlichkeit: Wenn es der Pflegekraft gut geht, wenn sie sich wohl fühlt, dann hat sie ein angemessenes Arrangement gefunden. Während die drei ersten Typen primär an der Erfüllung von Pflichten orientiert sind und dabei positive Gefühle eher als Nebenprodukt abfallen, wird hier der persönlichen emotionalen Befindlichkeit ein eigenständiger Stellenwert eingeräumt, kann das Lustprinzip hier und da die Steuerung der Lebensführung übernehmen, ohne daß dies der Person illegitim erschiene, wie das bei den Ordensschwwestern mit Sicherheit der Fall wäre. Freilich steht dem Streben nach dem guten Gefühl immer wieder etwas im Wege – nicht zuletzt die Arbeit in der Altenpflege, wie das Beispiel von Frau Dierks (A 7) zeigt:

„F: Haben Sie so etwas wie eine Lebensphilosophie?

A: Na, ich hoffe, daß ich da mal dazu komme, daß ich wirklich mein Leben genießen werd', und so. Ist zwar'n uralter Spruch: 'Das Leben ist kurz', und so. Aber das ist wirklich wahr, also ich find' das schon, ne. Daß ich eigentlich viel lieber jetzt sagen würde, jetzt, aus 'ner Stimmung raus, oder so: 'Ich möcht' jetzt einfach irgendwo hinfliegen oder irgendwo hinfahr'n, oder was weiß ich! Und ich hab' eigentlich wirklich auch das Recht dazu, weil es mein Leben ist. Aber aus bestimmten Gründen bin ich eben gezwungen, das ganz anders zu gestalten, wie ich das einfach will. Also ich muß hier jetzt morgens antreten und so, damit ich mein Geld hab' und ich meine Wohnung bezahlen kann, so ungefähr. Weil im Moment ist das einfach noch so, daß diese Dinge alle da sind, und das sind eben wirklich meine Pflichten. Daß ich eben auch wirklich mal mit weniger Pflichten auskomme – nicht so viel Pflichten, weniger.“ (A 7).

Die Balance zwischen den Lebensbereichen erscheint deswegen so wichtig, weil die drei Bereiche sich in ihren Anforderungen und Belohnungen wechselseitig ausgleichen. Während bei den drei ersten Typen alltäglicher Lebensführung Stabilität und Konsistenz darüber hergestellt werden, daß die Logik eines Lebensbereiches auf den anderen übertragen und persönliche Ansprüche, die nichts mit der Erfüllung familialer und beruflicher Pflichten zu tun haben, weitgehend reduziert werden, stellt sich hier ein sinnvoller und praktikabler Zusammenhang über den Wechsel zwischen drei Bereichen her,

die jeweils als grundlegend verschieden aufgefaßt und betrieben werden. Die berufliche Sphäre ist dadurch gekennzeichnet, daß man sich hier – viel stärker, als dies bei den pflichtorientierten Typen der Fall ist – in besonderer Weise disziplinieren muß. Familie und Partnerschaft sind Lebensbereiche, über die vor allem soziale Anerkennung und soziale Unterstützung zu erfahren sind, eine aktive Freizeitgestaltung dient als Gegengewicht zu beruflichen und familialen Arbeitsanforderungen. In allen drei Sphären jedoch wird danach gestrebt, Möglichkeiten für positive Erlebnisse zu schaffen – das Leben soll Spaß machen und eine persönliche Bereicherung darstellen.

Zwar wird mit dem zur Verfügung stehenden Zeitbudget durchaus auch planerisch umgegangen. Die bevorzugte Methode der praktischen Alltagsorganisation besteht jedoch darin, sich ungebundene Zeiträume zu verschaffen und diese situativ, d.h. ad hoc je nach aktueller persönlicher Bedürfnislage zu nutzen. Wenn sich die Möglichkeit einer Einflußnahme auf die Dienstplangestaltung bietet, dann wird diese in der Form wahrgenommen, daß möglichst lange, von Arbeit nicht unterbrochene Freizeitblöcke geschaffen werden, die dann weitgehend selbstbestimmt gefüllt werden können. Die Reduktion von verpflichtenden Arbeitsprogrammen im Rahmen der Familie hat die Funktion, potentielle Erholungszeiträume bereitzuhalten, die situativ genutzt werden können. Wenn sich die Pflegekraft dazu in der Lage fühlt, kann sie, genauso wie der pflichtorientierte Typus, einen großen Arbeitsumfang bewältigen; fühlt sie sich jedoch nicht dazu in der Lage, dann kann sie die Arbeit mit sehr viel geringeren Problemen als der pflichtorientierte Typus reduzieren, verschieben oder an andere Personen delegieren.

Alles in allem ist die Gestalt dieses Typus sehr viel variabler als die der Typen, die wir bislang kennengelernt haben. Dies bezieht sich zum einen auf die möglichen Mischungsverhältnisse von Beruf, Familie und Freizeitinteressen. Die größere Variabilität bezieht sich zum anderen darauf, daß die jeweiligen Arrangements in sich eher veränderbar sind, als dies bei den pflichtorientierten und auf die Stabilität von Routinen beruhenden Typen der Fall ist. Ein neues Moment im Vergleich zu den pflichtorientierten Typen ist jedenfalls, daß die aktive Durchsetzung persönlicher Ansprüche als legitim angesehen wird.

Auffällig ist, daß die erlebnisorientierten Pflegekräfte anderen Generationen angehören als die pflichtorientierten: Ihr Alter liegt zwischen Anfang zwanzig und Ende dreißig. Die Herkunftsmilieus hingegen sind denen der pflichtorientierten durchaus ähnlich: Frau Delius (A 1), Frau Schweiger (A 11) und Frau Kaiser (A 19) stammen aus ländlichen und kleinstädtischen Arbeiterhaushalten, Frau Riermeier (A 5) aus der Landwirtschaft, Frau

Münsing (A 8) aus einer städtischen Angestelltenfamilie. Wenn man sich die Biographien dieser Frauen ansieht, wird freilich deutlich, daß – mit Ausnahme von Frau Münsing – im Lebensverlauf ein Wandel von einer traditionell pflichtorientierten zu einer erlebnisorientierten Ausrichtung stattgefunden hat. Die Prägekraft milieuspezifischer, weiblicher Sozialisation ist demnach auch bei diesen Frauen zu erkennen; offensichtlich jedoch haben sie bessere Chancen gehabt, sich von dieser Prägung ein Stück weit zu lösen, als dies bei den Frauen älterer Geburtskohorten der Fall war.

### 8.3.5 Typus *wertorientierte Planung*: Selbstverwirklichung als Richtschnur der Lebensführung

Stärker noch als beim *erlebnisorientierten* Typus tritt hier der Bereich der persönlichen Ansprüche in den Mittelpunkt. Die eigene Lebensführung wird zum reflexiven Bezugspunkt, ihre systematische Gestaltung zur persönlichen Aufgabe. Sie wird als biographisches Projekt konzipiert, das auf das Ziel der Selbstverwirklichung hin ausgerichtet ist. Es wird daran gearbeitet, die eigene Person gemäß einer bestimmten Vorstellung einer idealen Persönlichkeit zu verändern. Die berufliche und die familiäre Sphäre werden diesem Bestreben, so weit es eben geht, untergeordnet. Tätigkeitsbereiche, die der Selbstverwirklichung nicht dienlich sind, wie etwa die Hausarbeit, werden weitgehend reduziert, solche, über die Selbstverwirklichung zu erzielen ist, werden intensiviert. Arbeit in der Altenpflege hat im Rahmen eines wertorientierten biographischen Projekts der Selbstverwirklichung nur dann Platz, wenn sie dieses Projekt voranbringt. Dies kann sie nur dann leisten, wenn sie mit hohen ethischen Anforderungen verbunden ist.

„A: Man sollte also jetzt nicht stehenbleiben, sagen: 'Das ist gut, ja das haben wir jetzt toll gemacht', oder: 'Das haben wir jetzt erreicht, jetzt bleiben wir hier stehen.' Das hab' ich immer irgendwo in mir, und das kann natürlich eine Unzufriedenheit auch irgendwo sein, ich weiß es nicht.“ (A 18).

A: Ja ich bin in der Anthroposophie halt verankert. Na, das ist ziemlich zentral in mein Leben hineingetreten. Und ich denk' auch, daß ich da verbunden bleibe. Glaub' ich schon. Das ist eigentlich das, was ich gefunden habe in den letzten Jahren. Ich glaube, daß der Mensch halt Schwierigkeiten im Leben braucht, um weiterzukommen. Also diese schiefen Jahre, ich würde nicht sagen, die hätten nicht sein sollen. ... Und letzten Endes hat es mich vielleicht doch weitergebracht. Und ich glaub', daß der Mensch nicht dazu da ist, sich nur an die Sonne zu legen, sondern daß er halt schon an sich zu arbeiten hat im Leben, daß er auch weiterkommt. Und möglichst so weit wie nur möglich.“ (A 2).

Auf den ersten Blick scheint es sich hier um den Typus zu handeln, der mit den Pflichtorientierten und deren Ausrichtung auf Selbstverleugnung am wenigsten gemeinsam hat. Die Orientierung an hohen ethischen Ansprüchen führt jedoch auch hier notwendig zur Selbstdisziplinierung. Den Ordensschwestern nicht unähnlich wird die Arbeit in der Pflege für etwas anderes instrumentalisiert: bei den Ordensschwestern zur Ehre Gottes, bei den Selbstverwirklichern für den Fortschritt der eigenen Person. Während sich jedoch bei den Ordensschwestern die Güte der Pflegearbeit daran bemißt, wie anstrengend sie ist, steht hier das Kriterium im Vordergrund, wie groß der Nutzen für den alten Menschen ist. Das Bild, das sich die wertorientierten Pflegekräfte vom alten Menschen machen, unterscheidet sich deutlich von dem anderer Gruppen: Der alte Mensch wird mindestens als normales Individuum, mit dem eine symmetrische und intensive persönliche Beziehung aufzubauen sei, mitunter gar als lebensweise Person definiert, von der man als vergleichsweise junger Mensch nur lernen könne. Dadurch, daß der Wert der Pflegearbeit unmittelbar mit dessen Erfolg verknüpft ist (was bei den Ordensschwestern gerade nicht der Fall ist), und dieser Erfolg wiederum eng verknüpft ist mit dem Projekt der Selbstverwirklichung, wirken sich Enttäuschungen im beruflichen Bereich auf dieses Arrangement besonders deutlich aus.

Die große Bedeutung der Arbeit in der Altenpflege darf nicht verwechselt werden mit der Berufszentrierung, die wir beim zweiten Typus kennengelernt haben. Während dieser Typus seine Lebensführung den beruflichen Anforderungen unterordnet, versucht die an Selbstverwirklichung orientierte Pflegekraft den beruflichen Bereich ihren Interessen unterzuordnen. Dies tut sie, wie bereits erwähnt, dadurch, daß sie ihre arbeitsinhaltenen Ansprüche durchzusetzen versucht, dies tut sie aber auch dadurch, daß sie einen individuell zugeschnittenen Dienstplan anstrebt. Da sich ihre Interessen zudem nicht nur auf den beruflichen Bereich beschränken, sondern sich auch in einer Vielzahl von Freizeitaktivitäten ausdrücken, die selbst wiederum mehr oder weniger als Bestandteil des Projekts „Selbstverwirklichung“ gelten können, wird die zeitliche Abstimmung beruflicher und anderer Aktivitäten ausgesprochen aufwendig. Stärker als dies bei dem situativen Typus der Fall ist, wird hier die Zeit methodisch durchgeplant; zwar können so auch regelmäßige Rhythmen von Arbeit und Freizeit entstehen, im Vordergrund steht jedoch die immer wieder neue und diffizile Abstimmung beruflicher und anderer Aktivitäten über zeitliche Terminierung. So wie die Biographie eine geplante Biographie ist, so ist auch der Alltag verhältnismäßig stark verplant und mit Aktivitäten angefüllt. Bei keinem anderen Typus finden wir eine solche Vielfalt unterschiedlicher

Aktivitäten, die aufwendig in der knapp bemessenen Zeit des Alltags unterzubringen sind. Durch die Fixierung verbindlicher Termine wird, ähnlich wie bei der Methode der Routinisierung, eine Disziplin sichergestellt, die vom situativen Typus gerade vermieden wird. Während dieser auf Aktivitäten verzichtet, wenn er sich zu müde fühlt, wird der methodisch planende Typus gerade deswegen aktiv, um sich nicht müde zu fühlen.

Bei Frau Fruth (A 2) sind sowohl die Regelmäßigkeiten von Tag zu Tag wie auch die Unterschiede der Tagesabläufe weitgehend von ihr selbst bestimmte Daten. Auf die Frage nach dem gestrigen Tagesablauf im Anschluß an den Frühdienst antwortet sie:

„A: Der ist ganz geregelt bei mir in der Woche. Ich hab' ja sehr viele Frühdienste in der Woche, weil ich noch Sprachen lerne. Also gestern war's so, daß ich schon um zwei gegangen bin, weil ich um drei schon eine Unterrichtsstunde hatte. Und das ist am Donnerstag immer so, daß ich direkt nach der Arbeit eine Unterrichtsstunde, zwei Unterrichtsstunden hab'. Da muß ich nach X fahren, und da hab' ich dann Englischunterricht. Und danach dann war's gestern sehr früh, wo ich fertig war. Dann ging's mir richtig gut, dann bin ich noch shopping gegangen, also noch Bummeln gegangen. Erst wollt ich in den Y-Park, aber naja -. Ich hab' gedacht, am Abend wollt' ich noch ein bißchen lernen, ein bißchen für Englisch lernen. Ich hatte also richtig Lust und fühlte mich auch gut. Dann bin ich doch früh nach Hause gekommen und hab' dann am Abend noch was gemacht. Und ich geh' aber dann, wenn ich Frühdienst hab', dann geh' ich früh ins Bett. Also um halb elf, hab' ich mir vorgenommen, muß das Licht aus sein, damit ich überhaupt noch einschlafe. Denn nachher geht's nimmer.

F: Ach so, dann bleiben Sie gleich ganz auf.

A: Nein, ich lieg' dann zwar im Bett, aber ich schlaf' nicht mehr ein.

F: Ach so.

A: Da muß der Rhythmus schon geregelt sein. Mir geht's ziemlich gut, wenn ich nach dem Dienst nicht ins Bett geh' und Mittagsschlaf mach'. Dann bin ich zwar fürchterlich müde, aber am Abend schlaf' ich dann gut ein.“ (A 2).

Der Typus *wertorientierte Planung* ist auf allen Ebenen ausgesprochen voraussetzungsvoll. Der berufliche Bereich muß zum einen ein als sinnvoll erlebtes Arbeiten, zum anderen zeitliche Flexibilität in der Abstimmung von Arbeits- und Freizeiten möglich machen. Die Sphäre der Familie darf ebenfalls nur ein Mindestmaß an Restriktionen aufweisen, um auch hier die Umsetzung persönlicher Interessen zu ermöglichen. So verwundert es auch nicht, daß die wertorientierten Pflegekräfte des vorliegenden Samples wie Frau Fruth (A 2) oder Herr Modes (A 6) allein leben oder wie Herr Winkelmann (A 18) auf eine Ehefrau zurückgreifen können, die ihnen die lästigen Dinge der Haushaltsführung zu einem Gutteil abnehmen.

Überhaupt scheint es nicht zufällig zu sein, daß die beiden befragten Männer gerade hier zu finden sind. Denn zum einen ist für einen Mann wohl ein besonders starkes und handlungsleitendes Motiv notwendig, um einen „Frauenberuf“ wie den des Altenpflegers zu ergreifen; ein Projekt der Selbstverwirklichung, zu dem die Arbeit in der Altenpflege beitragen kann, ist ein solches starkes Motiv. Zum anderen haben Männer aufgrund geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungsmuster eine größere Chance als Frauen, von Hausarbeit und anderen familialen Verpflichtungen entlastet zu werden, ist es für sie einfacher, über die Freizeit freier, d.h. gemäß der jeweiligen Vorstellung von Selbstverwirklichung, zu verfügen.

Auf der Ebene der Person ist eine deutlich normative Ausrichtung der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion, verbunden mit hoher Reflexivität, die es der Pflegekraft möglich macht, sich bewußt Ziele zu setzen, Voraussetzung dieses Typus. Bleibt zu fragen, an welche Voraussetzungen wiederum eine starke Wertorientierung gebunden ist. Die Befragten dieser Studie, die sich besonders wertorientiert verhalten und diszipliniert ein biographisches Projekt verfolgen, haben eine Gemeinsamkeit: Sie alle haben, hierin wiederum vergleichbar mit den Ordensschwwestern, ein Konversionserlebnis hinter sich gebracht, das für die bewußte Entscheidung für ein methodisch betriebenes Projekt der Selbstverwirklichung, zu dem wiederum die Arbeit in der Altenpflege zählt, ausschlaggebend war. Bei Frau Fruth (A 2) bestand dieses Konversionserlebnis in ihrer „Bekehrung“ zur Anthroposophie, bei Herrn Winkelmann (A 18) in seiner Abwendung von einem als sinnentleert empfundenen Beruf und seiner Hinwendung zu einem vor allem religiös inspirierten Leben, bei Herrn Modes (A 6) schließlich in seiner Ablehnung männlicher Rollenmodelle und seiner Revolte gegen das Elternhaus.

#### 8.4 Die generationsspezifische Prägung der alltäglichen Lebensführung von Altenpflegekräften

Sucht man nach Erklärungen für die Arrangements der Lebensführung, wie sie bei den Altenpflegekräften vorliegen, ist zunächst einmal deren *Geschlechtsspezifität* zu nennen. Die Art der Berufstätigkeit, die oftmals diskontinuierliche Erwerbsbiographie, die familiale Arbeitsteilung, die Zuschreibung der prinzipiellen Zuständigkeit für die Sorge um die Familie, kurz: die Verquickung einer als „typischer Frauenberuf“ definierten Erwerbstätigkeit mit weiterhin sozial wirksamen Geschlechtsrollenstereotypen im Alltagsleben ist für die Lebensführung der befragten Frauen von erheblicher Bedeutung. Bei näherem Hinsehen lassen sich jedoch deutliche Unterschiede erkennen. Zwar sind alle befragten Frauen (und die beiden Männer ebenso,

wenn auch in anderer Weise) mit den geschlechtsspezifischen Normen im beruflichen und privaten Alltag konfrontiert; die Art der Auseinandersetzung mit diesen Normen reicht allerdings von fragloser Akzeptanz bis zu Versuchen, diese zu überwinden.

Hinsichtlich der Unterschiede zwischen den Arrangements alltäglicher Lebensführung der befragten Frauen ist der Zusammenhang zwischen Alter und Form der Lebensführung besonders deutlich geworden. Bei den über 40jährigen dominieren Pflichtorientierung und Selbstverleugnung, die dazu führen, daß die Integration vor allem über die Anpassung der persönlichen Ansprüche an die Anforderungen und Erwartungen der beruflichen und familialen Sphäre, und damit auf traditionelle Weise verläuft. Bei den jüngeren Jahrgängen treten hingegen – neben einer auch hier hohen Arbeitsdisziplin – Orientierungen an Lebensgenuß und Selbstentfaltung in den Vordergrund, die mit höheren Ansprüchen an die Erwerbsarbeit einhergehen; dies hat wiederum Folgen für die Form der Integration von Beruf und Familie.

Die Frage ist nun, ob es sich bei diesen offensichtlichen Differenzen um Alters- oder um Kohorteneffekte handelt (vgl. Becker 1989). Im Falle eines Alterseffektes wäre die altersabhängige Form der Integration von Beruf, Familie und persönlichen Ansprüchen darauf zurückzuführen, daß Pflegekräfte in ihrem Lebenslauf zunehmend darauf verzichten, persönliche Ansprüche zu verwirklichen und stattdessen vermehrt versuchen, sich an gegebene Bedingungen anzupassen. Wenn wir uns die Biographien der befragten Altenpflegekräfte ansehen, wird gerade das Gegenteil deutlich. Wenn biographische Veränderungen der alltäglichen Lebensführung auftreten, dann bestehen sie darin, daß die Pflegekräfte sich von traditionellen Bindungen lösen und lernen, auch die eigenen Ansprüche als legitim anzusehen. Ein Beispiel hierfür ist Frau Michel (A 13), die sich nach der Scheidung von ihrem Mann im Unterschied zu früher hin und wieder Zeit für sich selbst gönnt. Gleichwohl bleiben bei ihr familiale und auch berufliche Verpflichtungen bestimmend und die Integration in ihren Grundzügen traditionell. Bei anderen Frauen sind die biographischen Veränderungen weitreichender: Während Frau Riermeier (A 5) in einer früheren Phase ihrer Biographie ganz für Mann und Kinder da war, führt sie jetzt ein erlebnisorientiertes Leben, das sich primär um die eigenen Bedürfnisse dreht. Auch Frau Kaiser (A 19) oder Frau Delius (A 1) haben ihre Lebensführung in diesem Sinne modernisiert.

Damit sind die Altersdifferenzen nicht auf Lebenslaufeffekte zurückzuführen (diese wirken eher entgegengesetzt), es handelt sich vielmehr um einen Kohorten- oder *Generationeneffekt*. Die Generationen haben jeweils spezifische Sozialisationserfahrungen gemein, die mit den historischen Zeit-

umständen (z.B. die prägende Erfahrung der Mangelsituation der unmittelbaren Nachkriegszeit), mit sich wandelnden Sozialmilieus (etwa der Rückgang an traditionellen Strukturen in bäuerlichen und handwerklichen Sozialmilieus) und gesellschaftlichen Normalitätsstandards (etwa hinsichtlich der Normen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung) zusammenhängen. Hinsichtlich der Zeitumstände unterscheiden sich die älteren und die jüngeren Pflegekräfte darin, daß erstere die prägende Erfahrung der Mangelsituation der unmittelbaren Nachkriegszeit miterlebt haben, während die jüngeren in einem von Wohlstand geprägten gesellschaftlichen Umfeld groß geworden sind, auch wenn nicht zu übersehen ist, daß auch die jüngeren befragten Frauen und Männer meist in bescheidenen, ländlichen Verhältnissen aufgewachsen sind. Deutlicher sind die Differenzen zwischen den Generationen bei der Schulbildung. Während bei den traditionellen Frauen Hauptschulabschluß die Regel ist, haben die jüngeren oftmals Mittlere Reife, in einem Fall auch das Abitur absolviert. Insofern repräsentieren sie eine „Tendenz von produktivistischer (d.h. arbeitsinkorporierter oder -orientierter) zu konsumistischer Sozialisation“ (Baethge 1985: 301), d.h. zwischen Kindheit und Erwerbsarbeit schiebt sich ein etwas längerer Zeitraum des schulischen Lernens und damit eines, wenn auch kurzen, Moratoriums, das eine gewisse Chance bietet, individuelle Ansprüche zu entwickeln. Frau Rudolph und Frau Müller können hierzu als Gegenbeispiele dienen: Zwar gehören beide zur jüngeren Generation, gleichwohl mußten sie wie ihre älteren Kolleginnen gleichsam ohne Atempause von einer Kindheit, die bereits durch Arbeit geprägt war, in das berufliche und familiäre Dasein für andere überwechseln; Folge davon ist eine weitgehend traditionelle Form der Integration. Alles in allem aber weist die jüngere gegenüber der älteren Generation der AltenpflegerInnen ein geringeres Maß an frühen biographischen Erfahrungen in harter Arbeit und materiellem Mangel, ein höheres Maß an Bildungserfahrungen und damit insgesamt größere Chancen der Individualisierung auf.

Auch wenn eingangs betont wurde, daß die Erwerbsarbeit in der stationären Altenpflege der Lebensführung harte Rahmenbedingungen setzt, so kann jetzt aus der Perspektive der Subjekte, der Pflegekräfte also, auch gesagt werden, daß die Form der Lebensführung eine Rahmenbedingung im Sinne einer je spezifisch zugeschnittenen Voraussetzung für die Ausübung der Erwerbsarbeit darstellt: Die Ordensschwester steht dabei für ein Modell der ungeteilten Hingabe an die Pflegearbeit, das längst der Vergangenheit angehört, als Idealbild der aufopferungsvollen und eigene Bedürfnisse hintanstellenden Krankenschwester, aber auch heute noch die gesellschaftliche Definition von Kranken- und Altenpflege prägt.

Pflege als genuin weibliche und hausarbeitsnahe Aufgabe, die selbstverständliches Dasein für andere bedeutet, kennzeichnet den familienzentrierten und auch den berufsorientierten Typus. Der damit verbundene Verzicht auf das Einbringen persönlicher Ansprüche, die mit dem Dienst am anderen nicht ohne weiteres zu vereinbaren sind, macht die Pflegekraft flexibel in der Anpassung an berufliche und familiäre Anforderungen.

Von den jüngeren Pflegekräften werden persönliche Ansprüche mit größerer Selbstverständlichkeit und größerem Nachdruck vertreten als von ihren älteren Kolleginnen; sie sind nicht bereit, sich unter allen Umständen an rigide Anforderungsstrukturen anzupassen, sondern suchen nach Möglichkeiten, diese Strukturen zu flexibilisieren, d.h. sie nach eigenen Kriterien gestaltbar zu machen. Im beruflichen Bereich geschieht dies etwa über Mitsprache bei der Dienstplangestaltung oder über den Versuch, auf die Mitarbeiterideologie und damit auf die Qualität der Pflege Einfluß zu nehmen. Im familialen Bereich geschieht dies etwa über Aushandlungsprozesse mit dem Partner oder über die Reduktion von Verpflichtungen. Der *Zusammenhang von Erwerbsarbeit und alltäglicher Lebensführung* ist mithin keine einseitige Determination der Lebensführung durch die Arbeitsbedingungen, sondern besteht darin, daß unterschiedlich konstituierte Arbeitsbedingungen in unterschiedlicher Weise Formen von Lebensführung zulassen – oder, anders gefaßt, daß Subjekte aufgrund ihrer unterschiedlich zugeschnittenen Lebensführung in unterschiedlicher Weise Arbeitsbedingungen verarbeiten können und/oder wollen.

Während Haus A auf Arbeitskräfte angewiesen ist, die persönliche Ansprüche weitgehend zurückstecken und sich flexibel einsetzen lassen, sind mit den Arbeitsbedingungen der beiden anderen Einrichtungen offenkundig auch solche Formen alltäglicher Lebensführung zu vereinbaren, bei denen von der Pflegekraft persönliche Ansprüche in stärkerem Maße verfolgt werden. Für die Nachfrageseite menschlicher Arbeitskraft im Bereich professioneller Pflegearbeit müßte dies bedeuten, daß langfristig nur über eine Modernisierung der Erwerbsarbeitsbedingungen in der Altenpflege Arbeitskräfte in hinreichender Zahl gewonnen werden können (vgl. Dunkel 1993, 1994). Allerdings wird es auch eine Frage der Arbeitsmarktentwicklung sein, ob Pflegekräfte zukünftig auf eine starke Verhandlungsposition werden zurückgreifen können, die sie in die Lage versetzt, auch im beruflichen Bereich auf die Berücksichtigung ihrer persönlichen Interessen zu drängen.

Anhang: Überblick über die Befragten

Haus A	<i>Alter, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Haushaltsnettoeinkommen, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
A 9 Frau Wesselhoff	50, Altenpflegerin, ev., verh. mit selbständigem Handwerkermeister, 2 Kinder (26, 23 J.), DM 4.500, eigenes Haus auf dem Land
A 10 Sr. Gertrudis	68, Ordensschwester und Krankenschwester, Oberin und Heilmleiterin des Hauses A, rk
A 12 Frau Rudolph	29, Krankenschwester, rk, verh. mit ehem. Zeitsoldaten in der Umschulung, 2 Kinder (8, 6 J.), DM 3.200, Mietwhg., Kleinstadt
A 14 Frau Fuchs	51, Altenpflegehelferin, ev., verh. mit ehem. Angestellten, jetzt Rentner, 2 Kinder (29, 26 J.), DM 4.000, Mietwhg., Kleinstadt
A 15 Sr. Basilia	52, Ordensschwester und Krankenschwester, rk
A 17 Frau Popp	53, Altenpflegerin, rk, gesch., alleinlebend, DM 1.600, Mietwhg., Kleinstadt

Haus B	<i>Alter, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/ der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Haushaltsnettoeinkommen, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
A 13 Frau Michel	46, Altenpflegehelferin, rk, gesch., 4 Kinder (26, 24, 23, 20 J.), lebt mit ihrem Sohn zusammen, DM 1.900, Mietwhg., Dorf
A 16 Frau Müller	32, Altenpflegerin, rk, led., 1 Kind (12 J.), DM 2.270, gemietetes Haus, Dorf
A 18 Herr Winkelmann	38, Altenpfleger, rk, verh., die Ehefrau ist MTA und seit der ersten Geburt Hausfrau, 3 Kinder (5, 3, 1 J.), ca. DM 2.500, eigenes Haus, Dorf
A 19 Frau Kaiser	29, Altenpflegerin, rk, gesch., 1 Kind (1 J.), mit dem Vater der Tochter (Einzelhandelskaufmann, z.Z. Hausmann) zusammenlebend, DM 2.200, Mietwhg., Kleinstadt

Haus C	<i>Alter, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Haushaltsnettoeinkommen, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
A 1 Frau Delius	43, Altenpflegerin, rk, gesch., Lebenspartner ist Selbständiger, 2 Kinder (24, 16 J.), lebt mit der jüngeren Tochter zusammen, DM 2.700, Mietwhg., Großstadt
A 2 Frau Fruth	36, Altenpflegerin, konfessionslos, ledig, alleinlebend, DM 1.900, Personalwohnung
A 3 Frau Bleyer	49, Altenpflegerin, rk, verh. mit technischem Angestellten, 2 Kinder (26, 23 J.), DM 4.800, Mietwhg., Großstadt
A 4 Frau Glashauser	46, Altenpflegerin, rk, gesch., alleinlebend, 2 Kinder (25, 21 J.), DM 1.800, Personalwohnung
A 5 Frau Riermeier	40, Altenpflegerin, rk, verh. mit Finanzbeamten, 2 Kinder (17, 15 J.), DM 800 (= pers. Nettoeinkommen), Haus der Schwiegereltern, Großstadt
A 6 Herr Modes	31, Altenpfleger, konfessionslos, gesch., in einer WG lebend, DM 2.200, Mietwohnung, Großstadt
A 7 Frau Dierks	23, Altenpflegerin, ev., mit Partner (Einzelhandelskaufmann) zusammenlebend, DM 3.600, Mietwohnung, Großstadt
A 8 Frau Münsing	24, Altenpflegerin, rk, verh., Ehepartner ist Hausmann, 1 Kind (2 J.), DM 1.700, Mietwhg., Großstadt
A 11 Frau Schweiger	27, Altenpflegerin, rk, led., mit Partner (Altenpfleger) zusammenlebend, DM 2.700, Mietwhg., Großstadt
A 20 Frau Meixner	39, Altenpflegerin, rk, gesch., 2 Kinder (14, 12 J.), lebt mit den Kindern zusammen

## 9. Große Sicherheiten, kleine Karrieren: zur alltäglichen Lebensführung von FacharbeiterInnen und Angestellten eines Großkonzerns G. Günter Vofß

### 9.1 Die befragten Beschäftigten mit Gleitzeitarbeit im Konzern „G“ und ihre Lebensführung

#### 9.1.1 Die Untersuchungsgruppe

Anliegen der Befragung von Berufstätigen, die in Gleitzeit arbeiten, war es, eine aus der Erwerbstätigkeit entstehende „flexibilisierte“ Zeitvorgabe für die alltägliche Lebensführung zu erfassen, die, gemessen daran, welche Verbreitung sie inzwischen gefunden hat<sup>1</sup> und wie gering letztlich der Grad der „Flexibilisierung“ ist<sup>2</sup>, fast schon als „normale“ Arbeitszeitform angesehen werden kann. Und genau in diesem Doppelsinn einer gleichzeitig atypischen wie auch normalen Arbeitszeitvorgabe für die Lebensführung repräsentieren die in Gleitzeit tätigen Personen zwei Aspekte: Einerseits eine inzwischen verbreitete und bewährte Form flexibler Arbeitszeit, über die aber in der soziologischen Arbeitszeitforschung bis dahin nur wenig vorlag und über deren Auswirkungen auf die Alltagsgestaltung nur wenig bekannt

---

1 Die ersten Gleitzeitregelungen wurden in der Bundesrepublik Anfang der siebziger Jahre eingeführt und haben danach schnell relativ große Verbreitung gefunden. Nach Groß u.a. (1991: 69ff, 1989: 95ff) praktizierten 1990 schon ca. 15% der abhängig Erwerbstätigen und 11% der Betriebe Gleitzeit; der Anteil der Erwerbstätigen mit Gleitzeit stieg dann bis 1993 auf 22% (Bauer u.a. 1994: 97ff). Schwerpunkt der Gleitzeit sind nach wie vor Großbetriebe, vor allem im Dienstleistungssektor und in Verwaltungsbereichen von Unternehmen; zunehmend findet sich Gleitzeit aber auch in gewerblichen Bereichen.

2 Die Forschung zur Nutzung von Gleitzeit zeigt, daß sie oft nur zu begrenzten Variationen von Arbeitszeiten führt und insoweit ziemlich unspektakulär ist. Die Untersuchungen von Aida Bosch u.a. zeigen jedoch, daß sich dies bei verschiedenen Gruppen sehr unterschiedlich darstellen kann: Insbesondere bei jüngeren und qualifizierteren Berufstätigen wird Gleitzeit in durchaus nennenswertem Maße zur Flexibilisierung der Zeitgestaltung genutzt (vgl. Bosch 1989, Arbeitsgruppe Gleitzeit 1989, Bosch u.a. 1992). Zur Gleitzeitforschung allgemein siehe u.a. Baier/Balog (1986), Neubauer/Scharmann (1973, 1975) und Hackh (1971). Detaillierte aktuelle Befunde enthält die Arbeitszeitstudie 1993 des ISO (Bauer u.a. 1994).

war. Andererseits, kontrastierend zu den anderen in der Untersuchung erfaßten Formen, eine Arbeitszeit, die wenig auffällig ist, also ein Stück Arbeitszeit-„Normalität“ darstellt.

Um eine für dieses Anliegen geeignete Gruppe zu befragen, wurde ein Industriebetrieb in einer süddeutschen Stadt ausgewählt, der seit vielen Jahren für große Gruppen der Belegschaft Gleitzeit praktiziert (der Konzern „G“). Die Auswahl der Befragten konzentrierte sich auf *technik- und produktionsnah eingesetzte, vollzeitberufstätige Männer mit mittlerer Qualifikation* (Facharbeiter mit herausgehobener technischer Funktion und mittlere technische Angestellte). Diese Gruppe wurde um einige *Frauen mit gering- bis mittelqualifizierten Tätigkeiten* in Produktion und Verwaltung ergänzt, um Kontrastpunkte zur Interpretation zu erhalten. Die Verteilung der Befragten des Konzerns „G“ nach sozialstatistischen Merkmalen zeigt Tabelle 8.

### 9.1.2 Rahmenbedingungen der Lebensführung

#### a) Die Arbeits- und Berufssituation

Der Konzern<sup>3</sup>, in dem die Befragten beschäftigt sind, ist ein weltweit operierendes Großunternehmen der Hochtechnologiebranche mit einer langen und wechselvollen Geschichte, die sich unter anderem in einer ausgeprägten Unternehmenskultur niederschlägt. Der Konzern war zum Untersuchungszeitpunkt, trotz erster Anzeichen wirtschaftlicher Rezession, nach wie vor in einer ökonomisch stabilen bis prosperierenden Situation. Trotzdem gab es aber schon seit einiger Zeit in vielen Bereichen deutliche Rationalisierungsbestrebungen.

Auf der Ebene der Arbeitskräfte äußert sich die spezifische Struktur und Situation des Konzerns vor allem darin, daß der Betrieb trotz verstärkter Rationalisierung eine Politik der langfristigen Bindung und betriebspezifischen Formung zentraler Beschäftigtengruppen betreibt. Das bedeutet, daß das Personal mit zunehmender Betriebszugehörigkeit eine wachsende Beschäftigungssicherung gewinnt, die bis zur faktischen Unkündbarkeit führen kann. Unternehmensinterne Rekrutierungen und Qualifizierungen haben nach wie vor eine herausragende Bedeutung, was den Konzern zu einem Musterbeispiel für betriebszentrierte Arbeitsmärkte macht. Eine Kehrseite

---

3 Im folgenden werden aus Anonymisierungsgründen nur sehr allgemeine Angaben zu dem betreffenden Betrieb gemacht. Zum Teil werden zudem Angaben zum Unternehmen und insbesondere zu einzelnen Abteilungen bzw. Arbeitsbereichen gezielt verschleiert, um die Identifizierung des Unternehmens zu erschweren und Rückschlüsse auf befragte Personen auszuschließen.

dessen ist, daß die Beschäftigten nach einiger Zeit nur noch mit großen Risiken das Unternehmen wechseln können, da die betriebspezifischen Ausbildungen oder Karriereerfolge an anderer Stelle nicht in gleicher Weise anerkannt werden; Folge ist eine erhebliche Betriebstreue der Beschäftigten. Außerdem unterliegen die Beschäftigten einer für sie oft wenig durchschaubaren Personalplanung, die mehr oder weniger bürokratisch über sie verfügt, auch wenn dies durch regelmäßige Personalgespräche tendenziell gemildert wird.<sup>4</sup> Die sich zum Befragungszeitpunkt abzeichnende Verschärfung der Wettbewerbssituation des Konzerns erlebten die Befragten in eindeutiger Form. Häufig wurde von Personalreduzierungen berichtet, durch die immer „mehr Arbeit bei weniger Kollegen“ geleistet werden müsse.

Der Konzern verfolgt schon seit einigen Jahren die Strategie, den Erfordernissen der Unternehmensbereiche spezifisch angepaßte Arbeitszeiten zu entwickeln und führte schon ab Mitte der 70er Jahre Gleitzeit ein. Zum Zeitpunkt der Befragung wurde Gleitzeit bei fast 30% der Beschäftigten praktiziert. Trotz unterschiedlicher Detailregelungen schilderten die Befragten im wesentlichen ähnliche Rahmenbedingungen ihrer Arbeitszeit:

Die Arbeitszeit ist um eine relativ kurze „Kernzeit“ von ca. 3–4 Stunden herum organisiert.<sup>5</sup> Die Kernzeit ist abteilungsspezifisch unterschiedlich festgelegt, liegt bei den meisten Befragten jedoch bei 8.00–11.00 Uhr. Insgesamt muß eine tägliche Arbeitszeit von 7 Std. 40 Min. abgeleistet werden, um die zum Befragungszeitpunkt tariflich festgelegte Arbeitszeit zu erreichen. Den Beschäftigten ist Beginn und Ende der Arbeit außerhalb der Kernzeit im Prinzip zur freien Verfügung gestellt, was aber meist nur in enger Abstimmung mit Kollegen und Vorgesetzten funktioniert. Durch die Variation von Beginn und Ende der Arbeit entstehen, bezogen auf das tariflich festgelegte Arbeitszeitsoll, Plus- oder Minus-

---

4 Besonders kraß zeigte sich dies im Sample am Beispiel von Befragten, die von einer aktuellen Abteilungsauflösung betroffen waren: Niemand rechnete zwar mit einer ernstesten Gefährdung seines Arbeitsplatzes, aber kaum jemand wußte, wie es weitergehen wird, und alle hatten Angst vor möglichen gravierenden Veränderungen ihrer Arbeitsbedingungen (z.B. vor Schichtarbeit oder vor einem Wechsel an einen ungünstigen Standort), über die man aber möglicherweise nur sehr kurzfristig informiert werden würde.

5 Konzernweit lag die durchschnittliche Länge der Kernzeit zum Befragungszeitpunkt bei 5 3/4 Stunden, was genau dem Durchschnitt der in der Bundesrepublik praktizierten Gleitzeitregelungen entspricht (vgl. Bauer u.a. 1994). Die im Sample erfaßten Beschäftigten hatten damit geringere Kernzeiten als der Durchschnitt der Gleitzeit-tätigen in ihrem Konzern, wie auch in der Bundesrepublik insgesamt, und hatten insoweit vergleichsweise hohe Freiheitsgrade in der Gestaltung ihrer Arbeitszeit.



Tab. 8: Verteilung der befragten Gleitzeitbeschäftigten nach sozialstatistischen Merkmalen ( $n = 13$ )

Variable	Ausprägung	Anzahl
Geschlecht	männlich:	9
	weiblich:	4
Alter	bis 30 Jahre:	2
	über 30 Jahre bis 40 Jahre:	10
	über 40 Jahre bis 50 Jahre:	1
	über 50 Jahre:	–
Nationalität	deutsch:	12
	sonstige:	1
Konfession	römisch-katholisch:	6
	evangelisch-lutherisch:	3
	sonstige:	1
	konfessionslos:	3
Soziale Herkunft (Beruf des Vaters)	Arbeiter:	8
	Angestellter/Beamter:	5
	Selbständiger:	–
	Landwirt:	–
Schulbildung	ohne Schulabschluß:	–
	Hauptschulabschluß:	7
	Realschulabschluß:	4
	Abitur:	2
berufliche Qualifikation	Anlernung ohne formalen Abschluß:	1
	Lehre:	7
	Fachschule:	5
	Hochschule:	–
	Promotion:	–
Dauer der jetzigen Tätigkeit	bis 5 Jahre:	3
	über 5 bis 10 Jahre:	6
	über 10 bis 20 Jahre:	4
	über 20 Jahre:	–
Betriebszugehörigkeit	bis 5 Jahre:	–
	über 5 bis 10 Jahre:	5
	über 10 bis 20 Jahre:	6
	über 20 Jahre:	2

Variable	Ausprägung	Anzahl
Familienstand	ledig:	–
	verheiratet:	13
	geschieden:	–
	verwitwet:	–
Lebensform:	mit (Ehe-)PartnerIn lebend:	13
	alleine lebend:	–
Beruflicher Status des Partners/der Partnerin	erwerbstätig (Vollzeit):	5
	erwerbstätig (Teilzeit):	4
	Hausfrau/-mann:	4
	nicht zureffend, weil ohne PartnerIn:	–
Haushalte mit/ohne Kinder	kein Kind:	–
	1 Kind:	9
	2 Kinder:	3
	3 Kinder:	1
	4 Kinder und mehr:	–
Haushalte mit Kindern	unter 6 Jahre:	8
	unter 16 Jahre:	10
	über 16 Jahre:	2
Familieneinkommen (netto)	bis 2.500 DM:	2
	über 2.500 DM bis 3.500 DM:	2
	über 3.500 DM bis 4.500 DM:	6
	über 4.500 DM:	3
Wohnmilieu	dörflich:	3
	kleinstädtisch:	2
	großstädtisch:	8
Wohnart	Wohneigentum:	3
	Mietwohnung/-haus:	–
	davon mit einer Miethöhe ...	
	bis 1.000 DM:	8
	über 1.000 DM bis 2.000 DM:	2
über 2.000 DM:	–	

stunden, die zentral für jeden Mitarbeiter (mittels elektronischer Arbeitszeiterfassung bei Betreten und Verlassen des Betriebes) auf Abteilungsebene erfasst und in einem Arbeitszeitkonto verwaltet werden, über das man monatlich eine Abrechnung erhält. Fehlstunden oder Stundenüberschüsse müssen in bestimmten Zeiträumen ausgeglichen werden, wobei eine besondere Grenze die „Kappung“ aller Guthaben über 26 Stunden zu einem Termin am Jahresende darstellt. In der Regel viermal im Jahr kann man eine „Kernzeitentnahme“ vornehmen, d.h. ganze Tage frei nehmen. Dies erfolgt automatisch, wenn an „Brücken-“ oder „Fenstertagen“ (einzelne Arbeitstage vor oder nach Feiertagen) der Betrieb schließt. Viermal monatlich können die Beschäftigten „Kernzeiteingriffe“ vornehmen, d.h. Beginn oder Ende der Arbeit in die Kernzeit verlegen. Viele weitere Details sind auf Abteilungsebene zusätzlich festgelegt oder auch individuell vereinbart.

Für die über die Arbeitszeit hinausgehenden Arbeits- und Berufsbedingungen lassen sich keine für die gesamte Gruppe geltenden Strukturen angeben: Für die männlichen Facharbeiter ist auf der einen Seite Hauptschulabschluss und eine anschließende technische Berufsausbildung (meist schon bei „G“) charakteristisch. Über verschiedene Stufen im Betrieb ergab sich danach ein langsamer und begrenzter, aber durchaus deutlicher beruflicher Aufstieg. Teilweise wurden Weiterbildungen absolviert, die den Weg zu Spezialtätigkeiten öffneten. Bei den aktuellen Tätigkeiten handelt es sich um vergleichsweise verantwortungsvolle und selbständige Funktionen in der unmittelbaren Produktion. Die Gruppe der technischen Angestellten weist dagegen eine höhere schulische Ausgangsqualifikation auf (mittlere Reife, abgebrochene Gymnasialausbildung oder Abitur), woran sich auch hier zum Teil eine Lehre anschloß, die dann jedoch durch umfangreiche betriebliche Weiterbildungen ergänzt wurde. Zum Teil wurden die beruflichen Qualifikationen aber auch direkt über verschiedene Bildungsstufen im Betrieb oder über Fachschulen erworben. Dies führte zu qualifizierten technischen Funktionen, die zwar noch produktionsnah sind, aber nicht mehr direkt an die Produktion, etwa von Massenprodukten, angekoppelt. Teilweise erfolgte auch ein Wechsel in den techniknahen Verwaltungsbereich. Die Aufgaben sind anspruchsvoll und vergleichbar denen jüngerer Ingenieure. Die Bezahlung ist relativ hoch, höhere Tarifgruppen werden aber nur zögerlich und über fest definierte Schritte erreicht; sogar ein Wechsel in den unteren AT-Bereich (außertarifliche Gehaltsgruppen) ist nicht ausgeschlossen. Die im Vergleich zu Akademikern begrenzte formale Ausgangsqualifikation erweist sich als massives Hindernis beim beruflichen Aufstieg.

Die Kontrastgruppe der Frauen bietet demgegenüber ein anderes Bild: Hier finden sich auf der einen Seite eine Produktionsarbeiterin und eine Verwaltungskraft ohne tätigkeitsadäquate Berufsausbildung, die jetzt seit vielen Jahren angelernte Vollzeittätigkeiten bei „G“ ausüben. Die Arbeiten

sind vorwiegend ausführenden Charakters (im Falle der Arbeiterin eine klassische Fließbandtätigkeit mit hohen psycho-physischen Beanspruchungen). Auf der anderen Seite finden sich zwei Verwaltungskräfte mit eher qualifizierter Tätigkeit, für die eine über die Hauptschule hinausgehende formale Bildung und eine qualifizierte Berufsausbildung Voraussetzung sind. Die Frauen dieser Gruppe arbeiten wegen ihrer Kinder Teilzeit, wozu man ihnen relativ großzügige Sondervereinbarungen gewährt hat.

## b) Die private Situation

Entsprechend den Auswahlkriterien umfaßt auch hier das Sample nur Personen mittleren Alters, mit Partner/in und Kind/ern. Im einzelnen zeigt sich eine nicht unerhebliche Breite der biographischen und familialen Situation:

Auf der einen Seite finden sich relativ junge Männer und Frauen, die, obwohl schon familiär gebunden, noch in einer *biographischen Aufbau- oder Orientierungsphase* sind. Die Kinder sind noch betreuungsintensiv, was für die Frauen durchweg die klassische Doppelbelastung mit sich bringt. Sowohl beruflich wie auch privat ist man bezüglich des weiteren Lebensweges noch offen und hat Hoffnungen, daß es weiter aufwärts geht. Auf der anderen Seite finden sich Personen von Ende 30 bis Mitte 40, bei denen es eher darum geht, sowohl beruflich wie privat das bisher Erreichte zu sichern (oder sich damit abzufinden) und – je nach Alter – vielleicht auch schon zu überlegen, wie ein beruflicher Ausstieg aussehen könnte. Bei den teilzeitarbeitenden Frauen ist dies mit der Frage verbunden, ob (und in welcher Form) sie wieder voll beruflich einsteigen sollen, während sich die vollzeitarbeitenden Frauen eher die Frage stellen, ob sie nicht den Beruf aufgeben sollen. Die Haltung zum Leben variiert von Zufriedenheit und Offenheit für den jetzt schon überschaubaren weiteren Lebensweg bis zu resignativem Arrangement oder auch Ansätzen von Verbitterung.

Die Herkunftsmilieus im Sample sind nicht homogen, aber doch von begrenzter Vielfalt. Meist sind die Eltern Arbeiter oder kleine Angestellte, nur als Ausnahme findet sich ein mittlerer Beamter oder gehobener Angestellter. Das Spektrum der aktuellen Lebensmilieus ist dagegen breiter. Es handelt sich zwar durchweg um mittlere soziale Lagen, reicht aber vom eindeutigen Arbeitermilieu bis zum Milieu der aufgestiegenen mittleren Angestellten. Das Bild differenziert sich noch weiter, wenn man den Lebensstil und damit auch die Wohnverhältnisse miteinbezieht. Dann zeigt sich, daß das begrenzte Einkommen eines Facharbeiters mit zuverdienender Ehefrau und einer bescheidenen Miete ein passables Auskommen ermöglichen kann, während ein gut, aber allein verdienender Angestellter in einer teuren Wohnung

deutlich schlechter dasteht. Das Bild wird noch komplexer, wenn der im Sample sehr ausgeprägte Stadt-Land-Unterschied berücksichtigt wird. Dann erkennt man, daß der Arbeiter mit dem von den Eltern geerbten Haus sehr komfortabel wohnt, während der qualifizierte Programmierer möglicherweise nur mühsam seine Familie in einer zu kleinen und zu teuren Stadtwohnung unterbringt. Auch im Aktivitätsspektrum der Befragten zeigt sich der Stadt-Land-Unterschied. Durchweg pflegen diejenigen, die relativ weit außerhalb der Stadt ihren Lebensmittelpunkt haben, einen ausgeprägt dörflichen Alltagsstil, bei dem ein enges Bekannten- und Verwandtennetzwerk, die Mitgliedschaft in Vereinen und der Bezug zur Regionalkultur von grosser Bedeutung sind, während die „Stadtmenschen“ nur wenig formalisierte Sozialnetze haben und eher individualisierte städtische Freizeitaktivitäten praktizieren.

### 9.1.3 Sicherheit und Karriere – das Leitmotiv

Ausgangsinteresse für die Befragung der Beschäftigten des Konzerns „G“ war die Frage, wie sich eine flexible und zugleich relativ unspektakuläre Arbeitszeit wie die Gleitzeit in der alltäglichen Lebensführung niederschlägt. Bei der Analyse des empirischen Materials trat dann jedoch ein ganz anderes Thema in den Vordergrund. Durchgängig zeigte sich nämlich, daß eine Kombination zweier Einflüsse leitmotivisch alle Interviews durchzieht und die Alltagsgestaltung der Befragten prägt: Auf der einen Seite eine markante Orientierung der erfaßten Personen an beruflicher wie privater *Sicherheit und Kontinuität*; auf der anderen Seite ein in unterschiedlichen Abstufungen und Formen auftretender Einfluß des Themas *sozialer Aufstieg und berufliche Karriere*.

Die ausgeprägte Sicherheitsorientierung der Befragten steht dabei in einem deutlichen Zusammenhang mit der Unternehmenskultur des Konzerns „G“. Personen mit starker Sicherheits- und Kontinuitätsorientierung haben zum einen eine deutliche Präferenz für Großbetriebe wie „G“, was sich unter anderem in der erheblichen Betriebstreue niederschlägt. Zum anderen werden derartig disponierte Personen vom Betrieb „G“ bevorzugt rekrutiert und langfristig gebunden, wie unsere Expertengespräche ergaben.

Das Thema Karriere resultiert demgegenüber daraus, daß die Befragten (mehr oder weniger ausgeprägt und in unterschiedlicher Form) einen beruflichen Aufstieg erlebt haben oder noch betreiben. Die unterschiedliche berufsbiographische Situation der erfaßten Gruppen erweist sich dabei als ein wichtiger Faktor dafür, welche Formen von Lebensführung die Befragten vor dem Hintergrund ihres Berufsweges entwickeln.

Die qualifizierten Facharbeiter haben einen begrenzten, aber keineswegs selbstverständlichen Aufstieg geschafft und befinden sich inzwischen deutlich in der zweiten Hälfte ihrer Berufsbiographie, in der sie weitere Verbesserungen nicht mehr erwarten können und sogar schon das Ende des Berufslebens zu einem wichtigen Thema wird. Die Angestellten sind dagegen etwas jünger und stehen aufgrund ihrer anderen beruflichen und betrieblichen Situation noch unter dem unmittelbaren Eindruck einer Karriere, die hier im engeren Sinne eines deutlichen Aufstiegs verstanden werden kann.

Wichtiger Hintergrund für die unterschiedliche Bedeutung des Themas Karriere in der Lebensführung ist darüber hinaus aber auch die unterschiedliche soziale Herkunft und die soziale Reichweite der erreichten Aufstiege.

Die Facharbeiter stammen aus einem traditionellen Arbeitermilieu und sind letztlich, trotz aller beruflichen Verbesserungen, die sie bei „G“ erreichen konnten, darüber nicht wirklich hinausgekommen. Die Angestellten haben demgegenüber eine echte Aufstiegsperspektive: Einer Gruppe ist es gelungen, trotz einer Arbeiterherkunft in das Milieu der mittleren Angestellten aufzusteigen. Die anderen stammen zwar aus einem bürgerlichen Milieu, müssen aber, wollen sie im Vergleich dazu wirklich aufsteigen, aufgrund ihres fehlenden Studiums versuchen, über die „Ochsentour“ in gehobene betriebliche Positionen zu kommen.

Wie diese Momente im Alltag der Betroffenen zusammenwirken und dann in verschiedener Weise in der alltäglichen Lebensführung verarbeitet werden, wird leitende Perspektive der folgenden Analysen sein.

## 9.2 Typen alltäglicher Lebensführung bei qualifizierten Facharbeitern und mittleren technischen Angestellten

Ziel dieses Abschnitts ist es, zwei typologisch verdichtete Muster der Alltagsgestaltung zu beschreiben, die als charakteristisch für die Lebensführung der Befragten aus dem Konzern „G“ identifiziert werden konnten: auf der einen Seite eine für die qualifizierten Facharbeiter typische, wesentlich auf selbstverständlicher Eingelebtheit und Routinisierung beruhende sowie stark ländlich gefärbte Form von Lebensführung, die dominant auf den Bereich Familie und Freizeit bezogen ist; auf der anderen Seite ein für die technischen Angestellten charakteristischer Typus, der zwar auch auf Routinen und Familienbezug basiert, bei dem aber mit Elementen reflexiver Kontrolle und Planung der Alltag methodisch gestaltet wird und der in der Berufstätigkeit ein deutliches Zentrum hat. Bei beiden Typen zeigten sich Differenzierungen, die bei den Angestellten in Form zweier systematisch kontrastierender Subtypen gefaßt werden.

Die Beschreibungen der Typen orientieren sich grob an einem dreigliedrigen Schema: In einem ersten Schritt wird primär auf die jeweils charakteristischen beruflichen und privaten Rahmenbedingungen der Alltagsgestal-

tung eingegangen (1). Es folgt die Darstellung der inneren „Logik“ der alltäglichen Lebensführung unter besonderer Berücksichtigung der Methodik der Alltagsorganisation, des Tätigkeitsspektrums, der familiären Arbeitsteilung sowie charakteristischer Einstellungen und Orientierungen; Fallbeispiele werden dies jeweils veranschaulichen (2). In einem dritten Schritt werden schließlich nach einem kurzen Resümee mögliche erklärende Bedingungen für die identifizierten Typen angedeutet, die sich vor allem auf die soziale Herkunft sowie den biographischen Hintergrund und dadurch in Teilen zu erklärender Orientierungen der Befragten beziehen. Dies führt zu kurzen Überlegungen, wohin sich die jeweiligen Typen und ihre Varianten im weiteren biographischen Verlauf möglicherweise entwickeln werden (3).

Bei den Darstellungen wird besonderes Augenmerk darauf gerichtet, wie die auffällige Kombination einer *Orientierung an beruflicher wie privater Sicherheit und Kontinuität* mit dem Thema *sozialer Aufstieg und Karriere* die Lebensführung prägt. Es soll gezeigt werden, daß derartige Orientierungen nicht gleiche Formen der Alltagsgestaltung zur Folge haben, sondern die Betroffenen vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen beruflichen und berufsbiographischen Situation unterschiedliche Formen von Lebensführung entwickeln, die sich zu charakteristischen Typen verdichten lassen.

### 9.2.1 Typus *'Traditionalismus und Familienzentrierung'*: die gewohnheitsorientierte und familienbezogene ländliche Lebensführung der Facharbeiter

(1) Die Vertreter dieses Typs alltäglicher Lebensführung sind Facharbeiter im Alter von Mitte 30 bis Anfang 40 mit sehr selbständigen Tätigkeiten in der Produktion von Hochtechnologie-Produkten oder flankierenden Bereichen, etwa der Qualitätssicherung. Obwohl sie Funktionen wahrnehmen, die nicht selten auch Techniker ausüben, sind sie in der betrieblichen Statuspyramide nach wie vor eindeutig Arbeiter und beschreiben sich auch so („normale Buckler“, „kleine Arbeiter“). Die Art, wie sie dies in den Interviews präsentieren, läßt jedoch erkennen, daß ihnen ihre herausgehobenen Tätigkeiten sehr wohl bewußt sind. Sie haben nach der Hauptschule eine technische Lehre absolviert und sind danach aufgrund ihres überdurchschnittlichen Engagements und ihrer besonderen Fähigkeiten über mehrere betriebliche Funktionen langsam aber stetig zu ihren jetzigen qualifizierten Positionen bei „G“ aufgestiegen („hab' mich hochgedient“). Im Vergleich zu vielen anderen Arbeitern sind sie im Betrieb weit gekommen und haben meist die höchste für Arbeiter überhaupt mögliche Tarifgruppe erreicht. Sie sind entsprechend sehr zufrieden mit dem beruflich Erreichten und den

aktuell ausgeübten Tätigkeiten. Der Stolz auf ihr Können und darauf, in ihrem Bereich substantiell gebraucht zu werden, ist offensichtlich („man hat halt so seine Qualifikation und eine wahnsinnige Erfahrung“, „ich mach' da ziemlich diffizile, verzwickte Sachen“). Die innere Bindung an das Unternehmen ist – nach oft 20–25 Jahren Betriebszugehörigkeit – erheblich, so daß sich die Befragten nicht nur als treue Angehörige der Firma („G ist schon das A und O in meinem Leben“, „meine Firma“), sondern auch mit mehr oder weniger ambivalentem Stolz als „G-ianer“ bezeichnen.

Inzwischen sind sie als Arbeiter aber am Endpunkt dessen angekommen, was im Unternehmen mit ihrer beruflichen Qualifikation und schulischen Vorbildung erreicht werden kann, was sie auch genau wissen und klar formulieren („die Weichen sind schon gestellt in meinem Alter“, „allzuviel Sprünge kann ich hier nicht mehr machen“). Es wird deutlich gesehen, daß sie einen für Arbeiter bemerkenswerten Aufstieg erreicht haben, der berufliche Zenit aber inzwischen überschritten ist. Es wundert daher nicht, wenn sie sich mit ihren rund vierzig Jahren offen als „zu alt“ für weitere Verbesserungen ansehen und nun vor allem darauf bedacht sind, ihre Lage zu sichern („ich bin ja auch nicht mehr der Jüngste“). Aufgrund ihrer vielen Jahre im Betrieb kann ihnen von Seiten des Unternehmens aber kaum mehr etwas passieren, auch wenn die definitive Unkündbarkeit noch nicht erreicht ist.

Auch von ihrer Seite aus kommt ein Betriebswechsel auf keinen Fall mehr in Frage. Einerseits, weil sie sich eben schon zu alt fühlen, um noch mal von vorne anzufangen, aber auch und vor allem, weil sie an anderer Stelle als Arbeiter niemals eine vergleichbare Position bekommen könnten. Ganz abgesehen von den emotionalen Bindungen an den Betrieb, die im Lauf der Jahre gewachsen sind und die verhindern, daß man sich überhaupt ernsthaft vorstellen kann, irgendwo anders zu arbeiten („20 Jahre „G“ schmeißt man nicht so einfach weg“). Es kann aber sehr wohl sein (und einige müssen dies schmerzhaft erleben), daß sie infolge betrieblicher Umorganisationen noch einmal in eine ganz andere Funktion im Unternehmen, vielleicht sogar an einen anderen Standort wechseln müssen, was ihnen sehr schwer fallen wird.

Ein Wechsel des Bereichs, selbst wenn er keinen Umzug, sondern nur eine umständlichere Anfahrt oder eine andere Arbeitszeit (z.B. Schichtarbeit) bedeuten würde, fällt ihnen aber nicht nur aus beruflichen Gründen schwer. Auch privat, d.h. familiär und in der Organisation des Alltags, haben sie sich inzwischen weitgehend etabliert und gut eingerichtet; sie wollen und können das nicht mehr so ohne weiteres verändern. Vor allem haben sie in Übereinstimmung mit ihren Frauen ein praktisch bewährtes

System der Arbeitsteilung gefunden, an dem sie nicht rütteln wollen. Ganz selbstverständlich übernimmt sie dabei die Kinderbetreuung und Hausarbeit, während sich die Befragten ziemlich zurückhalten („mit dem Haushalt, da hab' ich's nicht so"). In der Regel muß die Frau noch „zuverdienen", weil das eigene Einkommen so üppig dann doch nicht ist und es ohne ihr Geld meist doch etwas „knapp" würde.

(2) Die Familie, der enge Rahmen von Vater, Mutter und Kindern, ist der Kernbereich der Lebensführung dieser Männer, in dem erklärtermaßen ihr „eigentliches Leben" abläuft. Der Beruf wird zwar geschätzt, zuverlässig ausgeübt und ist ohne Zweifel ein zentraler Bereich des Lebens, aber die Geborgenheit von Heim und Familie hat klaren Vorrang und ist definitiver Lebenszweck („ich bin eine alte Heimkuh", „im Zweifelsfall für die Familie „wenn ich von der Arbeit heimkomm' und daheim sitz' und meinen gemütlichen Kaffee trink' und die Familie ist da, dann ist alles in Ordnung"). Beruf und Privatleben werden deutlich getrennt und stark kontrastiert, was durch die Fahrt „raus aus der Stadt" wesentlich unterstützt wird. Denn obwohl eindeutig Arbeiter in einem großstädtischen Industriebetrieb, wohnen die Vertreter dieses Typs mehr oder weniger weit außerhalb der Stadt, was kein Zufall, sondern ein konstitutiver Bestandteil dieses Typs von Lebensführung ist. Die Betroffenen haben dort in der Regel (wie die meisten Freunde und Bekannten im Ort) ein eigenes Haus gebaut, oder sie besitzen ein Haus zusammen mit Eltern oder Geschwistern. Sie sind „da draußen" seit vielen Jahren in ein festes soziales Netz von Freunden, Bekannten und Verwandten eingebunden, das überaus geschätzt wird und sowohl für die sozialen Kontakte als auch für das persönliche Selbstverständnis von größter Wichtigkeit ist („ich wohn' auf dem Land, ich hab' meine Freunde dort, ich hab' meine Familie da, ich bin eingebunden in ein festes System"). Die Landschaft und die regionale Kultur sind neben der Familie zentrale Bezugspunkte des Lebens und geben dem Alltag eine charakteristische Prägung, genauso wie die nahezu selbstverständliche Mitgliedschaft in den örtlichen Vereinen. Selbstbewußt wird eine ausgeprägte landsmannschaftlich-ländliche Identität oder als Angehöriger des jeweiligen Ortes gepflegt („wir Ostberger"), in dem man schon so lange wohnt und aus dem man auf keinen Fall mehr wegziehen will („seit ich lebe, wohne ich hier, mir gefällt's da recht gut, und ich möcht' auf keinen Fall mehr weg"). Die Bindung an den Ort entsteht nicht nur durch die Freizeitaktivitäten, sondern mehr noch durch ein kompliziertes System praktischer Nachbarschaftshilfe, das „auf Gegenseitigkeit" beruht, aber nicht selten auch auf expliziter Entgeltbasis funktio-

niert und dann zu einem echten Zweitberuf wird („ein bißchen Schwarzarbeit ... also schon eine ganze Menge, so ganze Bauten").

Dieses klare und von manchen auch explizit so benannte „System" einer festgefügt und selbstverständlichen Verbindung des Berufs als qualifizierter städtischer Industriearbeiter mit einer ausgeprägt familiär und dörflich ausgerichteten Tätigkeits- und Zuständigkeitsstruktur im Privatbereich ist in vielen Jahren gewachsen und inzwischen ein kunstvoll austariertes Gebilde für die Organisation des Alltags, das nicht mehr so einfach geändert werden kann. Die Betroffenen haben dies zwar so nie bewußt geplant, aber wie es sich dann im Lauf der Zeit verfestigt hat, ist es gut und soll möglichst so bleiben („das hat sich gut eingependelt", „ist prima eingespielt"). Der Alltag wird dadurch erklärtermaßen zum „festen Programm", das auf der Basis von ausgeprägten, selbstverständlich wie selbstbewußt praktizierten langjährigen Routinen funktioniert („alles reine Gewohnheitssache", „das ist immer das Gleiche"). Dieses höchst rigide und im Normalfall eher unbewußt wirkende Lebensschema empfinden die Befragten ungebrochen als gut, weil es sich bewährt hat und entlastet („das läuft im Unterbewußtsein ab", „größtenteils läuft's von selber", „ich bin in irgendeinem Rhythmus drin, in einem Lebensrhythmus ... das merkt man dann gar nicht mehr, selber merkt man dies oder jenes gar nicht mehr"). Entsprechend wird die Frage nach einem Terminkalender verneint: Der wird nicht gebraucht, da man ja seit Jahren seine festen Zeiten hat. Geplant wird höchstens der Urlaub, aber auch der führt meistens an den selben Ort.

Diese kaum reflektierte, hochgradig traditional familialistische und dörflich-ländlich gefärbte Routinisierung von Lebensführung wird wesentlich von den Lebensorientierungen und von zentralen Persönlichkeitszügen der Betroffenen stabilisiert: Immer wieder heißt es, daß man die Regelmäßigkeit dieses Lebens brauche und es sehr schätze, auf diese Weise seine „Ruhe" zu haben. Sicherheit und Kontinuität ist ein fast alles andere überragender Wert, der den Alltag in allen Bereichen nachhaltig prägt („Ich brauch' einen festen Rahmen, die Firma, Haus, Familie, gesichertes Einkommen. Ich muß heut' wissen, was morgen is"). Und diese ausgeprägte Sicherheitsorientierung ist erklärtermaßen einer der entscheidenden Gründe gewesen, warum die Befragten zu „G" gegangen sind (oder auch vom Vater in weiser Voraussicht dorthin geschickt wurden), dort, trotz manchen Ärgers, bis heute geblieben sind und auch weiter dort bleiben möchten, obwohl es beruflich jetzt eindeutig stagniert. Innerlich haben sie mit dem beruflichen wie auch privaten Leben genau genommen schon abgeschlossen – sie haben nur noch das Ziel, daß nichts mehr ihr Leben durcheinanderbringt und es gelingt, einen problemlosen, das heißt gesunden und zügigen, Übergang in die Rente

zu schaffen („so schnell wie möglich, damit noch was bleibt vom Leben“). Wenn es möglich wäre, würden sie, obwohl der Beruf gerne ausgeübt wird, sofort aufhören zu arbeiten („am liebsten würd' ich gleich alles hinschmeißen“).

Eine genauere Analyse der diesem Typ zugrundeliegenden Fälle zeigt Differenzierungen, die sich als zwei Varianten fassen lassen. Auf der einen Seite steht die ungebrochene Form einer familialistisch reduzierten, hochgradig auf selbstverständlichen und unreflektierten Gewohnheiten beruhenden, ländlich-dörflichen Arbeiterlebensführung, für die Herr Vogel (G 2) ein ideales Beispiel ist:

Herr Vogel ist 40 Jahre, gelernter Werkzeugmacher und seit Jahren muster-gültig arbeitender „Einsteller“ in der Fertigung von Elektrokleinteilen bei „G“. Der Vater war ungelernter Landarbeiter, die Mutter Näherin. Der Vater hat ihn damals „wegen der Sicherheit“ zu „G“ gedrängt, obwohl er lieber Schreiner geworden wäre. Seit 25 Jahren ist er jetzt dabei und bekommt demnächst die Unkündbarkeit. Er hat schon lange die höchste Tarifgruppe für Arbeiter erreicht; die Kurve zum Meister hat er aber nie geschafft, weil ihm das „zu aufwendig“ war, kurz: er hatte keine Lust (vielleicht auch keinen Mut) zu einer Weiterbildung, weil darunter Familie und Freizeit gelitten hätten. Seine Frau kümmert sich selbstverständlich um den Haushalt und um die beiden Kinder und geht nebenher putzen, weil das Geld sonst nicht für die Wohnung ausreichen würde. Sohn und Tochter gehen zur Hauptschule und sollen später einen „ordentlichen“ Beruf erlernen; für eine weiterführende Schule waren ihre Leistungen nicht ausreichend. Die Familie wohnt seit vielen Jahren in einer kleinen Wohnung zur Miete „draußen“, in einem größeren Dorf nahe seinem Geburtsort, 30 km vor der Stadt an einem idyllischen See. Für ein Haus (sein Traumziel) hat es bisher leider nicht gereicht, weil man dazu mindestens ein Grundstück von den Eltern hätte erben müssen, wie es bei den meisten Freunden am Ort der Fall war. Der größte Teil von seiner und auch ihrer Verwandtschaft wohnt in der Nähe.

Das Leben von Herrn Vogel dreht sich seit Jahren um den trotz der Gleitzeit höchst regelmäßig ausgeübten Beruf auf der einen Seite und seine zwei Hobbies auf der anderen. Einen großen Teil seiner Freizeit verbringt er beim höchst professionell betriebenen „Basteln“ im Do-it-yourself-Keller. Hier lebt er auf („das Holz riech' ich so gern“) und kann seiner Handwerkerleidenschaft nachgehen („ich bin ein Bastler und Tüftler, wie der Vater“), für die im Betrieb immer weniger Nachfrage besteht, die er aber im Haushalt und bei seinen Freunden und Verwandten sehr nutzbringend anwenden kann. Zweimal in der Woche geht er zudem in den Fußballverein. Früher leidenschaftlicher Aktiver, ist er jetzt in der Altherrenmannschaft und im Vorstand des Vereins. Hier trifft er alle seine Freunde (seine „Ostberger“), und die Frau ist meist auch dabei, wenn sie nicht, wie jeden Samstag vormittag, den Haushalt macht. Sonst macht er „nicht viel“: Videoschauen (am liebsten Heimatsendungen), regelmäßige Verwandtenbesuche, am Wochenende in der Zeitung den Sportteil lesen oder Rad fahren und Spazieren gehen, wobei er den Vorteil hat, schon da zu wohnen, wohin die Städter am Wo-

chenende rausfahren müssen. Den Urlaub verbringt er immer gleich: bei einem ehemaligen Sportkameraden mit Haus im Bayerischen Wald.

Das Leben von Herrn Vogel ist von höchster Regelmäßigkeit, und so wie es ist, ist es für ihn ideal, weil er ein passables und stabiles Auskommen gefunden hat – mehr war nicht drin, aber es reicht. Gegenüber dem Vater hat er eine deutliche Verbesserung erreicht, worauf er stolz ist; das Milieu hat er aber nicht verlassen, was er beschreibt: Zwar verdient er „ein biß'l mehr ... aber das Verhältnis ist gleich geblieben“. Entsprechend formuliert er als seine Lebensphilosophie, daß er versuche, „das Leben zu nehmen wie's is' und das beste d'raus zu machen, weil ich nämlich leider keine Schraube gefunden hab', wo ich drehen kann“. Und bis jetzt „lief's ja auch einwandfrei“ – jetzt will er nur noch schauen, möglichst früh und ohne Krankheiten in die Rente zu kommen, weil er merkt, daß seine Gesundheit auch nicht mehr die beste ist: „Jeder Tag, wo man eher kann, ist was schönes. Ich hab's ja g'sehen bei meinem Vater: Der hat zwei Monat' die Rente gehabt, da ist er g'storben.“

Einer solchen hoch routinisierten und völlig ungebrochen familialistisch ländlichen Lebensführung steht auf der anderen Seite eine Variante gegenüber, die zwar auf den ersten Blick ähnliche Merkmale aufweist, aber beim zweiten Hinsehen systematische Abweichungen in Richtung auf modernisierte Strukturen zeigt: Eine berufliche Weiterbildung wird hier noch nicht völlig ausgeschlossen, und es wird betont, betrieblich „flexibel“ bleiben zu wollen. Der Alltagsverlauf wirkt etwas weniger behäbig und gleichförmig, und es finden sich Ansätze von expliziter Reflexivität und liberalen, fast städtischen Einstellungen. Die Frau übernimmt zwar auch hier weitestgehend die Haus- und Kinderbetreuungsarbeit und geht daneben noch einer Teilzeitarbeit nach, um einen Zuverdienst zu erwirtschaften. Deutlich sprechen die Befragten aber von Bemühungen um partnerschaftliche Lösungen für Alltagsprobleme und artikulieren explizit „Verständnis“ für die Bedürfnisse ihrer Frauen. Die Kinder werden durchaus konventionell erzogen, aber es wird erklärtermaßen über Erziehungsziele nachgedacht und mit der Frau diskutiert; Erziehungsziele, die auf Persönlichkeitsentfaltung, Autonomie und eine „gute Ausbildung“ ausgerichtet sind. Der Alltag ist zwar auch hier vorwiegend von eingelebten Gewohnheiten geprägt, aber es zeigen sich doch Momente planerischer Gestaltung und bewußter Regulierung. Der Wohnort ist zwar eindeutig ländlich, aber die Befragten sehen sich nicht als reinrassige „Dörfler“ und ihr Verhältnis zum Ort ist zum Teil gebrochen: Sie gehen nicht regelmäßig in die Kirche, sind kaum Mitglied in Vereinen (zumindest nicht aktiv) und orientieren sich in manchen Aktivitäten eher an der Stadt (Kino, Freunde, Sport usw.). Herr Baier (G 5) ist hierfür ein Beispiel:

Herr Baier ist 39 Jahre, gelernter Gerätemechaniker und jetzt Vorarbeiter in der Spezialfertigung von High-Tech-Produkten. Er ist jetzt seit 25 Jahren bei „G“

und war lange in der Entwicklung. Man hat ihn dann aber, zu seinem großen Bedauern, mit dem von ihm mitentwickelten Produkt in die Fertigung gesteckt. Der Vater war kleiner Angestellter und hat ihn zu „G“ gedrängt, was ein kluge Entscheidung war, denn auch Herr Baier betont sehr, wie stark er die „Sicherheit“ braucht. Er weiß, daß er keine „Sprünge“ mehr machen kann, könnte sich aber vorstellen, noch mal Neues auszuprobieren, auch wenn er eine umfangreichere Weiterbildung nicht mehr anfangen würde.

Seine Frau versorgt Kinder und Haushalt, ist damit aber „unzufrieden“, was er „versteh“. Sie hat mittlere Reife, arbeitet nebenher als ausgebildete Anwaltsgehilfin, fährt einmal im Jahr auf eine Schönheitsfarm und möchte sich beruflich weiterqualifizieren. Sie ist in der Familie die dynamischere („die quirligere“), was er voll akzeptiert („sie ist der Motor und ich eher die Bremse“); und sie ist ohne Zweifel mitverantwortlich für die offeneren Züge dieser Lebensführung. Beide betreiben bewußte „Kommunikation“, wofür sie gezielt ihre allabendlichen Spaziergänge durch den Ort benutzen. Sohn und Tochter erhalten (was nicht ohne Stolz berichtet wird) Klavierunterricht und bekommen bei Fehlverhalten (worauf explizit hingewiesen wird) als erzieherische Maßnahme Fernsehverbot. Wichtigstes Erziehungsziel ist, daß sie „Freude am Leben“ haben sollen. Die Familie wohnt im eigenen Haus in einer ländlichen Kleinstadt, wofür sich Herr Baier, fast mit schlechtem Gewissen, als „ein bißchen privilegiert“ ansieht. Er hat erklärtermaßen seine „Wurzeln“ im Ort, in dem er jetzt seit langer Zeit lebt, liebt die ländliche Atmosphäre und bedauert, daß sich das Leben dort verändert, vor allem durch die „Neureichen“, die immer mehr zuziehen. Vereine lehnt er jedoch ab (auch wenn er bei den Schützen Mitglied ist), und zur Kirche hält er eher Distanz. Deutlich werden Bildungsbedürfnisse artikuliert: So hört er gern mit seiner Frau klassische Musik, geht mit ihr manchmal in die Stadt zum Konzert, liest gelegentlich ein „gutes Buch“ und interessiert sich im Fernsehen vorwiegend für Informationssendungen. Zweimal die Woche geht er joggen und ist leidenschaftlicher und sehr systematischer Fotograf. In der letzten Zeit denkt er öfters, wie er sagt, über „das Leben“ nach, will aber nichts genaueres sagen, außer, daß sich sein „Weltbild“ ändert.

Bei Herrn Baier ist die Lebensführung im wesentlichen auf einem „eingependelten Rhythmus“ aufgebaut und folgt seit Jahren weitgehend gewohnheitsmäßigen, kaum reflektierten Routinen. Trotzdem werden einzelne Aspekte des Alltags gezielt geplant und organisiert (Urlaube, Einkäufe, Kindererziehung usw.), was jedoch meist von der Frau ausgeht und von ihr forciert wird.

Solche offeneren oder moderneren Züge in einer ansonsten nach wie vor deutlich traditional und stark gewohnheitsmäßig ausgerichteten Form von Lebensführung lassen sich dadurch erklären, daß bei den Fällen, aus denen diese Variante gewonnen wurde, jeweils ein biographischer Hintergrund und/oder ein aktuelles soziales Umfeld existiert, das bildungsorientierte Mittelschichtzüge trägt, durch die möglicherweise moderne Orientierungen und Aspirationen vermittelt worden sind: Bei Herrn Baier ist dies z.B. sowohl der Vater, der als kleiner Beamter bei der Sozialverwaltung tätig war, als auch die Ehefrau, die über eine höhere Bildung verfügt und offen-

sichtlich weitere Bildungsaspirationen hat, sowie deren Mutter, die als Lehrerin starken Einfluß auf die Kindererziehung nimmt.

(3) Zusammenfassend kann als Kern dieses Typs von Lebensführung eine *ausgeprägte Routinisierung auf Basis eingelebter und wenig reflektierter Gewohnheiten* hervorgehoben werden, mit der (trotz eines zuverlässig ausgeübten Berufs) ein *dominant familien- und heimzentrierter Alltag* praktiziert wird, was durch das *traditionalistisch ländliche Milieu* stark gestützt wird und eine besondere Färbung bekommt. Wichtiger Hintergrund einer solchen gut etablierten und vergleichsweise prosperierenden, aber in ihren Möglichkeiten trotzdem begrenzten Arbeiterlebensführung ist die Herkunft aus einer sozialen Schicht, zu der man im Prinzip nach wie vor gehört und deren Lebensstil, in aktualisierter und materiell gesicherterer Form, im wesentlichen fortgesetzt wird. Die beschränkten Bildungsvoraussetzungen machten es unmöglich, einen sozialen Aufstieg zu erreichen, der substantiell über die Herkunftsschicht hinausgegangen wäre, so daß die Entscheidung für die Sicherheit und die beruflichen Chancen im Konzern „G“ eine richtige Weichenstellung des Vaters war. Die Aufstiegswege und Bewährungsmöglichkeiten des Großunternehmens ermöglichten eine zwar begrenzte, aber für Arbeiter nicht unerhebliche „kleine Karriere“.

Dieser Aufstieg liegt aber schon eine gewisse Zeit zurück und läßt sich nicht mehr weiterführen. Der Höhepunkt des beruflichen Erfolgs ist im wesentlichen überschritten, so daß es zukünftig vor allem darum geht, in Sicherheit das Arbeitsleben abzuschließen. Die begrenzten Früchte des kleinen Sprungs nach oben sollen jetzt noch, diessets der Lebensmitte, ohne große Experimente und Risiken geerntet und genossen werden, bevor die Kräfte deutlicher nachlassen – Heim, Familie und fester Freundeskreis sind dazu der geeignete Rahmen. Eine Begrenzung von Ansprüchen ist dazu eine wichtige Voraussetzung, genauso wie die Fähigkeit, mit der beruflichen Stagnation durch unauffälligen Rückzug ins Private fertig zu werden.

### 9.2.2 Typus *Alltagsorganisation und Karriereorientierung:* die methodisch gestützte und vorwiegend berufsbezogene städtische Lebensführung der Angestellten

Auch diese Gruppe umfaßt Formen von Lebensführung bei Männern, die beruflich vergleichsweise viel erreicht haben. Wesentlich deutlicher jedoch als bei der eben beschriebenen Form ist hier das Thema Aufstieg und beruflicher Erfolg bestimmend für die Charakteristik des Alltags. Obwohl ebenfalls techniknah eingesetzt, handelt es sich nicht um Arbeiter in der unmittelbaren Produktion, sondern um mittlere technische Angestellte mit

eher produktionsfernen Funktionen, die meist eine gehobene schulische Ausbildung aufweisen (mittlere Reife, abgebrochene Gymnasialausbildung, Abitur) und inzwischen im Betrieb sehr verantwortliche Funktionen ausüben. Sie sind zudem jünger als die oben diskutierten schon gut 40jährigen Facharbeiter, was erklärt, warum hier mehr oder weniger ausgeprägt weitere Aufstiegsbemühungen oder zumindest die Abrundung des Erreichten ein Kernproblem im beruflichen wie im privaten Alltag sind. Gemeinsam ist dieser Gruppe darüber hinaus eine städtisch gefärbte Lebensweise und entsprechende Orientierungen. All dies verbindet sich mit einer Form der Regulierung der Lebensführung, die sich nicht mehr nur auf wenig reflektierte, eingelebte Gewohnheiten und Routinen verläßt, sondern deutlichere Züge von methodischer Kontrolle oder gar expliziter Planung und Rationalisierung aufweist. Auch hier können zwei Varianten unterschieden werden, die jedoch wesentlich stärker kontrastieren als die im ersten Typus beschriebenen Differenzierungen, so daß sie explizit als *Untertypen* gegenübergestellt werden sollen.

### 9.2.2.1 Untertypus *begrenzte Alltagsorganisation und gebremste Karriere*

(1) Berufliche Basis und Hintergrund dieses ersten Untertyps von Lebensführung bei mittleren Angestellten ist eine hochqualifizierte und ausgesprochen verantwortliche Spezialistentätigkeit in DV-Bereich. Mit gehobener formaler Schulbildung kamen die Vertreter dieses Typs beispielsweise über eine angelehrnte EDV-Operatorentätigkeit und betriebliche Weiterbildungen in das weite Feld der Programmierung oder der DV-Systembetreuung und haben jetzt, mit Anfang 30, im Vergleich zu anderen Beschäftigten mit ähnlichen Voraussetzungen beruflich sehr viel erreicht. Die Arbeitstätigkeit ist anspruchsvoll und phasenweise auch ziemlich belastend, bietet aber große Autonomie, hohe betriebliche Anerkennung, gute Bezahlung und die Möglichkeit zur ausgeprägten Identifikation mit der Aufgabe. Die Atmosphäre in der „Dienststelle“ (wie die Abteilung immer wieder genannt wird) ist professionell und liberal, wie meist in EDV-Abteilungen („sehr angenehmes Betriebsklima“, „bei uns geht's wirklich locker zu“). Die berufliche Motivation ist stark intrinsisch, was auch erforderlich ist, um die Anforderungen zu bewältigen. Dies schließt einen dezenten Instrumentalismus jedoch nicht aus: Das gute Einkommen wird sehr geschätzt und ist wichtiger Leistungsanreiz. Der berufliche Erfolg wird explizit als solcher gesehen und selbstbewußt geschildert, es wird aber auch deutlich betont, daß der Aufstieg im Vergleich zu Akademikern (die in der Abteilung das Gros der Beschäftigten stellen) sehr zäh vonstatten ging („bei uns geht das halt alles langsam; ich

muß mir das alles erarbeiten, muß beweisen, daß ich das kann“). Und genauso deutlich wird gesehen, daß es jetzt nur noch mühsam beruflich weitergeht: Mit Glück und Geschick ist es vielleicht gerade noch möglich, den unteren AT-Bereich zu erreichen. Dagegen kommen die Ingenieure ziemlich schnell in die Positionen, die die Befragten jetzt nach vielen Jahren erreicht haben, und ziehen dann meist zügig weiter. Angesichts dessen, daß die Befragten oft über wesentlich mehr praktische Erfahrung als manche Akademiker verfügen, fühlen sie sich durchweg erheblich benachteiligt und zu wenig vom Betrieb gefördert. Hinzu kommt, daß sie sich in ihrem Bereich nicht erlauben können, qualifikatorisch stehenzubleiben, sondern sich wie bisher auch weiterhin regelmäßig und mit nicht geringem Aufwand weiterbilden müssen („wer hier nicht am Ball bleibt, der ist schlagartig out“).

Aus diesem Grund bereuen die meisten, nicht weiter zur Schule und dann zur Universität gegangen zu sein. Insoweit schätzen sie sehr die Sicherheit und die klaren Aufstiegswege der Firma, die ihnen ihr Fortkommen erleichtert haben („G ist schon ein ziemlich sicherer Laden“). Sie hoffen, ohne berufliche Krise im Unternehmen bleiben zu können, auch wenn sie sich wegen der bürokratischen Beförderungsregeln („Beamtenapparat“) jetzt zunehmend behindert fühlen und sich angesichts der aktuellen firmenweiten Rationalisierungen ihres Arbeitsplatzes unterschwellig doch nicht so sicher sind („man weiß ja nie“). Gleichzeitig sehen sie aber auch, daß grundsätzliche neue berufliche Anstrengungen in ihrer Lage nicht mehr viel nützen würden. Bereitwillig werden zwar die nötigen Überstunden absolviert und wird selbstverständlich auch gelegentlich am Samstag gearbeitet, aber sie drängen sich nicht darum. Sie nehmen auch keine Arbeit mehr mit nach Hause, wie noch am Anfang ihrer Karriere, weil solches Engagement nicht mehr viel einbringt („das sieht ja keiner und außerdem werd' ich dafür auch nicht gut genug bezahlt“). Es entsteht jetzt zunehmend ein zum Beruf konkurrierendes Interesse am Privatleben und das Bedürfnis, sich stärker als bisher um die gelegentlich etwas vernachlässigte Familie zu kümmern („ich will noch was vom Leben haben“, „ich hab' ja nur ein Leben“).

(2) Die für diese Angestellten typische Logik der Lebensführung zeigt auf der einen Seite durchaus Züge, die an das familialistisch-ländliche Gewohnheitssystem der vorher geschilderten Facharbeiter erinnern. Auch hier hat sich der Alltag seit Jahren, abgesehen von der Geburt der Kinder und deren Betreuung (die über fast vollständig die Frau übernimmt), im Prinzip nicht geändert und folgt weitgehend eingefahrenen Routinen („das ist eigentlich immer das gleiche“). Auf der anderen Seite sind hier aber wesentlich systematischer als selbst bei der modernisierten Variante der Arbeiterlebensfüh-



rung Elemente von methodischer Kontrolle, reflexiver Gestaltung oder gar Planung zu finden: Da ist zum Beispiel der Terminkalender, der hier, nicht nur für die beruflichen Termine ziemlich selbstverständlich ist; allein schon deswegen, weil die Betroffenen aufgrund des starken Stoßgeschäfts in ihrer Abteilung nur wenig regelmäßige Arbeitszeit haben und daher die Möglichkeiten der Gleitzeit (im deutlichen Kontrast zu den Arbeitern) zwar nicht ständig, aber immer mal wieder relativ intensiv genutzt werden („meine Arbeitszeit muß ich mir selber einteilen“). Da mit den Kindern das Geld knapper geworden ist, sie aber auf ihre manchmal recht aufwendigen Hobbies und die regelmäßigen Urlaube nicht verzichten wollen oder gar „auf ein Haus“ sparen, gibt es auch eine gut organisierte Ausgaben- und Finanzplanung („unser Haushaltsplan“, „Geldanlage und so“), die den Ehepartnern z.B. feste Taschengelder zuteilt. Ähnlich geht man mit der Zeit um: Es gibt zwar keine rigide Zeitplanung und auch keine Zeitnot, aber man möchte die Zeit gut nutzen, was z.B. dazu führt, daß für das Wochendende immer gezielt Aktivitäten eingeplant werden („wenn man sich da nichts vornimmt, nichts plant, ist so 'ne Freizeit sofort vorbei“, „da ist immer was los“, „Samstag, Sonntag ist immer voll ausgeplant“).

Gleichzeitig möchte man die Freizeit eigentlich ganz „locker“ erleben und im Privaten vieles offen halten („einfach auf sich zukommen zu lassen“, nicht „stressen“ lassen). Arbeit und Leben sollen nicht der gleichen Logik folgen („es muß noch einen Unterschied geben zwischen Computer und Leben“). Dementsprechend wird möglichst zwischen Beruf und Freizeit getrennt, was aber nicht immer gelingt, denn die Arbeitsprobleme verfolgen einen doch gelegentlich bis in die Freizeit. Da ist es gut, wenn die Frau nicht mehr arbeitet („haben wir nicht nötig“), sich voll und ganz auf Haushalt und Kinder konzentriert und den Befragten dadurch den Rücken frei hält. Weswegen es dann in ihren Augen auch nicht so schlimm ist, daß sie ihr kaum helfen – obwohl sie deswegen gelegentlich ein „schlechtes Gewissen“ haben. Während bei den vorher beschriebenen Arbeitern das Verhältnis von Arbeit und Leben durchwegs einen klaren Schwerpunkt im Bereich von Familie und Freizeit hatte, sind die Befragten hier zunehmend dabei, eine bis vor kurzem im Zuge ihres Aufstiegs starke Betonung beruflicher Belange auszugleichen und jetzt eine eher ausgewogene Balance von Beruf und Privatheit in ihrer Lebensführung herzustellen, obwohl sie nach wie vor eindeutige Berufsmenschen sind.

Die mit dieser Lebensführung verbundenen Einstellungen und Orientierungen zeigen ausgesprochen liberal-städtische Züge: Es werden z.B. immer wieder deutliche Sorgen um die Umwelt geäußert, explizit moderne Erziehungsziele („Selbstentfaltung“, „Erfolg“) oder offen antiklerikale Einstellun-

gen vertreten. Die artikulierten Lebensphilosophien sind dezidiert liberal („leben und leben lassen“), man liebt das anspruchsvolle Schachspiel, sieht wenig oder gar nicht fern, ist überzeugter Weintrinker und Biergegner und lehnt die „Vereinsmeierei“ mancher Kollegen ab. Solche und ähnliche Einstellungen passen gut zur städtischen Wohnsituation und Lebensweise dieser Gruppe, die (auch hier ganz anders als die ländlich ausgerichteten Arbeiter) eng auf die Kleinfamilie bezogen ist und ein eindeutig städtisches Tätigkeitsrepertoire in der Freizeit umfaßt (Squash, Tennis, Kino, Konzerte, Kneipen u.ä.m.). Herr Pachmann (G 10) ist für diese Form von Lebensführung ein gutes Beispiel:

Herr Pachmann ist 31 Jahre, seit 10 Jahren verheiratet und hat seit wenigen Monaten eine Tochter; seine Frau war bis zur Geburt des Kindes als kaufmännische Angestellte tätig, jetzt kümmert sie sich nur noch um die Familie. Er stammt aus kleinen, städtischen Arbeiterverhältnissen, absolvierte nach der Volksschule eine Lehre als Elektroniker bei „G“ und stieg, gesteuert durch die Firma („ich hab' dazu von mir aus wenig Anstoß gegeben“), über etliche Weiterbildungen bis zum „Systembetreuer“ einer größeren EDV-Anlage auf. Er ist jetzt 17 Jahre beim Unternehmen, sehr zufrieden mit seiner anspruchsvollen und selbständigen Arbeit, erkennt aber, daß er im wesentlichen den Endpunkt seiner beruflichen Entwicklung erreicht hat. Um weiterzukommen, hätte er studieren müssen, wozu er aber nicht genug Elan hatte („bin ein Mensch, der immer einen Tritt braucht“), was er jetzt bereut. Er möchte andererseits aber eigentlich auch nicht, daß sich viel ändert, obwohl er sich beruflich offen halten möchte, falls sich doch noch eine besondere Chance bietet (z.B. ein Auslandsaufenthalt), woran er aber selber nicht richtig glaubt und wofür er auch nichts besonderes tut.

Seine Lebensführung hat sich seit Jahren auf eine geregelte Form eingependelt, bei der die Berufsarbeit ein zentrales Moment darstellte, jetzt aber zunehmend (bedingt nicht zuletzt durch das Kind) Familie und Freizeit ein stärkeres Gewicht bekommen und bekommen sollen. Arbeit und Familie möchte er in ein ausgewogeneres Verhältnis bringen und zukünftig sein Leben stärker genießen („ich möcht' mir ein bißchen was leisten, ich hab' ja nur ein Leben“), weswegen er nur noch sehr begrenzt Überstunden macht und sich nicht mehr „aufarbeiten“ möchte.

Er ist stolz darauf, daß er sein Leben organisatorisch gut im Griff hat (z.B. durch einen „festen Haushaltsplan“), weil er ein Mensch ist, der „gerne Pläne macht“ (im Gegensatz zu seiner Frau, die wesentlich „lockerer“ ist als er). Gleichzeitig ist er ein eher ruhiger und gemüthlicher, fast behäbiger Typus, der in der Arbeit wie in der Freizeit auf alle Fälle „Streß“ vermeiden will und die Sicherheit und Regelmäßigkeit bei „G“ sehr zu schätzen weiß. Sein Tätigkeitsrepertoire ist durch den Beruf dominiert, in der Freizeit will er sich vor allem erholen, pflügt aber neben ein wenig Sport auch einige leidenschaftliche, tendenziell ausufernde und offensichtlich hoch systematisierte Sammelhobbies, die ihm (wie er selbstkritisch sieht) „fast zur Arbeit“ werden. Seine Einstellungen und Orientierungen sind betont städtisch-liberal bis lässig („ich laß jeden so sein wie er ist“) mit expliziter Ausrichtung auf Freiheit und Ungebundenheit.

(3) Zusammenfassend kann als Kern einer solchen Lebensführung mittlerer Angestellter die *Verbindung einer relativ regelmäßigen und durchaus gewohnheitsorientierten, fast eine gewisse Behäbigkeit ausstrahlenden Alltagsstruktur* mit deutlichen Momenten *gezielter methodischer Steuerung und vorausschauender Planung* bestimmt werden, die durch moderne, städtisch-liberale Einstellungen und einen analogen Freizeitstil gestützt wird. Die Personen verbinden dabei ein mehr oder minder auffälliges Bedürfnis nach beruflicher wie privater Sicherheit, Kontinuität und Ruhe mit einer durchaus markanten Aufstiegsorientierung. Die berufliche Arbeit prägt zwar stark den Alltag, Familie und Freizeit bekommen jedoch zunehmend ein stärkeres Gewicht und könnten mittelfristig die im Moment meist noch eher überwiegende Berufsorientierung verdrängen.

Ein unverkennbarer Hintergrund dieses Typs von Lebensführung und der dazu gehörenden Orientierungen ist der begrenzte, aber deutliche soziale Aufstieg, den die Betroffenen gegenüber ihrem Herkunftsmilieu gemacht haben. Die Eltern waren durchweg noch echte Arbeiter oder abhängig beschäftigte kleine Handwerker. Sie haben aber ihren Kindern, z.B. durch die gehobene Schulbildung, nicht nur bessere Bildungsvoraussetzungen, sondern offensichtlich auch Ansätze eines Aufstiegsbewußtseins mitgegeben, das seine Wirkungen nicht verfehlt hat. Es ist den Betroffenen, nicht ohne Stolz, auch sehr bewußt, daß sie eine ganze Stufe weiter gekommen sind als ihre Eltern. Jetzt aber müssen sie erkennen, daß ihr Aufstieg an Grenzen stößt: Zum einen haben sie die betrieblichen Aufstiegsmöglichkeiten objektiv ausgeschöpft, und zum anderen haben sie persönlich nicht mehr die „Kraft“ und auch nicht mehr die rechte „Lust“, noch mehr zu leisten. Auch wenn der bisherige Berufsweg sehr diszipliniert gegangen wurde, hat sich eine deutliche Gemächlichkeit und eine Auszehrung des Aufstiegswillens eingestellt. Sie sehen sehr nüchtern, daß angesichts ihrer begrenzten formalen Bildung und angesichts des engen Aufstiegssystems der Firma noch mehr Anstrengung nicht mehr lohnt: Sie haben erreicht, was zu erreichen war – ob es ihnen gelingt, sich damit selbstgenügsam abzufinden, oder ob sie schließlich in beruflicher Resignation enden, ist noch offen.

#### 9.2.2.2 Untertypus *systematische Alltagskontrolle und offensiver Karrierismus*

Auch wenn dieser zweite Untertyp einer durch das Thema Aufstieg geprägten Lebensführung mittlerer Angestellter wichtige Gemeinsamkeiten mit der eben beschriebenen Form aufweist, finden sich substantiell abweichende Nuancierungen:

(1) Auch hier handelt es sich um noch relativ junge Männer mit höherer Schulbildung, aber ohne Studium, die über etliche Stufen systematischer und umfangreicher betrieblicher Aus- und Weiterbildung in anspruchsvolle Tätigkeiten im weiteren technischen Bereich gekommen sind, die noch eine Anforderungsstufe höher liegen als beim eben geschilderten Untertypus. Die Betroffenen sind gleichfalls schon lange im Unternehmen und üben inzwischen selbständige Funktionen aus, die sogar explizite Leitungsaufgaben einschließen und nur noch sehr vermittelt auf die unmittelbare Produktion bezogen sind. Sie sind, wie sie sagen, sogenannte „Selbstgeschnitzte“, d.h. Angestellte, die es geschafft haben, auch ohne Hochschulausbildung über die „Ochsentour“ in Funktionen befördert zu werden, die in der Regel Akademikern vorbehalten sind. Voraussetzung dafür war und ist eine ungewöhnliche Bereitschaft, sich durch zahlreiche und aufwendige Weiterbildungen für derartige Jobs zu qualifizieren und auch im Tagesgeschäft wesentlich mehr zu arbeiten als der Durchschnitt der Angestellten in ähnlichen Positionen. Regelmäßige 10- bis 12-Stunden-Tage, also weit überproportionale Mehrarbeitsbelastungen nicht nur zu Stoßzeiten, sind für sie Alltag („wenn ich hier was werden will, muß ich schon deutlich mehr leisten als die anderen“). Gleitzeit bedeutet auch für sie (und noch wesentlich ausgeprägter als bei der ersten Variante) eine weitgehend freie Einteilung ihrer Arbeitszeiten, sie ist hier aber vor allem ein Mechanismus, der die immensen Überstunden verschleiert. Der Firma wurde nicht nur durch quantitativen Fleiß, sondern auch durch ungewöhnliches fachliches Engagement und erhebliche betriebliche Loyalität immer wieder bewiesen, daß man mehr Einsatz zeigt als der größte Teil der Kollegen (z.B. indem man sich selbst unter widrigsten Umständen immer wieder ins Ausland versetzen ließ, um dann auf eine aufstiegsgeeignete Heimatverwendung zu kommen).

Die „Karriere“ (die hier selbstverständlich und selbstbewußt auch so genannt wird) wurde und wird weiterhin gezielt und mit langer Perspektive geplant und betrieben. Sie ist seit Jahren festes Ziel, spätestens ab dem Zeitpunkt der Berufsbiographie, wo man verstanden hat, daß nur immense Anstrengungen das fehlende Studium (die „schlechten Karten“, die „fehlenden Papiere“) ausgleichen können und man dies auch energisch will („da hat es klick gemacht“, „jetzt weiß ich, daß ich auf alle Fälle weiterkommen möchte“). Feste Karriereregeln sollen dabei helfen (z.B. „nie länger als drei Jahre in einem Bereich bleiben“), vor allem jedoch wird der Beruf völlig selbstverständlich und ungebrochen an die erste Stelle der Lebensziele gesetzt und mit hochgradig intrinsischer Motivation ausgeübt („eindeutig der Hauptfaktor im Leben“). Dem steht ein ausgeprägter und bemerkenswert selbstbewußt vorgetragener, wenn auch nicht immer so ungeschminkt wie in fol-

gender Formulierung artikulierter Instrumentalismus zur Seite: „Ich hab' nur das eine Kapital, das ist meine Arbeitskraft. Das ist meine Einstellung zur Arbeit, und das setz' ich halt ein, um an möglichst viel Geld zu kommen“. Daß sich die Betroffenen angesichts solcher Motivationen notorisch „unterbezahlt“ fühlen und den Aufstieg nicht zuletzt an den Gehaltszuwächsen messen, ist nicht verwunderlich.

Der Preis für den Aufstieg ist jedoch hoch: Da sie an betrieblich entscheidenden Stellen sitzen, müssen die Betroffenen immer Höchstleistungen bringen, dürfen sich keine Fehler erlauben und stehen zum Teil hart am Rande der Überforderung. Im Zweifel müssen private Interessen immer hinter kurzfristigen betrieblichen Erfordernissen zurückstehen. Völlig selbstverständlich werden daher Arbeiten abends mit nach Hause genommen und trotz expliziter Vorsätze und Versicherungen gegenüber der Familie am Wochenende immer wieder dringende Vorgänge weggearbeitet oder Weiterbildung betrieben. Die Befragten schildern eindringlich, daß sie permanent unter höchster Anspannung stehen („ich bin eigentlich immer unter Hochdruck“, „hab' ständig Streß hier in der Firma“). Zugleich wissen sie, daß sich daran in absehbarer Zeit auch nichts ändern wird, weil die derzeitigen Rationalisierungen, vor allem der massive Personalabbau und die Intensivierung der Anforderungen, die Belastungen ständig erhöhen („ich seh' überhaupt kein Ende dieser Spirale“). Nur durch gezielte Entspannung in der Freizeit („Ruhe“ ist ein immer wieder geäußertes zentrales Bedürfnis) oder durch harten Ausgleichssport, bei dem man sich mal so „richtig auspumpen“ kann, ist dies auszuhalten. Trotzdem sind die physischen und psychischen Folgen mehr als deutlich und werden auch offen benannt („hab' oft Magenkrämpfe“, „ich rauch' zuviel“, „bin abends ständig abgeschlafft“, „nach der Arbeit bin ich meist völlig kaputt“).

Der Familie ist diese Situation natürlich nicht recht, aber sie hat sich inzwischen notgedrungen damit abgefunden („die Familie ist nicht gerade begeistert, aber die haben sich daran gewöhnt, obwohl anfangs der Widerstand ziemlich groß war“). Die familiäre Arbeitsteilung entspricht zudem weitgehend einem sehr traditionellen Muster: Die Frau erledigt fast ausschließlich Hausarbeit und Kinderbetreuung und muß dem Mann so gut es geht den Rücken freihalten. Ohne solche Frauen wären diese Männer nahezu hilflos und ihre Karriere undenkbar. Sie finden dies zwar selber nicht gut und haben auch ein offen artikuliertes schlechtes Gewissen, weil sie kaum zuhause sind („ich bin ja so selten da“). Aber es geht in ihren Augen eben nicht anders – was (nach Aussage der Männer) die Frauen einsehen, weil auch sie möchten, daß der Mann weiterkommt. Der wenigen Freizeit versucht man wenigstens noch ein gewisses Quantum an Lebensqualität ab-

zutrotzen und läßt es sich z. B. im Sportclub ein paar Stunden pro Woche gutgehen. Das hat zudem beispielsweise den nüchtern einkalkulierten Vorteil, daß Frau und Kind mit in den Club gehen können und nicht – wie bei vielen anderen Hobbies – allein bleiben müssen. Insgesamt wird in die wenige Freizeit wird durchweg möglichst viel Aktivität hineingepackt, um sie optimal auszunutzen. Da ist dann nicht nur in der Arbeit, sondern auch in der Privatsphäre der Zeiträumen regelmäßig viel zu eng, so daß die Tage sehr gezielt und geschickt organisiert werden müssen, um alles zu bewältigen. Und es wundert nicht, wenn (etwa angesichts eines betreuungsaufwendigen Kleinkindes) geklagt wird, daß man nicht nur beruflich ständig unter Belastung steht, sondern auch privat („... und dann hab' ich auch noch Familienstreß zuhause“).

(2) Die methodische Basis einer solchen Lebensführung ist notwendig hochgradig durch systematisch eingesetzte Planungs- und Organisationselemente bestimmt – und zwar wesentlich ausgeprägter und expliziter als bei der ersten Variante. Dies schließt auf der anderen Seite aber überhaupt nicht aus, daß der Grundrahmen des Alltags, wie bei den anderen Typen, durch ein Set eingespielter und entlastender Routinen gebildet wird und auf diese Weise auch hier vieles relativ standardisiert abläuft („das ist eigentlich immer wieder das gleiche“). Wichtiger Unterschied zur anderen Variante ist jedoch, daß Routinen zum großen Teil nicht ungefragt eingelebte Gewohnheiten sind, sondern potentiell immer zur Disposition stehen: Sollten sie sich als dysfunktional erweisen, würden sie gezielt aufgegeben oder aktiv verbessert werden. Nicht nur die berufliche Karriere, sondern auch die Arbeitswoche und jeder Arbeitstag werden, zumindest dem Anspruch nach, konsequent geplant. Vielfältige Organisationstechniken sollen zudem helfen, die Tage nicht nur in den Griff zu bekommen, sondern systematisch zu verdichten und damit letztlich zu rationalisieren: etwa durch angestrengte Bemühungen, soweit wie möglich „mehrere Dinge gleichzeitig zu tun“ oder dadurch, daß man am Ende des Arbeitstages diszipliniert versucht, „immer noch ein paar Vorgänge abzuarbeiten“, bevor man die Firma verläßt. Auch viele Dinge des Privatbereichs (Urlaube, Finanzen, soziale Kontakte, Sport, Hobbies, Kontakt mit den Kindern usw.) werden gezielt zu optimieren versucht, um möglichst viel erledigen zu können, die ständig drohende Zeitnot zu verringern oder dem stressigen Alltag zumindest gelegentlich noch etwas Freude und Entspannung in der Freizeit abzurufen. Daß die Betroffenen dann z.B. auch im Freizeitverein noch als penible Organisatoren auftreten, verwundert nicht. Und selbst wenn man sich vornimmt, Urlaub oder Hobbys bewußt „lässig“ anzugehen, ist genau dies noch Aus-

druck einer reflexiven Steuerung, die die Betroffenen tendenziell unter zusätzlichen Druck setzt. Terminkalender sind hier daher nicht nur selbstverständliche, sondern völlig unverzichtbare und explizit so gesehene Organisationsmittel, genauso wie Telefon und Anrufbeantworter.

Arbeit und Freizeit werden so weit wie möglich getrennt, um wenigstens ein paar Stunden entspannen zu können („am Sonntag weiß ich nicht, wie man „G“ schreibt“, „das Wochenende halt' ich mir immer frei“). Da dies jedoch viel zu oft nicht gelingt, wird dieser Anspruch mehr zu einer mit schlechtem Gewissen aufrechterhaltenen Ideologie, die den Streß eher noch verstärkt. Und es stellt sich die Frage, ob nicht auch die Beschreibungen der – aus der Sicht der Befragten – so harmonischen Familiensituation eine Ideologie ist, die primär das Bedürfnis der Befragten nach Rückhalt und Geborgenheit artikuliert und völlig ausklammert, wie dies aus der Sicht der Frau und der Kinder aussieht. Eine solche Lebensführung ist dominant städtisch. Das gilt für den Wohnort, der unmöglich weit draußen vor der Stadt liegen kann, weil die Fahrzeiten einen gravierenden Zeitverlust bedeuten würde. Das gilt aber auch für die Orientierungen und den Lebensstil: Selbstbewußt werden liberale, individualisierte Einstellungen und Werthaltungen gepflegt und meist lässig vorgetragen („absoluter Pazifist“, antiklerikaler „Realist“, „Toleranz“, „Freiheit“, „Flexibilität“ usw.) sowie ein komplementäres Aktivitätsspektrum in der Freizeit praktiziert (Kino, Konzerte, Squash, Tennis, laute Musik als „Dröhnung“, gut Essen gehen, Fachbücher und Fachzeitschriften lesen, Kurzurlaube und Fernreisen). Es verwundert auch nicht, daß auch hier als Lebensphilosophie das schon bei der ersten Variante erwähnte Prinzip des „leben und leben lassen“ genannt wird, hinter dem hier aber tendenziell eine instrumentelle, wenn nicht sogar egozentrische Moral zu stehen scheint („mich interessiert wirklich nicht, was andere Leute tun. Die sollen leben, und wenn sie noch so'n Blödsinn machen, mich interessiert das irgendwie nicht ... wobei ich von den anderen auch verlange, daß man mir meine Macken nicht übelnimmt, daß man mich in Ruhe läßt“).

Ein sehr klares Beispiel für eine solche Form von Lebensführung ist Herr Richter (G 12):

Herr Richter ist 29 Jahre, DV-Organisator im Bereich Unterhaltungselektronik von „G“ und seit 10 Jahren in der Firma. Er ist seit 6 Jahren verheiratet und hat 3 Kinder. Seine Frau war noch bis zum ersten Kind berufstätig, ist jetzt aber nur noch Hausfrau. Herr Richter stammt, wie er selbst sagt, aus gutbürgerlichen Verhältnissen („Mittelstand“). Sein Vater war (und ist noch) kleiner Ingenieur bei „G“, der ihn, nachdem er das Gymnasium abgebrochen hatte, in das Unternehmen vermittelt hat. Über etliche Aus- und Weiterbildungen, die sehr gezielt angegangen wurden („mehr als vom Betrieb her eigentlich erlaubt sind“) ist Herr Richter dann zur EDV gekommen und schnell aufgestiegen. Er verdient

inzwischen sehr gut, hat dafür aber auch einen sehr fordernden und massiv belastenden Arbeitsplatz, der andererseits große Autonomie gewährt und ihm letztlich sehr viel Spaß macht. Die Leistungsanforderungen sind quantitativ und qualitativ jedoch erheblich, so daß es für ihn fast ein Trost ist zu wissen, daß es Betriebsbereiche gibt, in denen es noch schlimmer aussieht („dem Kollegen da drüben, dem geht's noch dicker ein“). Sein Ehrgeiz ist es, auch ohne Studium ein gutes Stück in den unteren Führungskräftebereich von „G“ zu kommen, wozu er auch größte Weiterbildungsanstrengungen und ständige Überstunden auf sich nimmt. Dabei ist ihm klar, aus welchem sozialen Milieu er stammt und daß er das erklärte Ziel hat, weiterzukommen als sein Vater („die Meßlatte liegt bei mir schon etwas höher“).

Den Alltag versucht Herr Richter systematisch mit vielfältigen Verfahren und Techniken gezielt zu planen und soweit wie möglich durchzurationalisieren. Mit Stolz erzählt er von seinem Zeitplaner (das „dicke rote Buch“), mit dem er seine Tage organisiert. Natürlich hat er alle technischen Hilfen, die man sich denken kann, und er beabsichtigt, sich demnächst ein Autotelefon anzuschaffen, weil die Fahrten zur Arbeit und zurück unproduktive Phasen am Tag sind („tote Zeiter.“), die er besser nutzen könnte. Der Beruf und der angestrebte Aufstieg sind für ihn explizit das Zentrum seines Lebens, dem sich alles andere unterordnen muß, und ohne Arbeit, so meint er lapidar wie selbstbewußt, würde er „krank“. Da ist es kein Wunder, wenn eines der am meisten im Interview gebrauchten Wörter „pushen“ ist, also das Forcieren von Tätigkeiten und Leistungen.

Seine Freizeit sieht nicht viel anders aus. In einem Sportverein ist er derjenige, der alles organisatorisch und finanziell schmeißt, und nebenbei verdient er sich noch ein gutes Nebeneinkommen. Daß da seine Zeit auch privat nicht ausreicht, wundert ihn nicht besonders („ja, das wird halt meist ein bißchen eng“). Die Arbeitsteilung mit seiner Frau ist traditionell und völlig auf sein System ausgerichtet: Sie übernimmt alle anfallenden Familien- und Hausarbeiten und muß ihn soweit es geht unterstützen. Er kümmert sich zwar auch gelegentlich um die Kinder, aber nur dann, wenn es von ihm aus zeitlich möglich ist.

(3) Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß hier wesentlich umfassender als beim ersten Subtypus *der gesamte Alltag auf die beruflichen Anforderungen und vor allem auf die Karriere des Mannes ausgerichtet ist*. Diese ist zudem, gleichfalls in deutlichem Unterschied zur ersten Variante, noch nicht an ihrem Höhepunkt angekommen oder gar schon darüber hinaus, sondern es wird hartnäckig versucht, beruflich noch substantiell weiterzukommen. Entsprechend ist es unvermeidlich, daß *mit allen Mitteln organisatorischer Rationalisierung die Lebensführung effektiv auf dieses Ziel ausgerichtet wird*. Gleichzeitig ist dieser augenfällige Karriereehreiz jedoch mit einer *ebenso ausgeprägten Orientierung an beruflicher Absicherung* verbunden, was sich vor allem darin ausdrückt, daß das berufliche Fortkommen eng an den Konzern „G“ und die dort erhofften Sicherheiten geknüpft wird. Die Devise heißt nicht „Karriere so weit wie möglich“, sondern „Karriere so weit, wie bei 'G' möglich“.

Grund für diese Haltung sind zum einen die begrenzten Arbeitsmarktchancen infolge des fehlenden Studiums, die nur auf dem Wege betriebspezifischer Aufstiegskanäle in einem Unternehmen wie „G“ kompensiert werden können. Wichtiger Hintergrund dieses Typs einer Angestelltenlebensführung ist vor allem auch die klare Mittelschichtherkunft der Betroffenen und die dadurch vermittelten Orientierungen: Die Väter sind mittlere bis gehobene Angestellte oder Beamte, die den Befragten eine eigentümliche Mischung aus Aufstiegsstreben und Absicherungsdenken mitgegeben haben, die nachhaltige Auswirkungen hat.<sup>6</sup> Die Betroffenen sehen selber deutlich, daß sie sehr „ähnlich“ leben und denken wie in der Herkunftsfamilie, sie wollen aber möglichst noch ein gutes Stück weiter kommen. Der Satz „die Meßlatte liegt bei mir schon etwas höher“ trifft genau das Programm dieses Typus: Die Betroffenen stammen aus einem aufstiegsorientierten Milieu und versuchen, dessen Erfolg fortzusetzen, stehen dabei jedoch unter massivem Druck, weil durch die fehlenden Bildungsvoraussetzungen eine wirkliche Verbesserung gegenüber der Herkunftsschicht sehr schwierig ist und angesichts der wachsenden Akademikeranteile in der Belegschaft Karrieren für „Selbstgeschnitzte“ immer seltener werden. Und genau genommen sind sie bis jetzt auch noch nicht viel weiter gekommen – sie müssen erst noch beweisen, daß sie es so gut (oder gar besser) können wie ihre Väter. Die Angst zu scheitern ist als Kehrseite des heftigen Karrierestrebens und der massiven Rationalisierung des Alltags deutlich zu spüren. Entsprechend ist hier die Mentalität und der Stil der Alltage alles andere als behäbig: Dynamik, Power, Flexibilität, Disziplin bis an die Grenze dessen, was zu schaffen ist. Man sieht sich völlig ungebrochen und mit Stolz als einen Menschen, der „gern Pläne macht“, „immer alles organisiert“, ständig „pushen“ will und ohne Arbeit eben „krank“ würde. Noch sind die Betroffenen relativ jung und haben ausreichend Energien, aber es entsteht schon die Ahnung, daß die Energien nicht endlos sind, der Schwung des Aufstiegs nachlassen könnte oder man gar betrieblicherseits um die erhofften Karrierefrüchte der immensen Anstrengungen betrogen werden könnte. Die Grenzen dessen, was erreicht werden kann, rücken jedenfalls objektiv immer näher, so daß der Aufstiegskampf nach und nach immer mehr zu einem Kampf gegen die Stagnation und schließlich zu einer reinen Verteidigung des Erreichten, wenn nicht gar zu einem mühsamen Rückzugsgefecht zu werden droht. Frustration und Resignation im Beruf wie dann auch im

6 Diese Mischung ist nicht untypisch für die Mentalität von Angestellten (vgl. z.B. Braun/Fuhrmann 1970, Kudera u.a. 1979b u. 1983, Schmidt/Wentzke 1991).

Privaten sind dadurch noch deutlicher vorprogrammiert als in der Variante vorher.

### 9.2.3 Sicherheit und Karriere, Kontrolle und Gewohnheiten, Arbeit und Leben – ein Resümee

Die beschriebenen Typen alltäglicher Lebensführung sind komplexe Modelle der Koordinierung von Alltagstätigkeiten, die sich in vielen Aspekten unterscheiden. Es können zusammenfassend jedoch drei Dimensionen herausgehoben werden, die in besonderem Maße die Unterschiede zwischen den Typen kennzeichnen und die sich jeweils als Polarität zwischen kontrastierenden Charakteristiken von Lebensführung fassen lassen.

(1) Zum einen und vor allem ist dies der Kontrast zwischen *Sicherheitsbedürfnis und Karriereorientierung*. Er durchzieht in auffälliger Form das gesamte Material, bestimmt aber in unterschiedlicher Weise die drei Typen von Lebensführung: Bei den *Facharbeitern* läßt sich nur eingeschränkt von einer „Karriere“ oder einem «Aufstieg» sprechen. Sie stammen aus dem Arbeitermilieu und sind über dieses nicht hinausgekommen. Gleichwohl haben sie bezogen auf ihre Herkunft und ihre formale Ausgangsqualifikation viel erreicht und es zu einem zwar begrenzten, aber doch wohl situiereten Lebensstandard gebracht. Sie gehören auch betrieblich eindeutig zur Gruppe der Arbeiter und artikulieren Momente eines traditionellen Arbeiterbewußtseins, wissen aber auch um ihre privilegierte Lage. Gleichzeitig haben sie ihren kleinen Aufstieg aus einfachsten Verhältnissen in die Arbeiterelite mit einer hohen Absicherung ihres Berufs- und Lebensweges verbunden, die die Entscheidung, aus Sicherheitserwägungen in den Großbetrieb „G“ einzutreten, nachträglich voll rechtfertigt. Ihre derzeitige Lebensführung ist weitgehend darauf eingestellt, diesen Erfolg nicht zu gefährden, ihn in einer für ihre Lage angemessenen Form auszukosten und ihren Berufsweg noch ohne Probleme abzuschließen.

Anders die *Angestellten*. Obwohl auch sie berufliche Sicherheit suchen, ist für sie das Thema einer „Karriere“ wesentlich deutlicher bestimmend für ihren Alltag. Die erste Variante kann, gemessen an den Ausgangsqualifikationen, auf markante berufliche Verbesserungen zurückschauen, die vor allem einen wirklichen sozialen Aufstieg bedeuten: Sie haben das Arbeitermilieu verlassen. Die zweite Variante muß dagegen den angestrebten Schritt aus dem Herkunftsmilieu erst noch leisten. Die begrenzten, aber sicheren Aufstiegskanäle des Konzerns haben zwar auch hier einen für ihre Vorbildung vergleichsweise erheblichen und zugleich risikolosen beruflichen Fortschritt gebracht. Genau diese Regelungen können jetzt aber zunehmend

auch bedeuten, daß es nicht mehr so zügig vorangeht, wie erhofft. Ja, es kann sogar sein, daß der berufliche Erfolg trotz aller Anstrengungen auf dem erreichten mittleren Niveau stagniert und damit der angestrebte deutliche soziale Aufstieg gegenüber dem Herkunftsmilieu mißglückt. Die gesamte Lebensführung ist darauf ausgerichtet, eine wirkliche „Karriere“ trotzdem noch zu schaffen, was aber auch massive Frustrationen zur Folge haben kann, wenn dies nicht wie erhofft gelingt; Frustrationen, die zu erheblichen beruflichen wie privaten Risiken und damit zu unerwarteten Unsicherheiten werden können, wenn sie nicht in der Lebensführung abgefangen werden können.

(2) Eine zweite Dimension ist der Kontrast von *Gewohnheiten und bewußten Kontrolleingriffen*. Die drei Typen zeigen diese Grundmechanismen der Alltagsorganisation in verschiedener Kombination: Die Lebensführung der Arbeiter ist hochgradig gewohnheitsorientiert. Ihr Leben beruht auf einem relativ rigiden System selbstverständlich eingelebter Praktiken (vgl. Kap.6). Alle wichtigen Aktivitäten der Lebensführung sind seit Jahren eingespielt, gehen ihren gewohnten Gang und sollen sich möglichst nicht mehr ändern.

Die Angestellten nehmen dagegen ihre Lebensführung bewußter in die Hand. Hier wird in nicht wenigen Bereichen der Alltag organisiert und geplant. Die erste Variante verbindet dies jedoch deutlich mit ausgeprägten Routinen und Gewohnheiten, die der Lebensführung eine ruhige, fast behäbige Charakteristik geben. Bei ihren karriereorientierten Kollegen stehen dagegen methodische Planung, gezielte Steuerung und bewußte Rationalisierung im Vordergrund der Alltagslogik. Hier wird fast die gesamte Lebensführung auf das anspruchsvolle Karriereziel ausgerichtet und mit zweckrationalen Verfahren und technischen Hilfsmitteln gestaltet. Auch hier finden sich Routinen, die aber (dem Anspruch nach) eine bewußte Stellgröße in einem tendenziell vollständig zum rationalen System zugerichteten Alltagsleben sind. Sie stehen potentiell immer zur Disposition, falls sie hinderlich werden sollten.

(3) Die Lebensführung Erwerbstätiger ist notwendig um die Pole *Arbeit und Leben* zentriert, je nach Typus jedoch in unterschiedlicher Form: Die *Facharbeiter* sind loyale Mitarbeiter des Konzerns „G“, für die Beruf und Betrieb ein zentraler und bestimmender Bereich des Lebens sind. Trotzdem ist ihre Lebensführung vorwiegend auf Freizeit und Familie ausgerichtet. Der Beruf wird zuverlässig ausgeübt, hat aber primär die Funktion, die materielle Basis für ihr eigentliches „Leben“ in der Privatsphäre zu sichern. Sie entsprechen damit dem aus der industriesoziologischen Bewußtseinsforschung bekannten „*instrumentalistisch*“ ausgerichteten „*affluent worker*“ (vgl.

Goldthorpe u.a. 1970, 1971), dessen Orientierungen und Aktivitäten dominant „*home-centered*“ sind. Auch die hier befragten Arbeiter sind derartige familialistische „Heim-Kühe“, die in der Spannung zwischen „*Arbeit und Leben*“ eindeutig die Gewichte verteilt haben.

Für die Angestellten wäre ein derartiger Rückzug auf die Familie nicht so ohne weiteres praktikierbar: Hier erfordern Beruf und Karriere eine deutlichere Berücksichtigung nicht nur im Denken, sondern auch in der Alltagspraxis. Die nach einer Lehre zu technischen Spezialisten avancierten Angestellten sind dabei jedoch zunehmend in einer Situation, die es ihnen objektiv ermöglicht und (aufgrund des stagnierenden Aufstiegs) zunehmend auch subjektiv abnötigt, eine bislang dominierende Berufsausrichtung zu relativieren. Noch sind sie stark professionell orientiert, suchen aber Wege zu einer ausgeglicheneren Balance zwischen Beruf und Privatheit. Das könnte in ihrer beruflichen Situation durchaus gelingen, wobei zu fragen ist, ob sie sich mit der Zeit (den Arbeitern vergleichbar) auf Heim und Familie und vielleicht sogar eine „innere Verrentung“ zurückziehen, oder ob der Betrieb sie nicht zwingen wird, auch weiterhin voll „am Ball“ zu bleiben. Ihre offensiv karriereorientierten Kollegen repräsentieren schließlich das dritte mögliche Modell. Sie sind hochgradig beruflich orientiert und könnten mit ihren ehrgeizigen Berufs- und Lebenszielen auch gar nicht anders handeln. Ihre Lebensführung soll sich weitgehend darauf ausrichten, auch wenn der Preis hoch ist. Für sie gilt fast ungebrochen, daß sie „leben, um zu arbeiten“, wobei das private „Leben“ dem Beruf nicht nur untergeordnet wird, sondern aktiv als Stütze und Basis dienen soll. Aber auch hier fragt sich, wie lange sie dies durchhalten, wie lange ihre Kräfte reichen und vor allem, wie lange die Familie mitspielt.

### 9.3 Kontraste – Aspekte der Lebensführung von Frauen mit mittlerer oder niedriger beruflicher Qualifikation

Die Frauen des „G“-Samples bieten aufschlußreiche Gegenbilder zu den beschriebenen männlichen Formen von Lebensführung. Sie kontrastieren aufgrund ihrer unterschiedlichen Arbeits- und Lebenssituationen in verschiedenen, sich jedoch nicht deckenden Dimensionen zu den befragten Männern, weswegen hier (ganz abgesehen von der kleinen Fallzahl) eine eigene Typisierung nicht sinnvoll ist. Die weiblichen Fälle sollen daher im folgenden besonders in bezug auf zwei auffällig zu den männlichen Interviews kontrastierenden Dimensionen betrachtet und mit Fallmaterial illustriert

werden: die *berufliche Situation und deren Verhältnis zur privaten Lebens-sphäre* sowie die Spannung von *Sicherheitsorientierung und Karriere*.

### 9.3.1 Arbeit und Leben: weiblich

Augenfälligstes Merkmal der weiblichen Fälle ist zum ersten, daß sie, im Gegensatz zu den Männern, eher beruflich gering qualifizierte und wenig anspruchsvoll eingesetzte Beschäftigte des Konzerns „G“ repräsentieren. Zwei der Frauen sind Vertreterinnen eines nach wie vor häufigen Musters weiblicher Berufstätigkeit in der Industrie: auf nur minimaler Anlernung beruhende, wenig qualifizierte, rein ausführende und stark belastende Vollzeittätigkeit. Die beiden andere Frauen haben qualifiziertere Verwaltungstätigkeiten, trotzdem üben sie nur relativ reduzierte betriebliche Funktionen in Teilzeit aus:

Frau Sindlmeier (G 6) ist ein anschauliches Beispiel für eine angelernte Arbeiterin mit monotoner, repetitiver Teilarbeit am Band in der Massenproduktion: „Ich schiebe da mit der Hand Bauelemente auf kleine Käbme und die fahren dann durch ein Lötbad ... da sitzen sie den ganzen Tag an der Maschine und sie können nicht aufstehen, weil das alles aneinander hängt; des müssen immer zwei hintereinander wegarbeiten“. Aus einem Arbeiterhaushalt stammend (ihre Jugend bezeichnet sie lapidar als „entsetzlich“, „ein geordnetes Elternhaus kenn' ich nicht“), hat sie sich inzwischen materiell zwar ein wenig verbessert, lebt aber nach wie vor mit ihrem Mann in einem klassischen städtischen Arbeitermilieu, in dem das Geld notorisch knapp ist: „Wir haben beide von Haus aus nichts; er ist ein armer Hund, ich bin ein armer Hund“. Der Mann ist zwar Facharbeiter mit einer halbwegs gesicherten Position, verdient aber auch nicht viel, so daß sie von Anfang ihrer Ehe an dazuverdienen mußte. Wie jetzt schon seit 20 Jahren ist sie nach wie vor „nur Hilfsarbeiter“ mit Akkordentlohnung. Inhaltliche Ansprüche an ihre Arbeit hat sie schon lange nicht mehr. Sie erklärt: „Ich bin froh, daß ich überhaupt 'ne Arbeit habe“ und sie hofft, noch bis zur Rente in der Firma bleiben zu können, denn in ihrem Alter würde sie nichts Neues mehr finden. Im übrigen bilanziert sie: „Ich hab' in meinem Leben genug gearbeitet“ – ihr reicht's.

Frau Kaufmann (G 8) arbeitet demgegenüber zwar in der Verwaltung, trotzdem geht es ihr nicht viel besser. Ihr Job besteht aus anspruchlosen Boten- und Registrartätigkeiten und aus endlosen, kraftraubenden Laufereien: „Den ganzen Tag lauf' ich rum .. ich bin wirklich froh, wenn ich abends meine Ruhe hab'“. Und diese Arbeit macht sie schon seit 17 Jahren als Ganztätigkeit.

Frau Hummel (G 13) hat demgegenüber nach der Mittleren Reife eine Handelsschule absolviert und ist inzwischen, nach 17 Jahren Betriebszugehörigkeit, zur unteren Sachbearbeiterin aufgestiegen. Aber sie hat sehr lange gebraucht, bis sie endlich dahin kam, verrichtet nach wie vor reine Routineaufgaben und hat kaum mehr Möglichkeiten, beruflich weiterzukommen.

Frau Bismeier (G 9) hat gleichfalls die Realschule und einen Fachschulabschluss. Jetzt hat sie eine recht komplexe, aber trotzdem untergeordnete Stelle im Sekretariatsbereich, die ihr Spaß macht und relativ große Freiheit läßt, aber nur

wenig einbringt und keinerlei Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Um beruflich weiterzukommen, wird ihr nichts anderes übrig bleiben, als die Tätigkeit und auch den Betrieb zu wechseln.

Ohne Ausnahme sind die befragten Frauen zum zweiten typische Repräsentantinnen weitgehend *durch weibliche Doppelbelastung geprägter Formen von Lebensführung*. Ob teilzeit- oder vollzeiterwerbstätig, ob Arbeiterin oder Verwaltungsangestellte – sie tragen neben dem Beruf nahezu vollständig die Verantwortung und Arbeitslast für Haushalt und Kinderbetreuung, was sie fast fraglos (aber keineswegs klaglos) hinnehmen. Sie müssen mit den unvermeidbaren Anforderungen des Berufs und den ebenso unabweisbaren heimischen Belastungen fertig werden, und vor allem müssen sie beides miteinander vereinbaren, was oft ziemlich schwierig ist. Die Gleizeit, bei den Männern eine Erweiterung von Freiheiten im Alltag, ist hier unabdingbare Voraussetzung, um die Doppelbelastungen bewältigen zu können. Die Verbindung von Beruf und Kinderbetreuung würde ohne diese zeitliche Flexibilität regelmäßig zu größten Schwierigkeiten führen, z.B. dann, wenn ein Kind krank wird:

Besonders deutlich wird die Doppelbelastung bei Frau Kaufmann (G 8). Obwohl ihre anstrengende Vollzeittätigkeit sie voll in Anspruch nimmt, muß sie danach regelmäßig, am Abend und am Wochenende (da macht sie „alles, wo ich unter der Woche nicht dazu komme“), noch einen vollständigen Haushalt abwickeln und sich um ihr Kind kümmern (das nachmittags von der Oma betreut wird) – und kommentiert dies selber: „Wirklich doppelte Arbeit, ne!“ Ihr überaus anspruchsvoller und sehr konventioneller Mann erwartet trotz ihrer Vollzeittätigkeit einen perfekten Haushalt: „Der Mann strengt schon an .. das Abendessen muß immer genau stimmen“. Er verlangt nicht nur, daß sie den Haushalt schmeißt, sondern will auch noch „verwöhnt“ werden. „Streß“ ist daher nicht ohne Grund einer der am häufigsten von Frau Kaufmann gebrauchten Ausdrücke im Interview. Sie ist froh, daß ihr Mann öfters beruflich weg ist: Da kann sie aufatmen, das sind ihre schönsten Tage, wo sie alles langsamer laufen lassen kann („Da is' es bei uns ruhiger, da brauch' ich nicht so viel machen ... das darf aber der Mann nicht hören“), auch wenn sie sich beklagt, daß er „immer unterwegs“ sei und sie immer zuhause bleiben müsse. Hinzu kommen noch ihre alten Eltern, die gleichfalls hohe Betreuungsanforderungen an sie stellen, denen sie sich nicht entziehen kann und will: Folge ist noch mehr „Streß“. Sie klagt, daß sie sich in ihrem Alltag vorkommt wie eine „Zeitmaschine, die eingespielt ist, programmiert von Montag bis Freitag“, und aus deren Rigidität sie nicht heraus kann und sie betont: „Ab und zu bin ich schon ziemlich nervös“. Einer ihrer bescheidenen „Träume“ ist es angesichts dessen, „mal Zeit für mich zu haben, einen Tag allein in der Stadt verbringen, von der Früh bis abends, einkaufen, bummeln, schauen. Das machen viele Kolleginnen, ich komm' nicht dazu.“

Zum dritten verdeutlichen die weiblichen Fälle die völlig *andere biographische und alltägliche Bedeutung der Erwerbstätigkeit* bei vielen Frauen. Bei den beiden Frauen mit angelernten Tätigkeiten völlig offensichtlich und ex-

plizit thematisiert, bei den beiden anderen Frauen trotz ihrer qualifizierten Tätigkeit immer noch deutlich erkennbar, praktizieren die Frauen nur bedingt einen vollbiographisch- und vollberufsorientierten Beruf. Die Erwerbstätigkeit ist hier klar dem Beruf des Mannes nachgeordnet und hat vorwiegend den Charakter des disponiblen Zuverdienstes. Immer steht für die Frauen die Frage im Hintergrund, inwieweit sie ihre Arbeit zugunsten von Mann und Familie aufgeben, einschränken oder verändern sollen. Die Perspektive eines wirklich eigenständigen Vollberufs wird von keiner der Frauen gelebt:

Auch Frau Hummel (G 13) hat, trotz ihrer qualifizierten Verwaltungstätigkeit, nur die Rolle einer Zuverdienerin, deren eigentliche Aufgabe die Familie ist, was durch ihre Teilzeitarbeit nachdrücklich unterstrichen wird. Eindringlich beschreibt sie, wie es ihr ergeht, wenn das Kind krank ist und sie sich „unter Tränen“ und „mit schlechtem Gewissen“ in den Betrieb zwingt (oder notfalls auch mal schwänzt). Deutlich betont sie: „Eigentlich geht mir das Kind immer vor“ und schiebt nach: „Was man aber nicht so laut sagen darf“. Ähnliche Geschichten berichten alle Frauen. Selbst die überaus ambitionierte und unkonventionell lebende Frau Bismeier (G 9) sieht ihre Teilzeittätigkeit als Sekretärin vorwiegend als „Job“. Die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit und damit zu ihrer Form von Alltag ist ihr allemal wichtiger als eine „Karriere“.

Aber dies ist für die befragten Frauen nur die eine Seite ihrer Erwerbstätigkeit. Die andere Seite ist auch hier<sup>7</sup> die Möglichkeit, durch die Berufstätigkeit zeitweise den Anforderungen von Haushalt und Kindern entfliehen zu können und einen Lebensbereich mit eigenen sozialen Kontakten, einem eigenen Tätigkeitsfeld und einem eigenen Einkommen zu haben. Alle Frauen des Samples berichten von solchen Momenten:

Da sagt z.B. die durch ihre Doppelbelastung so stark gestresste Frau Kaufmann (G 8) über ihre anstrengende Tätigkeit, daß sie ihre Arbeit „auf keinen Fall“ aufgeben oder auch nur reduzieren möchte (obwohl der Mann das gerne hätte und sein Einkommen völlig ausreichen würde). Dazu sei sie viel zu „egoistisch“, weil sie dann zuhause nur umso mehr arbeiten müßte, ganz abgesehen davon, daß sie „für die Arbeit zuhause nicht bezahlt (wird), aber für hier werd' ich eben bezahlt ... was meins ist, ist meins“. Bei der Bandarbeiterin Frau Sindlmeier spürt man deutlich, daß ihr die langjährige Berufstätigkeit ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein gegenüber dem Mann verschafft hat („da laß ich mir nicht dreinreden“) und sie stolz ist, ihren Teil zum Familieneinkommen beizutragen. Auch wenn ihr Job sehr belastend

ist, sieht sie auch dessen andere Seite: „Man braucht ja auch noch andere Ansprechpartner als nur den Ehemann und die Kinder.“

### 9.3.2 Sicherheit und Karriere: weiblich

Auch für die Frauen ist private wie berufliche Sicherheit ein entscheidender Orientierungspunkt für ihre Lebensführung („mir ist es lieber etwas zu langweilig, als zu ungewiß“; „ich hab' eher Angst, daß sich was ändern könnte“; „ich brauch' schon eine gewisse Sicherheit, einen gewissen Rückhalt“). Wie die Männer haben auch sie den Konzern „G“ unter anderem wegen des sicheren Arbeitsplatzes und der Chancen auf berufliche Kontinuität als Arbeitgeber gewählt oder wissen dies inzwischen sehr zu schätzen; das gilt für die Bandarbeiterin, die Bürobotin, die qualifizierte Sachbearbeiterin oder die engagierte Sekretärin. Insoweit unterscheiden sie sich kaum von den Männern.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß die von den Frauen angestrebte Sicherheit eine andere ist als die der Männer. Die befragten Facharbeiter und technischen Angestellten suchen und haben bei „G“ eine Sicherheit jeweils für sich: Es ist vorwiegend (wenn nicht gar allein) ihre Berufstätigkeit, von der die Sicherheit der Lebensführung ihrer Familien abhängt. Sie sind es, die diese Sicherheit durch ihre Arbeit bei „G“ garantieren. Dies schlägt sich eindeutig in ihrer Position in der Familie nieder. Die befragten Frauen dagegen orientieren sich an einer Art *geteilten Sicherheit*: Die ökonomische Absicherung ihrer Familien hängt vorwiegend von den Berufen ihrer Männer ab, sie selbst tragen zur finanziellen Sicherung der Familien nur einen begrenzten Beitrag bei. Ihre eigene Berufstätigkeit steht (selbst wenn sie sie schon seit Jahrzehnten ausüben) latent immer zur Disposition; sie würden sie ändern, vielleicht sogar aufgeben, wenn es die berufliche Sicherheit des Mannes erfordern würde. Die materielle Sicherung der Familie (wie auch ihre eigene Absicherung) wird nicht primär und schon gar nicht allein von ihnen gewährleistet, und es ist auch nicht „ihre“ Sicherheit, um die es letztlich geht. Ihre eigene Sicherheit und ihr Sicherheitsbeitrag für die Familie stehen im Schatten der übergeordneten Sicherheit der Familie, die letztlich dominant von den Männern ausgeht.

Auf einem anderen Blatt steht jedoch, daß die Sicherheit von Lebensführung nicht nur beruflich, d.h. materiell gesichert wird. Dies einbezogen, wird deutlich, daß die Frauen doch wesentlich zur Absicherung der Familien und ihrer Mitglieder beitragen, ja diese vielleicht sogar letztlich dominant gewährleisten. Sie steuern nicht nur die meist unverzichtbaren zusätzlichen Einkommen bei, sondern garantieren die Sicherheit (konkret: die

<sup>7</sup> Auf diese Doppelgesichtigkeit weiblicher Erwerbstätigkeit ist in der Literatur schon mehrfach hingewiesen worden; vgl. vor allem die Arbeiten der Forscherinnengruppe um Regina Becker-Schmidt (z.B. Becker-Schmidt u.a. 1984).



Stabilität und Kontinuität) des praktischen Familienlebens, des sozialen Zusammenhalts der Familienmitglieder, der gemeinsamen Alltagsorganisation, der Hausarbeit, der Kinderbetreuung u.s.w. Sie garantieren eine Form von Sicherheit, die noch einmal unverzichtbar hinter der von den Männern erarbeiteten beruflich-materiellen Sicherheit steht und stehen muß<sup>8</sup>. Sie halten den Männern den Rücken frei und schaffen eine entscheidende Basis dafür, daß sie überhaupt die vollberufliche ökonomische Absicherung der gemeinsamen Lebensführung erarbeiten können. Auch in diesem Sinne ist die von den Frauen gesuchte und produzierte Sicherheit eine völlig andere als die der Männer.

Bei der komplementären Frage nach *Karriere* und *Aufstieg* verhält es sich ähnlich: Karriere ist auf den ersten Blick gesehen kein Thema für die befragten Frauen, da sie (wenn überhaupt) keinen weitergehenden beruflichen Aufstieg gemacht haben und bei „G“ auch keinen machen können. Das liegt zum Teil an fehlenden Qualifikationen und zum Teil auch daran, daß die Frauen Teilzeittätigkeiten ausüben, für die es, wie fast überall in der Industrie, auch bei „G“ keine Karrierekanäle gibt („Teilzeitkräfte werden hier nicht gefördert“). Selbst die qualifizierte Verwaltungskraft sieht ihren Schritt von der Hilfskraft zur Sachbearbeiterin nicht als Karriere, sondern als begrenzten Bewährungsaufstieg, der automatisch erfolgt ist. Karrierehemmnisse dieser Art sind nicht geschlechtsneutral, sondern hinter ihnen stehen klare betriebliche Segmentierungen: Teilzeitarbeiten werden fast nur von Frauen ausgeübt und schließen in der Regel weitergehende berufliche Karrieren systematisch aus. Auf der anderen Seite belegen die Fälle der Männer, daß eine Arbeiterherkunft bzw. ein Berufseinstieg über eine geringe Ausgangsqualifikation keineswegs, wie bei den erfaßten Frauen ohne weitergehende berufliche Ausbildung, dazu führen muß, auf Jahrzehnte Bandarbeit oder Bürohilfstätigkeiten auszuüben, sondern durchaus einen deutlichen Aufstieg erlauben kann.

Auf den zweiten Blick läßt sich schließlich auch die Aufstiegsfrage bei den Frauen noch einmal anders beantworten: Sie haben zwar ohne Zweifel keine echten Karrieren gemacht, aber sie waren und sind beruflich in gewisser Weise durchaus erfolgreich. Das gilt nicht nur für die Sachbearbeiterin, die jetzt seit elf Jahren alleinverantwortlich ihren Bereich bearbeitet, sondern auch für die anderen. Die Sekretärin hat sich nach einem mißglückten Berufsstart zu einer in ihrer Abteilung hoch geschätzten und unverzicht-

baren Assistentin entwickelt. Und selbst die Berufswege der beiden Frauen mit geringer beruflicher Qualifikation können noch einmal als Erfolgsgeschichten gelesen werden: Beide üben seit vielen Jahren ihre anstrengenden Tätigkeiten aus, erwirtschaften damit wichtige Beiträge zum Familieneinkommen und haben es geschafft, nicht nur so lange in der Firma zu bleiben (und körperlich wie psychisch durchzuhalten), sondern sich auch mit der Zeit passable betriebliche Arrangements (z.B. bei der Arbeitszeit) zu verschaffen, die eine Balance von beruflichen und familiären Anforderungen erleichtert. Mehr war in ihrer Lage nicht möglich, mehr war vielleicht auch erst einmal nicht gewollt. Es sind keine Karrieren im konventionellen (männlichen) Sinn, aber es sind doch erfolgreiche Berufsverläufe, auf die die Frauen zurecht stolz sind – ihr Erfolg ist, all dies überhaupt geschafft zu haben.

#### 9.4 Kleine aber feine Freiheiten – ein Exkurs zur Gleitzeit als Strukturvorgabe für die alltägliche Lebensführung

So unspektakulär auf den ersten Blick das „Gleiten“ als Variante der Arbeitszeit zu sein scheint und obwohl die Befragten häufig betonen, daß sie die Gleitzeit „sehr regelmäßig“ nutzen, erweist sie sich im Material des „G“-Samples bei näherem Hinsehen doch als wichtiger Faktor für die Gestaltung der Lebensführung:

Die Interviews bestätigen zum einen die Befunde anderer Studien<sup>9</sup>, daß die Gleitzeit weithin als sehr positiv eingeschätzt wird („echt ideal“, „wunderbar“, „sehr optimal“, „im Vergleich zu früher wird man regelrecht verwöhnt“). Bei den Befragten aus dem Konzern „G“ sind es vor allem vier Punkte, die als wichtige *Vorteile* der Gleitzeit genannt werden: Zum einen ist es die Möglichkeit, *Zeitguthaben* anzusammeln und dadurch freie Tage, also faktisch zusätzliche Urlaubszeiten, zu bekommen. Die Befragten berichten, daß sie ihre Zeitguthaben für verlängerte Wochenenden, für besondere Anlässe (Familienfeiern, Behördengänge, die Versorgung kranker Familienangehöriger) oder auch für Schwarzarbeiten („da bleib’ ich halt mal zwei Tage weg“) verwenden und dadurch nicht die wertvollen Urlaubstage angrei-

8 Die feministische Berufstheorie hat diesen Punkt mehrfach beschrieben (vgl. vor allem Elisabeth Beck-Gernsheim z.B. 1980).

9 Vgl. die Untersuchung von Bosch u.a. (1992) oder die aktuelle Studie des ISO (Bauer u.a. 1994), bei der z.B. 86% der erfaßten Gleitzeitbeschäftigten „überwiegend Vorteile“ in dieser Arbeitszeitform sahen (ebd.: 106).

fen müssen. Man schafft sich auf diese Weise ein überaus nützliches zeitliches Reservepotential („Sicherheitspolster“), das für solche Fälle verwendet werden kann.<sup>10</sup> Zum zweiten ist es die kleine, aber höchst angenehme Freiheit, mit der Arbeitszeit *kurzfristig auf Anforderungen des Alltags reagieren zu können*.<sup>11</sup> Nicht die häufige und/oder umfangreiche Nutzung der variablen Zeiten ist offensichtlich der entscheidende Vorteil, sondern die Möglichkeit, bei Bedarf flexibel zu sein.<sup>12</sup> Vor allem für Frauen mit kleinen Kindern ist die Gleitzeit in diesem Sinne von größter Bedeutung: Die Verbindung von Beruf und Familie wäre für sie ohne diese „kleine Freiheit“, flexibel kommen oder gehen zu können, meist überhaupt nicht möglich. Mehrfach wird von Frauen betont, daß man gezielt diese Arbeitszeitform (und deswegen z.B. den Konzern „G“ als Arbeitgeber) gesucht habe, um trotz der Kinder weiter arbeiten zu können. Ein subjektiv wichtiger Vorteil ist drittens der *Wegfall kleinlicher Zeitkontrollen* und damit ein *Zugewinn an atmosphärischer Offenheit und Souveränität* im Umgang mit dem Betrieb, konkret: mit den Vorgesetzten.<sup>13</sup> In den Interviews heißt es dazu z.B.:

---

10 In der Studie des ISO gaben 42% der befragten Gleitzeitbeschäftigten dies als wichtigsten Vorteil an. Andere dort stark betonte Vorteile waren die bessere Planbarkeit der Freizeit sowie die Umgehung von Verkehrsspitzen (Bauer u.a. 1994: 107).

11 Erwähnt werden in den Interviews z.B. die alltagspraktisch nicht zu unterschätzenden Möglichkeiten, ad hoc ausschlafen zu können, wenn es am Abend vorher zu spät geworden ist, mit dem Ehepartner am Morgen reden zu können, wenn es abends Spannungen gab, oder etwas später zur Arbeit zu gehen, wenn man sich nicht gut fühlt.

12 Ähnliches zeigte sich bei Bauer u.a. (1994: 103f), wo nur 21% der Befragten angaben, ihre Arbeitszeit „häufig zu ändern“, während 75% dem zustimmten, eher „jeden Tag in etwa zur selben Zeit“ zu arbeiten, aber die Möglichkeit (wie die Studie explizit betont), „bei Bedarf“ abweichen zu können, als sehr wichtig empfunden wurde. Die Untersuchung von Bosch u.a. (1992) betont demgegenüber stärker das nicht zu unterschätzende Ausmaß der regelmäßigen Arbeitszeitschwankungen bei Gleitzeit. Dort hatten z.B. ca. 20% der Befragten bei Arbeitsbeginn bzw. ca. 15% bei Arbeitsende regelmäßige Schwankungen bis zu 15 Minuten und fast 13% (bei Arbeitsbeginn) bzw. 36% (bei Arbeitsende) sogar regelmäßige Varianzen von mehr als einer Stunde angegeben. Es waren vor allem Männer und jüngere Beschäftigte, die besonders starke Schwankungen zeigten. Bosch u.a. stellen insgesamt fest, daß in ihrer Untersuchung nur noch 4% der befragten Gleitzeitbeschäftigten einen „Arbeitstag von annähernd konstanter Länge“ (ebd.: 56) hatten und resümieren, daß durch das „System gleitender Arbeitszeit eine Erosion fester täglicher Arbeitszeiten auf breiter Front stattfindet“ (ebd.: 57).

13 In der neuen ISO-Studie wurde ein ähnlicher Punkt von den dort Befragten nicht in die Gruppe der für sie entscheidenden Vorteile von Gleitzeit eingereiht (vgl. Bauer 1994: 107).

„Man fühlt sich jetzt nicht mehr so eingezwängt in die Arbeitszeit“ (G 2).

„Früher mußte ich immer zehn vor acht auf der Arbeit sein. Kam ich um acht Minuten vor acht, stand der Chef schon da und fragte: ‘Wo kommen Sie denn her?’ Da hab’ ich mir wirklich dumme Sprüche anhören müssen, so ungefähr: ‘Wir arbeiten acht Stunden und nicht sieben Stunden 58 Minuten. Das war der morgendliche Streß, man mußte immer pünktlich sein. Oder wenn man mal ‘was eine Stunde machen wollte, mußte man immer den Chef fragen: ‘Darf ich denn ‘mal ‘ne Stunde?’“ (G 7).

„Im ersten Moment haben wir fast nichts gemerkt, weil man ja noch den alten Rhythmus drin hatte. Aber so nach und nach schleicht sich da ‘was ein, daß man doch ... also das wird doch wesentlich lockerer. Und jetzt also könnt’ ich mir’s gar nicht anders vorstellen“ (G 5).

Und schließlich ist ein in den Interviews erwähnter Vorteil, daß der Betrieb durch die Zeiterfassung die Beschäftigten *nicht mehr um die im Arbeitsalltag so häufigen kleinen Mehrarbeiten* (sozusagen die „Über-Minuten“) *prellen* kann, die früher (vor allem im Angestelltenbereich) oft selbstverständlich geleistet, aber nicht registriert wurden: jetzt zählt jede Minute und wird auf dem Zeitkonto angesammelt.

Solchen Vorteilen stehen aber auch Aspekte gegenüber, die als *Nachteile* der Gleitzeit, zumindest jedoch als ambivalente Veränderungen für die Alltagsorganisation in Folge von Gleitzeit genannt werden: Mehrfach geschildert wird zum einen der bekannte Effekt, daß bei Gleitzeit *kein Anspruch mehr auf bezahlte kurzfristige Freistellungen* während der formellen Arbeitszeit besteht, wie sie früher in manchen Bereichen gelegentlich gewährt wurden (etwa für Ämtergänge, Bank- und Arztbesuche, Einkäufe oder auch für die Betreuung eines kranken Kindes). So wie man nun alle Minuten dem Betrieb vorrechnen kann, so tut dies auch der Arbeitgeber: Arbeitszeit ist Arbeit, Abwesenheit ist unbezahlte Freizeit. Genannt wird zum zweiten, daß die Gleitzeit *formelle Überstunden abbaut*, was konkret heißt, daß durch die Gleitzeit jederzeit kurzfristige Mehrarbeit möglich wird, die nun aber nicht mehr als zuschlagpflichtige „Überstunden“ erscheint und nicht mehr verrechnet wird. Das wird in Kauf genommen, man weiß aber genau um die dadurch bei manchen Gruppen entstehenden nicht unerheblichen finanziellen Nachteile.<sup>14</sup> Ein dritter Aspekt ist, daß durch die Gleitzeit die früher (vor allem in den Büros) häufig zu findenden Phasen geringerer Arbeitsbelastung („tote Zeiten“) verschwinden oder auch die oft tolerierten informellen Kaffeepausen, Kollegenbesuche und Privatgespräche

---

14 Nach diesem Punkt wurde auch in der ISO-Studie gefragt, aber er erwies sich dort gegenüber anderen vorgegebenen Punkten nicht als entscheidend für eine Ablehnung von Gleitzeit (Bauer u.a. 1994: 105).

stark reduziert wurden. Solche *Intensivierungen der Arbeit* in Folge der Gleitzeit sind für viele Befragte völlig offensichtlich: „Wenn ich die Magnetkarte durch die Zeiterfassung durchgezogen hab', dann ist Arbeitszeit; dann geht's sofort los und voll durch bis zum Ende.“ Besonders die in starke Arbeitsbelastungen eingebundenen technischen Angestellten betonen schließlich, daß sie die Gleitzeit systematisch zu *regelmäßiger Mehrarbeit* „verführe“. Entweder wird mit Hinweis auf die „großzügige“ Arbeitszeit immer häufiger erwartet, daß man „länger“ bleibt, oder die Betroffenen tendieren selber dazu, angesichts des Arbeitsanfalls immer wieder *Zeit draufzulegen*.

Neben solchen Vor- und Nachteilen fällt in den Interviews auf, daß die Gleitzeit zur verstärkten *Eigenregulierung in der Zeitznutzung*, zu einem *steigenden Zeitbewußtsein* und sogar zu einer deutlichen *Rechenhaftigkeit im Umgang mit der Zeit führt* (vgl. Jurczyk 1991). Das gilt nicht nur für die Befragten, die intensiv auf die Möglichkeiten der Gleitzeit zurückgreifen, sondern auch für diejenigen, die erklären, daß sie die Möglichkeiten der Gleitzeit eher wenig nutzen. Auch eine regelmäßige Nutzung der Gleitzeit muß aktiv gestaltet werden, da betrieblich ja keine Zeiten vorgegeben werden (z.B. mit dem Kollegen die Modalitäten der Fahrgemeinschaft abstimmen, sich die günstigste Bahn aussuchen, mit der Frau die Arbeitszeiten koordinieren, Beginn und Ende des Dienstes auf die Schulzeiten des Kindes ausrichten usw.). Hinzu kommt außerdem, daß mancher Befragte der elektronischen Zeiterfassung mißtraut und deswegen eine eigene Zeitbuchführung hat, um bei den anscheinend immer wieder auftretenden Störungen der Anlage seine „Zeiten“ nachweisen zu können. Und schließlich zeigen die Interviews, daß nicht wenige trotz angeblich regelmäßiger Arbeitszeiten doch sozusagen ihre „Minuten“ haben, d.h. kurze Zeitanteile, die sie z.B. regelmäßig gezielt ansammeln und dann für bestimmte Zwecke verbrauchen („mache täglich 18 Minuten plus“, „möchte versuchen, noch ein paar Minuten mehr am Tag anzusparen“).

Als ein letzter Punkt zeigt sich schließlich, daß die Gleitzeit nicht einfach so praktiziert werden kann, wie man möchte (und formal auch dürfte), sondern daß *auf betriebliche Erfordernisse Rücksicht genommen werden muß und wird*, bzw. daß die Arbeitszeit mit Kollegen abgesprochen und organisiert werden muß.<sup>15</sup>

---

15 Auch Bosch u.a. (1992) kommen zu dem Ergebnis, daß die Beschäftigten unter Gleitzeitbedingungen ihre Arbeitszeiten „in höherem Maße selbst organisieren müssen“ (59) und Bauer u.a. (1994: 103) betonen die „hohe Verantwortung der Gleitzeitbeschäftigten für das Funktionieren von Arbeitsabläufen“.

Insgesamt kann auf Basis des Materials aus dem „G“-Sample unterstrichen werden, daß Gleitzeit eine von den Betroffenen in jeder Beziehung hoch geschätzte Möglichkeit der Flexibilisierung des Alltags ist und damit einen erheblichen Gewinn an Zeitsouveränität sowie an Lebens- und Arbeitsqualität darstellt. Zudem wird auch hier deutlich, daß die Gleitzeit individuell wesentlich unterschiedlicher und in höherem Maße genutzt wird, als man lange Zeit dachte.<sup>16</sup> Die Perspektive des Konzepts Lebensführung und das in diesem Sinne erhobene Material kann darüber hinaus jedoch insbesondere deutlich machen, daß die Wahrnehmung von Zeitspielräumen, wie sie etwa die Gleitzeit bietet, immer im Rahmen eines von den Betroffenen aktiv zu entwickelnden und dann zu praktizierenden Alltagsarrangements erfolgt. Insoweit haben die Beschäftigten auch mit Gleitzeitbedingungen immer eine „geregelt“, d.h. eigenen Regeln oder Gewohnheiten folgende zeitliche Alltagsgestaltung. Auch mit Gleitzeit legen sich die Betroffenen eine Form des Umgangs mit der Arbeitszeit zu und entscheiden nicht jeden Tag neu, wie sie es mit der Arbeitszeit halten wollen – was keineswegs eine tägliche Varianz des jeweiligen Arbeitsbeginns bzw. -endes ausschließt. Auch für die Gleitzeit wird deutlich, daß Form, Lage und Dauer von Arbeitszeiten nicht unmittelbar eine bestimmte Alltagsgestaltung zur Folge haben. Wie sich die Arbeitszeiten auf die Lebensführung auswirken, wird wesentlich auch von den anderen Bedingungen der Lebensführung (biographische und familiale Situation, Herkunft, Orientierungen und Ausbildung, Geschlecht, Wohnbedingungen usw.) beeinflusst, und da solche Momente oft wesentlich stärker für die Alltagsgestaltung verantwortlich sind als die Arbeitszeit, läßt sich hier als These zugespitzt sagen: *Wie die Arbeitszeit die Lebensführung bestimmt, hängt nicht nur von der Arbeitszeit selbst ab, sondern wird stark davon geprägt, auf welche Lebensführung sie trifft und wie sie dort verarbeitet wird.*

---

16 Vgl. dazu neuere Studien, vor allem von Bosch u.a. (1992).

## 9.5 Sicherheit und Karriere – weiterführende Überlegungen

### 9.5.1 Zum Zusammenhang von Sicherheitsorientierung und Lebens- oder Betriebsführung

Eine der auffälligsten Gemeinsamkeiten der Interviews des „G“-Samples ist die *ausgeprägte Orientierung der Befragten an beruflicher wie privater Sicherheit und Kontinuität*.

Besonders deutlich wird das z.B. in der oben schon zitierten Formulierung: „Ich brauch’ einen Rahmen: die Firma, Haus, Familie, gesichertes Einkommen. Ich muß heute wissen, was morgen ist“, daß man generell „einen Bammel vor dem Unbekannten“ habe. An anderer Stelle heißt es ähnlich, daß man es im Leben lieber zu „langweilig als zu ungewiß“ habe, da man große „Angst davor (habe), daß sich morgen was ändern könnte“ und daher „froh (sei), daß es eben eintönig ist“, oder es wird explizit von einem Bedürfnis nach „Sicherheit“ gesprochen, weswegen man immer wissen müsse, „wie’s weitergeht“. Eine der Frauen schildert, daß sie eine „wahn sinnige Zukunftsangst“ habe, eine Angst vor Dingen, „wo ich nichts machen kann“, die sie zu einem offen geäußerten Absicherungsdenken und einer erheblichen Selbstbeschränkung führt („man muß halt Abstriche machen“, lernen, „wegzustecken“; lieber „zu eintönig“, als daß sich zu viel verändert).

Die in diesen (und vielen anderen) Äußerungen erkennbar werdenden Orientierungen stehen in den Interviews in deutlichem Zusammenhang mit Bedürfnissen nach Harmonie und Geruhsamkeit, teilweise auch mit Zügen von Behäbigkeit und Trägheit, gelegentlich sogar mit Ansätzen von Sturheit und Rigidität. Deutlich wird zudem, daß die starke Sicherheitsorientierung mit Ängsten vor unerwarteten oder nicht beeinflussbaren Entwicklungen korrespondiert, die tendenziell zu einer kontrollierenden Beherrschung der Lebensführung oder zumindest einer Minimierung von Ungewissheiten führen. Die Hintergründe solcher Orientierungen sind dagegen nur bedingt zu identifizieren. Oft werden sie jedoch als Persönlichkeitszüge dargestellt („ich bin so ein Typ“, „ich bin halt so“, „ich brauch’ das“ usw.), wobei zum Teil auf charakterologische Ähnlichkeiten zu den Eltern oder auf frühe Erfahrungen existenzieller Unsicherheit verwiesen wird.

Offensichtlich ist dagegen, daß die ausgeprägte Sicherheitsorientierung der Befragten einer der entscheidenden Gründe dafür gewesen ist, daß sie zu

„G“ gekommen sind.<sup>17</sup> Die Sicherheitsorientierung ist damit auch, vermittelt über die durch sie entstehende Betriebsstreue, einer der entscheidenden Gründe für die starke subjektive Bindung der Befragten an den Konzern. Aber nicht nur subjektiv geraten die Befragten durch ihre Sicherheitsorientierung in eine hohe Abhängigkeit von „G“; auch objektiv können sie nach so vielen Jahren im Konzern fast nicht mehr wechseln, weil sie dann nicht nur Teile ihrer Identität, sondern auch ihren beruflichen Aufstieg aufgeben würden, den sie an anderer Stelle so nie wieder erlangen könnten.

Der deutlichste Preis, den die Befragten für ihre aus Sicherheitsbedürfnissen entstehende Betriebsbindung zahlen, ist jedoch, daß sie sich langfristig in einen Typ von Organisation integrieren, der zwar die gewünschte berufliche Absicherung und Kontinuität bietet, aber auch in vielem tatsächlich dem rigiden „Beamtenapparat“ entspricht, von dem sie immer wieder sehr kritisch sprechen.

Eine immer wieder geäußerte Kehrseite der Sicherheit bietenden, klar definierten Beförderungsregelungen sind für die Befragten z.B. die wenig flexiblen Aufstiegswege, in denen man sich mühsam „hochdienen“ müsse. Auch die immer wieder beklagte bürokratische Behäbigkeit und Sturheit vieler Verfahrenswege des Großbetriebs („die Mühlen mahlen und mahlen immer weiter“) ist eindeutige Konsequenz des Sicherheit gewährenden, relativ formalistischen Systems von „G“. Der im Alltag spürbarste Preis der Sicherheit ist für die Befragten jedoch die paternalistische Verfügung der Personalführung über die Beschäftigten. Für diese ist nach Aussage von Befragten z.B. nicht nur loyales Wohlverhalten eine zentrale Qualifikationsanforderung („Kritik ist hier unerwünscht“), sondern typisch, daß über organisatorische Veränderungen, auch wenn sie die Beschäftigten erheblich tangieren, oft unzureichend, falsch und/oder zu spät informiert wird. Die angeführten Beispiele sind mehr als deutlich und führen zu lauten Klagen z.B. über die „Geheimnistuerei“ des Betriebs, die „tausend Gerüchte“, die fehlende „soziale Verantwortung des Arbeitgebers“ oder die unklaren und nicht einsichtig gemachten „Entscheidungen von oben“ usw.

Die Folgen der aus Sicherheitsgründen in Kauf genommenen Nachteile für die Haltung der Befragten zum Betrieb sind deutlich zu erkennen. Sie schätzen zwar die Firma wegen der gewährten beruflichen Sicherheit und zeigen eine große Zufriedenheit mit der von ihnen ausgeübten Tätigkeit.

---

<sup>17</sup> Immer wieder heißt es z.B., daß man zu „G“ vor allem deswegen gegangen sei, weil es „ein sicherer Laden“ ist, bei dem die Arbeitsplätze ungefährdet sind und man relativ sicher eine kleine Karriere machen, zumindest jedoch berufliche Kontinuität erwarten kann. Nicht selten geht die Sicherheitsorientierung der Berufs- bzw. Firmenwahl zurück bis auf die Eltern: dann nämlich, wenn der Vater die Firma „G“ als idealen Arbeitgeber für Sohn oder Tochter ausgesucht hatte, was manche erst später als richtige Entscheidung für sich erkannten.

Dem steht aber eine resignative bis verbitterte, teilweise sogar wütende Unzufriedenheit mit dem Betrieb insgesamt und vor allem mit den Formen der Personalführung bzw. der generellen Personalpolitik gegenüber.<sup>18</sup> Konsequenz sind nicht selten Anzeichen einer beginnenden „inneren Kündigung“, wenn nicht sogar eines offen artikulierten Rückzugs auf Privatheit und Freizeit.

Das durch eine eigentümliche Verbindung von latenter Angst, Sicherheitsorientierung, Kontrollbedürfnis und daraus letztlich resultierender Unzufriedenheit geprägte Muster der Orientierungs- und Verhaltensweisen eines Großteils der Befragten hat schließlich bemerkenswerte Parallelen in der Unternehmenskultur von „G“. Auch der Organisations- und Führungsstil des Unternehmens zeigt eine ausgeprägte Sicherheits- und Kontinuitätsorientierung sowie eine komplementäre, bürokratisch gestützte Kontrolltendenz.<sup>19</sup>

Eine solche strukturelle Ähnlichkeit zwischen dem „Charakter“ des Betriebes und dem des Personals hat für beide Seiten Vorteile, aber auch problematische Folgen. Das Verhältnis von „G“ zu seinen Beschäftigten zeigt nahezu paradigmatisch, wie sich ein stark auf Sicherheit ausgerichteter Stil des Personals und seiner Lebensführung in kritischer Weise mit analogen Zügen der Betriebskultur und der konkreten Betriebsführung verschränken kann: Die aus dem Sicherheitsstreben und einer darauf aufbauenden organisatorischen Kontrolltendenz folgende Starrheit, Formalität und Distanziertheit des Führungs- und Organisationsstils des Betriebs drückt faktisch Mißtrauen, Unzufriedenheit und eine instrumentelle Haltung gegenüber einem Typ von Personal aus, den man jedoch offensichtlich bewußt mit seinen Eigenschaften sucht und bindet. Die Beschäftigten antworten mit

einem komplementären Mißtrauen, ausgeprägten Unzufriedenheiten und einem ebenfalls deutlichen Instrumentalismus gegenüber einem Unternehmen, das sie aufgrund ihrer Sicherheitsorientierung bewußt als Arbeitgeber gewählt haben und an das sie sich ihrerseits langfristig binden. Beide Seiten sind auf diese Weise in ein System gegenseitiger Behinderung, ja sogar Blockade ihres Handelns und vor allem der Entfaltung ihrer Potentiale verstrickt – in eine Art organisatorische „Beziehungsfalle“<sup>20</sup>, die zu wechselseitiger Abhängigkeit, Abschottung und Ausnutzung sowie zu gegenläufigen Ängsten, Vorwürfen und Abwehr- oder Rückzugsstrategien usw. führt, die sich nicht nur wechselseitig immer wieder bestätigen, sondern verstärken und fatal aufschaukeln können, zumindest jedoch eine Auflösung systematisch verhindern. Dies ist nicht nur für den Konzern problematisch, der angesichts aktueller ökonomischer Turbulenzen nichts weniger gebrauchen kann, als eine solche Verknötung der betrieblichen Beziehungen, die die dringend erforderlichen innovatorischen Impulse für eine flexiblere Betriebsführung schon im Ansatz lähmt. Auch für die Beschäftigten wird ihre ausgeprägte Sicherheitsorientierung und die dadurch bedingte ambivalente Bindung an den so homolog funktionierenden Konzern „G“ angesichts der derzeitigen sozialen Umbrüche zunehmend zur Falle. Auch sie brauchen dringend innovatorisch nutzbare Offenheiten, um flexiblere und damit leistungsfähigere Formen von Lebensführung entwickeln zu können, mit denen sie auf die sich verändernden Arbeits- und Lebensbedingungen reagieren können.

### 9.5.2 Zum Zusammenhang von Karriere und Lebensführung

Auch das Thema beruflicher Aufstieg durchzieht in markanter Weise die Interviews des „G“-Samples, wobei sich deutliche Zusammenhänge mit der Charakteristik der jeweiligen Alltagsgestaltung zeigen. Neben den in den Typenbeschreibungen aufgeführten Detailbefunden können aus den Analysen zwei weiterführende Einsichten zum Zusammenhang von Karriere und alltäglicher Lebensführung gewonnen werden:

(1) Während das Sicherheitsthema eher den Charakter einer Konstanten im empirischen Material hatte, ist es bei der Karriereproblematik wichtiger,

20 Ein solches Beziehungsmuster zwischen Betrieb und Personal ist ein schönes Beispiel für eine „Organisationspathologie“ (Türk 1976) oder eine „Organisationsneurose“ (Kets de Vries/Miller 1984), die hier sozusagen die Form einer industriellen Beziehungsneurose hat.

18 Typisch ist z.B. die Formulierung, daß man der Firma bisher „alles gegeben“ habe, aber der „Dank“ immer wieder ausbleibe („was ist der Dank, da bekommst' alle Jahre deine Beurteilung und für dich ist nicht mehr Geld drin, keine Aussicht“). Besonders markante Kritik in diese Richtung findet sich bei den Befragten, die zum Zeitpunkt der Interviews von einer offensichtlich sehr ungeschickt betriebenen (aber anscheinend nicht untypischen) Organisationsmaßnahme betroffen sind. Da heißt es dann etwa, daß nun „die ganze Erfahrung weg“ und die betriebliche Politik „wieder mal völlig gegen jede Logik“ sei, so daß man „reinschlagen könnte“, und es wird offen von „dieser Scheiß-Firma“ gesprochen.

19 Dahinter kann man sogar eine Art organisationelle „Angst“ vermuten, eine die faktische (natürlich nicht die offiziell proklamierte) Unternehmenskultur mehr oder weniger offen durchziehende Tendenz zur Vermeidung ungeplanter Veränderungen, ungewohnter Verfahren, offener Prozesse und Situationen, diffuser Strukturen usw.

die Unterschiede hervorzuheben, um daraus Schlüsse über den Zusammenhang von Aufstieg und Lebensführung zu ziehen.

Die Facharbeiter haben zwar keine „Karriere“ im engeren Sinne gemacht, aber sie können auf einen beruflichen Erfolg zurückschauen, auf den sie zurecht stolz sind und der ihre aktuelle Lebensführung nachhaltig prägt. Für die Angestellten ist das Aufstiegsthema dagegen wesentlich präsenter; zum einen, weil es deutlicher um eine echte berufliche Karriere geht, zum anderen, weil diese zeitlich noch näher liegt. Die technischen Spezialisten haben, gemessen an ihren Ausgangsqualifikationen und ihrem Herkunftsmilieu, einen wirklichen sozialen Aufstieg vollzogen, in den sie noch bis vor kurzem erheblich involviert waren und der nach wie vor ihre Lebensführung prägt. Die offensiv Karriereorientierten schließlich sind am stärksten in ihrer Lebensführung durch das Aufstiegsthema geprägt. Ihr Alltag ist fast vollständig auf den beruflichen Erfolg ausgerichtet, der eher noch vor ihnen steht.

Entscheidender Parameter für die unterschiedliche Bedeutung des beruflichen Aufstiegs in der Lebensführung der Befragten ist damit die *Stellung im Berufsverlauf* oder genauer, die jeweilige Phase eines beruflichen Aufstiegs, in der sich die Betroffenen befinden:

Die Facharbeiter befinden sich schon in einer Phase der *Nach-Karriere*, die spezifische Probleme der alltäglichen Lebensführung mit sich bringt. Die erste Variante der Angestellten steht demgegenüber vor einer Art *Karriere-Wendepunkt*, wo über Aufstieg, Stagnation oder Abstieg noch nicht entschieden ist. Ihre offensiv karriereorientierten Kollegen sind schließlich noch voll im Aufstiegskampf, so daß man von einer Phase der *akuten Karriere* sprechen kann. Vor dem Hintergrund einer solchen Unterscheidung von Karrierephasen kann für das Verhältnis von beruflichem Erfolg und alltäglicher Lebensführung allgemein festgehalten werden, daß es sich systematisch im Berufsverlauf verändert.

Ein zweiter differenzierender Parameter ist die jeweilige *soziale Reichweite des Aufstiegs*. Je nachdem, ob der erreichte (oder angestrebte) berufliche Erfolg im Rahmen der durchschnittlichen Perspektiven und Möglichkeiten der Herkunftsschicht verbleibt oder ihn überschreitet, bekommt er eine völlig andere Bedeutung im Alltag.

Die Facharbeiter haben einen erkennbaren beruflichen Erfolg erreicht, der jedoch im wesentlichen noch innerhalb des Horizonts ihrer sozialen Ausgangslage verblieben ist. Demgegenüber konnten sich die technischen Spezialisten grundlegend gegenüber ihrer Herkunft verbessern; sie haben wirklich Schichtgrenzen übersprungen und sind damit ein Beispiel für echte soziale Aufwärtsmobilität. Die stark Karriereorientierten schließlich müssen erst noch beweisen, daß sie in der Lage sind, ihre kleinbürgerliche Ausgangslage zu überwinden; genau genommen müssen sie sogar erst noch das in ihrer Herkunftsschicht Mögliche erreichen.

Damit bietet sich auch hier eine aus dem empirischen Material gewonnene Differenzierung von Formen beruflichen Erfolgs an:

Auf der einen Seite steht dann ein *milieu-konformer beruflicher Erfolg*, dem auf der anderen Seite ein *milieu-überschreitender beruflicher Aufstieg* gegenübersteht.

Vor dem Hintergrund einer solchen Unterscheidung von Karriereperspektiven läßt sich festhalten, daß ein beruflicher Aufstieg, je nach seiner sozialen Reichweite gegenüber dem Herkunftsmilieu, systematisch unterschiedliche Bedeutung für die alltägliche Lebensführung haben kann.

Insgesamt kann damit als ein Ergebnis der Analysen der „G“-Interviews zum Zusammenhang von Karriere und Lebensführung als These hervorgehoben werden, daß weniger das pure Faktum eines beruflichen Erfolgs und das mit einem Aufstieg erreichte absolute soziale Niveau für die alltägliche Lebensführung bedeutsam sind, als vielmehr die *relative Stellung im Karriereverlauf* sowie die *relative soziale Reichweite des beruflichen Aufstiegs*.

(2) Neben solchen Differenzierungen von Formen des Aufstiegs lassen sich dem Material Hinweise zu einer differenzierenden Sicht des Zusammenhangs von Karriere und Lebensführung generell entnehmen:

Auf der einen Seite steht dabei die nabeliegende Frage nach den *Folgen* eines Aufstiegs für die Alltagsgestaltung. Dabei fallen zuerst die *positiven* Auswirkungen eines beruflichen Erfolges auf: der Zugewinn z.B. an finanzieller Sicherheit und Konsummöglichkeiten, an Status und Autonomie im Betrieb, an allgemeinem sozialem Status usw. Dem stehen jedoch oft nicht minder gravierende *negative* Auswirkungen gegenüber: Karrieren kosten Alltags- und Lebens-Zeit, physische und psychische Kraft und nicht zuletzt Geld, belasten soziale Kontexte (etwa die Familie) bzw. verschleißten soziales Kapital, erzeugen die Gefahr eines Scheiterns an selbstgesetzten Ansprüchen oder gar eines Abstiegs gegenüber schon Erreichtem. In vielen Interviews stehen die Berichte über die mit Stolz präsentierten beruflichen Erfolge und ihre positiven Folgen unmittelbar neben Hinweisen auf derartige Kosten für den Alltag. Das empirische Material zeigt damit nachdrücklich die *Dialektik beruflichen Erfolgs* für die alltägliche Lebensführung, bei der Zugewinnen an materiellen Ressourcen, Status, Autonomie usw. oft erhebliche Investitionen, wenn nicht gar belastende Verluste gegenüberstehen, und notorisch die Gefahr besteht, daß Vorteile in Fesseln oder gar objektive wie subjektive Risiken umschlagen.

Neben diesen (ambivalenten) Folgen zeigt das Material jedoch auch und vor allem, daß sich Karrieren nicht nur auf den Alltag auswirken, sondern in der alltäglichen Lebensführung eine entscheidende Voraussetzung haben.

Das springt insbesondere bei den offen karriereorientierten Angestellten ins Auge, da hier ein systematisch auf die Erfordernisse des Berufs hin optimierter Alltag unbedingte Voraussetzung für die betriebliche Tätigkeit und den angestrebten Aufstieg ist. Aber auch bei den anderen Typen zeigt sich, daß der erreichte berufliche Erfolg nicht ohne eine dazu jeweils passende Lebensführung möglich gewesen wäre und auch die aktuellen beruflichen Situationen nur dann stabil und bewältigbar sind, wenn sie in ein bewährtes, unproblematisch funktionierendes

und auf die jeweilige berufliche Situation abgestimmtes alltägliches Gesamtarrangement eingebettet sind.

Ein solcher *funktionaler Zusammenhang* zwischen Beruf und Lebensführung besteht, so soll hier hervorgehoben werden, generell; er zeigt sich aber besonders dann, wenn die Erwerbsarbeit (etwa in Folge ausgeprägter Karriereansprüche oder besonderer beruflicher Belastungen im Zuge beruflichen Aufstiegs) gesteigerte Anforderungen an die Betroffenen stellt. Mit diesem funktionalen Zusammenhang ist schließlich systematisch mehr gemeint, als die bisher soziologisch meist betonte „Reproduktionsfunktion“ des Privatlebens. Die Erwerbstätigkeit und insbesondere gesteigerte berufliche Leistungen erfordern nicht nur, das Arbeitsvermögen durch Erholung wiederherzustellen oder durch Qualifizierung erst zu erzeugen, sondern auch und vor allem, daß eine der jeweiligen beruflichen Situation ausreichend angepaßte Lebensbasis in Form einer geeigneten alltäglichen Lebensführung entwickelt, erhalten und kontinuierlich verändert wird. Das ist nicht nur ein beiläufiger Hintergrund, sondern eine unverzichtbare „Basis“ von Erwerbstätigkeit allgemein und von beruflichem Erfolg im besonderen (vgl. Voß 1991a). Sowohl diese eigentümliche alltagspraktische Leistung der Konstruktion, Erhaltung und Optimierung einer beruflich funktionalen Lebensführung als auch die dazu erforderlichen eigentümlichen lebenspraktischen Fähigkeiten sind bislang jedoch soziologisch (und nicht zuletzt arbeits- und industriesoziologisch) nur unzureichend beachtet, verstanden und in ihrer Bedeutung für die Sphäre der formellen Arbeit angemessen gewürdigt worden.

#### Anhang: Überblick über die Befragten

	<i>Alter, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Netto-Haushaltseinkommen, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
G 1 Herr Münelmeier	34, Feinmechaniker, rk, verh., Ehefrau war Verkäuferin, jetzt Hausfrau, 1 Kind (2 J.), DM 2400, eig. Haus, Dorf
G 2 Herr Vogel	40, Vorarbeiter, rk, verh., Ehefrau ist Putzhilfe in Teilzeit, 2 Kinder (10, 7 J.), DM 2800, 3-Zi.-Whg., Kleinstadt

G 3 Herr Schotte	40, Prüftechniker, rk, verh., Ehefrau ist kaufm. Angestellte in Teilzeit, 1 Kind (17 J.), DM 4600, 3-Zi.-Whg., Dorf
G 4 Herr Volkmann	35, Prüftechniker, rk, verh., Frau ist Verwaltungsangestellte in Vollzeit, 1 Kind (9 J.), DM 4100, billige Sozialwohnung, Dorf
G 5 Herr Baier	39, Vorarbeiter in der Fertigung von Elektronikprodukten, konfessionslos, verh., Ehefrau ist Anwaltsgehilfin in Teilzeit, 2 Kinder (10, 12 J.), DM 4.300, eigenes Haus, gr. Grundstück, Kleinstadt
G 6 Frau Sindlmeier	48, angelernte Tätigkeit am Band in Vollzeit, ev., verh., Ehemann ist Mechaniker, 2 Kinder (16, 20 J.), DM 4000, 3-Zi.-Whg., Großstadt
G 7 Herr Rühmann	33, Leiter einer kl. Gruppe im Vertrieb, ev., verh., Ehefrau ist Sekretärin in Teilzeit, 1 Kind (9 J.), DM 3400, kl. Firmenwhg., Stadtrand
G 8 Frau Kaufmann	31, angelernte Verwaltungsangestellte in Vollzeit, sonst. Konf., verh., Ehemann ist selbständig, 1 Kind (7 J.), DM 5600, Sozialwohnung, Großstadt
G 9 Frau Bismeyer	26, Abteilungssekretärin in Teilzeit, rk, verh., Ehemann derzeit Studium, 1 Kind (6 J.), DM 2500, kl. Haus mit gr. Garten, Stadtrand
G 10 Herr Pachmann	32, Programmierer, konfessionslos, verh., Ehefrau früher berufstätig, derzeit Hausfrau, 1 Kind (1 J.), DM 4000, 3-Zi.-Whg., Großstadt
G 11 Herr Sauer	31, Programmierer, konfessionslos, verh., Ehefrau früher berufstätig, derzeit Hausfrau, 1 Kind (1 J.), DM 3800, 3-Zi.-Whg., Großstadt
G 12 Herr Richter	29, DV-Organisator, ev., verh., Ehefrau früher berufstätig, jetzt Hausfrau, 3 Kinder (10, 5, 2 J.), DM 5.000 (plus DM 2000 aus selbst. Tätigkeit), eig. Reihenhaus am Stadtrand
G 13 Frau Hummel	37, Sachbearbeiterin in Teilzeit, rk, verh., Ehemann ist Arbeiter, 1 Kind (3 J.), DM 4.000, 2,5-Zi.-Whg., Großstadt.

## 10. Ein Arrangement auf Zeit: die Lebensführung von EDV-OperatorInnen

Sylvia Dietmaier

### 10.1 Die Untersuchungsgruppe

Als EDV-OperatorInnen bezeichnet man eine bestimmte Gruppe des Bedienungspersonals von größeren Computeranlagen. Ihre Tätigkeiten, die sie teils nach Anweisung, teils selbständig durchführen, erfordern ein hohes Maß an Verantwortung, Konzentration und Aufmerksamkeit.

„Der Operator

- führt Abläufe oder Tests von System- und Anwenderprogrammen an der Datenverarbeitungsanlage durch und überwacht sie
- führt alle Maßnahmen, die zur Betriebsbereitschaft und -sicherheit der Datenverarbeitungsanlage beitragen, entsprechend den Betriebsvorschriften des Rechenzentrums durch
- führt Maßnahmen zur Datei- und Datensicherung durch und überwacht sie.“ (Twiehaus/Dostal 1985: 52).

Bis heute gibt es für OperatorInnen, wie für viele Datenverarbeitungsberufe, keine geregelten Ausbildungsgänge. Das erforderliche Fachwissen wird in betriebsinterner und -externer Weiterbildung erworben und durch *training on the job* intensiviert. Da die OperatorInnen eine strategisch wichtige betriebliche Position innehaben, zum einen durch ihre Spezialkenntnisse in komplexen Programmen, zum anderen in dem Sinne, daß sie eine verantwortungsvolle Tätigkeit ausüben, sind sie sich ihres Wertes und ihrer Qualifikation durchaus bewußt. Die meisten Arbeitsfelder dieser Fachkräfte sind mit Schichtdienst verbunden, zumindest teilkontinuierlich mit Früh- und Spätschicht, häufig durch erforderlichen Dauertransfer von Daten und internationaler Vernetzung auch mit Nacht- und Wochenenddiensten.

Für die 1989 gegründete Betreiber-Gesellschaft eines international operierenden Rechenzentrums, aus dem sich unsere Befragten rekrutieren, wurde ein Schichtsystem entwickelt, das vor allem auf dem schnellen Wechsel der Schichten basiert. Von diesem sogenannten kurzrotierenden System erhofft sich die Betriebsleitung, daß die hinlänglich bekannten physischen und psychischen Belastungen von Schichtarbeit entscheidend vermindert werden könnten. Eine Erprobungsphase sollte zeigen, wie die OperatorInnen auf das ungewöhnliche Schichtsystem reagieren, welche positiven und negativen



Aspekte sich nach mehrmonatiger praktischer Erfahrung aus ihrer Sicht ergeben. Im Auftrag der Geschäftsleitung wurde vor Ort eine quantitativ ausgerichtete Untersuchung durchgeführt. Eine entsprechende schriftliche Befragung aller OperatorInnen zur subjektiven Wahrnehmung und Akzeptanz ihres Schichtsystems wurde zum einen Grundlage einer Diplomarbeit (Berg 1992)<sup>1</sup> und verschaffte uns zum anderen fundierte Kenntnisse über die betrieblichen Rahmenbedingungen und die Zusammensetzung der OperatorInnen insgesamt. Die Darstellung von typischen Formen alltäglicher Lebensführung stützt sich dagegen vor allem auf das Material von zehn Intensivinterviews, die uns begleitend ermöglicht wurden. Diese Interviews fanden im Sommer 1991, teilweise unter Einbeziehung der PartnerInnen der EDV-Fachkräfte, statt. Unser Interesse an dieser Gruppe konzentrierte sich auf die Frage, was es für die alltägliche Lebensführung bedeutet, wenn hochspezialisierte und gut bezahlte ExpertInnen vollkontinuierlich in Schicht arbeiten.

Zum Untersuchungszeitpunkt beschäftigte das Rechenzentrum rund 300 MitarbeiterInnen, vorwiegend EDV-ExpertInnen unterschiedlicher Ausrichtung, davon ca. 60 OperatorInnen. Da die Firma international operiert und geleitet wird und außerdem das erforderliche spezielle Know-how auf dem deutschen Arbeitsmarkt (noch) nicht ausreichend vorhanden ist, rekrutiert sich die gesamte Belegschaft aus etwa 20 Nationen, schwerpunktmäßig aus Europa und Nordamerika, nur knapp die Hälfte der ArbeitnehmerInnen sind Deutsche. Die allgemeine Geschäfts- und Umgangssprache ist Englisch. In der Altersstruktur liegt die Mehrheit der Beschäftigten zwischen Ende 20 und Mitte 30, die Führungskräfte und leitenden Angestellten sind im Schnitt um die 40 Jahre alt. Die Belegschaft setzt sich aus relativ mobilen, karriereorientierten MitarbeiterInnen mit hohem Qualifikationsniveau zusammen – 60% der MitarbeiterInnen verfügen über einen Hochschul- oder vergleichbaren Abschluß. Der Frauenanteil ist mit Ausnahme der Verwaltung relativ gering, auch im Operating arbeiten lediglich sieben Frauen (am Rande bemerkt, ausschließlich Nicht-Deutsche).<sup>2</sup>

Die Auswahl der Befragten entspricht weitgehend der betrieblichen Zusammensetzung des Operating-Personals, wodurch diese Befragtengruppe

gleichzeitig in mehrfacher Hinsicht vom Gros der anderen Untersuchungsgruppen abweicht. Hier ist zunächst die Nationalität zu nennen. Entsprechend dem internationalen Rekrutierungsfeld der Beschäftigten haben wir in unser Sample fünf deutsche und fünf ausländische OperatorInnen aufgenommen. Mit einer Altersspanne von 20 bis 41 Jahren und einem Durchschnittsalter von 28,8 Jahren sind die von uns befragten OperatorInnen jünger als die meisten Schichtbelegschaften in der industriellen Produktion, entsprechen aber weitgehend der altersmäßigen Zusammensetzung ihrer Berufsgruppe.<sup>3</sup>

Was die familialen Verhältnisse anbelangt, finden sich viele Singles unter den OperatorInnen, die Mehrheit lebt jedoch in einer festen Partnerschaft, und Kinder haben rund ein Drittel. Bei der Auswahl des Samples wollten wir auf der einen Seite dieses für die Berufsgruppe durchaus typische Bild nicht völlig außer acht lassen, mußten aber auf der anderen Seite auf die Vergleichbarkeit mit unseren sonstigen Untersuchungsgruppen achten. Daher konzentrierten wir uns auf familiäre bzw. partnerschaftliche Konstellationen. Insgesamt setzt sich das Sample aus zehn OperatorInnen (acht Männer und zwei Frauen) zusammen: Zwei Befragte leben ohne Kinder in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (mit gemeinsamem Haushalt). Unter den acht verheirateten OperatorInnen befindet sich ein Ehepaar, das zum Zeitpunkt des Interviews noch kinderlos war; die übrigen sechs Befragten haben ein oder zwei Kinder.

Hinsichtlich der sozialen Herkunft zeigt sich über alle Nationalitäten hinweg ein relativ einheitliches Bild: Die OperatorInnen rekrutieren sich alle aus kleinbürgerlichen Milieus. Die Väter sind einfache bis mittlere Angestellte und Beamte oder kleinere Selbständige, die Mütter sind hauptsächlich als Hausfrauen tätig, nur wenige waren zusätzlich außerhäuslich bzw. als mithelfende Familienangehörige beschäftigt. Die Verteilung der befragten OperatorInnen nach sozialstatistischen Merkmalen zeigt Tabelle 9.

---

1 An dieser Stelle bedankt sich die Autorin bei Ulrike Berg, die wichtige Vorarbeiten für diese Gruppenbeschreibung geleistet hat.

2 Der kontinuierliche Schichtdienst stellt dabei zumindest formal kein Hindernis dar, da ein Nachtarbeitsverbot für weibliche Angestellte nie bestanden hat – im Gegensatz zu Arbeiterinnen, für die das entsprechende Gesetz allerdings inzwischen vom Bundesverfassungsgericht aufgehoben worden ist.

---

3 Dies dürfte damit zusammenhängen, daß der Beruf des Operators noch verhältnismäßig neu ist und zudem von den meisten Beschäftigten nur als Einstieg in ihre EDV-Karriere angesehen wird.

Tab. 9: Verteilung der befragten OperatorInnen nach sozialstatistischen Merkmalen ( $n = 10$ )

Variable	Ausprägung	Anzahl
Geschlecht	männlich:	8
	weiblich:	2
Alter	bis 30 Jahre:	5
	über 30 Jahre bis 40 Jahre:	4
	über 40 Jahre bis 50 Jahre:	1
	über 50 Jahre:	–
Nationalität	deutsch:	5
	amerikanisch:	2
	englisch:	1
	griechisch:	2
Konfession	römisch-katholisch:	3
	evangelisch-lutherisch:	2
	sonstige:	3
	konfessionslos:	2
Soziale Herkunft (Beruf des Vaters)	Arbeiter:	–
	Angestellter:	6
	Beamter:	2
	Selbständiger:	2
	Landwirt:	–
Schulbildung	ohne Schulabschluß:	–
	Hauptschulabschluß:	1
	Realschulabschluß:	4
	Abitur:	2
	Highschool:	3
berufliche Qualifikation	training on the job:	3
	Lehre:	4
	Fachschule:	1
	Hochschule (College):	2
	Promotion:	–
Dauer der jetzigen Tätigkeit	bis 5 Jahre:	3
	über 5 bis 10 Jahre:	4
	über 10 bis 20 Jahre:	3
	über 20 Jahre:	–

Betriebszugehörigkeit	bis 1 Jahr:	3
	über 1 bis 2 Jahre:	3
	über 2 bis 3 Jahre:	4
	über 3 Jahre:	–
Familienstand	ledig:	1
	verheiratet:	8
	geschieden:	1
	verwitwet:	–
Lebensform	mit (Ehe-)PartnerIn lebend:	10
	alleinerziehend:	–
	alleine lebend:	–
Beruflicher Status des Partners/der Partnerin	erwerbstätig (Vollzeit):	7
	erwerbstätig (Teilzeit):	–
	Hausfrau/-mann:	3
	nicht zutreffend, weil ohne PartnerIn:	–
Haushalte mit/ohne Kinder	kein Kind:	4
	1 Kind:	4
	2 Kinder:	2
	3 Kinder:	–
	4 Kinder und mehr:	–
Haushalte mit Kindern	unter 6 Jahre:	4
	unter 16 Jahre:	2
	über 16 Jahre:	1
Familieneinkommen (netto)	bis 4.500 DM:	1
	über 4.500 DM bis 5.500 DM:	5
	über 5.500 DM bis 6.500 DM:	1
	über 6.500 DM:	3
Wohnmilieu	dörflich:	2
	kleinstädtisch:	7
	großstädtisch:	1
Wohnart	Wohneigentum:	2
	Mietwohnung/-haus:	
	davon mit einer Miethöhe ...	
	bis 1.000 DM:	2
über 1.000 DM bis 2.000 DM:	6	
über 2.000 DM:	–	

## 10.2 Rahmenbedingungen der Lebensführung

### 10.2.1 Allgemeine Lebenssituation

Der Untersuchungsbetrieb befindet sich im Gewerbegebiet einer oberbayerischen Kleinstadt, die im Einzugsbereich der Landeshauptstadt liegt. Die Befragten wohnen in der Nähe ihres Arbeitsplatzes, entweder in der Kleinstadt selbst oder in den umliegenden Dörfern, nur ein Operator wohnt in der Großstadt. Die berufsbedingten Wegezeiten liegen zwischen 10 Minuten und einer halben Stunde; die entsprechenden Wege werden von den Befragten mit dem Auto zurückgelegt. Die Infrastruktur für den alltäglichen Bedarf ist weitgehend am Ort vorhanden: Einkäufe, Behördengänge, Arztbesuche u.ä. können erledigt werden, ohne größere Anfahrtswege in Kauf nehmen zu müssen. Ihre Freizeitaktivitäten, wie z.B. Treffen mit Freunden und Bekannten, Badengehen, Radfahren, Tennisspielen oder der Besuch eines Fitness-Studios, lassen sich ebenfalls in der Umgebung ihres Wohnortes ausüben. Für größere Anschaffungen, kulturelle Aktivitäten oder einfach zur Abwechslung ist die Großstadt per Auto oder S-Bahn schnell zu erreichen.

Die finanzielle Situation der OperatorInnen ist angesichts ihres Ausbildungsganges, ihrer formalen Qualifikation und ihrer sozialen Herkunft sehr gut. Durch ein in der Computer-Branche durchaus übliches hohes Grundgehalt und die Schichtzuschläge für Nacht- und Wochenendarbeit verfügen sie durchschnittlich über ein Nettoeinkommen von ca. 5.000 DM, zum Teil ergänzt durch Einkommen der berufstätigen PartnerInnen. Die gute Bezahlung ermöglicht ihnen einen gehobenen Lebens- und Konsumstil. Ihre Wohnungen bzw. Häuser liegen in ruhiger Umgebung und sind zum Teil modern und teuer eingerichtet. Sie besitzen mindestens ein Auto (teilweise sind Zweitwagen vorhanden), gehen regelmäßig essen, kaufen sich teure Unterhaltungselektronik und fahren häufig in den Urlaub. Charakteristisch ist dabei ein eher großzügiger Umgang mit Geld.

### 10.2.2 Berufliche Bedingungen

Da der Untersuchungsbetrieb mit seinen hochkomplexen EDV-Anlagen auf Dauertransfer angelegt ist und zudem ein weltweites Netz umspannt, wurde in mehreren Bereichen der Firma ein vollkontinuierlicher Schichtbetrieb mit Nacht- und Wochenendarbeit erforderlich. Davon betroffen sind u.a. etwa 60 Mitarbeiter im Bereich des Operating, wo man ein knappes Jahr vor Beginn unserer Interviews den Schichtdienst aufgenommen hatte. Gearbeitet wird in einem für alle betroffenen Abteilungen einheitlichen, fest

geregelten Schichtsystem. Dieses wurde im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Geschäftsleitung von einer unabhängigen Arbeitszeit-Beratungsfirma speziell nach den Anforderungen des Betriebes entwickelt, unter Berücksichtigung von Wünschen und Vorschlägen der Mitarbeiter. Vor allem wurden bei der Konzeption eine Reihe schon länger bekannter, jedoch noch kaum verwirklichter arbeitswissenschaftlicher Empfehlungen aus der Schichtarbeitsforschung einbezogen, um die negativen gesundheitlichen und sozialen Auswirkungen von Schichtarbeit zu minimieren.<sup>4</sup>

Die Schichten wechseln streng vorwärts mit kurzer Rotation, d.h. im Prinzip je zwei Tage Frühschicht, Spätschicht, Nachtschicht. Nach maximal sechs Arbeitstagen folgen drei freie Tage. Der Schichtplan bietet innerhalb der neun einen Schichtzyklus umfassenden Wochen drei freie Wochenenden und insgesamt fünf freie Sonntage. Die Schichten inklusive zeitlich nicht festgelegter Pausen und 15 Minuten Überschneidungszeit zur Schichtübergabe dauern 8,15 Stunden, mit Beginn um 7.00, 15.00 und 23.00 Uhr. An Sonntagen wird in zwei 12-Stunden-Schichten von 7.00–19.15 und von 19.00–7.15 Uhr gearbeitet. Somit kommen die Schichtangestellten auf eine durchschnittliche wöchentliche Anwesenheitszeit von 38,5 Stunden, die effektive Arbeitszeit beträgt 36,22 Stunden. Urlaubswünsche müssen nur im üblichen Rahmen mit KollegInnen und Vorgesetzten abgesprochen werden. Ein kurzfristiges Tauschen der Schichten untereinander ist meist möglich. Für die ganze Firma – sowohl im Tagdienst mit Gleitzeitregelung als auch im Schichtdienst – wurde bewußt auf eine Zeiterfassung für das Kommen und Gehen verzichtet, lediglich Abweichungen vom normalen Arbeitszeitstandard wie Krankheit oder Urlaub und die schichtzuschlagsfähigen Stunden werden notiert. Überstunden sind nicht die Regel, müssen aber doch immer wieder in unterschiedlichem Ausmaß je nach Position, Personalausstattung und auch persönlichem Einsatz geleistet werden.

Den befragten OperatorInnen ist Schichtarbeit schon seit Beginn ihrer Berufstätigkeit und zum Teil schon vom Elternhaus her vertraut, allerdings häufig nur in Form eines Zwei-Schicht-Betriebs oder mit anderer Schichtplangestaltung, so daß die Umstellung auf die vollkontinuierliche Schicht teilweise sehr schwer fiel. Als problematisch erweist sich für die OperatorInnen der schnelle Schichtwechsel, der zwar die Erholung von der kurzen Nachtschichtperiode erleichtert und nur kürzere Phasen der Abkoppelung von den verbreiteten Zeitstrukturen mit sich bringt. Doch gleichzeitig wirkt der ständige Wechsel der Schichten dadurch gesundheitlich und sozial bela-

<sup>4</sup> Vgl. hierzu als Überblick Rutenfranz/Knauth (1987).

stend, daß sich die Beschäftigten auf keinen beständigen Lebensrhythmus einstellen können. Im Grunde bringt für sie jeder Tag eine unterschiedliche Einteilung und Verwendungsmöglichkeit der Zeit für die einzelnen Lebensbereiche mit sich. Durchwegs unzufrieden sind die OperatorInnen mit der Anzahl der Freischichten, da der erste freie Tag, an dem die zweite Nachtschicht endet, zum Schlafen benötigt wird und sie somit subjektiv auch nur ein „Wochenende“ von zwei und nicht wie auf dem Papier von drei Tagen erhalten.

Dennoch haben die Befragten im großen und ganzen ihr Leben relativ selbstverständlich um die Schichtarbeit herum eingerichtet und kommen recht gut damit klar. Manche bezeichnen Schichtarbeit explizit als vorteilhaft, zum einen für die Alltagsgestaltung, zum anderen, weil sie ihrem Bedürfnis nach Flexibilität und Vermeidung von Langeweile entgegen kommt. „Ein regelmäßiger täglicher Rhythmus ginge mir fürchterlich auf den Wecker.“ (C 5). Bei anderen hat der ständige Wechsel der Schichten gesundheitliche Probleme zur Folge, wodurch sie in ihrer Lebensgestaltung Einschränkungen unterworfen sind. Doch auch sie akzeptieren die Kontinuität wegen der Art der Tätigkeit und der Chancen, die ihnen die Anstellung bei dieser Firma bietet. Allen gemeinsam ist, daß sie den vollkontinuierlichen Schichtdienst keineswegs als Dauerperspektive betrachten. Vielmehr nehmen sie ihn als notwendigen Bestandteil ihrer momentanen Tätigkeit in Kauf. „Ich hab' mich damit abgefunden, daß ich einfach die Schicht arbeiten muß, um bei X zu arbeiten. Und was soll ich da jeden Tag darüber debattieren, was jetzt schlecht und gut an der Schicht ist, ich muß es machen, basta.“ (C 10). Zum Kündigungsgrund würde der kontinuierliche Schichtdienst für die Befragten erst dann, wenn sie generell mit ihrer Tätigkeit und der Firma unzufrieden wären.

### 10.2.3 Berufsbiographischer Hintergrund

Kennzeichnend für die Berufsbiographie der OperatorInnen ist ihre hohe Bereitschaft zu beruflicher Veränderung, alle Befragten sind über Umwege zu ihrer jetzigen Tätigkeit gelangt. Die deutschen EDV-Fachkräfte haben typischerweise nach einem mittleren Bildungsabschluß zunächst eine Lehre absolviert und sich anschließend beruflich neu orientiert. Dabei lassen sich zwei Varianten unterscheiden. Bei der ersten zeigt sich eine enorme Zielstrebigkeit, die auf das Erreichen einer höheren und gutdotierten Position ausgerichtet ist. Der Einstieg in das Operating wird von den Vertretern dieser Variante „als einzig richtige Entscheidung gewertet“, bietet er ihnen doch die Möglichkeit, ihren Berufswunsch zu realisieren. Bei der zweiten

Variante hat sich der Berufsweg eher zufällig ergeben. Die berufliche Mobilitätsbereitschaft der entsprechenden Befragten resultiert aus dem Wunsch, neue Tätigkeitsbereiche kennenzulernen und das Leben abwechslungsreich zu gestalten. Auf eine Planung des beruflichen Werdegangs haben die Vertreter dieser Variante bisher verzichtet und tun dies auch für die Zukunft. „Jetzt hab' ich grad mal die Hälfte von meinem Leben hinter mir, ich kann ja nicht sagen, was ich in der anderen Hälfte mache. Ich habe ja die erste Hälfte auch nicht programmieren können.“ (C 8).

Die ausländischen Beschäftigten sind nach dem Schulabschluß (Highschool, zum Teil auch zwei Jahre College ohne spezifische Ausrichtung) in verschiedenen Berufen und Branchen tätig gewesen und anschließend aus unterschiedlichen Motiven (z.B. Interesse an der EDV, gute Verdienstmöglichkeiten) in diesen Tätigkeitsbereich eingestiegen. Für sie stellt sich der ausgesprochen praxisorientierte Berufsweg noch viel stärker als bei den Deutschen als normal dar, da in ihren Heimatländern für das berufliche Weiterkommen nicht so sehr das Vorhandensein bestimmter Zertifikate ausschlaggebend ist, sondern vielmehr die konkrete Berufserfahrung zählt. Ihre Arbeitsmarkt- und Aufstiegschancen hängen also in erster Linie von den betrieblich gewonnenen, spezifischen Erfahrungen ab. In diesem Zusammenhang ist ihre Bereitschaft zu verstehen, kurzentschlossen aus einem gesicherten Arbeitsverhältnis heraus nach Deutschland zu kommen, um ein interessantes Angebot anzunehmen und sich einer beruflichen und damit verbundenen alltagspraktischen Herausforderung zu stellen.

Die für den Untersuchungsbetrieb erforderlichen Spezialkenntnisse in den eingesetzten Betriebssystemen erhielten die Befragten in mehrmonatigen Schulungen, die in der ersten Zeit im Ausland abgehalten wurden. Die Aussicht auf einen Auslandsaufenthalt sowie die Chance, am Aufbau einer neuen Firma mitzuarbeiten, war für die deutschen Befragten ein entscheidendes Kriterium für den Arbeitsplatzwechsel. Im neugegründeten Rechenzentrum bietet sich ihnen die Möglichkeit, ihr berufliches Spektrum zu erweitern, darüber hinaus betrachten sie ihre momentane Tätigkeit als Sprungbrett für andere Positionen. Denn die Befragten wollen ihren jetzigen Job nur über einen begrenzten Zeitraum hinweg ausüben, er wird als Durchgangsstadium angesehen, bei dem sich berufliche und persönliche Erfahrungen sammeln lassen.

Die aktuelle Situation ist also ein Arrangement auf Zeit, die ausländischen OperatorInnen werden in ein paar Jahren entweder in ein anderes Land oder zurück in ihre Heimat gehen, ihre deutschen KollegInnen betrachten es als notwendige Zwischenstation auf dem Weg zu einer nächsthöheren Position und/oder zu einem Arbeitsplatz ohne Schichtdienst. Die-

ses transitorische Element der beruflichen Biographie läßt sich zum einen als altersspezifisch interpretieren, denn die OperatorInnen befinden sich in einer Lebensphase, in der sie ihren Berufsweg noch vor sich haben und entsprechend planen und organisieren können. Prinzipiell stehen ihnen für ihren weiteren Berufsweg die Bereiche Programmierung und Management offen, sei es durch eine innerbetriebliche Versetzung (begrenzte Möglichkeiten) oder durch einen erneuten Firmenwechsel.<sup>5</sup> Zum anderen ist kennzeichnend für diese Gruppe: Sie haben sich beruflich stets verändert, wenn die Möglichkeit gegeben war, und zeigten dabei eine erstaunliche Mobilität und Flexibilität.

#### 10.2.4 Familiäre Situation

Im Hinblick auf die familialen Rahmenbedingungen zeigen sich charakteristische Unterschiede. So gibt es nichteheliche Lebensgemeinschaften ohne Kinder mit erwerbstätigen PartnerInnen, verheiratete Paare mit Kindern, bei denen die Ehefrauen teils erwerbstätig sind, teils ihre Berufstätigkeit bei der Geburt des ersten Kindes aufgegeben haben. Schließlich befindet sich unter den Befragten ein Ehepaar, beide arbeiten als OperatorIn und wollen diese Konstellation auch beibehalten, wenn Kinder vorhanden sind. Auch die Muster der familialen Arbeitsteilung variieren, die Spannbreite umfaßt Paare, die eine traditionelle, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung praktizieren, bei der der Ehemann die Rolle des Familienernährers übernimmt und die Frau hauptverantwortlich für den Haushalt und die Kinderbetreuung ist, sowie partnerschaftliche Konstellationen, bei denen beide voll-erwerbstätig und die Zuständigkeiten egalitär verteilt sind. So unterschiedlich die Arrangements auch sind, so läßt sich als Gemeinsamkeit festhalten, daß die Verteilung der Zuständigkeiten zwischen den Partnern ausgehandelt und im gegenseitigen Einverständnis etabliert wurde.

Gemeinsam ist allen Befragten auch, daß ihr Alltag ausgeprägt familiäristisch orientiert ist. Die jeweiligen PartnerInnen, ob erwerbstätig oder nicht, spielen eine zentrale Rolle hinsichtlich der Lebensführung. In ihrer Alltags-

gestaltung stellen sich die Frauen bzw. Männer der OperatorInnen voll auf den ständigen Wechsel der Arbeitszeiten und die schichtbedingten Reaktionsbedürfnisse ihrer PartnerInnen ein. Bei denjenigen Operatoren, die Familienväter sind, übernehmen die Ehefrauen den Großteil der Kinderbetreuung. In ihrer Verantwortung liegt es, die Zeitrhythmen der Kinder mit den wechselnden Arbeitszeiten des Vaters in Einklang zu bringen, was insbesondere bei kleinen Kindern nicht unproblematisch ist. Hierzu müssen bestimmte Strategien entwickelt werden, wie z.B., daß die Ehefrauen tagsüber, zumindest stundenweise, mit den Kindern außer Haus gehen, damit sich die Väter ungestört von der Nachtschicht erholen können.

Die nichterwerbstätigen Ehefrauen planen zum Teil ihren beruflichen Wiedereinstieg oder thematisieren ihn zumindest als Zukunftsperspektive. Inwieweit dies unter den gegebenen Umständen realisierbar ist, bleibt offen. Bei den beiden berufstätigen Paaren mit Kindern sind bestimmte Voraussetzungen gegeben, die die Doppelberufstätigkeit ermöglichen: Bei einer Familie kann die Frau ihr Kind mit an den Arbeitsplatz nehmen, bei der anderen sind die beiden Kinder inzwischen so groß, daß sie sich selber versorgen.

### 10.3 Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung von OperatorInnen

Zentrale Bezugspunkte der Lebensführung sind bei allen Befragten die starke Identifizierung mit dem Beruf und die ausgeprägte Familienorientierung. Außerdem wird der Tagesablauf bei allen im wesentlichen durch den vollkontinuierlichen Schichtdienst vorstrukturiert. Als weitere Gemeinsamkeit erweist sich, daß sich die berufliche und die private Sphäre insofern als Kontrast gegenüberstehen, als der Beruf strategisches Denken und Planen erfordert, wohingegen im privaten Bereich bewußt Spontaneität und Flexibilität praktiziert werden.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten zeigt sich bei den OperatorInnen keine einheitliche Form der Lebensführung, da ihre unterschiedlichen beruflichen Orientierungen ausschlaggebend dafür sind, wie sie ihr Leben organisieren. Charakteristisch für den ersten Typus *Aufstieg nach Plan* (10.3.1) sind die ausgeprägte Karriereorientierung sowie die hohe Mobilitätsbereitschaft. Dem Wunsch nach beruflichem Aufstieg werden alle anderen Lebensbereiche untergeordnet. Anders beim zweiten Typus *Drauflosleben und Spaß haben* (10.3.2): Hier stehen die Freude am jeweiligen Job und der Wunsch nach beruflicher Abwechslung im Vordergrund. Dem dritten Typus der Lebens-

<sup>5</sup> In den 80er Jahren hatten Operatoren noch relativ gute Aufstiegschancen. Doch heute werden die nächsthöheren Stufen zunehmend mit Fachhochschul- und Hochschulabsolventen besetzt. Durch verstärkte Rationalisierung und Automatisierung im Operating und im einfacheren Programmierungsbereich bestehen Tendenzen von Dequalifizierung und rückläufiger Nachfrage. Dennoch gehören Operatoren mit Erfahrung und Spezialkenntnissen weiterhin zu gesuchten und verhältnismäßig gutbezahlten EDV-Fachkräften, zumindest wenn die Arbeitnehmer zu einer stärkeren beruflichen Mobilität bereit sind (vgl. Soziales Europa 1990: 8ff).

führung *job and life enrichment* (10.3.3) sind die ausländischen OperatorInnen des Samples zugeordnet. Ebenso wie beim ersten Typus zeigt sich hier eine hohe Mobilitätsbereitschaft. Der Deutschlandaufenthalt wird als Möglichkeit gesehen, sich beruflich weiterzuqualifizieren und durch den Mehrverdienst den Lebensstandard zu erhöhen.

Das Konstruktionsprinzip der folgenden Typen der alltäglichen Lebensführung basiert auf diesen drei unterschiedlichen beruflichen Orientierungen, die sich als zentral in bezug auf die Organisation des Alltags erweisen. Die typischen Formen der Arrangements alltäglicher Lebensführung werden an folgenden Dimensionen entwickelt: Muster der familialen Arbeitsteilung, Freizeitverhalten, Mobilitätsbereitschaft und soziale Kontakte.

### 10.3.1 Typus *Aufstieg nach Plan*

Die hier vertretenen ausschließlich männlichen Operatoren haben entsprechend ihrer ausgeprägten Aufstiegsorientierung klare berufliche Perspektiven und Ziele entwickelt, die sie durch starkes Engagement im Beruf realisieren. Ihr Berufsweg weist einen entsprechend geradlinigen Verlauf auf: Nach Abschluß einer kaufmännischen Lehre haben sich diese Operatoren bei der Bundeswehr verpflichtet, um eine EDV-Ausbildung zu erhalten. Danach sind sie in die Privatwirtschaft gewechselt und haben sich im Bereich des Operating hochgearbeitet. Bei ihrem jetzigen Arbeitgeber haben sie eine leitende Stellung inne (Supervisor oder Schichtleiter) und tragen Personalverantwortung. Ihre momentane Position betrachten sie lediglich als notwendige Zwischenstation, das erklärte Ziel ist der Aufstieg in das Management. Der ausgeprägte Karrierewunsch spielt eine zentrale Rolle in der Lebensführung und tangiert auch den privaten Bereich, z.B. durch einen vorläufigen Verzicht auf Familiengründung bzw. durch berufliche Weiterqualifizierung, was eine ausgesprochene Belastung und Einschränkung des Privatlebens mit sich bringt.

Als typischer Vertreter des Typus *Aufstieg nach Plan* kann Herr Wiegand genannt werden.

Herr Wiegand (C 3) ist aufgrund besserer beruflicher Chancen nach Süddeutschland gezogen und hat seinen neuen Arbeitsplatz noch während der Probezeit verlassen, um im Rechenzentrum eine für ihn reizvollere Aufgabe übernehmen zu können. Inzwischen ist er zum Schichtleiter aufgestiegen und leistet viele unbezahlte Überstunden. „Das erwarte ich von mir und von anderen ab einer bestimmten Position“. Da ihm die formale Qualifikation für den anvisierten Aufstieg zum Abteilungsleiter fehlt, absolviert er zusätzlich zu seinem Job eine Weiterbildungsmaßnahme, was den Großteil seiner Freizeit in Anspruch nimmt.

Dem Typus *Aufstieg nach Plan* ist sowohl ein unverheirateter Operator, der keine Kinder hat als auch ein Familienvater zuzuordnen. Bei der ersten Variante wird um der Karriere willen bewußt auf familiäre Bindung verzichtet. Die momentane Partnerschaft wird als „Experiment“ bezeichnet, das nur dann Aussicht auf Fortbestand hat, wenn sich die Partnerin den Mobilitätsansprüchen anpaßt. An dieser Variante läßt sich zeigen, daß kontinuierlicher Schichtdienst und starkes berufliches Engagement des Mannes nicht bedeuten muß, daß die Verantwortung für den Haushalt automatisch an die Partnerin abgegeben wird, sondern daß die partnerschaftliche Aufgabenverteilung geprägt ist von individuellen Einstellungen und Gewohnheiten, die durchaus vom gängigen Klischee abweichen können. Bei dem hier vertretenen Operator und seiner vollberufstätigen Partnerin (mit Normalarbeitszeit) haben sich die gemeinsamen Zuständigkeiten im Haushalt ohne große Absprachen ergeben: „Jeder macht, wie er's empfindet oder wie er's grad sieht.“ (C 5). Da er jedoch über mehr Zeit verfügt, ausgesprochen gerne kocht, sich beim Fensterputzen und Staubsaugen nach eigenen Aussagen „abreagieren kann“, erledigt er selbstverständlich einen Großteil der Hausarbeit. Dieses Arrangement beruht auf Freiwilligkeit und Übernahme von Verantwortung auch von Seiten der Partnerin. Bei dieser Variante fällt in bezug auf die Lebensform auf, daß trotz der hohen Betonung von Unabhängigkeit und Ungebundensein de facto eine eheähnliche Lebensgemeinschaft besteht: gemeinsam geführter Haushalt, für den der Befragte den Großteil der Kosten übernimmt, gemeinsam verbrachte Freizeit und gemeinsamer Bekanntenkreis.

Bei der zweiten Variante fungiert als Ausgleich zur hohen Belastung durch die leitende Tätigkeit und den Schichtdienst ein harmonisches Familienleben. Wichtigste Stütze ist die Ehefrau, die dieses Arrangement ermöglicht, indem sie vorübergehend auf ihre Berufstätigkeit verzichtet und den Großteil der Hausarbeit und der Kinderbetreuung übernimmt. Die traditionelle familiäre Arbeitsteilung dieses Ehepaars stellt ein vorübergehendes Arrangement dar, das bis zum Zeitpunkt des beruflichen Wiedereinstiegs der Ehefrau praktiziert wird. Sie akzeptieren momentan aufgrund äußerer Umstände (betreuungsintensives Kleinkind) eine traditionelle Familienform, erheben jedoch den Anspruch auf eine moderne Regulierung der familialen Arbeitsteilung. Die Rollenverteilung beruht zum einen auf dem bewußten Kalkül, daß der Mann in seinem Beruf mehr verdienen kann sowie eine Unterbrechung seinerseits mit größeren Wiedereinstiegsbarrieren verbunden wäre, zum anderen auf der Vorstellung, daß Doppelberufstätigkeit und Kleinkind sich nicht vereinbaren lassen. Daher haben sie für ihre momentane Lebensphase folgendes Arrangement der familialen Arbeitsteilung ausge-

handelt: Die Frau trägt die Hauptverantwortung für Haushalt und Kinderbetreuung, der Mann entlastet sie an seinen arbeitsfreien Tagen, indem er sich um das Kind kümmert und Teile der Hausarbeit übernimmt, wie z.B. Einkaufen, Staubsaugen und Gartenarbeit.

Der beruflichen Zielstrebigkeit steht beim Typus *Aufstieg nach Plan* eine Alltagsgestaltung gegenüber, die bewußt spontan, flexibel und kurzfristig erfolgt. Auf Planung wird im Privatleben im großen und ganzen verzichtet, zum einen, weil feste Termine aufgrund des Schichtdienstes schwer einzuhalten sind, zum anderen aus dem Bedürfnis heraus, situativ entscheiden zu können. „Meine Intensität laß' ich in der Arbeit und möchte zu Hause auch die Möglichkeit haben, einfach das dann so schluren zu lassen.“ (C 3). Das Freizeitverhalten ist wiederum abhängig von der familialen Situation. Der verheiratete Operator verbringt seine Freizeit am liebsten zu Hause mit seiner Familie. Entspannung findet er durch die Beschäftigung mit seinem Kind oder indem er etwas mit seiner Frau unternimmt (z.B. ins Kino oder Theater gehen). Das Familienleben stellt den ruhigen Pol in seinem durch Hektik geprägten Berufsalltag dar und bietet ihm Sicherheit und Stabilität. Anders bei dem unverheirateten Operator: Hier fungiert als Ausgleich zum Beruf ein mit zahlreichen Aktivitäten ausgefülltes Privatleben. Dazu zählen kreative Hobbies wie Möbel bauen und Fotografieren sowie gemeinsame Unternehmungen mit der Partnerin wie z.B. Essen gehen, Bekannte treffen und Kurzreisen.

Kennzeichnend für diese typische Form der Lebensführung ist neben der ausgeprägten Aufstiegsorientierung eine große Mobilitätsbereitschaft. Aus Karrieregründen sind die hier vertretenen Operatoren jederzeit bereit, den Wohnort zu wechseln. Diese Mobilitätsbereitschaft bedeutet, daß am jeweiligen Wohnort kein Rückgriff auf soziale Netzwerke möglich ist. Vielmehr müssen nach jedem Umzug neue Kontakte geknüpft werden. Das soziale Umfeld besteht daher aus lockeren Bekanntschaften, die für das Alltagsleben ohne Bedeutung sind. Soziale Kontakte spielen bei dieser Form der Lebensführung keine Rolle, den stabilisierenden Hintergrund bilden der privatistische Lebensstil und die Familie bzw. die Partnerschaft.

### 10.3.2 Typus *Drauflosleben und Spaß haben*<sup>6</sup>

Charakteristisch für diese Form der Lebensführung ist die Orientierung auf Befriedigung im Job und Spaß im Privatleben. Eine Karriere im Sinne eines

kontinuierlichen Aufstiegs streben die hier vertretenen – ebenfalls nur männlichen – Operatoren nicht an, vor allem nicht um den Preis einer Einschränkung des Privatlebens. Ihre beruflichen Pläne konzentrieren sich in erster Linie darauf, neue Aufgabenfelder kennenzulernen, sie sind also im wesentlichen arbeitsinhaltlicher Art. Priorität genießt dabei stets die Freude an der jeweiligen Tätigkeit, eine berufliche Veränderung ziehen sie immer dann in Betracht, wenn, wie sie es selbst formulieren, „der Job keinen Spaß mehr macht“ oder keine weiteren Perspektiven bietet. „Das Schlimmste, was mir passieren könnte, wenn was stagniert.“ (C 8). Entsprechend ihrem bisherigen Berufsverlauf, den sie situativ und mit dem Mut zum Risiko und zur Veränderung gestaltet haben, blicken sie zuversichtlich in die Zukunft und vertrauen darauf, daß sich ihre Vorstellungen verwirklichen lassen. „Spaß haben“ lautet die Devise dieser Operatoren, die sich sowohl auf den beruflichen wie auf den privaten Bereich bezieht und dem Weiterkommen auf der Karriereleiter vorgezogen wird. Das Erreichen einer höheren Position schließen sie dabei nicht grundsätzlich aus, sie thematisieren es als Zukunftsperspektive, die sich vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt realisieren läßt. „Mal sehen, ob ich zum Schichtleiter nachrutsche. Ich verkrampfe mich da nicht, so alt bin ich noch nicht.“ (C 10).

Im Gegensatz zur beruflichen Veränderungsbereitschaft ist das Privatleben an Stabilität orientiert. Die dieser Form der Lebensführung zuzuordnenden Operatoren sind entweder an ihrem jetzigen Wohnort aufgewachsen oder leben seit längerer Zeit in dieser Gegend. Hier haben sie sich mit ihren Familien dauerhaft eingerichtet, sie besitzen Wohneigentum bzw. planen in nächster Zukunft den Erwerb eines Eigenheims. Darauf verwenden sie viel Zeit, indem sie entweder Pläne für den Hausbau anfertigen oder Renovierungsarbeiten am bereits erworbenen Eigenheim selber durchführen. Den Stellenwert, den das Wohneigentum für die Operatoren einnimmt, spiegelt die Aussage von Herrn Streicher wider:

„Ich glaube, daß es für Menschen in dem Sinne nichts größeres gibt, als sich seine eigenen vier Wände zu schaffen und zu sagen, das ist das wo ich bin, wo ich hingehöre, das ich nach meinen Vorstellungen, nach meinen Wünschen gemacht habe und da kann mich keiner mehr vertreiben.“ (C 8).

Eckpfeiler dieser Form der Lebensführung sind die Orientierung auf berufliche Abwechslung, die Familienzentrierung und die Verbundenheit mit ihrem Wohnort. Daher beschränkt sich die berufliche Mobilitätsbereitschaft dieses Typus darauf, innerhalb des Tätigkeitsfeldes Neues auszuprobieren, gegebenenfalls auch bei einem anderen Arbeitgeber, solange dieser

6 Die Bezeichnung des Typus erfolgte in Anlehnung an ein Zitat eines Operators.

sich im Umkreis des Wohnorts befindet. Ein regionaler Wechsel kommt für die hier vertretenen Operatoren im Grunde nicht in Frage.

Ein typisches Beispiel dieser Form der Lebensführung, das gekennzeichnet ist durch berufliche Veränderungsbereitschaft einerseits, räumliche Immobilität andererseits, stellt Herr Jauer dar.

Herr Jauer (C 2) hat immer dann den Arbeitsplatz gewechselt, wenn er das Gefühl hatte, daß die Arbeit nicht das Richtige für ihn sei. So hat er die ursprünglich angestrebte Sicherheit als Beamter aufgegeben, da er sich zum „Nichtstun noch zu frisch fühlte“. Seine jetzige Tätigkeit stellt für ihn eine Herausforderung dar und wird gleichzeitig als Übergangsphase betrachtet. Denn mittelfristig möchte er aus dem Schichtdienst aussteigen und eine höhere Position einnehmen, doch nicht bei seinem jetzigen Arbeitgeber. Mit der Suche nach einem entsprechenden Arbeitsplatz will er sich aber noch ca. fünf Jahre Zeit lassen. Ein regionaler Wechsel kommt für Herrn Jauer nicht in Frage, zum einen, da er und seine Familie am Wohnort auf ein gewachsenes soziales Umfeld zurückgreifen können, was ihnen sehr wichtig ist, zum anderen, weil seine Frau vor kurzem hier ein Geschäft eröffnet hat.

Die familiäre Arbeitsteilung dieses Typus von Lebensführung weist partnerschaftliche Orientierungen auf. Im gegenseitigen Einverständnis geht auch die Ehefrau einer Berufstätigkeit nach, was jedoch nur in Verbindung mit bestimmten äußeren Bedingungen möglich ist: In einem Fall kann die Frau das Kind mit an ihren Arbeitsplatz nehmen und ist zudem in der Gestaltung ihrer Arbeitszeiten verhältnismäßig flexibel. Im anderen Fall wurden die Kinder zunächst in Tageschulen betreut (finanziell wiederum möglich durch den Doppelverdienst), inzwischen sind sie alt genug, um sich ohne Umstände selbst zu versorgen und zudem entscheidende Beiträge zur Hausarbeit zu leisten. Um unter den gegebenen Bedingungen noch ein gemeinsames Leben führen zu können, haben die Befragten bestimmte Strategien entwickelt. Dazu zählen die Verteilung fester Zuständigkeiten an die einzelnen Familienmitglieder sowie das Entwickeln von bestimmten Handlungsroutrinen. Traditionelle Elemente finden sich aber auch bei diesen Familien: Die Arbeitsbereiche sind in geschlechtsspezifischer Weise aufgeteilt. Die Männer kümmern sich ums Auto, übernehmen körperlich schwere Tätigkeiten, erledigen die Behördengänge und finanzielle Angelegenheiten, definieren Kochen als ihr Hobby und gehen mit vorbereiteten Listen zum Einkaufen.

Die festgelegten Zuständigkeiten in bezug auf die familiäre Arbeitsteilung haben zum einen die Funktion, die Partnerin zu entlasten. Zum anderen dienen sie dazu, auf tägliche Absprachen, wer welche Aufgaben übernimmt, verzichten zu können, um sich somit Freiräume zu verschaffen. Bei dieser Form der Lebensführung werden nicht nur die beruflichen Perspektiven offengehalten und Chancen situativ genutzt, auch in ihrer Alltagsgestaltung

zeigt sich ein hohes Maß an Situativität. Flexibilität und Spontaneität erscheinen bei diesen Operatoren als bewußter Ausdruck ihrer generellen Orientierungen und Relevanzen. Die Grundeinstellung von Herrn Gabler kann als stellvertretend für diese Form der Lebensführung betrachtet werden:

„Also drauflosleben schon, aber nicht in den Tag reinleben: Der feine Unterschied ist, in den Tag reinleben, daß man sich hin hockt und wartet, was passiert, und drauflos leben ist einfach, daß man das macht, was halt grad anliegt und was Spaß macht.“ (C 10)

Geplant wird nur bei langfristigen Vorhaben, wie z.B. dem Erwerb des Eigenheims oder wenn wichtige Termine anstehen, die festgelegt werden müssen, wie z.B. längere Besuche bei der Familie, größere Unternehmungen mit Freunden oder wenn ein Babysitter erforderlich ist.

Ihre Freizeit verbringen diese Operatoren am liebsten mit ihrer Familie. Sie erfüllen ihren Teil der Hausarbeit, entspannen sich beim Fernsehen, Lesen, Musikhören oder beim gemütlichen Zusammensitzen mit der Frau und den Kindern. Außerdem betreiben sie viel Sport, um sich physisch fit zu halten. Im Vordergrund stehen dabei Individualsportarten, die auch alleine sowie zu allen Tages- und Wochenzeiten auszuüben sind, wie Fitness-Training, Radfahren, Bergsteigen, Surfen, und Skifahren. Mannschaftssportarten, wie z.B. Fußball, lassen sich dagegen mit den ständig wechselnden Arbeitszeiten kaum vereinbaren. Auch außerhäusliche Unternehmungen haben vorwiegend erholenden Charakter. Die Operatoren treffen sich mit oder auch ohne Familie mit Freunden und Bekannten zum Bier oder zum Essen, machen Spaziergänge und gehen gelegentlich ins Kino oder Theater.

Soziale Kontakte spielen bei dieser Form der Lebensführung eine wesentliche Rolle. Die Vertreter des Typus *Drauflosleben und Spaß haben* sind an ihrem Wohnort in ein gewachsenes soziales Netzwerk aus Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten eingebunden. Ihre sozialen Kontakte pflegen sie regelmäßig, sie treffen sich zu Hause oder im Restaurant und helfen sich gegenseitig, z.B. bei der Wohnungsrenovierung. Zur Herkunftsfamilie besteht ein enges Verhältnis, Eltern und Geschwister entlasten die Familie beispielsweise bei der Kinderbetreuung. Der Einstieg in den kontinuierlichen Schichtdienst hat hier verhältnismäßig wenig Einschränkungen mit sich gebracht. Viele Verabredungen erfolgen spontan und flexibel, Freunde und Familie haben auch während der Woche abends Zeit und größere gemeinsame Unternehmungen, wie z.B. Bergtouren, müssen ohnehin geplant werden und lassen sich früher oder später immer realisieren, auch wenn die Operatoren viele Wochenenden arbeiten müssen.



Die regionale Bindung sowie die verhältnismäßig enge räumliche Konzentration im Alltag wird aufgebrochen durch den hohen Stellenwert, den diese Gruppe dem Reisen beimißt. Dazu zählen Kurzreisen in deutsche und europäische Städte sowie der Jahresurlaub, der in weit entfernten Ländern verbracht wird. Sie bereisen sämtliche Kontinente, zum einen aus Interesse an Land und Leuten, zum anderen um kurzfristig aus dem Alltag auszuweichen. Bemerkenswert ist auch hier wieder die Spontaneität, die solchen Reisen vorausgeht. „Wir haben im Fernsehen einen Reisebericht über Martinique gesehen – eine Woche später waren wir selbst da.“ (C 8). Ihre Heim- und Ortszentrierung ist also verbunden mit einem ausgeprägten Interesse an fremden Orten und Ländern und dem Wunsch, noch viel von der Welt zu sehen.

Typisch für diese Form der Lebensführung ist die Mischung aus modernen Orientierungen (hedonistischer Lebensstil, intrinsisch motivierte Berufstätigkeit und Offenheit für Veränderungen) und traditionellen Elementen (regionale Bindung, Streben nach Sicherheit und den eigenen vier Wänden). Grundpfeiler dieses Lebensführungsmusters ist die Verwurzelung im Lebenskontext: Die Familie und das soziale Netzwerk, in das diese Operatoren eingebunden sind, bilden den stabilisierenden Hintergrund, der es ihnen ermöglicht, ihren Wunsch nach beruflicher Selbstverwirklichung sowie eine spontane und flexible Alltagsgestaltung zu realisieren. Innerhalb dieses Arrangements gelingt es ihnen, Veränderung und Kontinuität, Sicherheit und Offenheit, Rationalität und Spontaneität, Individualität und Gemeinsamkeit zu leben – ein Wechselspiel, das nicht als Widerspruch, sondern als Ganzes zu interpretieren ist.

### 10.3.3 Typus *job and life enrichment*

Bei den ausländischen OperatorInnen ist das berufliche Interesse auf das Erreichen eines interessanten, gutbezahlten Jobs ausgerichtet. In ihren Heimatländern sind für das berufliche Weiterkommen nicht so sehr Zeugnisse und Diplome als vielmehr spezifische berufliche Erfahrungen ausschlaggebend. Vor diesem Hintergrund wird unter beruflicher Weiterqualifizierung der Erwerb eines möglichst breiten Spektrums praktischer Erfahrungen verstanden. Aus diesem Grunde haben sie das Angebot des Untersuchungsbetriebes angenommen und die Chance genutzt, sich im neugegründeten Rechenzentrum weiterzuqualifizieren und ihr Gehalt deutlich aufzubessern. Darüber hinaus hat ihre Mobilitätsbereitschaft auch individuelle Motive wie z.B. den Wunsch, Auslandserfahrung zu sammeln, einen neuen Kulturkreis kennenzulernen oder durch die räumliche Distanz zur Herkunftsfamilie ein

Leben nach eigenen Vorstellungen führen zu können. Der Arbeitsplatz- und Wohnortwechsel beruht auf einem doppelten Kalkül, das wir als *job and life enrichment* bezeichnen. Dieses Kalkül bestimmt auch wesentlich die Form der Lebensführung. Zum *job enrichment* gehört, berufliche Herausforderungen anzunehmen und neue Erfahrungen zu sammeln. Unter *life enrichment* haben wir die Verwirklichung der individuellen Motive sowie die Erwartung, durch die finanzielle Verbesserung den Lebensstandard erhöhen zu können, zusammengefaßt. Allen ausländischen OperatorInnen ist gemeinsam, daß sie sich nicht dauerhaft in Deutschland niederlassen, sondern nach ein paar Jahren entweder in ein anderes Land oder zurück in die Heimat gehen wollen. Die aktuelle Lebenssituation stellt also auch bei diesem Typus, ebenso wie bei den beiden vorangegangenen, eine transitorische dar.

Durch den Umzug nach Deutschland haben sich bei den ausländischen OperatorInnen die Rahmenbedingungen der Lebensführung erheblich verändert: Sie mußten sich auf den neuen Job und das spezifische Schichtsystem sowie auf eine neue Kultur, auf andere Lebensgewohnheiten und eine fremde Sprache einstellen. Die Anpassung an die neuen Lebensumstände ist ihnen in unterschiedlichem Maße gelungen. Die Einschätzung ihrer momentanen Lebenssituation reicht von „That’s the best place I ever lived“ (C 6) bis zu „Germany is like stepping on another planet.“ (C 1). Im Hinblick auf die Alltagsorganisation erweisen sich für die ausländischen OperatorInnen die deutschen Öffnungszeiten der Geschäfte als problematisch. Während ihre deutschen Kollegen die Schichtarbeitszeiten als vorteilhaft für alltägliche Besorgungen bewerten, sind die ausländischen OperatorInnen aus ihren Heimatländern gewohnt, in ihrer Zeiteinteilung nur durch die Arbeitszeit und nicht noch zusätzlich durch Öffnungszeiten gebunden zu sein. Da das Einkaufen bei einigen als Freizeitspaß für die ganze Familie betrachtet wird, bedeuten die kurzen Öffnungszeiten auch eine Einschränkung der Freizeitaktivitäten. So hat z.B. Herr Peters (C 1) den Eindruck, seine Freizeit nicht nutzen zu können, da immer dann, wenn er Zeit hat, alle Geschäfte geschlossen sind. Gewöhnungsbedürftig war für die ausländischen OperatorInnen auch die in Deutschland übliche Arbeitsweise von Behörden sowie die soziale Regulierung von Tageszeiten. „You are too much organized, in everything.“ (C 7).

Anpassungsschwierigkeiten ergaben sich des weiteren durch die hiesigen klimatischen Bedingungen. Diejenigen OperatorInnen, die aus dem Mittelmeerraum oder dem Süden der USA kommen, sind es gewöhnt, einen Großteil ihrer Freizeit im Freien zu verbringen und arbeitsfreie Tage beispielsweise dazu zu nutzen, an das Meer zu fahren oder in freier Wildbahn zu campen. Aus ihrer Sicht sind daher die Freizeitmöglichkeiten in Ober-

bayern sehr eingeschränkt. Außerdem ist den ausländischen OperatorInnen, ebenso wie ihren deutschen KollegInnen, die Umstellung auf den vollkontinuierlichen Schichtdienst nur zum Teil problemlos gelungen. Durch den ständigen Wechsel der Schichten konnten einige bislang noch keine festen Zeitstrukturen, vor allem beim Schlaf- und Eßverhalten, etablieren. Gesundheitliche Probleme, wie z.B. ständige Müdigkeit und häufiges Kranksein, sind die Folge.

Als weniger problematisch für das Alltagsleben erweisen sich die noch geringen Deutschkenntnisse. Sie reichen für das Alltägliche aus, z.B. um Einkäufe zu tätigen und im Restaurant Essen zu bestellen. Zwar besuchen die ausländischen EDV-Fachkräfte Deutschkurse, doch bieten sich ihnen wenig Möglichkeiten, die Sprache zu praktizieren. An ihrem Arbeitsplatz sind keine Deutschkenntnisse erforderlich, und mit KollegInnen, FreundInnen und NachbarInnen können sie auch in Englisch kommunizieren. Durch die zeitliche Befristung ihres Deutschlandaufenthalts ergibt sich auch keine Notwendigkeit, die Sprache zu erlernen.

Diese Form der Lebensführung unterscheidet sich hinsichtlich der Planung des Alltags nicht von den beiden vorangegangenen: Auch die hier vertretenen OperatorInnen planen nur das Nötigste und ziehen es vor, jeden Tag aufs neue zu gestalten. Der Verzicht auf Planung hat unterschiedliche Gründe. Zum einen spiegelt er die Lebenseinstellung wider: „We just take each day as it comes.“ (C 9). Zum anderen ist der Verzicht auf Planung Ausdruck der Umstellungsschwierigkeiten auf die neue Arbeitszeitregelung, wie es z.B. bei Herrn Peters der Fall ist.

Herr Peters (C 1) hatte in den vergangenen Jahren eine Arbeitszeitregelung, die er als ideal empfand: 3 Tage je 12 Stunden arbeiten, der Rest der Woche war frei. Mit diesem Schichtsystem war es ihm möglich, „Kleinkram“ gebündelt an einem bestimmten Wochentag zu erledigen. Doch heute mit den ständig wechselnden Arbeitszeiten sieht er sich gezwungen, zu stückeln und Dinge immer dann zu erledigen, wenn gerade Zeit und Energie vorhanden sind. Deshalb lautet seine neue Devise: „Our schedule is no schedule.“

Hinsichtlich der familialen Arbeitsteilung lassen sich zwei Muster unterscheiden. Beim ersten sind die Operatoren mit nichtberufstätigen Frauen verheiratet und haben Kinder. Bei diesen Paaren korrespondiert eine unbefristet angelegte, konventionelle familiale Arbeitsteilung mit entsprechenden traditionellen Orientierungen. Die klare Rollenverteilung wurde von Anfang an selbstverständlich und in gegenseitigem Einvernehmen aufgenommen: Der Mann geht seiner Arbeit nach, um den Unterhalt zu verdienen, die Frau kümmert sich um Haushalt und Kinder, dafür bietet er ihr materielle und immaterielle Sicherheit. Gelegentlich beteiligen sich die Ehemänner an den Hausarbeiten, explizit definiert als Mithilfe: Sie übernehmen zur

Entlastung ihrer Ehefrauen phasenweise die Kinderbetreuung, gehen mit zum Einkaufen, erledigen die Gartenarbeit als gemeinschaftliche Freizeitbeschäftigung und helfen bei anfallenden Tätigkeiten, damit eine geplante Unternehmung schneller gestartet werden kann. Im Alltag bedeutet dieses Arrangement, daß das ganze Familienleben, die Mahlzeiten und die Hausarbeit um den Schichtplan herum gelegt werden. Die Ehefrauen sorgen dafür, daß sich die Kinder während des Tagschlafes des Vaters ruhig verhalten, erledigen die Hausarbeit während seiner Arbeitszeit und kochen, wenn er nach Hause kommt. Werden die Arbeitszeiten des Vaters überlagert von festeren, querliegenden Rhythmen der Kinder (z.B. Kindergarten- und Schulzeiten, notwendige regelmäßige Schlafenszeiten), liegt es bei den Frauen, eine Balance zwischen den verschiedenen Anforderungen des Familienlebens herzustellen (Kinder ruhighalten, nochmal Kochen). Den Ehefrauen dieser Operatoren ist das Leben im Ausland bereits von ihrer Kindheit her vertraut. Ihre Väter waren beim Militär tätig und mit ihren Familien in verschiedenen Ländern stationiert. Die Anpassung an eine neue Umgebung bereitet ihnen daher keine Probleme, zentraler Bezugspunkt ihres Lebens ist die eigene Familie, mit der sie an jedem beliebigen Ort wohnen könnten. Die Kinder dieser Operatoren besuchen am Wohnort entweder einen deutschen Kindergarten oder eine deutsche Schule. Der Eingewöhnungsprozeß verlief auch bei ihnen recht unproblematisch, sie haben deutsche Freundinnen und Freunde gefunden und sprechen – im Gegensatz zu ihren Eltern – die deutsche Sprache inzwischen fließend.

Beim zweiten Muster sind die OperatorInnen (noch) kinderlos und teilen sich mit ihren erwerbstätigen PartnerInnen die Arbeitsbereiche. Die einzelnen Zuständigkeiten sind nicht strikt geregelt, die anfallenden Arbeiten werden je nach Bedarf, Lust und Zeit erledigt. In einem Fall lebt die befragte Operatorin mit einem Partner zusammen, der keine wechselnden Arbeitszeiten hat. Im anderen Fall handelt es sich um das Ehepaar unseres Samples, das als Kontrast zu den o.g. genannten Paaren, die eine traditionelle familiale Arbeitsteilung praktizieren, betrachtet werden kann:

Herr und Frau Mavros (C 4 und C 7) sind als OperatorInnen im Rechenzentrum tätig, jedoch in unterschiedlichen Schichten. Zu Beginn ihrer Tätigkeit im Untersuchungsbetrieb arbeiteten beide in der vollkontinuierlichen Schicht, was eine enorme Einschränkung des Privatlebens mit sich brachte, da der gegenläufige Schichtrythmus die gemeinsame Freizeit auf ein Minimum reduzierte. Einige Wochen vor unserem Interview ist Frau Mavros schwangerschaftsbedingt in den Tagdienst gewechselt, dadurch kann das Ehepaar wieder mehr Zeit miteinander verbringen. Frau Mavros möchte nach Abiauf des Mutterschutzes wieder arbeiten und hofft auf eine Weiterbeschäftigung im Tagdienst. Die Betreuung des Kindes will sie sich mit ihrem Mann teilen, wobei sie seine Schichtarbeitszeit diesbezüg-

lich als vorteilhaft einschätzt. Auf fremde Hilfe bei der Kinderbetreuung wollen sie nur dann zurückgreifen, wenn Frau Mavros nicht im Tagdienst weiterarbeiten kann, sondern wieder in der Konti-Schicht eingesetzt wird. Die Arbeitsteilung dieses Paares basiert auf einer partnerschaftlichen Grundhaltung, für Herrn Mavros ist es selbstverständlich, sich die Alltagsarbeit mit seiner berufstätigen Frau zu teilen. „I have no problems, cooking, doing things. If she's good enough to bring money home, why shouldn't I be good enough to share cheap things with her? Everything that is good, we divide for us. Well let's divide what is bad as well.“

Gemeinsam ist auch den ausländischen OperatorInnen, daß sie der Familie bzw. der Partnerschaft einen hohen Stellenwert beimessen. Diese familistische Orientierung spiegelt bei den hier vertretenen OperatorInnen ihre Grundeinstellung wider, sie ist nicht etwa auf den Umstand zurückzuführen, daß sie sich in einem fremden Land befinden und damit auf die Kernfamilie beschränkt wären. Denn über soziale Netzwerke verfügen alle. Zu den deutschen KollegInnen und NachbarInnen pflegen sie freundschaftliche Kontakte, an ihrem neuen Wohnort fühlen sie sich sozial integriert. Intensive Beziehungen bilden sich jedoch nur mit Personen, die der eigenen Nationalität angehören. Dieser Freundeskreis, mit dem in der Muttersprache kommuniziert wird, trägt dazu bei, daß sie sich an ihrem neuen Wohnort inzwischen zu Hause fühlen. Ihre Freizeit verbringen diese OperatorInnen und ihre Familien bzw. PartnerInnen zu einem großen Teil mit ihrem muttersprachlichen Freundeskreis: Sie besuchen einander zu Hause, kochen heimatliche Gerichte, unternehmen zusammen Ausflüge in die nähere Umgebung und unterstützen sich gegenseitig in alltäglichen Dingen. Die ausländischen OperatorInnen haben sich ihr Leben in Deutschland so eingerichtet, wie sie es aus ihren Heimatländern gewohnt waren: die Familie als zentrale emotionale und soziale Ressource und darüber hinaus ein Netzwerk, das durch die gemeinsame Sprache und Kultur vertraute Lebensgewohnheiten ermöglicht.

Allen ausländischen OperatorInnen ist gemeinsam, daß sie mit ihrem momentanen Arbeitsplatz sehr zufrieden sind. Das Kalkül *job enrichment* ist bei allen aufgegangen, die Arbeit wird – trotz der teilweisen Belastung durch die Konti-Schicht – als Bereicherung der beruflichen Laufbahn angesehen. Anders verhält es sich mit den Erwartungen, die wir unter *life enrichment* subsumiert haben. Für einige OperatorInnen stellte sich als herbe Enttäuschung heraus, daß sie den Lebensstandard nicht in der erhofften Weise erhöhen konnten. Die im Vergleich zu ihrem Herkunftsland hohen Lebenshaltungskosten in Deutschland verschlingen einen Großteil des Mehrverdienstes und die durch den Umzug notwendig gewordene Neuanschaffung bestimmter Einrichtungsgegenstände belastete das Finanzbudget zu-

mindest in der Anfangszeit erheblich. Trotz dieser Einschränkungen wird der Arbeitsplatz- und Wohnortwechsel als richtige Entscheidung gewertet.

## 10.4 Schlußbetrachtung

Bei den hier dargestellten OperatorInnen handelt es sich um berufliche und soziale Aufsteiger. Mit mittlerem formalen Qualifikationsniveau haben sie inzwischen eine Position erreicht, die ihnen einen relativ hohen Verdienst sowie Qualifizierungs- und Veränderungsmöglichkeiten bietet. Von ihrer Herkunft aus eher einfachen Verhältnissen haben sie sich vor allem hinsichtlich der beruflichen Orientierungen und Lebensperspektiven entfernt. Sie sind aufstiegsorientiert, offen für Veränderungen, ihr Lebensstil ist modern, sie pflegen einen gehobenen Konsumstil und interessieren sich für fremde Länder und Kulturen. Der Wert von Etablierung und Sicherheit liegt tendenziell niedriger, wichtiger sind Flexibilität, Abwechslung und selbstbestimmtes Leben. Die Befragten haben verschiedene Berufe und Branchen kennengelernt und sind jetzt in einem Tätigkeitsfeld beschäftigt, mit dem sie sehr zufrieden sind. Ihre momentane Position betrachten sie als Sprungbrett entweder zu einer höheren Position oder zu einem neuen Aufgabenfeld. Für die Chancen, die ihnen ihr jetziger Job bietet, sind sie bereit, die Strapazen der Kontischicht für einen begrenzten Zeitraum auf sich zu nehmen. Im großen und ganzen haben sie sich ihr Leben relativ problemlos um den Schichtdienst herum eingerichtet. Ihre pragmatische Einstellung, den aktuellen Job als Vehikel für eine andere Position zu betrachten, erleichtert es ihnen, sich mit der belastenden Kontischicht zu arrangieren. Auf das bisher Erreichte wird mit Stolz verwiesen und gleichzeitig betont, daß es sich lediglich um eine Etappe auf dem Berufsweg handelt. Die momentane Situation ist daher eine transitorische, der weitere berufliche Werdegang der OperatorInnen ist noch offen.

Es wurde gezeigt, daß bei den OperatorInnen die Arrangements der Lebensführung wesentlich durch deren berufliche Orientierung geprägt sind. Beim Typus *Aufstieg nach Plan* dominiert die ausgeprägte Karriereorientierung und die Mobilitätsbereitschaft die gesamte Lebensplanung und -führung. Die diesem Typus zuzuordnenden Operatoren arbeiten kontinuierlich an ihrer Karriere, sie wechseln immer dann den Arbeitgeber, wenn sie dadurch auf der Karriereleiter eine Stufe höher kommen. Durch ihre Zielstrebigkeit haben sie sich bereits in eine leitende Position hochgearbeitet, das erklärte Ziel ist jedoch der Aufstieg in das Management. Anders beim Typus *Drauflosleben und Spaß haben*. Hier ist die berufliche Orientierung

auf einen Freude bereitenden Job ausgerichtet. Auch bei diesen Operatoren zeigt sich ein hohes Maß an Veränderungsbereitschaft, doch nicht um der Karriere willen, sondern um Neues kennenzulernen, sich Abwechslung zu verschaffen und Stagnation zu vermeiden. Ihr bisheriger Berufsverlauf hat sich eher zufällig ergeben; sie verzichten auch zukünftig auf eine Planung des weiteren beruflichen Werdegangs und vertrauen darauf, daß sich ihr Wunsch nach beruflicher Veränderung verwirklichen läßt. Beim Typus *job and life enrichment* schließlich konzentriert sich die berufliche Orientierung auf das Erreichen eines interessanten und gutbezahlten Jobs. Diese Möglichkeit hat sich im Untersuchungsbetrieb geboten, und deshalb sind die ausländischen OperatorInnen nach Deutschland gekommen. Für sie bietet sich hier die Chance, sich im neugegründeten Rechenzentrum weiterzualifizieren und zudem ihr Gehalt deutlich aufzubessern.

Die Arrangements der alltäglichen Lebensführung basieren also auf der zentralen Stellung der beruflichen Orientierungen. Aber auch die mehr oder weniger ausgeprägte familiäre Orientierung spielt eine wichtige Rolle. Denn Familie bzw. Partnerschaft bilden den emotionalen und sozialen Rückhalt und ermöglichen somit die notwendige Flexibilität im Berufsleben. Mit anderen Worten: Der familialistisch geprägte Alltag und der privatistische Lebensstil fungieren als Sicherheit, um sich mit dem Risiko des weiteren beruflichen Werdegangs arrangieren zu können. Im Verhältnis von Beruf und Familie werden jedoch unterschiedliche Prioritäten sichtbar. Beim Typus *Aufstieg nach Plan* werden dem Karrierewunsch alle anderen Lebensbereiche untergeordnet, das berufliche Engagement geht weit über die reguläre Arbeitszeit hinaus (z.B. Arbeit mit nach Hause nehmen, Weiterbildung), wodurch sich das Privatleben auf ein Minimum reduziert. Familie bzw. Partnerschaft dienen dabei als Ausgleich zum belastenden Beruf. Gestützt wird dieses Arrangement im wesentlichen durch die Partnerinnen, die die beruflichen Pläne ihrer Männer unterstützen und sich deren Mobilitätsanforderungen anpassen. Beim Typus *Drauflosleben und Spaß haben* genießt das Privatleben einen ebenso hohen Stellenwert wie der Beruf. Die Familie und die Verbundenheit mit dem Wohnort bilden bei diesem Typus den stabilisierenden Alltagsrahmen. Die Verankerung in ihrem Lebenskontext bietet diesen Operatoren Sicherheit und ermöglicht es ihnen, ihren Wunsch nach beruflicher Abwechslung zu realisieren.

Die stabilisierende Funktion der Familie bzw. Partnerschaft zeigt sich am deutlichsten beim Typus *job and life enrichment*. Die ausländischen OperatorInnen mußten sich durch ihren Umzug nach Deutschland mit erheblich veränderten Alltagsbedingungen auseinandersetzen. Dennoch ist es ihnen gelungen, auch hierzulande ein stabiles Alltagsleben zu etablieren. Dies liegt

im wesentlichen daran, daß sie ihre eingespielten Lebensgewohnheiten aus ihren Heimatländern mitgebracht haben und sie in der neuen Umgebung in leicht modifizierter Weise weiterführen. Wichtigste Komponenten sind hierbei die Familie bzw. die Partnerschaft als emotionale und soziale Stütze sowie ein muttersprachliches Umfeld, das als Ressource genutzt wird.

#### Anhang: Überblick über die Befragten

	<i>Alter, Nationalität, Beruf, Konfession, fam. Status, Beruf des Partners/der Partnerin, Zahl der Kinder und Alter, Netto-Haushaltseinkommen, Wohnsituation, Lebenskontext</i>
C 1 Herr Peters	36, Engländer, Operator und Supervisor, sonst., verh., Ehefrau nicht berufstätig, 1 Kind (4 J.), DM 4.600, gemietetes Reihenhaus mit Garten, Kleinstadt
C 2 Herr Jauer	30, Deutscher, Operator, ev., verh., Ehefrau vollberufstätig, 1 Kind (3 J.), DM 3.500, 3-Zimmer-Mietwohnung, Großstadt
C 3 Herr Wiegand	28, Deutscher, Operator und Schichtleiter, ev., verh., Ehefrau z.Zt. im Erziehungsurlaub, 1 Kind (1 J.), DM 4.800, großes gemietetes Haus, Dorf
C 4 Frau Mavros	29, Griechin, Senior Operatorin, konfessionslos, verh., Ehemann vollberufstätig, ca. DM 9.000, Mietwohnung, Kleinstadt
C 5 Herr Krones	36, Deutscher, Operator und Supervisor, konfessionslos, led., mit Partnerin (vollberufstätig) zusammenlebend, DM 6.500, Mietwohnung, Kleinstadt
C 6 Frau Broker	27, Amerikanerin, Operatorin, rk, led., mit Partner (vollberufstätig) zusammenlebend, DM 5.000, Mietwohnung, Dorf
C 7 Herr Mavros	33, Grieche, Senior Operator, rk, verh., Ehefrau vollberufstätig, ca. DM 9.000, Mietwohnung, Kleinstadt
C 8 Herr Streicher	31, Deutscher, Senior Network Controller, rk, verh., Ehefrau vollberufstätig, 2 Kinder (19 und 15 J.), DM 7.300, Eigentumswohnung, Kleinstadt

C 9 Herr White	36, Amerikaner, Senior Network Controller, sonst., verh., Ehefrau nicht berufstätig, 2 Kinder (13 und 10 J.), DM 5.000, gemietetes Haus mit Garten, Dorf
C 10 Herr Gabler	28, Deutscher, Senior Operator, rk, verh., Ehefrau vollberufstätig, 1 Kind (2 J.), DM 5.500, Eigentumswohnung mit Garten, Kleinstadt

## TEIL III

### Zusammenfassung und Diskussion

# 11. Zusammenfassung der Ergebnisse

*Werner Kudera*

In den vorangegangenen Gruppenbeschreibungen wurden detailliert Konstellationen von Lebenskonzepten und zugänglichen Optionen, Ansprüchen und verfügbaren Ressourcen, Handlungsbedingungen und Handlungsstrategien dargestellt, wie sie in typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung ihre relativ dauerhafte Gestalt finden. Dabei wurden insbesondere die Voraussetzungen und Funktionsgrundlagen sowie die Formen und Niveaus der Regulierung herausgestellt. Mit dem folgenden Kapitel wird nun, an diese Gruppenbeschreibungen anknüpfend, eine dreifache Absicht verfolgt:

- Eine Charakterisierung der Methodik und Systematik der Darstellung unserer Befunde (11.1).
- Eine ausführliche, vergleichende Rekonstruktion der von uns vorgenommenen verschiedenen Arten der Typenbildung und Zusammenführung der entsprechenden empirischen Ergebnisse (11.2 bis 11.4).
- Eine Reflexion des Zusammenhangs von Lebenskonzept, Biographie und Lebensführung (11.5).

## 11.1 Zur Methodik und Systematik der Darstellung der Befunde

Noch immer sieht qualitative Forschung sich dem Vorwurf ausgesetzt, sie erschöpfe sich in einer übertrieben aufwendigen Analyse von kontingenten Einzelfällen und sei zu einer Generalisierung ihrer Befunde nicht fähig. Dieser Vorwurf basiert auf den universalistischen Ansprüchen einer Methodologie, die Allgemeinheit nur in einer massenstatistisch abgesicherten Repräsentativität verbürgt sieht (vgl. Kudera 1992). Im folgenden soll anhand des eigenen Vorgehens gezeigt werden, daß qualitative Forschung durchaus zu einer Generalisierung ihrer Befunde in der Lage ist und daß sie darüber hinaus einen Typus von wissenschaftlich fundierter Erkenntnis produzieren kann, der Zusammenhänge in der sozialen Wirklichkeit nicht nur abzubilden vermag, sondern auch deren Logik zu verstehen hilft.

Unsere Forschungsarbeiten waren von vornherein qualitativ angelegt und durch eine rekonstruktive Erkenntnisabsicht getragen:

- Wir wollten verstehen und beschreiben, wie und auf welcher Grundlage alltägliche Lebensführung funktioniert.
- Wir wollten empirisch rekonstruieren, welche typischen Formen Lebensführung unter Bedingungen gesellschaftlicher Modernisierung annimmt.
- Wir wollten derartige typischen Formen von alltäglicher Lebensführung in Anknüpfung an Modernisierungstheorien zeitdiagnostisch bewerten.

Dieses Programm bestimmt zugleich weitgehend die Form der Darstellung der Befunde, nämlich eine systematisierende Beschreibung der zentralen Elemente von alltäglicher Lebensführung, eine Rekonstruktion ihrer Zusammenhänge in den empirischen Arrangements und deren typisierende Verdichtung.

### 11.1.1 Systematische Beschreibung von Arrangements alltäglicher Lebensführung

Für die Beschreibung von sozialer Wirklichkeit gibt es im Rahmen qualitativer Forschungstradition ein Modell, das ein Ideal einer guten Beschreibung formuliert: das Modell der „dichten“ Beschreibung (vgl. Geertz 1987).

Dieses Modell hat selbst freilich eher den Charakter eines metaphorischen Desiderats als eines präzise definierten Verfahrens, was als Vor- oder Nachteil gedeutet werden kann. Als Vorteil, weil es die notwendige Standardisierung eines festgelegten Verfahrens ausschließt, die sich als Zwangskorsett über den zu beschreibenden Gegenstand legen würde. Als Nachteil, weil die mit ihm gegebene Offenheit keine eindeutigen Kriterien einer replikativen Überprüfbarkeit liefert. Im Kern schließt es die Aufforderung ein, Sachverhalte sprachlich so zu entwickeln, daß sie irgendwie zu einer Synthese zwischen der Authentizität einer Dokumentation von Material, dessen analytischer Verarbeitung und einer literarisch typisierenden Verdichtung finden, wie es einem guten Roman gelingen kann. Damit sind aber auch gleichzeitig die Grenzen solcher dichten Beschreibungen gesetzt: Sie sind struktureller und subjektiver Art. Sie liegen strukturell in einer wissenschaftlichen Sozialisation, die in eine Sprache einübt, die als abstrakte Terminologie einer sinnfälligen Beschreibung eher hinderlich ist und in der Dominanz einer Methodologie, die Allgemeinheit nur als theoretische oder statistische Abstraktion, nicht als Verdichtung auf das Wesentliche, zuläßt. Sie liegen subjektiv in der Kompetenz, gedankliche Abstraktion und Konkretheit der Sprache miteinander verbinden zu können, also letztlich im individuellen Talent und der handwerklichen Erfahrung. Inwieweit die von uns vorgelegten Gruppenbeschreibungen auch Desideraten einer „dichten“ Beschreibung genügen, bleibt der Rezeption zur Beurteilung überlassen.

Für uns war bei der Beschreibung der Gruppen die pragmatische Absicht leitend, eine empirisch gehaltvolle und fundierte Deskription wesentlicher Zusammenhänge von alltäglicher Lebensführung und ihre systematische Analyse zu generalisierten Befunden zu verknüpfen. Wegen der Besonder-

heiten der verschiedenen Arrangements folgen die Gruppenbeschreibungen dabei nicht einem einheitlichen Schema, sondern sind methodisch um die Typisierung der jeweils gruppenspezifischen Probleme und entsprechenden Arrangements von alltäglicher Lebensführung zentriert. Und genau diese Typisierungen repräsentieren eine eigenständige Form der Generalisierung von Befunden, wie sie für qualitative Forschung charakteristisch ist.

### 11.1.2 Methodologische Anmerkungen zur Typenbildung

Jede Art der Typenbildung ist Konstruktion und zwar Konstruktion durch Abstraktion. Im Bereich standardisierter Verfahren verläuft diese Abstraktion durch die Operationalisierung von Hypothesen über Zusammenhänge von Variablen und durch deren Überprüfung auf Basis massenstatistisch fundierter Verfahren, die interpretationsbedürftige, mathematische Ausdrücke von Kovariationen der Variablen liefern. Im Bereich qualitativer Verfahren verläuft diese Abstraktion durch Stilisierung, mit der das für den Gegenstand Wesentliche hervorgehoben und das Unwesentliche vernachlässigt wird (vgl. Kudara 1992). Für die heuristische Fruchtbarkeit entsprechend konstruierter Typen ist die methodisch entscheidende Frage nicht die einer empirischen Überprüfbarkeit ihres hypothetischen Gehalts, sondern die, mit welcher Stringenz empirische Zusammenhänge als Zusammenhänge artikuliert und repräsentiert sind. Solche Typen formulieren Gemeinsamkeiten oder Gleichartigkeiten, von denen angenommen wird, daß ihre spezifischen dimensional Ausprägungen die Eigenart des Typus konstituieren. Diese Eigenart wiederum muß sich, sofern der Typus stimmig ist, sowohl in den gegenstandsbestimmenden dimensional Ausprägungen als auch in deren jeweiliger Gesamtkonfiguration zeigen. Insofern repräsentiert ein Typus ein Ganzes, dessen Logik sich in seinen Teilen ausdrückt, markieren die Konstruktionsprinzipien den bekannten „roten Faden“, der das Gewebe der Dimensionen durchzieht. Deshalb erschließt sich der Zusammenhang dieser Teile nicht, wie bei standardisierten Verfahren, über ihre Kovariation, sondern über die Durchgängigkeit ihrer Logik, über die Homologie ihrer generativen Prinzipien. Dabei ist es wichtig, in Erinnerung zu rufen, daß Typenbildung im Rahmen qualitativer Forschung nicht an Fallzahlen gebunden ist. Jeder Fall hat seine eigene, idiosynkratische Gestalt und bildet insofern seine eigene Typik aus. Der Vergleich solcher Individualtypen erzeugt je nach gewähltem Abstraktionsniveau und verwendeten Konstruktionskriterien aus den herangezogenen Gemeinsamkeiten und Unterschieden Typen, die, von den Einzelfällen abgelöst, strukturell und ihrer Logik nach homolog sind. In dieser Homologie besteht ihr Kern. Das kann dazu füh-

ren, daß sämtliche Fälle einer Gruppe einem einzigen Typus zugeordnet werden, wie dies bei den niederbayerischen Schichtarbeitern geschehen ist (vgl. Kap. 6) oder bei einer Gruppe von nur zehn Fällen drei unterschiedliche Typen herausgearbeitet wurden, wie es bei den Operatoren erfolgt ist (vgl. Kap. 10). Das tut ihrer Geltung keinen Abbruch, begrenzt aber ihren Geltungsbereich. Hieraus wird noch einmal klar, daß der Gehalt eines empirisch rekonstruierten Typus nicht in seiner statistischen Repräsentanz begründet ist – die selbstverständlich nach Maßgabe eines darauf gerichteten Erkenntnisinteresses selbst wichtig und informativ sein kann – sondern in der Prägnanz, hinreichenden Differenziertheit und Plausibilität, mit der er eine jeweils spezifische Konfiguration in ihrem bestimmten Zusammenhang entfaltet, verdichtet und gleichzeitig verständlich und erklärbar macht.

Da derartige Typen Konstruktionen sind, sind auch die jeweiligen Prinzipien ihrer Konstruktion und die Dimensionen angebbare, die den Typus umreißen, wie dies im folgenden unter 11.2 bis 11.4 in systematischer Absicht geschieht. Solche für die Typenbildung relevanten Konstruktionsprinzipien und Dimensionen können entweder *ex ante* theoretisch definiert oder *ex post* in einem Wechselspiel von Heuristik und Analytik durch fortschreitende vergleichende Analysen auf immer höheren Stufen der Abstraktion gewonnen werden. Wir haben uns beider Verfahren bedient, wie es unseren beiden Forschungsinteressen, dem rekonstruktiven und dem zeitdiagnostischen, entsprach. Ziel des rekonstruktiven Forschungsinteresses war es, typische Arrangements von alltäglicher Lebensführung über Einzelfallanalysen und Gruppenvergleiche hinweg empirisch zu rekonstruieren, ihre jeweils spezifischen Funktionsbedingungen deutlich zu machen und die generativen Prinzipien dieser Arrangements herauszuarbeiten (vgl. 11.4). Parallel zu dieser Typenbildung in rekonstruktiver Absicht bedienten wir uns einer anderen Art der Typisierung, nämlich der theoretischen Definition einer Reihe von Kategorien in Form von Dichotomisierungen. Diese Kategorien hatten eine zweifache Funktion. Sie dienten einerseits als analytische Unterscheidungen und als Perspektiven, um unser Material nach Maßgabe dieser Kategorien sortieren, zuordnen und analysieren zu können, hatten also letztlich die Funktion eines kategorialen Rahmens. Sie hatten andererseits die Funktion von Indikatoren, um unsere entsprechenden Befunde unter historischer und modernisierungstheoretischer Perspektive verorten zu können (vgl. 11.2).

## 11.2 Ein kategorialer Rahmen

Neben dem Interesse an einer Beschreibung und Typisierung von Arrangements alltäglicher Lebensführung und einer Analyse ihrer Funktionsgrundlagen bestand die Absicht, grundlegende Formbestimmungen solcher Arrangements unter der Perspektive historischer Veränderungen zu betrachten. Dabei standen im Zentrum der Aufmerksamkeit vier Entwicklungstendenzen, die vor dem Hintergrund modernisierungstheoretischer Annahmen (vgl. Elias 1969, Beck 1986, Zapf u.a. 1987) einen entsprechenden Übergang von einer traditionellen zu einer modernen Art alltäglicher Lebensführung vermuten ließen, nämlich:

- die Auflösung von verbindlichen Traditionen und kulturellen Gewißheiten, verbunden mit einer zunehmende Deinstitutionalisierung von gesellschaftlichen Normierungen und Regulierungen,
- die Durchsetzung von Individualisierung als neuem Modus der Vergesellschaftung und als Antwort des Subjekts auf gesellschaftliche Deregulierungsprozesse, durch die ihm in wachsendem Maße Integrations- und Regulierungsleistungen überantwortet werden, die bisher von Institutionen wahrgenommen wurden,
- die Ausbreitung von Zweckrationalität als dominantem Prinzip der Handlungssteuerung,
- schließlich Veränderungen des Geschlechterverhältnisses, wie sie sich in neuen Lebenskonzepten und veränderten Ansprüchen gerade von Frauen andeuten.

Bezogen auf diese Entwicklungstendenzen wurden von uns folgende analytischen Unterscheidungen vorgenommen (vgl. Kudera 1995b), die zugleich idealtypisch jeweils einen zentralen Aspekt von alltäglicher Lebensführung hervorheben.

1. So unterscheiden wir unter *historischer Perspektive* eine *traditionale* von einer *reflexiven* Lebensführung. *Traditional* heißt, daß die alltägliche Lebensführung auf der Grundlage von fraglos geltenden Traditionen, Sitten und Gebräuchen funktioniert: Man lebt so, wie es immer gewesen ist, weil es immer so gewesen ist. *Reflexiv* als modernes Gegenstück heißt demgegenüber, die Lebensführung wird in der Weise gesteuert, daß die Individuen eigenständig, bewußt und zweckrational selbst bestimmen und organisieren, wie ihr Leben aussehen soll. Das ist der Aspekt der *Individualisierung*.
2. Wir unterscheiden unter *handlungstheoretischer Perspektive* eine *strategische* von einer *situativen* Lebensführung. *Strategisch* meint dabei, daß



ein bestimmtes Lebenskonzept bewußt, planmäßig und zweckrational umgesetzt und das entsprechende Alltagshandeln nach Möglichkeit voll darauf ausgerichtet und durchorganisiert wird. Situativ meint demgegenüber, daß das Alltagshandeln in Form einer reaktiven oder gewollten Anpassung an gleiche oder wechselnde Situationen verläuft und je nach Lage der Dinge entschieden und agiert wird. Das ist der Aspekt der *Handlungssteuerung*.

3. Darüber hinaus unterscheiden wir unter der *Perspektive des Systemcharakters der Handlungssteuerung* eine *routinisierte* von einer *improvisativen* Lebensführung. Routinisiert stellt darauf ab, daß das alltägliche Leben sich auf der Grundlage eines verfestigten Systems von eingespielten Gewohnheiten vollzieht, daß tendenziell ein Tag wie der andere abläuft und die Geschlossenheit zyklischer Ablaufprogramme die Regel ist. Improvisativ hebt dagegen hervor, daß das Alltagsleben auf einem offenen System basiert, das die Institutionalisierung von Handlungsmustern und starren Abläufen vermeidet und für das die Regel gilt, daß kein Tag wie der andere sein soll und jeder neu gestaltet wird. Das ist der Aspekt der *Institutionalisierung*.
4. Schließlich unterscheiden wir unter der *Perspektive von Herrschaft oder Gleichberechtigung* eine *hierarchisch* organisierte von einer *egalitär* fundierten Lebensführung. Diese Unterscheidung zielt darauf, daß eine gemeinsam organisierte Lebensführung entweder auf einem Über- und Unterordnungsverhältnis beruht oder darauf basiert, daß jeder Partner prinzipiell die gleichen Rechte und Pflichten und die Chance hat, sie auch gegen Widerstand zur Geltung zu bringen. Das ist ein Aspekt des *Geschlechterverhältnisses*.

Diese analytischen Unterscheidungen bilden einen kategorialen Rahmen, auf den sowohl in den Gruppenbeschreibungen als auch bei der Bildung empirischer Typen immer wieder zurückgegriffen wurde.

### 11.3 Ausgangsvermutungen und empirische Befunde zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Modernisierung und Modernisierung alltäglicher Lebensführung

Zu Beginn unserer Forschungsarbeiten war die Frage weitgehend ungeklärt, wie sich die als Modernisierung postulierten, strukturellen Entwicklungstendenzen auf die individuelle Konstruktion von alltäglicher Lebensführung auswirken. Auf jeden Fall war jedoch zu erwarten, daß dort, wo Prozesse

der Individualisierung wirksam werden, nicht nur die Optionen für ein nach eigenen Vorstellungen gestaltetes Leben zunehmen, sondern auch die Belastungen und Risiken. Darüber hinaus war zu erwarten, daß die Anforderungen an die Organisation des Alltagslebens steigen und in höherem Maße komplementäre, individuelle Leistungen erfordern. Relativ früh bereits wurden, bezogen auf wichtige Elemente von alltäglicher Lebensführung, Vermutungen entwickelt, die sich – thesenhaft zugespitzt – in folgender Weise bündeln lassen.

Im Bereich der *Lebensplanung* erzeugen der Schwund von eindeutigen und verlässlichen normativen Vorgaben sowie das Risiko beruflicher Diskontinuität eine wachsende Kontingenz und Unsicherheit, der durch eigene Strukturierungs- und Stabilisierungsleistungen in der Biographiekonstruktion und in der individuellen Lebensführung begegnet werden muß. Selbstkonstruktion von Biographie und Lebensführung jedoch bedeuten gegenüber dem Vollzug von vorgegebenen, normativen Mustern eine Leistung, die in besonderem Maße das Risiko persönlichen Scheiterns einschließt.

Im Bereich der *arbeitsteiligen Organisation des Alltagslebens* erfordert eine partnerschaftlich oder familiär gebundene Lebensführung wegen veränderter Arbeits- und Lebensorientierungen sowie veränderter beruflicher und privater Lebenspläne ein erhöhtes Maß an Abstimmungs- und Aushandlungsleistungen, was die Verteilung von Zuständigkeiten, Rechten und Pflichten sowie die Verteilung verfügbarer Ressourcen anlangt. Abstimmung und Aushandlung zwischen gleichberechtigten Partnern wiederum bedeuten gegenüber einseitiger Herrschaft und persönlicher Abhängigkeit diskursive Verfahren, zu einem Einverständnis zu gelangen, und diese Verfahren sind an Vernunft statt an Macht oder Traditionen orientiert (vgl. Kudara 1988). Diese Verfahren setzen wechselseitige Verständigungsbereitschaft voraus und steigern das Risiko, einen verbindlichen Consensus zu finden und durchsetzen zu können.

Im Bereich der *zeitlichen Organisation des Alltagslebens* erfordert die Lebensführung wegen der Flexibilisierung von Arbeitszeiten und der Deregulierung von Beschäftigungsverhältnissen ein erhöhtes Maß an individuellen Planungs-, Koordinations- und Synchronisationsleistungen. Vorausschauende Planung und Organisation von Alltagszeit und Lebenszeit bedeuten gegenüber einem an vorgegebenen Normalitätsmustern orientierten und an wechselnden Situationen und ihren jeweiligen Anforderungen ausgerichteten bloßen Reagieren einen zweckrationalen Umgang mit einem Gut, das knapp und nicht beliebig durch Geld ersetzbar ist. Zweckrationalität in Planung und Organisation ist freilich auf Berechenbarkeit von Handlungsbedingungen und Kontinuitätsunterstellungen angewiesen, bei deren Fehlen das Risiko individuell folgenreicher und zurechenbarer Fehlplanung steigt (vgl. Jurczyk/Kudara 1991).

Im Bereich der *sozialen Organisation des Alltagslebens* erfordert die Lebensführung wegen der Freisetzung aus traditionellen, kollektiven Bindungen die Substitution entsprechender sozialer Beziehungen durch individuell einzurichtende Be-

ziehungsnetze. Die von sozialräumlichen Bindungen abgekoppelte, individuelle Etablierung und Pflege sozialer Beziehungen wiederum bedeuten gegenüber der traditionellen Einbindung in bestimmte soziale Gruppen sowie in bestehende Verwandtschaftsbeziehungen eine autonome, an den Interessen und Notwendigkeiten der Individuen ausgerichtete Form der Vergesellschaftung. Sie setzt nicht nur eine zumindest partielle Interessenskongruenz der Beteiligten voraus, die entsprechenden Personen müssen auch überhaupt erst gefunden und zu einem Beziehungsnetz zusammengeführt werden (vgl. Behringer 1993). Damit aber steigt das Risiko der Vereinzelung und Ghettoisierung.

Im Bereich der *Regulierung* des Alltagslebens erfordert die Lebensführung wegen der Übertragung von bisher institutionell regulierten Leistungen auf die Individuen ein erhöhtes Maß an Eigenregulierung und Selbstkontrolle. Eigenregulierung und Selbstkontrolle wiederum bedeuten gegenüber einer institutionellen Regulierung durch vorgegebene Normalitätsmuster und entsprechende Formen der sozialen Kontrolle eine Individualisierung, die von den Personen die Tugenden der Selbstverantwortung und Selbstdisziplin als Ordnungsprinzipien ihres Lebens verlangt. Diese Form der Regulierung findet ihre Grenzen in den psychischen Dispositionen und biographischen Ressourcen der Person und läßt nicht nur im privaten Zusammenleben Beziehungsprobleme auf neuem Niveau entstehen; sie steigert das Risiko einer strukturellen Überforderung und einer Selbstüberforderung.

Im Fortgang der Arbeiten ließen sich, ausgehend von diesen allgemeinen Vermutungen über Optionen und Risiken als Folge der Modernisierung, historische Thesen formulieren, die – idealtypisch überhöht – umreißen, wie das *Modell einer modernen Lebensführung* in Abhebung von einem traditionellen Modell aussehen könnte.

So wird auf der Ebene der *Zielorientierung* eine Lebensführung, die auf das Überleben und ein anständiges Leben unter Bedingungen normativ definierter Muster ausgerichtet war, abgelöst durch eine Lebensführung, für die die Idee der Selbstverwirklichung und Authentizität bestimmend wird.

Auf der Ebene der *Steuerung* wird eine Lebensführung, die traditional über den gesellschaftlichen Status oder die Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Gruppen, eine Orientierung an kulturellen Selbstverständlichkeiten und eine entsprechend fatalistische Grundeinstellung reguliert war, abgelöst durch eine Lebensführung, die reflexiv über eigene Lebenskonzepte, Selbstvertrauen und Kompetenz gesteuert wird.

Auf der Ebene der *Kontrolle* wird eine Lebensführung, die externer sozialer Kontrolle und entsprechenden Sanktionen unterworfen war, abgelöst durch eine Lebensführung, für die Selbstkontrolle und Selbstdisziplin kennzeichnend ist.

Auf der Ebene der *Handlungsperformanz* wird eine Lebensführung, für die der Typus reaktiven, an wechselnden Ereignissen ausgerichteten Handelns charakteri-

stisch war, abgelöst durch eine Lebensführung, für die strategisches und situatives Handeln funktional ist.

Auf der Ebene von *Handlungsroutinen* wird eine Lebensführung, die über Gewohnheiten und habitualisierte, zyklisch wiederkehrende Handlungsabläufe konstituiert war, abgelöst durch eine Lebensführung, für die Spontaneität und flexibel einsetzbare Konditionalprogramme typisch werden.

Auf der Ebene der *zeitlichen Ordnung* wird eine Lebensführung, die natürlichen Rhythmen und gesellschaftlich institutionalisierten Zeitregimes unterworfen war, abgelöst durch eine Lebensführung, für die die Abwägung der Nutzungsformen von Zeit und ein einsichtiges und gerechtes Verhältnis von Arbeitszeit und Lebenszeit wichtig wird.

Auf der Ebene des *sozialen Raumes* und seiner Nutzung wird eine stationäre und sozialräumlich eng fixierte Lebensführung durch eine mobile und weiträumige abgelöst.

Auf der Ebene der *privaten Beziehungen* wird eine Lebensführung, die über eindeutige Geschlechtsrollenzuschreibungen und entsprechende Formen familiärer Arbeitsteilung fundiert war, abgelöst durch eine Lebensführung, die über das Medium Aushandlung egalitär organisiert wird.

Auf der Ebene der *sozialen Beziehungen* schließlich treten anstelle enger und sozialräumlich fest verankerter verwandtschaftlicher Beziehungen als Ressource und Kontrollinstanz weitverzweigte soziale Netzwerke, die individuell geschaffen und gepflegt werden müssen.

Diese Thesen und die in ihnen enthaltenen historischen Annahmen bilden einen wichtigen perspektivischen Bezugspunkt für die Gruppenbeschreibungen und die in ihnen entwickelten Typen (vgl. Teil II). Freilich liefern unsere empirischen Arbeiten gegenüber solchen *idealtypisch formulierten Erwartungen einer durchgängigen Modernisierung* Befunde, die einen eindeutigen und gleichgerichteten Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Modernisierung und Modernisierung alltäglicher Lebensführung nicht bestätigen. Im Gegenteil: Die Idee der Modernisierung als geradliniger und durchgreifender evolutionärer Prozeß erweist sich als Konstrukt, dem sich die Vielfalt der realen Entwicklungen nicht fügt.

1. So kann unter historischer Perspektive von einem linearen Fortschritt von traditionellen Formen der Lebensführung hin zu modernen keineswegs gesprochen werden. Vielmehr ist für die heutige Situation ein Nebeneinander von traditionellen und von modernen Formen charakteristisch. Dieser Befund läßt sich als historische *Ungleichzeitigkeit* interpre-

tieren (vgl. dazu die Ausführungen zu Paradoxien der Modernisierung in Kap. 12).

2. Ebensowenig ist unter handlungstheoretischer Perspektive ein deutlicher historischer Übergang von einer traditional-situativen zu einer modern-strategischen Handlungssteuerung zu konstatieren. Typisch ist vielmehr nicht nur ein Neben- und Ineinander von situativen und strategischen Elementen in Abhängigkeit von den jeweiligen Optionen und Ressourcen individueller Lebensführung, sondern auch eine neue Art von Situativität, die reflexiv gestaltet und kontrolliert wird. Dieser Befund läßt sich als eine *neue Qualität von handlungsleitender Rationalität* interpretieren, in deren Pragmatik situative, zweckrationale und strategische Elemente in *einem* Kalkül zusammenlaufen (vgl. Kap. 12.3.1).
3. Auch unter der Perspektive der Institutionalisierung entziehen sich die individuellen Arrangements alltäglicher Lebensführung einer eindeutigen historischen Zuordnung. Zwar läßt sich belegen, daß traditionale Formen von Lebensführung in hohem Ausmaß routinisiert und ritualisiert sind und mit rigiden und geschlossenen Rahmenbedingungen korrespondieren. Und ebenso deutlich ist, daß moderne Formen unter dem Imperativ der Selbstverwirklichung ein hohes Maß an Offenheit und spontanem Gestaltungswillen einschließen und mit flexiblen und offenen Rahmenbedingungen korrespondieren. Von grundsätzlicher Bedeutung ist jedoch der allgemeine Befund, daß *jede Form von Lebensführung* als lebenspraktisches Arrangement des Alltagslebens sich durch ein *bestimmtes Maß von interner Institutionalisierung* auszeichnet, und über beides, Improvisation sowie Programme, Routinen und Rituale, als notwendige Elemente verfügt (vgl. Kudera/Voß 1990). Erst die mehr oder weniger dynamische Balance aus beidem erzeugt ein Gleichgewicht und damit Stabilität und Kontinuität in der Lebensführung.
4. Am ehesten ließe sich gerade unter Anknüpfung an die Diskussion eines gesellschaftlichen Wertewandels vermuten, daß bei Formen gemeinsamer Lebensführung, was die Art der Arbeitsteilung anlangt, eine Entwicklung von einer hierarchisch zu einer egalitär fundierten Organisation des Alltagslebens stattfinden müßte. Doch auch hier ist diese Entwicklung als ein Aspekt der *Veränderung des Geschlechterverhältnisses* (vgl. hierzu die grundsätzlichen Ausführungen in Kap. 12.3.3) bisher im wesentlichen *auf der Ebene von Einstellungen* erfolgt, nicht auf der Ebene der realen familialen Arbeitsteilung. Diese ist nach wie vor hochgradig durch eine Doppelbelastung von solchen Frauen bestimmt, die Beruf und Familie miteinander vereinbaren möchten. Zudem entsteht eine zusätzliche Komplikation dadurch, daß eine dem Phänotyp nach traditional erscheinende

Arbeitsteilung als individuelle, funktionale Lösung egalitär ausgehandelt worden sein kann und eine, was die Arbeitsanteile anlangt, modern erscheinende, egalitäre Arbeitsteilung in einem traditionellen Rahmen sich vollziehen kann. Hierin wird deutlich, daß die Lösung aus Traditionen von einem reflexiven Einholen solcher Traditionen begleitet sein kann.

Vor diesem Hintergrund ist die allgemeine Vorstellung von Modernisierung als einem linearen Prozeß der Freisetzung aus traditionellen Bindungen hin zur individuellen Selbstbestimmung, wenn nicht aufzugeben, so doch zumindest zu differenzieren. Denn weder verläuft dieser Prozeß geradlinig im Sinne eines stetigen Fortschritts, noch schließt er für alle die gleichen Chancen und Handlungsspielräume für ein selbstbestimmtes Leben ein. Noch immer spielen neben dem individuellen Lebenskonzept Faktoren wie Alter und Geschlechtszugehörigkeit, Bildung und berufliche Qualifikation, selbständige oder abhängige Erwerbsarbeit, verfügbare Ressourcen und zugeschriebene Obligationen, aber auch solche wie städtischer oder ländlicher Lebenskontext eine entscheidende Rolle. Gerade aus den mit solchen Faktoren und ihren jeweils spezifischen Konfigurationen verbundenen *tatsächlichen Unterschieden von Chancen und Grenzen*, sein Leben nach eigenen Wünschen und Vorstellungen planen und gestalten zu können, entstehen die unterschiedlichen Arrangements von Lebensführung, wie sie ausschnitthaft in den Gruppenbeschreibungen verkörpert und insgesamt für die heutige Situation typisch sind.

Insofern läßt sich generalisierend ein doppelter Befund festhalten, was die Modernisierung von Arrangements alltäglicher Lebensführung heute anlangt: *eine historische Ungleichzeitigkeit und eine soziale Ungleichheit, die aus den individuell zugänglichen Optionen und verfügbaren Ressourcen, Zwängen und Risiken resultieren, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können und zu müssen.*

Genausowenig wie von einer linearen Modernisierung kann von einer fortschreitenden Rationalisierung der Lebensführung die Rede sein, jedenfalls dann nicht, wenn damit die flächendeckende Unterwerfung des privaten Lebens unter den Imperativ zweckrationalen Handelns gemeint ist. Zwar läßt sich durchaus konstatieren, daß in den modernen Lebenskonzepten, die um das Ziel der Selbstverwirklichung als Programm von Biographie und Lebensführung zentriert sind, sich historisch durchsetzt, was Weber „methodische“ Lebensführung nannte, nämlich die Unterordnung des Lebens unter die Tugenden individueller Selbstverantwortung und Selbstdisziplin sowie die Orientierung von Entscheidungen auch am Prinzip der Nutzen-Optimierung. Keineswegs aber hat sich der Typus der Zweckratio-

nalität, von dem unterstellt wird, daß er als zentrales Element der Modernisierung die Bereiche der Ökonomie und Politik beherrscht (vgl. Weber 1972, 1986), als universelles Prinzip der Handlungssteuerung auch im Bereich des privaten Lebens durchgesetzt.

Dieser Bereich privaten Lebens hat sich – historisch betrachtet – als Folge der institutionellen Trennung von Haushalt und Betrieb einerseits, von Öffentlichkeit und Privatleben andererseits, ja gerade als eigenständiger Lebensbereich und als Gegensphäre zu den Bereichen der Ökonomie und Politik etabliert. Dieser abgesonderten Sphäre partnerschaftlichen oder familialen Privatlebens wurden nicht nur die Funktionen der individuellen und gattungsmäßigen Reproduktion zugeordnet, sie wurde auch zum Ort der Befriedigung von elementaren Bedürfnissen und Ansprüchen, von Affekten und Emotionen, von Intimität, Nähe und Distanz und erhielt eine Struktur, in der sich die gesellschaftliche Definition des Geschlechterverhältnisses spiegelt. Dabei haben zweckrationale Abwägungen durchaus ihren Platz und zwar da, wo es um die Ökonomie von Zeit und Geld, von Aufwand und Ertrag, von gegenwärtigem Verzicht und langfristigem Nutzen geht. Ebenso findet sich in steigendem Maße eine auf Effektivität bedachte Durchorganisation von Alltagsabläufen, um mit den gestiegenen Belastungen überhaupt fertig zu werden. Dennoch entziehen sich die individuellen Arrangements alltäglicher Lebensführung als Sphäre des Privaten mehr oder weniger der Logik einer durch und durch rationalisierten Welt. Sie folgen weitgehend einer anderen, eigenen Logik. Ihre Logik ist nicht die der Zweckrationalität, sondern die der Vereinbarkeit von Auseinanderstrebendem und die der Balance von Disparatem, orientiert an der Idee eines individuell gelungenen und sozial akzeptierten Lebens.

Insofern läßt sich, bezogen auf Rationalität im Rahmen von alltäglicher Lebensführung, als Befund festhalten: Mehr Rationalität in der Lebensführung heißt, soweit die entsprechenden Chancen gegeben sind, *nicht durchgängige Rationalisierung im Modus der Zweckrationalität, sondern zunehmende Orientierung an einem umfassenden Begriff von Rationalität, der die Authentizität und Vernünftigkeit von Lebensplänen, individuellen Ansprüchen und Zielen mit optimierenden Strategien ihrer Realisierung reflexiv in Zusammenhang bringt und ausbalanciert.*

#### 11.4 Empirisch rekonstruierte Typen von Arrangements alltäglicher Lebensführung: Balance als Logik und Dynamik

In Ergänzung zur Darstellung des formalen Konzepts in Kapitel 3, bei dem der Systemcharakter von alltäglicher Lebensführung und der Aspekt seiner Hervorbringung im Vordergrund steht, wird bei dem folgenden Vergleich der empirisch rekonstruierten und im Teil II beschriebenen Typen von Arrangements alltäglicher Lebensführung ein dynamischer Aspekt hervorgehoben, der zugleich, wie sich zeigen wird, deren latente Logik bezeichnet. Die von uns empirisch rekonstruierten, typischen Arrangements verdichten begrifflich und entfalten deskriptiv-analytisch jeweils spezifische und in sich kohärente Gesamtkonfigurationen der für das Alltagsleben relevanten Elemente, wie sie von den betroffenen Personen – jenseits ihrer Motive oder Intentionen und in Abhängigkeit von ihren jeweiligen Lebensplänen und Lebensumständen – in ihrem Handeln tagtäglich selbst produziert und integriert, reproduziert und transformiert werden. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese von uns typisierten Arrangements alltäglicher Lebensführung selbst bereits Konstruktionen verkörpern, und zwar individuelle Konstruktionen lebenspraktischer Art. Entscheidendes Kriterium für die Nützlichkeit und Brauchbarkeit solcher lebensweltlicher Konstruktionen ist, ob und wie weit sie individuell ein gelungenes Leben ermöglichen.

Mit dieser normativen Bestimmung eines „gelungenen“ Lebens, die in den Gruppenbeschreibungen immer wieder verwendet wird, stoßen wir auf eine Schwierigkeit, die das Verhältnis der lebenspraktischen Konstruktionen alltäglicher Lebensführung und unsere rekonstruierten Typen betrifft. Was die Kategorie des *Gelingens* anlangt, gibt es nämlich sowohl die Perspektive der jeweils Betroffenen und deren Selbstdeutung als auch die Perspektive des interpretierenden und bewertenden Forschers. Beides muß nicht deckungsgleich sein, sollte aber doch reflexiv aufeinander bezogen werden, um ein mögliches verbindendes Element zu finden. Ein solches verbindendes Element können wir durch folgende Argumentation herstellen. Empirisch drückt sich das *Gelingen* oder *Nichtgelingen* individuellen Lebens letztlich im Ausmaß der subjektiven *Zufriedenheit* oder *Unzufriedenheit* aus, wie es in entsprechenden Bilanzierungen seinen Niederschlag findet. *Zufriedenheit* und *Unzufriedenheit* wiederum hängen damit zusammen, wie weit es individuell glückt, ein für wünschenswert, richtig und verbindlich gehaltenes Lebenskonzept unter den jeweils gegebenen Lebensumständen in einem *funktionsierenden Arrangement* alltäglicher Lebensführung zu realisieren. Gerade die Grundlagen und Grenzen der *Funktionsfähigkeit* von Arrangements

alltäglicher Lebensführung sind aber Gegenstand unserer typisierenden Beschreibungen, wie sie im Teil II vorliegen. Insofern repräsentieren subjektive Zufriedenheit und objektive Funktionsfähigkeit das verbindende sachliche Element zwischen den typisierten szientifischen und den individuellen lebenspraktischen Konstruktionen von Arrangements alltäglicher Lebensführung. Das ließe sich auch so formulieren: Ein funktionierendes Arrangement alltäglicher Lebensführung ist eine, aber nicht unbedingt hinreichende Bedingung für subjektive Zufriedenheit. Subjektive Zufriedenheit wiederum ist nicht notwendig, aber doch wahrscheinlich Ausdruck eines funktionierenden Arrangements alltäglicher Lebensführung.

Nun stehen Lebenskonzepte als individuelle Konstruktionspläne eines gewünschten und erwünschten Lebens sowie individuell verfügbare Optionen und Ressourcen, Verpflichtungen und Risiken in einem engen Zusammenhang. Sowohl die nach dem Grad ihrer Selbstverständlichkeit oder Reflexivität verschiedenen *Lebenskonzepte*, die nach Art und Ausmaß individuell zugänglichen *Orientierungs- und Handlungsalternativen* und *Ressourcen* als auch das individuell jeweils unterschiedlich ausgeprägte *Sicherheitsbedürfnis* fungieren als zentrale Bedingungen möglicher unterschiedlicher Arrangements alltäglicher Lebensführung. Und gerade individuelle Risikobereitschaft oder individuelles Sicherheitsbedürfnis bestimmen – wie sich empirisch zeigt – wesentlich jene Kalküle, in denen Lebenskonzepte, zugängliche Optionen und verfügbare Ressourcen aufeinander bezogen und praktisch umgesetzt werden. Deshalb ist hier auch der Ort für eine relativierende Bemerkung. Auch wenn moderne Gesellschaften als „Optionsgesellschaften“ (Klages 1993) oder gar „Multioptionsgesellschaften“ (Gross 1994) charakterisiert werden und damit metaphorisch zugespitzt ausgedrückt werden soll, daß sich im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung strukturell die Optionshorizonte prinzipiell in ungeheurem Ausmaß erweitert hätten, so sind weder die individuell zugänglichen Optionen für alle gleich, noch ist jedes Individuum gleich fähig und in der Lage, sie zu nutzen. Das hängt nicht nur von verfügbaren biographischen Ressourcen ab. Vielmehr sind Anforderungen und Belastungen, Optionen, Ressourcen und Risiken auf der Ebene des Alltagshandelns auch nach wie vor nach gesellschaftlich definierten Kriterien verteilt. Sie hängen immer noch ab einerseits von der sozialen Herkunft und dem sozialen Status, von der Ausbildung und Qualifikation, vom Alter und Geschlecht, vom Charakter und den Kompetenzen der Personen, ebenso von der Lebensphase, in der sie sich befinden und von der Lebensform, zu der sie sich entschlossen haben. Sie hängen andererseits ab von gesellschaftlichen Normierungen und sozialstrukturellen Rahmenbedingungen, soweit sie jeweils individuell wirksam werden und in das Alltagsleben ein-

greifen, nämlich von Infrastruktur und Arbeitsmarkt, von Arbeitsplatz und Zeitregimes, von sozialem Umfeld und sozialen Beziehungen, von an Lebenskontexte gebundenen Konventionen und Moralien, von tradierten Normalitätsvorstellungen und Standards.

Gleichwie individuelle Lebenskonzepte beschaffen sind – ob sie eher als moderne Version auf dem Prinzip der Selbstverwirklichung und einer entsprechenden Offenheit individueller Gestaltung basieren oder auf tradierten, institutionalisierten und kulturell fixierten Rollen und entsprechenden Mustern, wie ein normales und anständiges Leben auszusehen habe – das *elementare Problem* bei der praktischen Umsetzung *jedes* solchen Lebenskonzeptes besteht darin, sowohl die disparaten und oft miteinander konkurrierenden Anforderungen und Verpflichtungen, Handlungsbereiche und Handlungsabläufe eines sozial, kulturell und ökonomisch präformierten Alltagslebens als auch die individuellen Lebenspläne, die entsprechenden Kalküle und Praktiken, Wünsche und Erwartungen mit den jeweils gegebenen Notwendigkeiten und Optionen auf relativ dauerhafte Weise zu vereinbaren. Mit anderen Worten: Das elementare Problem von alltäglicher Lebensführung besteht in der Vereinbarkeit dessen, was man *selber möchte* mit dem, was von einem *erwartet* oder einem *zugemutet wird*; mit dem, was – gemessen an bestimmten Standards – *notwendig ist* und schließlich mit dem, was einem selbst *möglich ist*. Es liegt auf der Hand, daß dies alles nicht von selbst zur Deckung kommt. Vielmehr muß es als eigenständige individuelle Leistung immer wieder aufs neue abgeglichen und austariert werden und bündelt sich in den individuellen Arrangements alltäglicher Lebensführung in jeweils spezifischen Konfigurationen. Insofern ist Lebensführung nicht nur der Ort, an dem alles, was für die individuelle Existenz von Bedeutung ist, zusammen trifft, sie ist auch der Ort, an dem alles miteinander sinnhaft und sinnvoll vereinbart und ausbalanciert wird. Die Art und Weise, wie dies geschieht, wie die vielfältigen und zum Teil widersprüchlichen Elemente, die das Alltagsleben ausmachen, im einzelnen aufgeordnet, integriert und ausbalanciert werden, ist nicht nur Kern der Typik der Arrangements alltäglicher Lebensführung, sondern umreißt zugleich auch deren Logik und Dynamik. *Die Logik der typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung besteht in der Integration und Balance von Auseinanderstrebendem – die Dynamik besteht in der permanenten Notwendigkeit, eine solche Balance herzustellen.*

Insofern repräsentieren die Typen von alltäglicher Lebensführung selber charakteristische Formen von Balancen, die – besser oder schlechter – mehr oder weniger dauerhaft funktionieren. Solche Balancen können, wie unsere Gruppenbeschreibungen zeigen, statisch oder dynamisch, starr oder elastisch, repetitiv oder innovativ, institutionalisiert oder situativ, komplex

oder einfach, voller Reibungen oder harmonisch, konsistent oder widersprüchlich, kohärent oder fragmentiert, stabil oder prekär sein. Auf jeden Fall aber ist die Art der Balance ein entscheidendes Kriterium für die jeweilige Form des Arrangements alltäglicher Lebensführung. Kann eine solche wie immer geartete Balance nicht aufrechterhalten werden, zerfällt das Arrangement, entsteht ein Bruch in der bisherigen Lebensführung. Ob und wie weit auf neuer Grundlage ein anderes Arrangement mit einem entsprechenden, veränderten Gleichgewicht gefunden werden kann, hängt erneut vom Lebenskonzept, möglichen Modifikationen von Ansprüchen, Erwartungen und Kalkülen sowie vom aktuellen Stand zugänglicher Optionen und verfügbarer Ressourcen ab.

#### 11.4.1 Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung als Balance von Lebenskonzepten, Lebensbereichen, Optionen, Ressourcen und Risiken

Ziel der folgenden Darstellung ist es, die von uns im Rahmen der Gruppenbeschreibungen typisierten Arrangements von alltäglicher Lebensführung gemäß der oben entwickelten Logik von Kompatibilität, Integration und Balance unter der Perspektive zu reformulieren, welche Lebenskonzepte auf Basis welcher Ressourcen mit welchen Optionen, Verpflichtungen und Risiken in welchen Lebensbereichen vereinbart, integriert und austariert werden müssen. Dabei wird von folgenden analytischen Unterscheidungen ausgegangen:

*Lebenskonzepte* – hier gleichsinnig mit andernorts gebräuchlichen Kategorien wie Lebensentwurf oder Lebensplan verwendet – können um Authentizität oder Konventionalität zentriert, differenziert oder einfach gestrickt, kohärent oder in sich widersprüchlich sein und auf realistischen oder illusionären Kalkülen aufbauen. Unter modernisierungstheoretischer Perspektive lassen sie sich idealiter danach unterscheiden, ob für sie Selbstverwirklichung als individuelles Programm oder die Umsetzung von konventionellen Lebensmustern konstitutiv sind, die sich aus bestimmten Traditionen oder aus der Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen speisen. Diese Unterscheidung läuft auf eine Kontrastierung von modernen und traditionellen Lebenskonzepten hinaus. Sie schließt die normative Vorstellung ein, daß es bei modernen Lebenskonzepten darum geht, auf der Grundlage eines individuellen Lebensentwurfs sich selbst im Lebensverlauf und im Alltagsleben als unverwechselbare und einzigartige Person zu konstituieren und durch alle Chancen und Widrigkeiten hindurch zu entfalten. Bei traditionellen Formen geht es hingegen darum, an Rollenvorschriften

orientiert seinen Platz im Leben zu finden oder einen bestimmten gesellschaftlichen Status zu erreichen und abzusichern, um in einer entsprechenden Lebensführung die eigenen Ansprüche an ein gelungenes Leben und die allgemeinen Erwartungen an ein sozial akzeptiertes Leben im gegebenen Rahmen relativ gesichert und kontinuierlich befriedigen zu können. Selbstverwirklichung, Authentizität und Reflexivität oder Adaptation normativ verbindlicher Muster, rollenkonformes Verhalten und Pflichterfüllung bezeichnen also die Pole von Lebenskonzepten zwischen Modernität und Traditionalität und verkörpern damit eine zentrale Bedingung von Mustern alltäglicher Lebensführung.

Individuell zugängliche *Optionen* lassen sich demgegenüber – in Verbindung mit dem komplementären Aspekt verfügbarer Ressourcen – nach dem Ausmaß ihrer Offenheit oder Geschlossenheit unterscheiden. Bei dieser Unterscheidung ist zweierlei im Auge zu behalten. Zum einen darf das Verhältnis von Offenheit und Geschlossenheit nicht als ein starres gedacht werden. Es ist vielmehr dialektisch insofern, als Offenheit immer Prozesse der Schließung involviert und Geschlossenheit immer auch Prozesse der Öffnung erfordert. Zum anderen enthalten Offenheit und Geschlossenheit – jenseits der ubiquitären Bedrohungen einer „Risikogesellschaft“ – ihre jeweils eigenen *Risiken*. So bedeutet Offenheit multiple Horizonte und individuelle Freiheitsspielräume, Herausforderungen und individuelle Gestaltbarkeit, immer aber auch das Risiko von Unsicherheit und Orientierungslosigkeit, Realisierungsdruck und Selbstüberforderung durch nicht verkräftbare Kontingenz. Geschlossenheit dagegen bedeutet Überschaubarkeit und repetitive Abläufe, Verhaltensgewißheit und Überraschungsfreiheit, aber immer auch das Risiko von Zwanghaftigkeit, Erstarrung und nicht aufzufangenden Zusammenbrüchen durch unvorhersehbare Ereignisse. Offenheit oder Geschlossenheit als Optionshorizont und die jeweils korrespondierenden Risiken verkörpern damit weitere zentrale Bedingungen von Arrangements alltäglicher Lebensführung.

Offenheit steht freilich in einem Spannungsverhältnis zu auferlegten oder freiwillig auf sich genommenen *Verpflichtungen*, Risiken hingegen stehen in einem Spannungsverhältnis zum individuell unterschiedlich ausgeprägten Bedürfnis nach Sicherheit, Stabilität und Ordnung. Verpflichtungen bedeuten eine Reduktion von Offenheit, Sicherheit bedeutet eine Reduktion von Risiken. Das Verhältnis von Offenheit und Obligationen markiert damit den Möglichkeitsraum von Lebensführung, das Verhältnis von Risikobereitschaft und Sicherheitsstreben hingegen markiert eine strategische Dynamik von Lebensführung zwischen Offensivität und Defensivität.

*Lebensbereiche* schließlich sind auf gesellschaftlich ausdifferenzierte und institutionalisierte Handlungssysteme bezogen und lassen sich danach unterscheiden, ob sie dem System der Erwerbsarbeit, dem System kultureller und politischer Öffentlichkeit oder dem komplementären System der Privatsphäre zuzuordnen sind. Sie gehen in diesen Systemen freilich nicht umstandlos auf. Denn die Arrangements alltäglicher Lebensführung gehorchen gerade einer anderen Logik als der einer institutionellen Trennung, ihre Logik ist eine der Integration der gesellschaftlich ausdifferenzierten Handlungssysteme im Medium alltäglichen Handelns. Dennoch gibt es eine Binnendifferenzierung solcher Arrangements, die in ihren „klassischen“ Bereichen Beruf, Familie und Freizeit die institutionellen Handlungssysteme widerspiegelt, allerdings in der Perspektive der individuellen Beziehung auf diese Systeme und in der ihrer spezifischen Nutzung. Der Beruf hat einen zentralen Stellenwert insofern, als er im Rahmen einer marktförmig regulierten Gesellschaft individuell die ökonomische Unabhängigkeit und materielle Existenzgrundlage sichern hilft und gleichzeitig gesellschaftlichen Status und soziale Identität verleiht. Der Familie kommt eine vergleichbare Bedeutung zu, da sie als gesellschaftliche Basisinstitution nach wie vor die dominante Form privaten Zusammenlebens und generativer Reproduktion repräsentiert. Die Freizeit schließlich fungiert als Reservat, in dem der individuellen Rekreation, der Befriedigung idiosynkratischer Bedürfnisse und der Verfolgung privater oder öffentlich artikulierter Interessen nachgegangen werden kann. Diese Lebensbereiche umreißen jeweils spezifische Aktionsräume mit eigener Handlungslogik und Anforderungsstruktur und bilden in ihrem jeweiligen Verhältnis den allgemeinen Rahmen von Lebensführung. Dennoch gibt es wichtige Unterschiede insofern, als beispielsweise die privatistisch organisierten Arrangements der Arbeiter und Verkäuferinnen den Bereich der politischen Öffentlichkeit ausklammern und sich auf den der kulturellen Öffentlichkeit nur soweit beziehen, als er infrastrukturell überhaupt verfügbar ist. Bei den Journalistinnen und Journalisten dagegen ist eine scharfe Trennung zwischen Beruf, Öffentlichkeit und Freizeit nicht möglich, da von ihnen öffentliche Funktionen sowohl im Rahmen beruflicher Tätigkeit als auch im Rahmen verfügbarer Freizeit wahrgenommen werden. Dennoch gilt auch für diese beiden Gruppen, daß sie berufliche und familiäre Anforderungen und eine wie immer genutzte Freizeit ausbalancieren müssen.

Die hier vorgenommenen begrifflich-analytischen Unterscheidungen sowohl von Lebenskonzepten und Lebensbereichen, von Optionen, Ressourcen und Obligationen, von Risikobereitschaft und Sicherheitsbedürfnis sind zunächst einmal abstrakt und provozieren zu der Frage, wozu sie eigentlich gut sind. Die Antwort ist: Die Unterscheidungen ermöglichen es zum einen,

die von uns unter unterschiedlichen Perspektiven vorgenommenen Typisierungen *ex post* zu systematisieren, aufeinander zu beziehen und die generativen Prinzipien der Typenbildung herauszuarbeiten. Sie ermöglichen es zum anderen, die von uns typisierten Arrangements von alltäglicher Lebensführung entsprechend ihrer Logik als jeweils spezifische Balance von Lebenskonzepten und Lebensbereichen sowie von Optionen, Obligationen und Risiken in einem eigenen Schritt der Generalisierung zu rekonstruieren und zu verorten. Gerade dieser Schritt ist insofern von Bedeutung, als damit deutlich gemacht werden kann, daß die in den verschiedenen Arrangements repräsentierten Balancen als deren Logik und Dynamik nicht nur das Problem von Lebensführung, sondern zugleich auch dessen Lösung verkörpern.

Das folgende Resümee eines Vergleichs unserer Gruppenbeschreibungen zeigt als kleinsten gemeinsamen Nenner:

1. Als Grundlage von jedem Arrangement alltäglicher Lebensführung fungiert ein Lebenskonzept, das zwischen Traditionalität und Modernität, zwischen Statussicherung und Selbstverwirklichung, zwischen Pflichterfüllung und Neigung zu verorten ist.
2. In jedem Arrangement alltäglicher Lebensführung müssen drei Lebensbereiche mit je eigener Anforderungsstruktur und Handlungslogik vereinbart werden, nämlich Beruf als abhängige oder selbständige Erwerbstätigkeit, private Beziehungen, seien sie familial oder partnerschaftlich organisiert, und schließlich Freizeit als individuell verfügbare Zeit. Diese Bereiche haben nicht für alle Personen die gleiche Priorität und sind nicht allen gleich zugänglich; sie können einen jeweils sehr unterschiedlichen Grad an Komplexität und unterschiedliche Nutzungsniveaus aufweisen; sie können fragmentiert sein oder ineinander übergehen; auf jeden Fall aber müssen sie immer irgendwie aufeinander bezogen, vereinbart und integriert werden. Das Medium, in dem diese Balance ihren Ausdruck findet, ist eine personale oder interpersonelle Arbeitsteilung als System von Zuständigkeiten, Rechten und Pflichten und als sachliche und zeitliche Ordnung von konkreten Aufgaben.
3. Jedes Arrangement alltäglicher Lebensführung verkörpert ein multiples Spannungsverhältnis, das sich auf verschiedenen Ebenen aufbaut und sowohl in seinen Teilen als auch als Ganzes ausbalanciert werden muß. Auf der Ebene individuell zugänglicher Optionen, die ihr Maß in Orientierungs- und Handlungsalternativen sowie in verfügbaren Ressourcen haben, resultiert diese Spannung aus dem Verhältnis von Offenheit und Geschlossenheit. Auf der Ebene individueller Freiheitsspielräume entsteht diese Spannung aus dem Verhältnis von subjektiven Bedürfnissen und

Ansprüchen sowie von auferlegten oder eingegangenen Verpflichtungen. Auf der Ebene individueller Triebkräfte schließlich entwickelt sich diese Spannung aus dem Verhältnis von Risikobereitschaft und dem Bedürfnis nach Sicherheit, Ordnung und Stabilität. Funktionierende Arrangements alltäglicher Lebensführung repräsentieren eine Balance aus all diesen Elementen.

Unter der Perspektive der Traditionalität oder Modernität des Lebenskonzepts, der jeweiligen Optionshorizonte, des individuellen Sicherheitsbedürfnisses sowie der Regulierung der Zuständigkeiten repräsentieren die Arrangements alltäglicher Lebensführung der Ordensschwwestern, der Verkäuferinnen und der Schichtarbeiter aus Niederbayern sowie – mit gewissen, durch eine höhere Qualifikation und den eher großstädtischen Arbeits- und Lebenskontext bedingten Modifikationen – die der Facharbeiter des Konzerns „G“ auf der einen Seite, die der großstädtisch situierten Journalistinnen und Journalisten auf der anderen Seite klar konturierte und hochkontrastive Extreme. Besonders auffällig ist dabei die Komplementarität von Geschlossenheit der Konstruktion alltäglicher Lebensführung und engem Optionshorizont bei den Ordensschwwestern, den Verkäuferinnen und den Arbeitern, die Komplementarität von programmatischer Offenheit der Lebensführung und weitem Optionshorizont bei den Journalistinnen und Journalisten. Die Arrangements der Altenpflegerinnen und Altenpfleger, der Angestellten des Konzerns „G“ und der Operatoren lassen sich im Spektrum zwischen den beiden Extremen einordnen. Im folgenden Schema (Tabelle 10) wird eine Zuordnung der in Teil II entwickelten Typen alltäglicher Lebensführung zu den Dimensionen Lebenskonzept, Optionshorizont, Sicherheitsbedürfnis und System der Zuständigkeiten als Vorbereitung für einen systematischen Vergleich vorgenommen, der in 11.4.2 bis 11.4.6 durchgeführt wird. Sie vermitteln unvermeidlich das Bild einer Eindeutigkeit, die in der sozialen Wirklichkeit so natürlich nicht gegeben ist. Diese ist unübersichtlicher, komplizierter und widersprüchlicher als ihre systematisierten Typisierungen – aber das gilt für alle Typisierungen, die stets ein Moment von Zwang gegenüber dem darunter Gefassten einschließen.

#### 11.4.2 Individualisierung als Lebensprogramm: Selbstvertrauen und Selbstdisziplin als Basis für Offenheit

Charakteristisch für die Journalistinnen und Journalisten insgesamt ist ein modernes Lebenskonzept, das auf unbedingte Selbstverwirklichung ausgerichtet ist. Eine entsprechende Entfaltung der eigenen Persönlichkeit wird gesucht sowohl im beruflichen als auch im privaten Bereich. Eine Balance

zwischen den unterschiedlichen Anforderungen und Erwartungen dieser beiden Bereiche erfolgt durch Segmentierung oder Integration, jeweils abgesichert durch ein System von Zuständigkeiten, in dem sich trotz egalitärer Programmatik immer noch – wenn auch gebrochen – das traditionale Geschlechterverhältnis spiegelt: Männer haben es leichter, ihre Ansprüche an berufliche Autonomie und Ungestörtheit gegenüber ihren Frauen durchzusetzen, während es bei Frauen immer noch erheblicher Anstrengungen bedarf, sich entsprechende Freiräume gegenüber ihren Männern zu verschaffen. Prototypisch ist die Bedeutung der Kategorie *Offenheit*. Offenheit umschreibt für Journalistinnen und Journalisten nicht nur den Optionshorizont, also die ihnen zugänglichen vielfältigen Orientierungs- und Handlungsalternativen sowie die damit verbundenen wenig vorstrukturierten Arbeits- und Lebensbedingungen, sondern ist auch für die Form ihres Denkens und Handelns von programmatischer Bedeutung. Offenheit ist für sie Lebensprogramm, Lebensbedingung und Problem zugleich. So erweisen sich die rekonstruierten Typen der Lebensführung von Journalistinnen und Journalisten mit ihrer jeweils spezifischen Balance als Ausdruck von Graden der Schließung von Offenheit und der Reduktion von Risiken durch Planung und Kontrolle. Der Typus *Kontrolle* repräsentiert die rigideste Form der Schließung von Offenheit durch die Etablierung und Institutionalisierung eines individuellen Ordnungssystems, das alle Lebensbereiche umfaßt und sie den Prinzipien von zweckrationaler Planung und Kontrolle unterwirft. Mit der Etablierung dieses Ordnungssystems wird zugleich Stabilität und Kontinuität als Moment von Sicherheit gegen das Risiko diffuser Kontingenz erzeugt. Der Typus *Disziplin* ist nicht nur weniger rigide und umfassend, was Planung und Kontrolle anlangt, sondern substituiert das individuelle Ordnungssystem partiell durch Selbstdisziplin, ersetzt also auf Basis einer höheren Risikobereitschaft externalisierte Kontrolle durch interne Kontrolle. Für den Typus *Vertrauen* dagegen ist der weitgehende Verzicht auf Schließung von Offenheit explizites Programm: Gestaltung geschieht weitgehend durch Abwahl negativ eingeschätzter Optionen, Planung und Kontrolle treten zugunsten der Möglichkeit, situativ zu handeln, in den Hintergrund. Die Situativität des Handelns wiederum stützt sich auf ein hohes Maß von Risikobereitschaft sowie auf das Vertrauen in die eigene, durch Erfolg bestätigte Kompetenz und die Verlässlichkeit der Partner sowie in die Funktionstüchtigkeit gesellschaftlich institutionalisierter Expertensysteme (im gewissen Sinne eine säkularisierte Parallele zu dem Fatalismus der Arbeiter), denen die Bewältigung globaler Risiken zugetraut wird. Der Typus *Akrobatik* schließlich verkörpert die chronische Prekarität einer Balance von Offenheit und Geschlossenheit, von Kontrolle und Vertrauen,



Tab. 10: Zuordnung von Typen und Dimensionen

Dimensionen		Lebenskonzept		Optionshorizont		Sicherheitsbedürfnis		System der Zuständigkeiten	
Gruppen	Typen	Rolle / Status	Selbstverwirklichung	eng	weit	Sicherheit	Risiko	traditional	ausgehandelt
JournalistInnen	Kontrolle		•		•	•			•
	Disziplin		•		•		•		•
	Akrobatik		•		•		•		•
	Vertrauen		•		•		•		•
Altenpflegekräfte	Ordensschwester	•		•		•		•	
	berufszentr. Routine	•		•		•			
	familienzentr. Routine	•		•		•		•	
	erlebnisorient. Situat. v. t. v. t.		•		•		•		•
	wertorientierte Planung		•		•		•		•

Dimensionen		Lebenskonzept		Optionshorizont		Sicherheitsbedürfnis		System der Zuständigkeiten	
Gruppen	Typen	Rolle / Status	Selbstverwirklichung	eng	weit	Sicherheit	Risiko	traditional	ausgehandelt
Schichtarbeiter	Ländl. Lebenskunst	•		•		•		•	
Verkäuferinnen	geschickter Ausgleich	•		•		•		•	
	resignatives Ausharren	•		•		•		•	
	reflex. Neuanagement	•		•		•			•
FacharbeiterInnen und Angestellte	Arbeiter	•		•		•		•	
	offensive Karriere	•		•		•		•	
	gebremste Karriere	•		•		•		•	
OperatorInnen	Aufstieg nach Plan	•		•			•		•
	Drauflosleben u. Spaß haben		•		•	•			•
	job and life enrichment		•		•		•		•

von Sicherheitsstreben und Risikobereitschaft. Akrobatik als typisches Arrangement ist das Reversbild von institutionalisierter Ambivalenz und Niederschlag der Unwilligkeit oder Unfähigkeit, selbst Prioritäten zu setzen oder Entscheidungen zu treffen, die nicht im nächsten Moment bereits wieder zur Disposition stehen. Diese Ambivalenz transformiert Reflexivität in Skrupelhaftigkeit, Aushandlung zum Dauerdiskurs und macht das Handeln reaktiv, mehr von Bedingungen und Ereignissen getrieben als von der Person selbst gesteuert. Wenn dieses Arrangement dennoch funktioniert, dann liegt es daran, daß die Personen im entscheidenden Moment doch immer wieder in der Lage sind, ihren Alltag, wenn auch mit Verrenkungen, auf die Reihe zu bringen.

### 11.4.3 Traditionelle Rollen von Mann und Frau: Arbeit und Pflichterfüllung als Pole von Geschlossenheit

Im Kontrast dazu sind die Lebenskonzepte der Verkäuferinnen und der Arbeiter an traditionellen Rollen und entsprechenden, in der ländlichen Region über Generationen hinweg tradierten Arbeits- und Lebensmustern ausgerichtet. Das der Ordensschwester kann demgegenüber als vormodern insofern charakterisiert werden, als es einer spezifisch kirchlichen Tradition zuzuordnen ist, deren Anfänge im Mittelalter zu suchen sind. Für die entsprechenden Arrangements alltäglicher Lebensführung sowohl von Arbeitern als auch von Verkäuferinnen und Ordensschwestern ist die Kategorie *Geschlossenheit* konstitutiv. Der Typus *Ordensschwester* verkörpert dabei eine Ausnahme in doppelter Hinsicht. Nicht nur handelt es sich dabei um ein Arrangement alltäglicher Lebensführung, dessen Konstruktion bis ins Detail durch die Vorschriften des Ordens vorgegeben ist, selbstverständlich nachvollzogen werden muß und durch fraglose Gewißheiten, eindeutige Regeln und umfassende Routinen bestimmt ist. Es ist auch insofern eine Ausnahme, als das Lebenskonzept, das diesem Typus zugrundeliegt, auf den Prinzipien der Selbstverleugnung und permanenten Verfügbarkeit aufbaut und das ganze Leben als Einheit und als Dienst an Gott und an den Menschen definiert. Eine Trennung von Beruf und Privatleben ist deshalb von vorneherein nicht vorgesehen. Damit entfällt die Notwendigkeit einer für familial oder partnerschaftlich organisierte Lebensformen typischen und unabdingbaren Balance von Erwerbstätigkeit, Familie und Freizeit. Die zentrale und für die künftige Lebensführung folgenreiche Lebensentscheidung fiel mit dem Eintritt in den Orden, und diese Entscheidung bedeutet eine fast totale Schliessung individuell verfügbarer Optionen und eine ebenso fast totale Entlastung von entsprechenden biographisch relevanten Entscheidungen.

Darüber hinaus sind die sozialen Lebensrisiken und entsprechenden Sorgen um die Zukunft einerseits durch den Glauben, andererseits durch die Institution des Ordens aufgefangen, der für umfassende Sicherheit sorgt. Wenn deshalb beim Typus *Ordensschwester* dennoch von einer Balance der Lebensführung gesprochen werden kann, dann ist diese eher psychologischer Art. Sie besteht darin, die vordefinierte und vorprogrammierte Einheit des Lebens Tag für Tag und Nacht für Nacht praktisch zu vollziehen und sich regende individuelle Ansprüche zu unterdrücken.

Die Lebenskonzepte und Arrangements alltäglicher Lebensführung der Verkäuferinnen auf der einen Seite, der Schichtarbeitern aus Niederbayern und der Facharbeiter aus dem Konzern „G“ auf der anderen Seite, sind dagegen als Pendants zu sehen. Sie verkörpern gewissermaßen zwei Seiten ein und derselben Sache, nämlich die Lebensführung einer bestimmten sozialen Gruppe mit relativ geringer beruflicher Qualifikation im ländlichen Lebenskontext. Die Verkäuferinnen repräsentieren dabei den weiblichen, die Arbeiter den männlichen Part. Charakteristisch für beide ist die enge Korrespondenz eines knapp bemessenen Optionshorizonts, der aus sozialer Herkunft und Ausbildung, regionalem Arbeitsmarkt und ländlicher Infrastruktur resultiert, mit einem ausgeprägten Sicherheitsbedürfnis als Antwort auf die erfahrene Kontingenz des individuellen Schicksals. Darüber hinaus ist beiden Parts gemeinsam die Orientierung des Lebenskonzepts an traditionellen Rollenzuschreibungen, die um Arbeit und Pflichterfüllung zentriert sind, einen bestimmten gesellschaftlichen Status definieren und ein entsprechendes familial organisiertes Privatleben als normale Lebensform einschließen. Die Rollenverteilung ordnet dem Mann die Rolle des Hauptnährers, also die Pflicht der ökonomischen Absicherung durch Erwerbsarbeit und den Bau eines eigenen Haus zu, während der Frau die Rolle der Hausfrau zufällt, die sich um Haushalt, „Betriebsklima“ und Kinderbetreuung zu kümmern hat. Das bedeutet faktisch für den Mann, berufliche Anforderungen, sehr begrenzte familiäre Ansprüche und autonome Freizeitgestaltung miteinander zu vereinbaren, es bedeutet für die Frau, die gesamten familialen Anforderungen einschließlich wirtschaftlicher Haushaltsführung und Gefühlsarbeit, sehr begrenzte berufliche Ambitionen und allenfalls abgeleitete oder herausgeschundene, sehr eingeschränkte Möglichkeiten frei verfügbarer oder zumindest von den familialen Pflichten abgekoppelter eigener Zeit zu vereinbaren. Den Männern gelingt eine entsprechende Balance auf der Basis ihrer nicht in Frage gestellten, von den Frauen gestützten und alltagsorganisatorisch abgesicherten Rolle, den Frauen auf der Basis ihrer zentralen Orientierung an der Maxime der „Sorge für andere“, einer entsprechenden ubiquitären Verfügbarkeit und Belastbarkeit sowie der Habitualisierung

einer Vielzahl von Alltagsroutinen. Ihren institutionellen Niederschlag findet diese Rollenverteilung in einem consensuell geteilten, festen, fraglosen und eindeutigen System von Zuständigkeiten, Rechten und Pflichten, dem hochroutinisierte, überschaubare und zyklisch sich wiederholende Abläufe korrespondieren. Die Geschlossenheit dieses Systems erzeugt interne Stabilität, Überschaubarkeit und Verhaltensgewißheit und reduziert Risiken, die aus Reflexivität und permanentem Aushandlungsbedarf entstehen können. Das Risiko hingegen, das aus seiner Starrheit resultiert, wird durch den Elastizitätspuffer des wechselseitigen „Zusammenhelfens“ und durch Situativität des Handelns kompensiert. Dieses situative Handeln wiederum entspringt einer Erfahrung von Nicht-Vorhersehbarkeit, die ohnehin alle Planungen über den Haufen wirft, einer Einstellung, die Dinge so zu nehmen, wie sie kommen, und einem Fatalismus, dessen Minimalerwartung darin besteht, daß es schon nicht so schlimm kommen werde.

Auch wenn dieses typische, zwei komplementäre Rollen umfassende Arrangement – als Modell zumindest – weniger wie eine immer wieder herzustellende Balance als wie eine prästabilisierte Harmonie erscheint, in seiner faktischen Umsetzung kann es funktionieren oder zur aufreibenden Dauerbelastung geraten. Bei den Männern hängt das damit zusammen, inwieweit sie den Verpflichtungen ihrer Rolle nachkommen und sich als unangefochtene Autorität für praktische Probleme behaupten und für ökonomische Sorgen sorgen können, bei den Frauen davon, inwieweit es ihnen gelingt, durch organisatorisches Geschick, individuelle Belastbarkeit und Zurücknahme persönlicher Ansprüche das Arrangement insgesamt am Laufen zu halten. Dies zeigt sich bei den Verkäuferinnen am Typus *geschicktes Ausgleichen* als einer gelungenen Balance, am Typus *resignatives Ausharren* als prekärer Balance, in der Geschlossenheit zum unentrinnbaren Schicksal wird. Darin ist dieser Typus im übrigen mit dem der *Akrobatik* bei den Medienschaffenden vergleichbar, der ebenfalls eine strukturell prekäre Balance repräsentiert, nur, daß bei ihm Offenheit als habitualisierte Ambivalenz eine permanente Selbstüberforderung produziert. Der Typus *reflexives Neuarrangieren*, der ebenfalls am Beispiel von Verkäuferinnen entwickelt wurde, fällt aus der Systematik der Darstellung insofern heraus, als dieser Typus – methodisch bedingt durch die Festlegung auf intakte familiäre oder partnerschaftliche Arrangements – als einziger und gewissermaßen als „Ausrutscher“ steht für eine Dynamik der Öffnung von Optionen und Lebensplänen, die durch einen kurz zuvor erfolgten, für die Lebensführung folgenreichen biographischen Einschnitt, bedingt ist. Er markiert einen Übergang vom geschlossenen traditionellen Modell zu einem neuen, für das eine

veränderte Balance zwischen reflexiv modifizierter traditioneller Rolle und erweiterten Ansprüchen an ein Stück eigenes Leben charakteristisch ist.

Mit den typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung der Verkäuferinnen in ihren drei Varianten in vieler Hinsicht vergleichbar sind zwei typische Muster, die sich bei den Altenpflegerinnen finden, nämlich der Typus *berufszentrierte Routinisierung* und der Typus *familienzentrierte Routinisierung*. Beide Typen beruhen auf einem Lebenskonzept, das ebenfalls um ein wesentliches Element der traditionellen Rollendefinition der Frau zentriert ist. Dieses Element besteht aus der „Sorge für andere“ als handlungsleitender Orientierung und einer dieser untergeordneten prinzipiellen Verfügbarkeit und Belastbarkeit als universeller Verpflichtung. Beide Typen repräsentieren jeweils spezifische Balancen von Beruf und Familie vor dem Hintergrund einer Erwerbstätigkeit, deren Anforderungen im wesentlichen auf „weibliche“ Eigenschaften bzw. Kompetenzen zurückgreifen. Im ersten Fall steht der Beruf im Mittelpunkt des entsprechenden Arrangements, im zweiten Fall die Familie. Der Gesichtspunkt der Abwägung von Risiko und Sicherheit spielt in beiden Konstellationen keine explizite Rolle. Das mag damit zusammenhängen, daß dieses Kalkül eher der traditionellen Männerrolle zugeordnet wird, wie es bei den Arbeitern bereits gezeigt wurde und bei den Angestelltengruppen des Konzerns „G“ und den Operatoren noch gezeigt wird.

Bei dem Typus *berufszentrierte Routinisierung* (Berufszentrierung) gelingt die Balance von Beruf und Familie durch die generelle Unterordnung des Lebens unter den Beruf und durch die Unterordnung der Freizeit unter die Anforderungen der Familie. Was dabei Familie heißt, erinnert an das traditionelle Modell der Großfamilie. Auf jeden Fall macht es die Einbeziehung der Herkunftsfamilie als Lebensraum und als Ressource erst möglich, sich vorrangig auf den Beruf zu konzentrieren. Gleichzeitig entsteht jedoch eine Diffusität dadurch, daß die beruflich betreuten Pflegefälle tendenziell als Familie und die Familie tendenziell als Pflegefall gesehen werden. Die entsprechende Balance durch die Unterordnung des Lebens unter den Beruf und die Erfüllung auferlegter und fraglos übernommener Pflichten wird stabilisiert durch ein selbstentwickeltes, rigides Ordnungssystem sowohl im beruflichen wie im privaten Bereich, in dem Verfügbarkeit für Flexibilität und Routinen für Überschaubarkeit und Verhaltenssicherheit sorgen. Begünstigt wird dieses individuelle Ordnungssystem durch die Institution „Altenheim“, für die Geschlossenheit, Ordnung und Regelmäßigkeit selbst wichtige Organisationsmerkmale sind.

Bei dem Typus *familienzentrierte Routinisierung* (Familienzentrierung) dagegen bildet – wie bei den Verkäuferinnen – die Familie den Schwerpunkt

der Lebensführung. Der Beruf spielt jedoch insofern eine auch biographisch wichtige Rolle, als er sowohl durch den Umfang der spezifischen Anforderungen als auch durch das eigene Einkommen eine begrenzte Emanzipation von der im familialen Kontext immer noch dominanten traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ermöglicht. Die Balance der strukturell konkurrierenden Bereiche von Beruf und Familie gelingt hier dadurch, daß im beruflichen Bereich im wesentlichen das fortgesetzt werden kann, was für den familialen Bereich wichtig ist: nämlich für andere da zu sein und für sie zu sorgen. Das einheitsstiftende Element ist also auch hier wie bei dem Typus *Berufszentrierung* eine generalisierte Einstellung als Zentrum des Lebenskonzepts, nämlich Pflichterfüllung und Sorge für andere, und eine daraus abgeleitete und normativ präformierte Lebenspraxis. Damit gehen, von der Anforderungsstruktur her betrachtet, auch bei diesem Typus *Familienzentrierung* Beruf und Familie ineinander über. Sie werden freilich im Gegensatz zum Typus *Berufszentrierung* in der Alltagspraxis deutlich voneinander getrennt, um den jeweils bereichsspezifischen Ansprüchen und dabei insbesondere denen der Familie, gerecht zu werden. Dies geschieht durch Institutionalisierung eines familialen Alltags, der durch ein gut eingespieltes System von Zuständigkeiten und Routinen so reguliert ist, daß der erforderliche Raum für die beruflichen Anforderungen freigehalten wird. Damit entsteht auch hier insgesamt eine Stabilität und Geschlossenheit des Arrangements, dessen Bereiche dadurch elastisch miteinander verflochten sind, daß persönliche Ansprüche im Zweifelsfall den familialen und beruflichen Anforderungen untergeordnet werden.

Diese beiden Typen der *Berufszentrierung* und der *Familienzentrierung* vereinen wie auch das typische Arrangement der Verkäuferinnen ein traditionales, weibliches Lebenskonzept sowie als Lebenssphären Beruf und Familie. Dabei haben die an traditionale Rollenzuschreibungen geknüpften Lebenskonzepte eine konstitutive Bedeutung insofern, als sich aus ihnen eine bestimmte Form der Lebensführung nahezu selbstverständlich ableitet und andere Optionen kaum zugänglich sind. Daraus und aus der komplexen Routinisierung des Alltags resultieren die Geschlossenheit dieser traditionellen Typen als Varianten ein und derselben Grundkonstellation und die entsprechenden Balancen. Ob im Rahmen eines solchen Lebenskonzepts der Beruf oder die Familie Priorität haben, ist nachgeordnet gegenüber dem Faktum, daß in beiden Bereichen Pflichterfüllung, die Sorge für andere und die Zurücknahme persönlicher Ansprüche zentrales Motiv und Organisationsprinzip der Lebensführung zugleich sind.

#### 11.4.4 Erlebnisorientierung und Wertorientierung als Elemente von Selbstverwirklichung

Kontrastierend zu diesen traditional fundierten typischen Formen alltäglicher Lebensführung stellen die ebenfalls anhand der Gruppe der Altenpflegerinnen und Altenpfleger entwickelten Typen der *erlebnisorientierten Situativität* und der *wertorientierten Planung* moderne Varianten dar. Dies drückt sich im Ausmaß der Reflexivität des Lebenskonzepts, der Relativierung des moralischen Prinzips der Pflichterfüllung und in dem Versuch aus, sich Optionen für die Erfüllung persönlicher Ansprüche zu erschließen. Dabei ist für den Typus *erlebnisorientierte Situativität* das Prinzip der Harmonie Maßstab individueller Befindlichkeit und für das Arrangement alltäglicher Lebensführung konstitutiv, für den Typus *wertorientierte Planung* fungiert das Prinzip der Selbstverwirklichung als Programm.

Im Mittelpunkt des Lebenskonzepts des Typus *erlebnisorientierte Situativität* steht der Anspruch, daß möglichst alles, was man im Leben tut, Spaß und persönliche Bereicherung bringen soll. Dieser Anspruch drückt einen Aspekt von Individualisierung aus, der gegenüber dem Prinzip der Selbstverwirklichung hedonistisch und gegenwartsbezogen, also nicht biographisch akzentuiert ist. Das entsprechende Arrangement der Lebensführung umfaßt, wie auch bei den bisher betrachteten Typen, die klassischen Bereiche Beruf, Familie und Freizeit, die als strukturell unterschiedlich, der Bedeutung nach aber als gleichwertig interpretiert werden. Der Beruf ist als ökonomische Basis wichtig, die Familie als Ort sozialer Anerkennung und Unterstützung, die Freizeit als Gegengewicht und Möglichkeit, persönlichen Interessen selbstbestimmt nachgehen zu können. Da alle Bereiche gleich wichtig sind, sie sich wechselseitig jedoch begrenzen, wird ihr Verhältnis durch Selbstdisziplin in der Arbeit und methodische Reduktion der Arbeitszeit sowie der familialen Pflichten so organisiert, daß hinreichend frei verfügbare Zeit verbleibt, die situativ und intensiv genutzt wird. Maßstab einer gelungenen Balance ist die emotionale Befindlichkeit, nicht die erfolgreiche Umsetzung eines biographischen Programms. Ist alles im Lot, hat das Leben seinen Sinn.

Die Strategie, mit der Verpflichtungen und Optionen austariert werden, erinnert im übrigen an jene Arrangements bei Journalistinnen und Journalisten, bei denen die Alltagsorganisation ebenfalls darauf ausgerichtet ist, die beruflichen und familialen Anforderungen durch Selbstdisziplin und zweckrationale Methoden so zu strukturieren, daß möglichst viel Raum für selbstbestimmtes Tun in allen Lebensbereichen frei wird. Auf diese Weise ent-

steht eine spezifische Balance von Schließung im Bereich der Verpflichtungen und Öffnung im Bereich privater Ansprüche.

Noch umfassender ist die Parallele beim Typus *wertorientierte Planung*. Hier besteht das Lebenskonzept aus einem Programm, das aus Selbstverwirklichung sowohl in der Biographie als auch in der Lebensführung besteht. Die Umsetzung geschieht dadurch, daß Beruf und Familie den persönlichen Ansprüchen, soweit möglich, untergeordnet werden. Das entsprechende Arrangement der Lebensführung ist darauf ausgerichtet, Verpflichtungen, die der Selbstverwirklichung im Wege stehen, zu reduzieren, und solche Aktivitäten, die der Selbstverwirklichung dienen, auszuweiten und zu intensivieren. Wegen der spezifischen beruflichen Anforderungen ist dies freilich nur begrenzt und unter einer speziellen Voraussetzung möglich. Die beruflich im besonderen Maße erforderliche Disziplin und Pflichterfüllung sind nur zu legitimieren, wenn sie selbst als Medium der Selbstverwirklichung interpretiert werden können. Dies geschieht im Rahmen eines hochgesteckten ethischen Anspruchs, der die erfolgreiche Arbeit zum Nutzen der Pflegefälle als ein eigenes Element der Selbstverwirklichung und den kommunikativen Austausch mit ihnen als Lernprozeß definiert. Darüber hinaus bedarf es besonderer methodisch-organisatorischer Anstrengungen, um die für diesen Typus charakteristische Vielfalt an Freizeitaktivitäten im angespannten Zeitbudget unterzubringen. Hierfür ist, sofern das Arrangement überhaupt familial organisiert ist, eine Arbeitsteilung günstig, bei der der jeweilige Partner einen Großteil der alltäglichen Verpflichtungen übernimmt. Daß bei einer solchen Konstellation dieser Partner in der Regel eine Frau ist, bestätigt das historische Beharrungsvermögen des traditionellen Geschlechterverhältnisses, das Frauen zum Instrument der Selbstverwirklichungspläne von Männern machen kann.

Wie bereits oben dargestellt, weisen sowohl der Typus *erlebnisorientierte Situativität* wie auch der Typus *wertorientierte Planung* Parallelen zu bestimmten typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung bei den Journalistinnen und Journalisten sowie bei einigen Operatoren auf. Die Vergleichbarkeit geht jedoch noch erheblich weiter und läßt auf strukturelle Homologien schließen. So läßt sich der Typus *erlebnisorientierte Situativität* mit seinem generativen Prinzip der Harmonie als gelungenes Gegenstück zum prekären Typus *Akrobatik* interpretieren. Im ersten Fall ist es erklärtes Ziel der Lebensführung, eine dauerhafte Balance durch ein Gleichgewicht von persönlichen Ansprüchen und Notwendigkeiten herbeizuführen, im zweiten Fall Offenheit durch habitualisierte Ambivalenz aufrechtzuerhalten. Demgegenüber wird anhand des Typus *Wertorientierung* deutlich, wie Selbstverwirklichung als Lebensprinzip, das für die beruflich selbständigen

Journalistinnen und Journalisten selbstverständlich ist und angesichts ihrer verfügbaren Optionenvielfalt einen großen Spielraum für individuelle Entfaltung findet, sich in einer entsprechenden Lebensführung unter rigiden Bedingungen abhängiger Erwerbsarbeit nur unter besonderen Voraussetzungen realisieren läßt.

Darüber hinaus zeigen sich auch Parallelen zu den Typen *geschicktes Ausgleichen* und *resignatives Ausharren*, wie sie für die Arrangements der Verkäuferinnen charakteristisch sind. Gemeinsam ist den Typen *geschicktes Ausgleichen* und *erlebnisorientierte Situativität* die gelungene Balance, im ersten Fall zur Herstellung eines traditionellen Lebensmusters durch lebenspraktische Kompetenz gesichert, im zweiten Fall zur Befriedigung persönlicher Ansprüche bewußt angestrebt und reflexiv herbeigeführt. Gemeinsam ist dagegen den Typen *resignatives Ausharren* und *Akrobatik* die Prekarität der Balance, bedingt durch die Schwierigkeit, widersprüchliche Anforderungen zu vereinbaren. Im ersten Fall entsteht diese Schwierigkeit durch die vorgegebenen und unausweichlichen alltagspraktischen Belastungen, deren widersprüchlicher Komplexität man persönlich nicht gewachsen ist, im zweiten Fall durch den Willen, Optionshorizonte offenzuhalten und die daraus resultierenden, kumulativen und konkurrierenden persönlichen Ansprüche und strukturellen Anforderungen nur mit großen Anstrengungen punktuell vereinbaren zu können.

#### 11.4.5 Der „traditionelle“ Angestellte: sozialer Status zwischen Karriere und Absicherung

Gegenüber der für die Lebensarrangements von Arbeitern, Verkäuferinnen und einem Teil der Altenpflegekräfte typischen Enge des biographischen Optionshorizonts, Begrenztheit von verfügbaren Ressourcen und der entsprechenden Geschlossenheit der Typen alltäglicher Lebensführung ist für die Angestellten des „G“-Konzerns und für die Operatoren eine Öffnung des Optionshorizonts durch sozialen Aufstieg und eine um berufliche Karriere zentrierte Lebensführung charakteristisch, die diesen Optionshorizont zugleich auch wieder schließt. Sowohl in ihrem Lebenskonzept als auch in ihrer Lebensführung repräsentieren die Angestellten des Konzerns „G“ wie auch einige Operatoren mehr oder weniger den klassischen Typus des Angestellten, für dessen Lebenskonstruktion das *deferred gratification pattern*, nämlich der Aufschub der Befriedigung aktueller Bedürfnisse zugunsten der unsicheren Erwartung eines künftigen höheren Nutzens, konstitutiv ist (vgl. Braun/Fuhrmann 1970, Kadritzke 1975, Kudera et al. 1983). Dieses Kalkül hat Züge von Modernität insofern, als es nicht nur die von Max Weber po-

stulierte, zweckrational orientierte Methodik einschließt, sondern auch – wenn gleich in denaturierter Form – das Prinzip der Selbstverwirklichung: Berufliche Karriere verlangt strategische Anstrengungen und zweckrational organisiertes Handeln, beruflicher Erfolg wiederum ist Medium der Entwicklung der Person und Ausweis eines reputierlichen gesellschaftlichen Status. Es hat traditionelle Züge insofern, als es seit Ende des letzten Jahrhunderts eine eigene Tradition begründen half, die in einer spezifischen Angestelltenmentalität ihren historisch ausgeformten Sozialcharakter gefunden hat (vgl. Kudera et al. 1983).

Das „Mehr oder Weniger“ der Entsprechung zum Typus des klassischen Angestellten resultiert daraus, in welchem Maße das individuelle Sicherheitsbedürfnis mit den Anforderungen, Belastungen und Risiken einer Karriere kompatibel ist, welche Etappe der Karriere erreicht ist und inwieweit die Ansprüche an das private Leben der Instrumentalisierung von Familie und Freizeit für den Zweck der Karriere Grenzen setzen. Diese gar nicht feinen Unterschiede generieren die im folgenden resümierten Typen alltäglicher Lebensführung von Angestellten des Konzerns „G“ und von Operatoren.

Charakteristisch für den Typus *systematische Alltagskontrolle und offensiver Karrierismus* ist die fast totale Unterordnung von Familie und Freizeit unter die Erfordernisse des beruflichen Vorankommens, denen mit ausgefeilter Planung und individueller Höchstleistung begegnet wird. Die Dynamik dieser Konstellation resultiert daraus, daß die Karriereleiter noch nicht bis zum Ende erklommen ist und individuelles Karrieremotiv sowie der institutionelle Zwang, nicht stehen zu bleiben, sich wechselseitig verstärken. Das entsprechende Arrangement der Lebensführung spiegelt diese Dynamik wider. Grundlage ist zum einen eine traditionale familiäre Arbeitsteilung, die den Mann von allen häuslichen Pflichten entbindet, um ihm die volle Konzentration auf den Beruf zu ermöglichen, zum anderen eine rigide Durchrationalisierung der verbleibenden, durch den Beruf nicht aufgezehrten Freizeit, die vorrangig zum Abbau von Stress und zur Rekreation genutzt wird. Wenn hier von einer Balance gesprochen werden kann, dann ist sie eine, die nur auf Kosten persönlicher Ansprüche und zu Lasten der Familie möglich ist und im wesentlichen von der Frau getragen wird. Auch dieser Typus vermittelt das Bild der Geschlossenheit eines durch eine eigene Tradition präformierten Lebensprogramms, einer Geschlossenheit allerdings, die nicht die Statik der traditional-ländlichen Arrangements von Arbeitern und Verkäuferinnen aufweist, sondern sich durch eine Dynamik auszeichnet, deren Motor die permanente Anstrengung des beruflichen Vorankommens ist. Eine Besonderheit des Typus *offensiver Karrierismus* unter den Angestellten des Konzerns „G“ ist das ausgeprägte Sicherheitsbedürfnis, das

mit dem Interesse an Karriere und den entsprechenden Risiken eigentlich konfligiert. Die Möglichkeit, diese Widersprüchlichkeit auszubalancieren, ergibt sich für die Angestellten des Konzerns „G“ daraus, daß der Betrieb durch seine Politik selbst eine gewisse Grundsicherheit garantiert und ein System von Karrieren in Aussicht stellt, das bei entsprechender Leistung und lebenslanger Bindung an den Betrieb individuell Aufstiegschancen bietet und Erfolg verspricht. Betriebliche Rekrutierungsstrategie und individuelles Bedürfnis nach Karriere und Sicherheit kommen sich hierin also entgegen.

Diesem Typus zuzuordnen ist der Typus *Aufstieg nach Plan*, der sich bei den Operatoren findet. Er ist in der Grundstruktur gleich. Es finden sich jedoch einige Unterschiede. Eine Differenz besteht darin, daß die familiäre Arbeitsteilung – der Intention nach zumindest – partnerschaftlich ausgehandelt ist und die persönlichen Interessen einen höheren Stellenwert haben. Gravierender ist freilich als Differenz, daß das Sicherheitsstreben zugunsten einer erheblichen Risikobereitschaft zurücktritt. Diese Risikobereitschaft drückt sich in einer Mobilität aus, die ihr Schicksal nicht an einen Betrieb bindet und damit diesem Arrangement eine zusätzliche Dynamik verleiht. Diese Unterschiede lassen sich als solche einer konservativen und einer offeneren Version des klassischen Angestelltentypus deuten.

Auch der Typus *begrenzte Alltagsorganisation und gebremste Karriere* entpuppt sich als eine Variante des klassischen Angestelltentypus. Seine Besonderheit besteht darin, daß die Personen, die diesem Typus zuzurechnen sind, sich subjektiv und objektiv am nahen Ende ihrer Karriere sehen, die wegen ihrer mittleren Ausgangsqualifikation und des nach erheblichen Anstrengungen erreichten und kaum noch sinnvoll zu steigernden gegenwärtigen Qualifikationsniveaus ohnehin nicht sehr weit nach oben geführt hat. Das ursprüngliche biographische Kalkül ist damit im Rahmen des Möglichen aufgegangen und wird jetzt auf Sicherung des Erreichten und Arrondierung umgepolt. Damit verliert gleichzeitig der Beruf seine bisherige prädominante Bedeutung, Familie und Freizeit erhalten mehr Gewicht. Daraus entsteht eine veränderte Balance von Beruf, Familie und Freizeit. Es handelt sich also hier um einen Typus von Lebensführung in Transition und zwar im Modus der Verlangsamung. Deshalb hat er auch – obwohl er einen Übergang signalisiert – mit dem Typus *reflexives Neuarrangement* wenig gemeinsam. Denn an der typischen Grundstruktur des Arrangements der Lebensführung ändert sich nicht viel. Grundlage ist nach wie vor eine familiäre Arbeitsteilung, die der Form nach traditional ist, und eine Alltagsorganisation, die durch eine Mixtur aus Planung, Kontrolle und Routinen bestimmt ist. Was stattfindet, ist eine gewisse Umwertung bestimmter Werte. Geht es bei dem Typus *offensiver Karrierismus* noch um das Erreichen

eines höheren Status, so steht beim Typus *gebremste Karriere* durch eine Veränderung der berufsbiographischen Perspektive die dauerhafte Sicherung des Status quo im Mittelpunkt. Deshalb vermittelt die Dynamik dieses Arrangements alltäglicher Lebensführung den Eindruck einer Geschlossenheit und Gesetzmäßigkeit, die sich auf das lange Ende eines kurzen Weges vorbereitet.

#### 11.4.6 Der „moderne“ Angestellte: Selbstsein zwischen Karriere und Hedonismus

Abweichend vom Modell des klassischen Angestellten mit seinen dargestellten Varianten ist der Typus *Drauflosleben und Spaß haben*, wie er bei den Operatoren herausgearbeitet wurde. Wie schon im Etikett erkennbar, ist dieser Typus hedonistisch zentriert. Mit ihm haben wir eine gewissermaßen modernisierte Version des Angestelltentypus vor Augen. Verantwortlich dafür ist ein Lebenskonzept, für das Abwechslung und Befriedigung im Job und Spaß im Privatleben sowie Reflexivität der Lebenspraxis im Mittelpunkt stehen. Berufliche Arbeit kann Karriere einschließen, wenn es sich so ergibt, ist jedoch nicht Mittel zum Zweck beruflichen Aufstiegs, sondern Mittel der ökonomischen Absicherung und Medium der Selbstverwirklichung zugleich. Dieses Kalkül begründet eine berufliche Mobilität, die arbeitsinhaltlich begründet ist. Macht die berufliche Tätigkeit keinen Spaß mehr, wird der Arbeitsplatz gewechselt. Hierin drückt sich eine Rationalität aus, die zweckrationale Kalküle mit eigenen Interessen reflexiv verknüpft und dadurch Optionshorizonte öffnet. Das zeigt sich auch im Arrangement der Lebensführung. Es basiert auf einer partnerschaftlich ausgehandelten Form familialer Arbeitsteilung, die individuelle Ansprüche, familiäre Verpflichtungen und berufliche Anforderungen egalitär ausbalanciert. Es funktioniert freilich nur auf der Grundlage bestimmter Voraussetzungen: Entweder kann die berufstätige Ehefrau ihre Arbeitszeit flexibel handhaben, und es ist möglich, was die Kinderbetreuung anlangt, auf externe Ressourcen zurückzugreifen – oder die Ehefrau muß ihre Berufstätigkeit zeitweilig zurückstellen und sich wie im traditionellen Modell im wesentlichen auf Haushalt und Familie konzentrieren. Nur basiert in diesem Fall die Arbeitsteilung auf einem gemeinsamen Nutzenkalkül und nicht auf dem fraglosen Vollzug einer traditionellen Rolle. Hinzu kommt als weitere Voraussetzung ein flankierendes System von Zuständigkeiten als fester Rahmen, nicht nur, um überhaupt über eine gewisse Ordnung zu verfügen, sondern gerade auch, um durch diese selbstgesetzte Balance beide Partner zu entlasten. Charakteristisch ist weiterhin nicht nur eine praktische, sondern auch eine

kognitive Segmentation von Arbeit und Freizeit, die für den klassischen Angestelltentypus unüblich ist. Mit dieser Segmentation wird nicht nur Raum für eine Freizeit geschaffen, die von beruflicher Arbeit unbeschwert ist, sondern auch der unterschiedlichen Logik beider Bereiche Rechnung getragen. So wird die berufliche Arbeit hochrational durchorganisiert, die Freizeit als Kontrast spontan und situativ genutzt. Aber auch dieser Typus ist mit seiner beruflichen Risikobereitschaft und relativen Offenheit des Arrangements partnerschaftlicher Lebensführung auf Sicherheit angewiesen. Diese Sicherheit bezieht er aus der Verwurzelung in einem stabilen Lebenskontext, der durch die Familie, gewachsene verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen und Wohneigentum markiert ist und der beruflichen Mobilität regionale Grenzen setzt.

Der Typus *job and life enrichment* schließlich repräsentiert wie die beiden Typen *reflexives Neuarrangement* und *gebremste Karriere* ebenfalls einen Typus in Transition, nämlich die zeitlich befristete Fortführung einer eingeschliffenen Lebensführung unter veränderten beruflichen und kulturellen Rahmenbedingungen. Bei ihm handelt es sich weder um ein grundlegendes Neuarrangement noch um die allmähliche Stillstellung einer Dynamik in einem bestehenden, konventionellen Arrangement. Die Besonderheit dieses Typus besteht vielmehr darin, daß an ihm ein Aspekt von Lebensführung deutlich wird, der bei den anderen als beinahe selbstverständlich untergeht, nämlich der Aspekt der Kontinuität. An diesem Typus zeigt sich besonders auffällig, wie ein gewohnheitsmäßig eingespieltes Arrangement alltäglicher Lebensführung aufgrund seiner Strukturträgheit einen relativ problemlosen Übergang in einen neuen Lebenskontext verbürgen kann. Dieser Übergang geschieht dadurch, daß, soweit notwendig, in einzelnen Elementen ein Umarrangement erfolgt, an der Grundstruktur jedoch festgehalten wird.

### 11.5 Lebenskonzepte als Grundlage von Biographie und Lebensführung

Der vorangegangene resümierende Vergleich hat die Bedeutung der individuellen Lebenskonzepte für die verschiedenen typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung deutlich gemacht. So läßt sich generalisierend zusammenfassen:

1. Lebenskonzepte, die um die *traditionellen Rollen von Mann und Frau* zentriert sind, bauen auf dem Kalkül auf, daß Arbeit und Pflichterfüllung einen legitimen Platz in der Gesellschaft, ein angemessenes Auskommen

und ein anständiges Leben sichern. Dieses Kalkül findet seinen Niederschlag in einem Arrangement alltäglicher Lebensführung, in dem die Zuständigkeiten, Rechte und Pflichten rollenspezifisch verteilt sind, wobei dem Mann der Part der ökonomischen Absicherung der Familie durch Erwerbsarbeit, der Frau der Part der Sorge für Haushalt und Familie zufällt. Dieses System der Arbeitsteilung stiftet wegen seiner Fraglosigkeit und Eindeutigkeit individuell Verhaltenssicherheit und strukturell eine Funktionsfähigkeit, die durch die Übernahme und Habitualisierung bewährter Routinen und durch ein situatives Handeln flankiert wird, das auf praktischer Erfahrung beruht. Die Geschlossenheit dieses Arrangements resultiert aus einem sehr begrenzten Optionshorizont, der Eindeutigkeit der Rollenvorgaben und der Festgelegtheit entsprechender Handlungsroutinen. Sie macht seine Stärke aus, setzt aber seiner Transformationsfähigkeit enge Grenzen und macht es anfällig, wenn seine zentrale Grundlage – die consensuelle rollenspezifische Arbeitsteilung – infrage gestellt wird.

2. Lebenskonzepte, die für den Typus des *traditionellen Angestellten* charakteristisch sind, haben ihr Zentrum in der Erreichung und Absicherung eines bestimmten gesellschaftlichen Status und ihr Fundament in dem Kalkül, durch besondere Leistung und Gratifikationsaufschub eine Karriere zu machen, die Reputation und ein standesgemäßes Einkommen verschafft. Dieses Kalkül findet seinen Niederschlag in einem Arrangement alltäglicher Lebensführung, in dem Familie und Freizeit dem Beruf, dem beruflichen Vorankommen und dessen Regulativen untergeordnet werden. In dieser offensiven Variante ist dieses Kalkül typisch „männlich“, das sein „weibliches“ Pendant in einer defensiven Variante hat, für die nicht eine berufliche Karriere, sondern die berufliche Tätigkeit selbst als Pflicht und Aufgabe im Mittelpunkt steht. Voraussetzung für den Erfolg dieses Kalküls in beiden Varianten ist eine Arbeitsteilung, die dem berufstätigen Partner den Rücken für seine beruflichen Anforderungen und Belastungen freihält, gleich, ob sie unhinterfragt traditionale Vorgaben ratifiziert oder reflexiv etabliert wird. Die praktische Alltagsorganisation kann dabei, soweit sie nicht traditionellen Rollenmustern folgt, einer Logik unterworfen werden, die für den Bereich der Erwerbstätigkeit charakteristisch ist, nämlich einer organisatorischen Rationalität, die in bewusster Planung, Ausführung und Kontrolle ihren Ausdruck findet. Auch dieses System verbürgt Verhaltenssicherheit und Funktionsfähigkeit durch Eindeutigkeit der Zuständigkeiten und formale Organisation der anfallenden Aufgaben. Seine Geschlossenheit zehrt von der Nutzung verfügbarer beruflicher Optionen auf der Basis einer funktio-

nierenden familialen Arbeitsteilung, seine Stabilität ist an permanenten beruflichen Erfolg gebunden.

3. Lebenskonzepte wie die des *modernen Angestellten* sind in ihren verschiedenen Varianten auf ein gutes Leben ausgerichtet, das sich aus der Befriedigung individueller Bedürfnisse und Ansprüche ergibt und seinen Maßstab darin hat, „Spaß“ zu maximieren und unnötige Verpflichtungen zu minimieren. Das entsprechende Kalkül, in dem die Pflicht zugunsten der Neigung hintangestellt wird, sieht in der Welt ein Spektrum von Gelegenheiten, die man sich zunutze machen kann. Der Beruf ist zwar ökonomische Notwendigkeit, aber zugleich Möglichkeit, eigene arbeitsinhaltliche Interessen zu realisieren. Die Familie ist zwar ein System von wechselseitigen Verpflichtungen, aber zugleich Chance, Beziehungen zu intensivieren und emotionale Sicherheit zu gewinnen. Freizeit schließlich ist zwar begrenzt, aber sie läßt sich durch geschickte und rationale Organisation optimieren. Dieser Offenheit des Optionshorizonts entspricht eine berufliche Mobilität und eine familiäre Arbeitsteilung, die sich ebenfalls Optionen offenläßt. Den Notwendigkeiten wird mit formaler Organisation begegnet, die Zuständigkeiten werden nach Bedarf ad hoc ausgehandelt oder befristet festgelegt, Freizeit wird als Domäne für spontane Aktivitäten definiert und situativ genutzt. Die Offenheit dieses Systems ermöglicht es, hedonistische Lebenseinstellung, Professionalität im Beruf und situatives Handeln im privaten Bereich mit einer Ordnung zu verbinden, die Sicherheit und Kontinuität durch Flexibilität verbürgt.

4. Lebenskonzepte schließlich, die um das *Prinzip der Selbstverwirklichung* zentriert sind, beruhen auf den komplementären Ideen der Gestaltbarkeit der Welt sowie der Entfaltung der Person und ihrer individuellen Talente. Das entsprechende Kalkül setzt auf eine evolutionäre Logik und auf ein Programm, sich durch selbstbestimmtes Handeln in der Biographie und der Lebensführung so zu entfalten, daß die Verwirklichung individueller Intentionen und eine existenzielle Absicherung zusammenfallen. Basis dieses Kalküls sind Selbstvertrauen und Selbstdisziplin, die der Kontingenz des alltäglichen Lebens Kompetenz und strategisches Handeln entgegensetzen. Die Verwirklichung dieser Lebenskonzepte ist auf offene Optionshorizonte angewiesen, denen der Anspruch auf berufliche und private Autonomie korrespondiert. Diese Offenheit ist Voraussetzung, Herausforderung und Risiko zugleich und dieses Spannungsfeld bestimmt auch die zugehörigen Arrangements alltäglicher Lebensführung. Sie sind unterschiedliche Systeme von Offenheit, die gleichwohl in einer selbstgestalteten und selbstverpflichtenden, reflexiven und reversiblen alltagsorganisatorischen Ordnung ver-



ankert sind. Medium dieser Ordnung sind strategische Dispositionen und eine zweckrationale Organisation des beruflichen Bereiches sowie eine partnerschaftliche Arbeitsteilung, die auf diskursiver Aushandlung gründet. Gerade solche strukturell offenen Arrangements erfordern zum einen in besonderem Maße Ressourcen, die eine Entlastung von alltagspraktischen Notwendigkeiten durch Delegation ermöglichen, sie erzeugen zum anderen einen besonders hohen Aushandlungsbedarf und eine jeweils individuelle Definition und Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses im Rahmen des bestehenden Arrangements. Daraus resultieren die geschlechtsspezifischen Varianten des Typus *Selbstverwirklichung* als Programm von Biographie und alltäglicher Lebensführung.

Lebenskonzepte sind aber nicht nur für die Form der alltäglichen Lebensführung von Bedeutung, sie sind gleichzeitig Grundlage für die Konstruktion der Biographie (vgl. zum folgenden Kudara 1995a). In einem Bild könnte man sagen, daß ein Lebenskonzept den Bauplan von Biographie und Lebensführung umreißt und durch dieses Schema eine ideelle Einheit stiftet. Die Ausführung dieses Bauplans geschieht in der alltäglichen Lebenspraxis, durch diese Alltagspraxis sind Biographie und Lebensführung in besonderer Weise miteinander verschränkt. Denn Biographie und Lebensführung sind zwei Seiten ein und derselben Sache, nämlich der individuellen Existenz in ihrer irreversiblen Entwicklung durch die Zeit und der individuellen Existenz in ihrer sich reproduzierenden Alltäglichkeit. Biographische Entwürfe müssen in einem alltagszeitlichen Rahmen realisiert werden, der im Arrangement alltäglicher Lebensführung seine empirische Gestalt annimmt, sonst fehlt ihnen ihre praktische Verankerung. Alltägliche Lebensführung ohne biographischen Horizont dagegen erschöpft sich im Leerlauf bloßer Repetition. Das Alltagshandeln wiederum und die dabei sich akkumulierende Erfahrung ist Medium der Umsetzung eines biographischen Programms, die Biographie gibt demgegenüber dem Alltagshandeln Sinn und Perspektivität und macht aus einem geschichtslosen Dahinleben eine Lebensführung als selbstgestaltete Ordnung, in der sich die Geschichte des Individuums vollzieht (vgl. Kudara 1994). Das Alltagshandeln und seine Ordnung werden damit zur Nahtstelle zwischen Biographie und Lebensführung. Im Alltagshandeln werden *uno actu* zwei Zeitordnungen mit einer je eigenen Logik integriert und ausbalanciert. Eine diachron-biographische, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer durch die begrenzte Lebensspanne vorgegeben teleologischen Zeitstruktur als individuelle Geschichte sinnhaft zusammengebunden werden – und eine synchron-alltägliche, in der im Medium aktueller Gegenwart Erlebnisse und Ereignisse, Aktivitäten und

Muße, Routinen und spontane Handlungen in einer durch die Repetitivität der Alltagsabläufe bestimmten zyklischen Zeitstruktur zusammenfließen.

## 11.6 Fazit

Lebenslauf und Alltagspraxis fallen im Leben der Person immer zusammen, die Person ist die Einheit von Leben in seiner permanenten Gegenwärtigkeit und in seinem zeitlichen Verlauf. Diese ahistorische, anthropologische Konstante menschlicher Existenz läßt sich als gegeben unterstellen. Aber erst im Zuge von Modernisierung und Individualisierung sind aus Lebensverlauf und Alltagspraxis Biographie und Lebensführung als individuelle Konstruktionen geworden. Der Prozeß der Individualisierung bedeutet nicht nur eine durch Deinstitutionalisierung und Deregulierung bedingte Verlagerung gesellschaftlicher Steuerungsleistungen auf die Individuen. Er bedeutet auch die Substitution eines traditionellen Vergesellschaftungsmodus, dessen Regulierung über die Zugehörigkeit zu sozialen Rollen und Gruppen erfolgte, durch einen neuen, der an den regulativen Leistungen der Individuen ansetzt: Statt Traditionalität wird Individualität als Code von Biographie und Lebensführung gesellschaftlich institutionalisiert. Das hat zur Konsequenz, daß elementare Fragen der Lebenspraxis immer weniger auf Basis traditionaler Muster und selbstverständlicher Gewißheiten gelöst werden können, sondern immer mehr durch entscheidungsnotwendige und entscheidungsfähige Optionen bestimmt sind, denen situativ, strategisch und reflexiv begegnet werden muß. Der Schwund von Eindeutigkeit und Regelmäßigkeit, Verlässlichkeit und Berechenbarkeit sowie die Zunahme verfügbarer Orientierungs- und Handlungsalternativen, die gestiegene Notwendigkeit der Selbstthematizierung und der Reflexivität im Hinblick auf die eigene Lebensplanung und Lebenspraxis begründen durch die Individualisierung von Lebensverlauf und Alltagspraxis ein neues soziales Muster von Offenheit, das die allgemeine Struktur der Biographie und der Lebensführung bezeichnet. Diese Offenheit schließt Diskontinuität in lebenszeitlicher Perspektive und Unkalkulierbarkeit in alltagszeitlicher Perspektive ein. Damit wird Unsicherheit zum Dauerproblem und zur Basiserfahrung zugleich, auf die mit einer Systembildung eigener Art geantwortet wird: psychologisch durch die Ausbildung von bestimmten Identitätsmustern<sup>1</sup> und Kompetenzen, von Selbstvertrauen und Selbstkontrolle, alltagspraktisch durch die Ausbildung von Arrangements alltäglicher Lebensführung. Mit deren Hilfe

---

<sup>1</sup> Dieser Aspekt wird gegenwärtig von Luise Behringer im Rahmen ihrer Dissertation ausgearbeitet.

wird biographische Kontinuität unter Bedingungen von Diskontinuität gesichert und alltagspraktische Stabilität unter Bedingungen von Unberechenbarkeit permanent hergestellt.

Gegenüber der strukturellen Offenheit von individualisierter Biographie und Lebensführung bedeutet die Institutionalisierung des Lebenslaufs (vgl. Kohli 1985) ein Element der Schließung von Optionen und ein Regulativ eigener Art. Auch sie übernimmt eine Funktion der Vergesellschaftung, die in traditionellen Gesellschaften über die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen und Milieus und entsprechende Verhaltenskanons erfolgte. Als normatives, lebenszeitliches Ablaufschema integriert der Lebenslauf die Personen über das Kriterium des Alters, nicht über das der sozialen Lage, in die gesellschaftlichen Subsysteme der Ausbildung, der Erwerbsarbeit, der familialen Reproduktion und des Ruhestandes. Die entsprechenden Phasen des Lebenslaufs und die dadurch entstehende sequentielle Organisation des individuellen Lebens setzen dabei jeweils spezifische Optionen und Verpflichtungen, die für die Konstruktion von Biographie und Alltagspraxis folgenreich sind und in solchen typischen Arrangements alltäglicher Lebensführung ihren Niederschlag finden, wie sie oben beschrieben wurden. Diese Arrangements wiederum, die auf Lebenskonzepten, Kalkülen und verfügbaren Ressourcen basieren, sichern als ausbalanciertes System der Alltagspraxis nicht nur Stabilität und Kontinuität der individuellen Existenz, sondern auch Berechenbarkeit und Verlässlichkeit auf der Ebene sozialer Beziehungen und sozialer Interaktion. Angesichts steigender gesellschaftlicher Unübersichtlichkeit und Unberechenbarkeit wächst die Bedeutung der Selbstregulierung des eigenen Lebens: die individuelle Konstruktion des Alltags als alltägliche Lebensführung wird für gesellschaftliche Ordnung konstitutiv.

## 12. Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung

Karin Jurczyk, G. Günter Vofß

### 12.1 Vorbemerkung

Die empirischen und theoretischen Arbeiten des Forschungsprojekts haben im wesentlichen zwei Ziele verfolgt: Auf der einen Seite bestand das Interesse, einen *grundlagentheoretischen* Beitrag zum soziologischen Verständnis des Verhältnisses der verschiedenen Tätigkeitsbereiche von Menschen in modernen Gesellschaften zu entwickeln. Mit dem Konzept der *alltäglichen Lebensführung* konnte dieser Zusammenhang theoretisch neu focussiert werden; empirisch wurde durch die Rekonstruktion ausgewählter Formen der Alltagsgestaltung genauer verständlich, wie Lebensführung praktisch funktioniert. Auf der anderen Seite ging es aber immer auch um die Frage, ob sich aktuell Veränderungen der Formen und Methoden alltäglicher Lebensführung abzeichnen. Hintergrund dieses *historischen* Anliegens war die Vermutung, daß der sich seit einigen Jahren in besonderer Weise akzentuierende Wandel industrialisierter Gesellschaften den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Lebenssphären systematisch berührt und infolgedessen die Lebensführung in unserer Gesellschaft verändert. Zwei Entwicklungen erschienen hier als besonders bedeutend: der sich als Deregulierung oder Flexibilisierung zeigende strukturelle Wandel der *erwerbsförmigen Arbeit* und der langfristige Wandel der *Geschlechterverhältnisse*.

Ein wichtiger Bezugspunkt für die Thematisierung solcher Veränderungen war und ist die Diskussion um die „Modernisierung“ von Gesellschaft, die sich in den letzten Jahren vor allem um die Annahme einer fortschreitenden Differenzierung und tendenziell sogar Auflösung traditionaler Sozialstrukturen drehte, die nicht zu neuen festen Großstrukturen, sondern auf Dauer eher zu unscharfen und offenen Formen sozialer Ordnung führe.

Ziel dieses abschließenden Beitrags ist es, zentrale empirische Befunde zur Veränderung der Formen von Lebensführung vor dem Hintergrund dieser Diskussion um die Modernisierung von Gesellschaft zu interpretieren. In einem ersten Schritt werden dazu noch einmal wichtige Positionen der sozialwissenschaftlichen Modernisierungsdebatte umrissen, um unsere Perspektive auf dieses Thema zu verdeutlichen. Als zweites wird dann näher auf vier Entwicklungen in der Alltagsgestaltung eingegangen, die sich empi-

risch zeigen und die wir als Indikatoren für eine „Modernisierung“ von Lebensführung interpretieren: Eine zunehmende *Rationalisierung* und *Individualisierung* der Alltagsorganisation, eine Neuformierung der alltäglichen *Geschlechterbeziehungen* und schließlich eine Tendenz, die wir als *Verarbeitung* alltäglicher Lebensführung verstehen.

## 12.2 Modernisierungstheoretische Annahmen

Die sozialwissenschaftliche Debatte um die „Modernisierung“ oder „Modernität“ von Gesellschaft folgte stets sozialen und politischen Konjunkturen.<sup>1</sup> Bisweilen geriet dabei in Vergessenheit, daß die Soziologie unter diesen Schlüsselbegriffen bereits mit ihrer Entstehung um das Thema des Wandels und der Struktur von Gesellschaft kreist. Wichtige Klassiker der Soziologie – Durkheim, Simmel, Weber und Marx – betonten unterschiedliche Akzente der gesellschaftlichen Entwicklung der „Moderne“, sahen sie jedoch als unilinearen und praktisch unumkehrbaren Prozeß. Im Sinn einer idealtypischen Zuspitzung (Wehler 1975) konzentriert sich die sozialwissenschaftliche Literatur meist auf folgende Leitbegriffe des Modernisierungsprozesses, die auf die verschiedenen Ebenen Struktur, Kultur, Person und Natur zu beziehen sind:

- *Rationalisierung* als Freisetzung von Vernunft und Durchsetzung der Form der Zweckrationalität
- *Individualisierung* als Herauslösung der Individuen aus traditionellen Bindungen und als Freisetzung von Subjektivität
- *Egalisierung* als prinzipieller Anspruch auf Gleichheit und Freiheit der Individuen
- strukturell-funktionale *Differenzierung* als Vervielfältigung gesellschaftlich relativ selbständiger Teilbereiche

---

1 So wurde in den 60er und 70er Jahren in der Soziologie mit dem Konzept Modernisierung v.a. diejenige Perspektive auf Gesellschaft assoziiert, die – ausgehend von der nordamerikanischen Soziologie – die Entwicklung westlicher Gesellschaften mit den beiden zentralen Prozessen Industrialisierung und Differenzierung zum Modell einer „fortschrittlichen“ gesellschaftlichen Entwicklung schlechthin machten. In den Diskussionen des Konzeptes wurden verschiedene Aspekte dieser Modernisierungsperspektive kritisiert, insbesondere aber die Übertragung der Merkmale westlicher industrialisierter Gesellschaften auf die Entwicklungsprozesse in sog. unterentwickelten Gesellschaften als *one best way*, als evolutionistisch und ethnozentrisch verengter Standpunkt.

- *Spezialisierung* als Zunahme des arbeitsteiligen Charakters von Gesellschaft
- *Domestizierung* als Beherrschung der inneren und äußeren Natur
- *Erweiterung von Optionen* als Steigerung des Disponieren- und Auswählenskönnens
- *Kontingenzsteigerung* als Entgrenzung in der räumlichen, zeitlichen und sachlichen Dimension.<sup>2</sup>

Die Diskussion des letzten Jahrzehnts zielt unter dem Stichwort der „Modernisierung moderner Gesellschaften“ auf neue, konfliktreiche Entwicklungen: v.a. auf das Umkippen von Entwicklungs-„Fortschritten“ in neuartige „Risiken“ (Beck 1986) oder „riskante Chancen“ (Keupp 1988). Dies verweist auf eine mögliche neue Stufe der Entwicklung moderner Gesellschaften, die zunehmend mit den Folgen „einfacher“ Modernisierung zu tun hat, indem sie etwa verstärkt auf neuartige Komplexitätsprobleme stößt („Neue Unübersichtlichkeit“ Habermas 1985, „Ende der Eindeutigkeit“ Baumann 1992). Selbst in denjenigen Konzepten, die sich mit dem Leitbegriff der „Post-Moderne“ eher als Antithese zum konventionellen Modernisierungsparadigma verstehen, sind die Themen und Probleme der Modernisierungsdiskussion noch in hohem Maße, wenn auch in „negativer“ oder „inverser“ Form, präsent.<sup>3</sup>

Vor allem die Unterscheidung zwischen „einfacher“ und „reflexiver“ Modernisierung hat nachhaltig die neuere Diskussion gekennzeichnet. In den heute klassisch zu nennenden Modernisierungstheorien im Sinn „einfacher“ Modernisierung (zu verstehen als Modernisierung der Tradition) herrscht die Überzeugung von der positiven Weiterentwicklung moderner Gesellschaften vor. Es werden keine Alternativen zu den Grundinstitutionen der Konkurrenzdemokratie, der Marktwirtschaft und der Wohlstandsgesellschaft mit Massenkonsum und Wohlfahrtsstaat gesehen, durch die moderne Gesellschaften definiert seien (vgl. Zapf 1991: 35). Angesichts der offensichtlichen Probleme müsse die Modernisierungstheorie nur „konflikt- und innovationstheoretisch gehärtet“ werden (ebd.). So werde die *ongoing moderniza-*

---

2 Diese Dimensionen sind angelehnt an van der Loo/van Reijen (1992) und Offe (1986).

3 Zentrale Stichworte der in sich sehr heterogenen Postmoderne-Diskussion sind ein radikaler Pluralismus als Folge unauflösbarer Gegensätze, die Ablehnung „natürlicher Zentren“, die Notwendigkeit, mit Unsicherheiten und Antagonismen zu leben, das Verständnis von Wahrheit als immer nur temporärer Wahrheit sowie das Verwischen von Realität und Fiktion (nach van der Loo/van Reijen 1992: 255ff, siehe auch Crook/Pakulski/Waters 1992; Lyotard 1986; Welsch 1988).

tion zur wahrscheinlichsten Perspektive gesellschaftlicher Entwicklung (ebd.: 36). Aus der Sicht der Theorie der „reflexiven“ Modernisierung übersieht eine solche Perspektive auf die Moderne jedoch die immanenten Probleme, die die Form der „einfachen“ Modernisierung bisher mit sich gebracht habe. Mit dem Konzept der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) werden die immanenten Risiken moderner Gesellschaften betont, die – aufgrund ihrer immanenten Wachstumslogik, Fortschritts-, Technik- und Wissenschaftsgläubigkeit – die Grundlagen weiterer Modernisierung zerstörten. Der Modernisierungsprozeß, klassisch gleichgesetzt mit Industrialisierung, werde sich selber zunehmend zum Problem (z.B. durch die unbegrenzte Nutzbarmachung der Natur) und die Labilität moderner Gesellschaften verdanke sich genau den Erfolgen und der Durchsetzung dieses Prozesses. Es werden massive Zweifel gegenüber der Innovationsfähigkeit der o.g. Basisinstitutionen moderner Gesellschaften vorgetragen. Dadurch, daß nach Beck die Moderne ihr traditionelles Gegenbild „aufzehre“ und jetzt die Problemlagen von Modernisierung „im Selbstbezug“, d.h. reflexiv (Beck 1991: 14), im Vordergrund stünden, komme es zu einem Bruch innerhalb der Moderne. Doch dieser wird auch hier nicht im Sinne einer völlig neuen Epoche der Post-Moderne interpretiert, sondern eher als Kontinuität der Brüche moderner Gesellschaftsentwicklung. Denn auch wenn mit der Auflösung der Strukturen der Industriegesellschaft die Moderne eine veränderte gesellschaftliche Gestalt zeige, sei sie damit nicht an einem Ende angelangt: Im Gegenteil habe sich die Moderne noch gar nicht ganz durchgesetzt, sie sei ein „unvollendetes Projekt“ (Habermas 1988). In der Tradition des kritischen Aufklärungsdenkens wird die „halbierte Vernunft“ der Moderne kritisiert (Habermas 1981). Der generelle Gehalt der Moderne und damit ihre Widersprüche treten erst mit ihrer Durchsetzung deutlich hervor (Beck 1991: 19), weswegen die heutige Gesellschaft eher als „halbmodern“ zu kennzeichnen sei.<sup>4</sup>

Diese Entwicklung der theoretischen Diskussion macht auf Aspekte aufmerksam, die auch für die Analyse unserer Untersuchung zentral sind: auf Widersprüche und Paradoxien, auf Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten, auf „Modernisierungsdisparitäten“ im Prozeß der Modernisierung und

4 Dies wird u.a. am Beispiel Frauenemanzipation diskutiert. Deren volle Durchsetzung hätte jedoch zur Folge, daß das moderne System beruflicher Arbeitsteilung, getragen durch das familiäre System und hier v.a. durch die Arbeit von Frauen, infrage gestellt wird.

in der Gestalt moderner Gesellschaften.<sup>5</sup> Solche Modernisierungsdisparitäten zeigen sich einerseits in der aktuellen *Gestalt* von Gesellschaft, andererseits aber auch in der *Richtung* des Modernisierungsprozesses. Diese ist nicht einheitlich und eindeutig und zu jeder ihrer Hauptströmungen finden sich gegenläufige Tendenzen.

In Anlehnung an die o.g. Leitbegriffe des Modernisierungsprozesses werden wir im folgenden vier Entwicklungen aufgreifen: Rationalisierung, Individualisierung, Egalisierung als Perspektive auf Geschlechterverhältnisse sowie Verarbeitung und sie in ihrem Bezug auf *alltägliche Lebensführung* herausarbeiten. Wir haben sie aufgrund ihrer hervorgehobenen Bedeutung als empirische Befunde unserer Untersuchung ausgewählt. Sie sind teilweise direkt (Rationalisierung, Individualisierung) oder indirekt (Geschlechterverhältnisse, Verarbeitung) Gegenstand der Modernisierungsdiskurse und passen sich damit den obigen Leitbegriffen nicht ganz an. Als Beiträge zu vier aktuellen Diskursen um die Modernisierung moderner Gesellschaften können sie in einem ganz speziellen Sinn gelten: Unsere empirischen Ergebnisse stehen geradezu prototypisch dafür, daß, im Anschluß an den Begriff der „Paradoxien der Modernisierung“<sup>6</sup>, Modernisierungsprozesse nicht eindeutig und geradlinig, sondern in in sich widersprüchlicher Weise verlaufen.

So weist die Infragestellung traditioneller Selbstverständlichkeiten und die Erosion gesellschaftlicher Strukturmomente auf eine charakteristische Am-

5 Bei unserer Erhebung zeigen sich solche „Ungleichzeitigkeiten“ und „Disparitäten“ beispielsweise an dem Ineinandergreifen von hochmoderner Arbeitszeitregelung, ländlichem Milieu und traditioneller geschlechtlicher Arbeitsteilung bei den Industriefacharbeitern. Wir finden eine große Heterogenität unterschiedlich modernisierter Lebensführungsarrangements vor, bei denen auf hoch „moderne“ Verfahrensweisen, aber auch auf erhebliche Bestände traditioneller Werthaltungen und Handlungsmuster zurückgegriffen wird. Letztere sind nicht als „Relikte“ vormoderner Sozialstrukturen zu verstehen, sondern nach wie vor als konstitutionelle Bestandteile von Modernisierung, auch wenn sie einem Veränderungsdruck unterliegen. Auch Nauck (1991) weist – in kritischer Abhebung zu Beck – am Beispiel der Arbeitsmigranten daraufhin, daß deren traditionelle und wenig individualisierte Lebensführung unverzichtbare Grundlage extensiver Modernisierungsprozesse insbesondere in den Großstädten Deutschlands ist, welche ja als „Zentrum“ der Modernisierung gelten.

6 Dieser geht vor allem auf Max Weber zurück und wird heute u.a. von van der Loo/van Reijen (1992) wiederaufgegriffen. Weber thematisierte diese „Paradoxien“ insbesondere als Folge der fortschreitenden „Rationalisierung“. Er formulierte die Prinzipien des Zusammenhalts und der Entwicklung der modernen Gesellschaft auf eine Weise, daß v.a. ihre Ambivalenzen, ihre Antinomien, unerwarteten Folgen oder auch ihre Dialektik erkennbar werden.

bivalenz der „Modernisierung der Moderne“ hin: auf mehr Offenheit und mehr Unsicherheit, auf Verallgemeinerung von Wahlmöglichkeiten und Polarisierung von Lebenslagen. Diese Erosionsprozesse mußten, so unsere Ausgangsunterstellung, erhebliche Auswirkungen auf das Alltagsleben, den Zusammenhang von *Arbeit und Leben*, haben. Nicht nur viele Details sind in Veränderung begriffen, sondern auch der Kern dessen, was Alltag ausmacht: Seine relative Verlässlichkeit in Form von festen „Eckdaten“, Routinen und Standards, die eben nicht reflektiert werden müssen. Dabei zeichnet sich auch ab, daß die fortschreitende Auflösung traditionaler Sozialstrukturen weniger zu einem Umschlagen in neue feste Strukturen führt, sondern möglicherweise auf Dauer (zumindest jedoch für eine Übergangszeit) eine eher unscharfe und/oder verflüssigte Form sozialer Ordnung nach sich zieht. Eine solche Entwicklung zur „Flexibilisierung“ sozialer Strukturen beobachten wir vor allem im Bereich der Erwerbsarbeit und der Beziehungen der Geschlechter. Unsere Ergebnisse verbinden sich auch an der Stelle mit der Modernisierungsdiskussion, wo wir zeigen, ob und wenn ja in welcher Weise die „Flexibilisierung“ sozialer Lagen und Chancen mit Veränderungen in den Formen und Logiken von Lebensführung einhergehen.

Wir wollen deshalb im folgenden nicht nur unsere vier Themenbereiche als Dimensionen von „Modernisierung“ darstellen, sondern zugleich als „roten Faden“ dabei auch die sich ergebenden Widersprüche und Paradoxien in den Formationen der Lebensführungsarrangements analysieren.<sup>7</sup>

## 12.3 Tendenzen der Modernisierung moderner Lebensführung

Die im folgenden dargestellten, ausgewählten Befunde, werden im Kontext der soziologischen Diskussion um die Entwicklung der bundesrepublikanischen Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten diskutiert. Damit beziehen wir unsere Ergebnisse aus einer begrenzten Bestandsaufnahme auf die oben skizzierte soziologische Diskussion um die „Modernisierung der Moderne“.

---

7 Diese Paradoxien ließen sich jeweils als *Paradoxien von Freisetzung* interpretieren, als ambivalenten Prozeß der Lösung aus Zwängen und Begrenzungen sowie neuen Formen von Einbindung, Unterwerfung und Suchbewegungen.

### 12.3.1 Eine zunehmende Rationalisierung der Lebensführung? Alte und neue Formen der Beherrschung des Alltags

Hinweise auf eine langfristige Veränderung alltäglicher Lebensführung zeigen sich darin, daß die Alltagsgestaltung aus einem wenig reflektierten und nur begrenzt aktiv gestalteten Trott gelöst und mit bewußter Steuerung zielgerichtet und möglichst leistungsfähig organisiert wird. Das wird sowohl darin deutlich, daß verstärkt einzelne Handlungen und Handlungsbereiche des Alltags bewußt und effizienzorientiert gestaltet werden, als auch in der Form, daß die Lebensführung als ganzes immer mehr zu einem Objekt gezielter Steuerung wird.

Eine wichtige Dimension einer solchen bewußten und effizienzorientierten Gestaltung des Alltags ist die *Zeit*. Dies zeigt sich etwa in der Form, daß Teile der Lebensführung gezielt verdichtet und möglichst viele Aktivitäten in sie hineingedrängt werden; dies kann sich aber auch darin äußern, daß sowohl kurzfristig (für den einzelnen Tag oder die Woche) als auch längerfristig (für das Jahr oder für biographische Phasen) die Alltagsaktivitäten vorab kalkuliert werden, um die zur Verfügung stehende Zeit besser zu nutzen. Aber auch in der *Sachdimension* erkennt man Effizienzstrategien, etwa als Versuche, einzelne Tätigkeiten oder Tätigkeitsfelder möglichst gegenstandsgerecht oder fachlich geschickt auszurichten und sich gegebenenfalls dafür sogar gezielt zu qualifizieren. Dies betrifft (neben dem Beruf) vor allem den Haushalt und die Finanzangelegenheiten, bezieht sich aber oft auch auf das Hobby und nicht selten sogar auf die Gestaltung der Wochenenden oder des Urlaubs. Und nicht zuletzt zeigen sich auch in der *medialen* Dimension der Lebensführung Effizienzstrategien, indem zum Beispiel gezielt technische Hilfsmittel unterschiedlichster Art angeschafft, entwickelt oder optimiert werden, um einzelne Tätigkeiten oder den Alltag insgesamt effektiver zu gestalten (vgl. Jurczyk/Kudera 1991; Jurczyk 1993b, 1994a, 1994b; Kudera 1993c, 1995b).

Eine solche „Rationalisierung“ der Alltagsgestaltung hatte Max Weber (neben der „Rationalisierung“ von Politik, Wirtschaft und gesellschaftlichem Wissen) schon zu Beginn des Jahrhunderts als entscheidendes Moment der Entwicklung moderner Gesellschaften postuliert (vgl. dazu v.a. Schluchter 1979 und 1980, Gabriel 1979: 17ff, Kalberg 1981, Döbert 1989). Damit hat Weber uns nicht nur den Leitbegriff der Lebensführung, sondern auch eine entscheidende These vorgegeben. Während Weber jedoch eine Rationalisierung der Alltagsgestaltung zu seiner Zeit genau genommen nur für eine relativ schmale bürgerliche Elite unterstellen konnte, finden sich Hinweise, daß eine Tendenz zur rationalen Lebensführung offensichtlich erst jetzt um-

fassender gesellschaftlich wirksam wird und sich dabei zudem eine Logik der Rationalisierung des Alltags zeigt, die Weber nicht beschrieben hat.<sup>8</sup>

Empirisch finden wir Indizien dafür, daß auf steigende Anforderungen an die Alltagsgestaltung im Rahmen des aktuellen sozialen Wandels mit einer bewußten Steuerung des Handelns zum Zwecke einer gezielten Effizienzsteigerung der Alltagsabläufe geantwortet wird. Die „Rationalisierung“ der Alltagsgestaltung entspricht in Form und Ausmaß jedoch nicht immer dem klassischen Weberschen Modell einer hoch zweckrationalen „methodischen Lebensführung“, in der das ganze Leben zu einem effizienten „System“ ausgestaltet wird, sondern zeigt sich empirisch in verschiedenen Erscheinungsweisen, deren Bedingungen, zumindest in Ansätzen, erkennbar sind. In Rekurs auf drei empirisch rekonstruierte Idealtypen alltäglicher Lebensführung (vgl. Kap. 11) wollen wir dies exemplarisch illustrieren (vgl. Behringer u.a. 1990, Voß 1992).

a) Auf der einen Seite zeigt sich, daß eher stationäre und überschaubare Arbeits- und Lebensverhältnisse Formen oder Elemente alltäglicher Lebensführung begünstigen, die unter Rückgriff auf Webers Begrifflichkeit primär als *traditional* bezeichnet werden können. Momente einer bewußt zweckrationalen Steuerung des Alltags haben hier eine nur geringe Bedeutung,

gleichwohl wird das Leben keineswegs „bewußtlos“ und ohne Ansprüche an eine möglichst gute Ausgestaltung des Alltags betrieben. Besonders ausgeprägt finden sich solche Formen bei den befragten Industriearbeitern und den Verkäuferinnen im ländlichen Raum; aber auch die Arbeiter des städtischen Großkonzerns zeigen derartige Züge.

Fraglos geltende, überkommene Normen und ausgeprägte und kaum veränderliche Routinen sind hier die entscheidenden Charakteristiken des Alltags. Kern der inneren Logik einer solchen Lebensführung ist die „Selbstverständlichkeit“. Was ein „ordentliches“ und „gutes“ Leben ist, ist klar und verbindlich vorgegeben, wobei man sich stark am sozialen Umfeld orientiert. Wer eine solche Form praktiziert, der hat sich mit den gegebenen Verhältnissen und Bedingungen des Lebens arrangiert und will dies nicht mehr ändern. Sicherheit und Regelmäßigkeit sind daher zentrale Werte, und wenn der Alltag gezielt gestaltet wird, geht es primär darum, dies zu stabilisieren. Die Bedeutung des Berufs im Leben ist eindeutig festgelegt: Er nimmt einen erheblichen Raum im Alltag ein und ist wichtig nicht nur als Einkommensquelle, sondern auch als Basis der Identität; die beruflichen Aspirationen sind aber eher reduziert, so daß der Beruf nur begrenzt, wenn überhaupt, als „Karriere“ vorangetrieben wird. Auch die anderen Bereiche des Lebens haben einen eindeutigen und angestammten „Ort“ im Alltag. Man ist meist betont häuslich, hat aber einen festen Kreis sozialer Beziehungen, wobei die Verwandtschaft große Bedeutung hat. Wer in diesem Sinne sein „Leben“ gefunden hat, hat mit ihm genau genommen auch schon abgeschlossen. Es wird und soll sich, wenn es gut geht, nichts grundlegendes mehr oder nur an festgelegten Stellen noch etwas ändern; zum Beispiel dann, wenn man in Rente geht. Die Tage und die Jahre gleichen sich weitgehend. Man hat sein „Auskommen“ und ist mehr oder weniger mit seinem Leben zufrieden; bestenfalls hofft man, daß es noch ein wenig aufwärts geht. Weitergehende Erwartungen hat man höchstens noch für die Kinder.

Eine solche traditionale Lebensführung ist zwar in hohem Maße „selbstverständlich“ und stationär, aber sie ist keineswegs ohne jegliche rationale Steuerung. Wenn sich hier rationale Anstrengungen finden, dann ist das Ziel, das „Bewährte“ zu erhalten, und nicht, die Alltagsform systematisch und kontinuierlich weiterzuentwickeln oder gar immer wieder völlig neu zu gestalten. Von einer „Rationalisierung“ der Lebensführung im engeren Sinne einer expliziten Optimierung des Alltags – weder als kontinuierliche effizienzorientierte Zurichtung von Alltagspraktiken noch in Form einer laufenden Steigerung der Erreichung von Lebenszielen – kann hier also noch nicht gesprochen werden.

b) Einer solchen Form steht ein *strategischer* Typus von Lebensführung gegenüber, der stark mit anforderungsreichen Arbeits- und Lebensbedingungen korreliert und wesentlich deutlichere Züge einer aktiv „rationalen“ Gestaltung im Sinne der Weberschen „Zweck-Rationalität“ aufweist. Die markantesten Formen einer solchen Lebensführung finden sich bei einigen

---

8 Es ist hier nicht möglich, den Begriff der „Rationalisierung“ näher zu diskutieren (vgl. dazu aus soziologischer Sicht, neben den schon zitierten Arbeiten Schluchters zu Weber, z.B. den frühen Text von Hartfiel 1968, oder die neueren Überblicke von Bogner 1989 und Brentel 1995). Es soll jedoch auf zwei aus dem Werk Webers ableitbare Differenzierungen des Begriffs verwiesen werden, die auch für unsere Argumentation leitend sind: Für Weber ist zum einen „Rationalisierung“ sowohl das aktive Bemühen um ein reflexiv kontrolliertes „Beherrschen“ des Handelns und damit der „Welt“ als auch die *Entzauberung* traditionaler Weltansichten durch reflexive Durchdringung. Zum anderen verweist Weber darauf, daß „Rationalisierung“ historisch in verschiedenen Formen auftritt: einerseits in Form der oft mit „Rationalisierung“ überhaupt gleichgesetzten *Zweck-Rationalität*, deren Logik für Weber in der „kalkulierenden“ Abwägung von „Mitteln“ zur effektiven Erreichung bestimmter „Zwecke“ unter Einbezug der möglichen „Neben-Folgen“ besteht; daneben sieht er andererseits aber auch andere Formen von „Rationalisierung“, die sich zum Beispiel auf eine möglichst konsequente Befolgung nicht weiter überprüfter Wertpostulate oder die strikte Einfügung in „traditionale“ Gewohnheiten beziehen. Solche (noch) nicht zweckrationalen Formen der „Rationalisierung“ sind nach Weber schon in vormodernen Gesellschaften zu finden und blieben auch in modernen Sozialzusammenhängen bedeutend; die Zweck-Rationalität ist für ihn jedoch zweifellos die zentrale und typische Form der Rationalität in modernen Gesellschaften (vgl. systematisch dazu Schluchter, der bei Weber vier Typen des Handelns und analog vier Formen von Rationalisierung nachweist, 1979: 190ff).

befragten Journalisten und qualifizierten technischen Angestellten. Züge strategischer Alltagsorganisation finden sich auch bei anderen Gruppen, und zwar meist dort, wo moderne Einflüsse (v.a. städtisches Milieu und qualifiziertere Bildung oder Bildungsaspirationen) in ansonsten eher traditionellen Formen von Lebensführung wirksam sind.

Eine strategische Alltagsgestaltung beruht darauf, daß systematisch versucht wird, die Bedingungen des Lebens umfassend zu kalkulieren und aktiv zu beherrschen sowie gezielt einen eigenen Lebensentwurf zu verwirklichen. Wichtige Leitlinie der Lebensführung ist hier eine kontinuierliche Optimierung des gesamten Alltagsverlaufs und der alltäglichen Lebensqualität. Entscheidendes Mittel ist eine mehr oder minder rigide zeitliche und sachliche Organisation, der bewußte Einsatz gezielt optimierter Routinen sowie eine vorausschauende Planung. Explizite Organisationstechniken (Tages- und Wochenpläne, feste Arbeitsteilung mit den relevanten Bezugspersonen usw.) und technische Hilfsmittel (Zeitplaner, Telefon, Anrufbeantworter u.a.m.) werden selbstverständlich eingesetzt und erklärtermaßen als Rationalisierungsmittel gesehen. Ein Großteil der Anstrengungen des Alltags ist darauf gerichtet, mit den Ressourcen der Lebensführung, vor allem jedoch mit der Zeit ökonomisch umzugehen. Jeder Lebensbereich wird in seiner Eigenart bewußt gestaltet und das dortige Handeln entsprechend optimiert. Eine Segmentierung der Lebensbereiche (vor allem von Beruf und Freizeit) ist oft ein bewußtes Organisationsmittel.

Eine solche Lebensführung entspricht weitgehend dem von Weber in seinen religionssoziologischen Schriften beschriebenen Idealtypus der „methodischen Lebensführung“, den er an der Praxis calvinistischer Unternehmer abgelesen hatte und als alltagspraktische Basis der den okzidentalen Kapitalismus in seiner historischen Entstehung systematisch stützenden „protestantischen Ethik“ ansah. Für ihn war dies der Prototyp eines auf Zweckrationalität beruhenden modernen Lebensstils, der komplementär zur Entwicklung zweckrationaler Organisationen in Wirtschaft und Staat historisch systematisch an Bedeutung gewinnt.

c) Interessant ist nun, daß wir empirisch eine Form von Lebensführung finden, die sich weder der beschriebenen eher traditionellen und nur punktuell rationalisierten Form noch dem dezidiert strategisch-zweckrationalen Typus zuordnen läßt, aber gleichwohl als „rationale“ Form von Lebensführung bewertet werden muß. Die deutlichsten Beispiele für diesen von uns als *situativ* bezeichneten Typus finden sich bei einigen der unter hoch komplexen und dynamischen Bedingungen lebenden und arbeitenden Journalisten. In unterschiedlicher Ausprägung zeigen sich Elemente hiervon aber auch in fast allen anderen Gruppen, und zwar meist dann, wenn entweder sehr komplizierte Lebensbedingungen oder hoch entwickelte Ansprüche an das Leben den Alltag prägen.

Angesichts sehr komplexer Anforderungen und hoch entwickelter Ansprüche erweisen sich traditionale Formen von Lebensführung, aber auch Formen der zweckrationalen Rationalisierung und Organisation des Alltags oft als wenig effizient. Statt dessen wird versucht, eine Alltagslogik zu praktizieren, mit der man die meisten Dinge des Alltags auf sich zukommen läßt, bei Bedarf selbstbewußt ad-hoc und intuitiv entscheidet und ein mehr oder weniger raffiniertes Lavierens pflegt. Charakteristisch ist vor allem eine dynamische Situativität, d.h. eine hohe Flexibilität und Reagibilität der Alltage und der weitgehende Verzicht auf feste Planungen und Zielsetzungen. Es ist zwar oft nicht ganz klar, wohin das Leben gehen soll und wird, aber es wird dezidiert formuliert, was man nicht will und ausschließen möchte. Routinen sind zwar durchaus vorhanden, aber sie stehen zur Disposition und werden selbstbewußt mit großer Flexibilität eingesetzt. Auch eine solche situative Lebensführung braucht, wie jede Lebensführung, Stabilität und Sicherheit; diese beruhen hier aber nicht auf selbstverständlichen Strukturen und Normen (wie in der traditionellen Lebensführung) oder strikter Organisation und Planung (wie in der strategischen Variante), sondern auf Kräften und Fähigkeiten der Person selbst: auf ihrem Selbstvertrauen und ihren Kompetenzen, situativ richtig reagieren zu können. Der Beruf ist auch hier ein zentrales Moment der Lebensführung, aber er ist vom sonstigen Leben nicht oder nur undeutlich abgetrennt. Oft wird eine flexible Mischung von *Arbeit und Leben* betrieben. Die Erwerbstätigkeit soll dabei das Leben nicht dominieren, sondern Teil in einem selbstbewußten und flexiblen Gesamtarrangement sein, das einer eigenen individuellen Logik folgt. Die klassische Alternative „Arbeiten um zu Leben“ oder „Leben um zu Arbeiten“ greift hier nicht; Ziel ist vielmehr eine dynamische Verbindung von „Leben und Arbeiten“.

Eine solche Form von Lebensführung konvergiert in vielem mit Aspekten, wie sie in der Diskussion um die Postmoderne thematisiert werden (z.B. der Verzicht auf eindeutige normative Grundlagen und Zielsetzungen, hohe Situativität, Variabilität und Pluralität, die Relativierung einer engen Zweck-Mittel-Rationalität usw.). Kann eine traditionale Lebensführung mit dem Bild der *Alltags-Routine* charakterisiert werden und paßt zu einer strategischen Lebensführung die Metapher der *Alltags-Organisation*, dann könnte hier von einer postmodernen *Alltags-Kunst* gesprochen werden. Trotz der Distanz zum klassischen Modell zweck-rationaler Steuerung kann einer solchen Lebensführung aber keinesfalls zielgerichtete Rationalität und Effizienz-Orientierung abgesprochen werden; im Gegenteil, diese Form von Lebensführung ist hochgradig auf Effektivität des Alltags hin angelegt und wirkt von allen Formen der Alltagsgestaltung als besonders leistungsfähig und „modern“. Was sich in diesen Formen andeutet, ist kein Verzicht auf Rationalität, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, sondern vielmehr eine neuartige Form der Rationalisierung im Alltag – eine Form, die sich dem Weberschen Rationalitätsschema entzieht, aber angesichts immer dynamischerer und offenerer Arbeits- und Lebensbedingungen vermutlich eine wachsende historische Bedeutung bekommt.

Analytisch gesehen sind es vor allem zwei Mechanismen, die für die innere Logik dieser neuen Form von Rationalisierung des Alltags entscheidend sind: der *Verzicht auf direkte Durchsteuerung* aller Aktivitäten (1) bei gleichzeitiger *Rahmensteuerung* der Lebensführung durch Kontrolle entscheidender Parameter (2):

(1) Nicht nur bei einer strategischen, sondern auch bei der situativen Alltagssteuerung geht es darum, durch reflexive Kalkulation möglichen Handelns, geeigneter Handlungsmittel und potentieller Handlungsfolgen bewußt Effekte zu erhalten und Ressourcen optimal zu nutzen. Insoweit ist auch die situative Form hoch „rational“. Der Unterschied zum zweck-rationalen Modell besteht darin, daß dies nicht mehr dadurch erreicht werden soll, daß für klare und feste Ziele eindeutige Mittel bereitgestellt werden, die mit Hilfe präzise kalkulierter und terminierter Verfahren für die Zielerreichung aller wesentlichen Aktivitäten eingesetzt werden, und das Ergebnis ex post exakt an der vorab definierten Zielintention gemessen werden soll. Eine solche strikte Punkt-zu-Punkt-Steuerung des Alltags bezieht ihre Leistungsfähigkeit daraus, daß sie die Komplexität der Randbedingungen der Lebensführung und die Kontingenz des Alltagsverlaufs weitgehend reduziert. Die Rationalität besteht darin, Ungewißheiten zu begrenzen, möglichst sogar völlig auszuschließen. Das Verfahren scheitert aber zunehmend dann, wenn die Bedingungen der Lebensführung immer turbulenter werden, dadurch etwa Ressourcen zunehmend nicht immer in kalkulierbarer Form vorliegen, Alltagsvorgänge immer häufiger nicht wie erwartet ablaufen, sich gesetzte Ziele nach und nach als wenig angemessen erweisen usw. Die entscheidende Schwäche einer engen Zweck-Mittel-Rationalität ist ihre mangelnde Flexibilität, d.h. die begrenzte Kapazität, mit Komplexitäten der Randbedingungen und möglichen Unsicherheiten im Verlauf der Alltage umzugehen. Genau dies versucht eine situative Rationalisierung in den Griff zu bekommen. Sie ist, bezogen auf Einzelprozesse, tendenziell weniger effizient, aber dann sehr funktional, wenn die Turbulenz von Arbeits- und Lebensverhältnissen eine kritische Schwelle überschreitet, die ihre Berechnung unmöglich und feste Planung ineffizient werden läßt. Eine solche Rationalisierung reagiert auf eine zunehmende Komplexität von Bedingungen dadurch, daß sie ihrerseits Komplexitäten (Vagheiten, Unschärfen, Offenheiten usw.) implementiert und die so entstehende Kontingenz des Alltags als Vorteil nutzt. Während die strategische Lebensführung Ungewißheiten durch Berechnung und direkte Eingriffe in den Alltagsablauf zu begrenzen versucht, werden diese hier „verwehrt“, indem auf Detail-Kontrolle verzichtet und den Bereichen und Abläufen des Alltags eine mehr oder minder weitgehende Autonomie

gewährt wird. Was wie ein Verzicht auf Kontrolle und eine Rücknahme von „Rationalität“ aussieht, ist bei genauerem Hinsehen die gezielte Inkorporation von Flexibilitätspotentialen im Rahmen einer durchaus hoch effizienzorientierten „indirekten“ Rationalisierung von Alltag.

(2) Zweites Merkmal situativer Rationalisierung ist eine Steuerung des Alltags auf zwei Ebenen und mit doppelter Logik. Auf der Ebene des alltäglichen Handelns wird die beschriebene situative Offenheit praktiziert, um die situative Flexibilität und Innovativität der einzelnen Prozesse und Bereiche der Lebensführung zu verwerten. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß dies auf einer übergeordneten Kontrollebene von einer bewußten Kalkulation und Sicherung einiger weniger Parameter der Lebensführung (strategische Ressourcen, wichtige Kompetenzen, zentrale Routinen, langfristige Zielvorstellungen und allgemeine Prinzipien für das Leben usw.) begleitet ist. Diese bilden einen strategischen Rahmen der Lebensführung, der relativ fest definiert und gegebenenfalls entschieden verteidigt wird. Dieser Rahmen scheint in konventionell zweck-rationaler Weise den Alltag zu steuern; er greift aber nicht immer und nicht direkt ein, sondern versucht, die einzelnen Prozesse und Bereiche des Alltags (ähnlich einer „Kontextsteuerung“ politischer Systeme) zwar zu kanalisieren, aber innerhalb bestimmter Leitlinien sich selber zu überlassen und nicht zu behindern, um ihre Potentiale optimal zu nutzen.

Max Weber war es vor allem, der auf die Ambivalenzen, Antinomien und „paradoxen“ Folgen der Modernisierung von Gesellschaft verwiesen hat, die er nicht zuletzt als Konsequenzen der fortschreitenden gesellschaftlichen „Rationalisierung“ erklärte. Auch unsere Diagnose einer verstärkten Rationalisierung alltäglicher Lebensführung stößt auf derartige Folge-Effekte zunehmender Effizienzorientierung, wobei eine auch von Weber zentral herausgestellte Paradoxie besonders auffällig ist: Die Versuche, durch Rationalisierung auf steigende Anforderungen im Alltag zu antworten, werden in aller Regel mit dem Ziel betrieben, dadurch gesellschaftliche Zwänge zu reduzieren oder Chancen besser zu nutzen, um damit erhöhte Freiheitsgrade in der Gestaltung der Lebensführung zu erhalten. Deutlich zeigt sich aber, daß jeder Versuch, mittels bewußter Eingriffe den Alltag zu effektivieren, zwar externe Zwänge abpuffern kann, sich damit aber tendenziell zugleich ein neuartiges Zwangsmoment aufbaut: die rigide Eigenkontrolle des Handelns. Der Preis der durch Rationalisierung erzielten Gewinne an Autonomie ist eine Heteronomie „zweiter Art“, die nicht mehr von „außen“ kommt, sondern aus dem Handeln der Person selber folgt.



Selbst in den situativen Formen von Lebensführung, bei denen eine rigide Durchsteuerung eigentlich vermieden werden soll, wird bei genauem Hinsehen ein derartiger sekundärer Zwangsrahmen erkennbar. Gerade diese Form ist es, in der die Spirale wachsender Leistungsansprüche an eine effiziente Lebensführung noch einmal weitergedreht wird, da der Alltag jetzt nicht nur in konventioneller Weise gut „organisiert“ werden muß, sondern auch noch dynamisch und offen sein soll. Immer noch mehr Aktivitäten werden in eine solche Lebensführung hineingepackt, immer noch mehr Lebensansprüche sollen realisiert werden – und dabei soll der Alltag aber auch noch ein „Gesamtkunstwerk“ werden, das komplexen praktischen Anforderungen und expressiven Lebensstilbedürfnissen gerecht wird. Auf diese Weise entsteht ein System der Selbstbeherrschung völlig neuer Qualität, das schließlich leistungsfähiger ist als die demgegenüber nahezu antiqüiert wirkende starre „Bürokratie“ zweck-rationaler Formen der Alltagsorganisation. Auch der „Preis“ der durch rationale Steuerung der Lebensführung erzielten neuen Freiheit unterliegt anscheinend einem Gesetz der Inflation – er steigt mit den erreichten Gewinnen: Die durch rationale Organisation des Alltags erzeugte neue „Unfreiheit“ der rigiden Selbst-Beherrschung wird durch die situative Logik nicht nur nicht verringert, sondern sie ändert nur ihre Form und wird noch wirksamer.

### 12.3.2 Individualisierung des Alltags? Die aktive Gestaltung der Lebensführung als neue Anforderung

In der neueren Sozialstrukturforschung besteht im wesentlichen Einigkeit darüber, daß die Entwicklung moderner Gesellschaften mit einer nachhaltigen Differenzierung der Lebenslagen einhergeht. Wichtige Autoren gehen sogar von einer weitgehenden Auflösung überkommener sozialer Großeinheiten aus und postulieren eine Tendenz zur „Individualisierung“ sozialer Verhältnisse.<sup>9</sup> Auch in unseren Arbeiten zeigen sich Hinweise auf solche Entwicklungen, wobei jedoch andere Aspekte deutlich werden bzw. Annahmen der Individualisierungsthese eine andere Bedeutung bekommen. Beck versteht „Individualisierung“ unter Rekurs auf Marx und Weber (Beck 1983: 43ff) primär als „Freisetzung“ von Subjekten aus der Bindung an gesell-

---

9 Vgl. zur Individualisierungsthese v.a. Beck, insbes. den Aufsatz von 1983 bzw. den zweiten Teil der Risikogesellschaft (1986) und aktuell Beck/Beck-Gernsheim (1994). Siehe zur Einordnung der Individualisierung in die Modernisierungsdiskussion v.d.Loo/v.Reijen (1992: 159ff); vgl. auch aus der großen Zahl der Literatur zur Individualisierung Zapf u.a. (1987) oder Brose/Hildenbrand (1988).

schaftliche Großgruppen, durch die die Betroffenen quasi passiv in eine qualitativ neue soziale Situation geraten, die für sie neue Entfaltungs- und Gestaltungschancen mit sich bringt und sozialstrukturell eine „Pluralisierung“ bedeutet. Daß dies jedoch für die Subjekte vor allem die unausweichliche und nicht gering einzuschätzende Anforderung mit sich bringt, ihr Leben nun verstärkt aktiv gestalten zu müssen, wird nur gelegentlich ausgeführt (Beck 1983: 58ff, 1986: 216f) und dann vorwiegend als Notwendigkeit der Gestaltung des Lebenslaufs („Biographisierung“) interpretiert (ebd., auch 1993: 152), während wir vorrangig auch die *alltägliche* Bedeutung von Individualisierung erkennen.<sup>10</sup>

Empirisch finden sich jedoch zuerst einmal auch deutliche Hinweise auf die passive und damit auch die sozialstrukturelle Dimension von Individualisierungsvorgängen, also auf eine tendenzielle soziale Entbindung der Handelnden und eine wachsende Pluralisierung der Lebenssituationen. Zwar wurde von uns nur ein begrenzter Ausschnitt sozialer Wirklichkeit erfaßt, aber selbst darin ist bei genauerem Hinsehen die Kontingenz und Varianz der objektiven Lebenslagen und der vor diesem Hintergrund individuell praktizierten Formen alltäglicher Lebensführung derart auffallend, daß sie als starkes Indiz für eine ähnlich ausgeprägte Öffnung und Differenzierung der Alltagsformen auch in anderen sozialen Bereichen gelten können. Empirisch zeigt sich deutlich, daß die Formen des Alltagslebens in unserer Gesellschaft wesentlich gestaltungsoffener und vielfältiger sind, als es die Soziologie mit den meisten ihrer sozialstrukturellen Modelle und Begriffe beschreiben konnte.

Die Frage, ob die zu erkennende Kontingenz und Pluralität der Alltagsformen Ausdruck eines historischen „Individualisierungsschubs“ (Beck) ist und damit von einer fortschreitenden sozialen Entbindung der Subjekte und einer forcierten Differenzierung der Formen alltäglicher Lebensführung auszugehen ist, kann angesichts unseres begrenzten Materials nicht exakt geklärt werden. Doch zeigt sich, daß Formen der Lebensführung, die unter eher „modernen“ Bedingungen entwickelt werden (städtisches Milieu und Orientierungspotential, höhere Bildung und qualifiziertere Berufstätigkeiten usw.) wesentlich stärker individuell spezifische Lösungen für Probleme der Alltagsorganisation aufweisen und in ausgeprägterer Weise als veränderbar und entwicklungs offen angelegt sind. Beziehen wir uns vor allem auf die

---

10 Erst neuerdings wird von Beck (z.B. in Beck/Beck-Gernsheim 1994) die Focussierung auf den biographischen Aspekt aufgegeben und systematischer auch eine alltägliche Seite der Individualisierung angesprochen.

empirisch genauer betrachtete „Flexibilisierung“ von Arbeitszeiten und den Wandel der Geschlechterrollen als prominente Modernisierungsmomente, dann kann behauptet werden, daß die mit der gesellschaftlichen Entwicklung zunehmende Komplexität der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse mit einer starken Tendenz zur Differenzierung, Dynamisierung und schließlich zur strukturellen Öffnung der Formen von Lebensführung einhergeht – die „Modernisierung“ solcher Momente in den Rahmenbedingungen von Lebensführung hat offensichtlich eine Modernisierung der Alltagsformen im Sinne des Individualisierungs- und Pluralisierungstheorems zur Folge.

Wesentlich klarer und wichtiger als die Hinweise auf das passive und sozialstrukturelle Moment von Individualisierung sind für uns jedoch die empirischen Indizien für eine zunehmende *Aktivierung* der Subjekte, also dafür, daß die wachsende Komplexität und Kontingenz sozialer Verhältnisse dazu führt, daß die Personen zunehmend ihr Leben „in die eigene Hand“ nehmen müssen. Dies ist zwar auch für die Diachronie des Lebens der Betroffenen erkennbar, wird für uns jedoch vor allem auf synchroner Ebene, also im Alltag deutlich.

Sich tendenziell auflösende oder auch nur stark flexibilisierende Arbeits- und Lebensbedingungen erfordern, so zeigt sich bei allen Befragtengruppen, erst einmal weniger eine langfristige Lebensgestaltung als vielmehr die gezielte Entwicklung individualisierter Formen der Organisation des alltäglichen Lebens. So sehr wir auch damit konfrontiert werden, daß kompliziertere Lebensumstände eine bewußtere Wahrnehmung des Lebenslaufs und damit tendenziell eine aktive biographische Planung befördern, so zeigt sich doch deutlich eine praktische Vordringlichkeit des Alltäglichen. Besonders deutlich ist diese alltägliche Aktivierung natürlich bei denjenigen Befragten, deren Lebensumstände besonders stark aufgebrochen sind, allen voran bei den Journalisten. Aber generell gilt: Immer dann, wenn Strukturen (in der Erwerbssphäre wie auch in anderen Bereichen) an Spezifik oder Dynamik und damit schließlich auch an Kontingenz zunehmen (bewegliche Arbeitszeiten, flexibilisierte Beschäftigungsformen oder auch offenere Partnerschaftsformen) können die Betroffenen ihren Alltag nicht mehr an einem traditionellen Schema ausrichten. Sie kommen nicht umhin, ihr tagtägliches Leben aktiv zu verändern, es bewußter zu gestalten und dadurch eine an ihre jeweiligen spezifischen Bedingungen angepasste Gestalt ihrer Alltage zu finden. Und durchweg zeigt sich, daß dies zumeist eine erhebliche und zudem kontinuierliche Anforderung ist, deren Bewältigung großen Aufwand und vor allem Innovativität verlangt.

Die Auflösung traditionaler sozialer Strukturen bringt damit nicht nur neue Möglichkeiten für die Betroffenen, ihr Leben selbstbestimmter auszurichten, sondern auch und vor allem erheblich steigende Anforderungen mit sich, die neuartige Leistungen und entsprechende Fähigkeiten erfordern: die wachsende Notwendigkeit, das Alltagsleben aktiv in den Griff bekommen und gezielt optimal gestalten zu müssen. Aus neuen Lebensmöglichkeiten

im Alltag wird auf diese Weise schließlich eine neue Form von Lebensrisiko – das Risiko, gegenüber den steigenden Anforderungen an eine aktive Lebensgestaltung zu scheitern. Das mit der gesellschaftlichen Individualisierung zunehmende „aktive Handlungsmodell“ (Beck) bedeutet, wie wir sehen, nicht für jeden und nicht in jeder Hinsicht primär eine soziale Entbindung im Sinne einer „Befreiung“ aus gesellschaftlichen Zwängen, sondern auch, wenn nicht gar vorwiegend, eine daraus resultierende neuartige Qualität von gesellschaftlich generiertem „Zwang“.

Es sind auch Individualisierungsvorgänge (und dabei vor allem die sich uns primär zeigenden Aspekte der Aktivierung, des Anforderungscharakters und der Alltäglichkeit von Individualisierung), an denen wir die Paradoxien und damit die eigentümliche Janusköpfigkeit der Modernisierung von Lebensführung studieren können, wie sie schon beim Thema Rationalisierung hervorgehoben wurde: Individualisierung bedeutet in ihrer passiven Wirkung eine soziale Entbindung der Subjekte und damit abnehmende handlungsregulierende Relevanz gesellschaftlicher Strukturen. Dies enthält zweifellos ein Moment der Befreiung von Sozialzwängen und der Öffnung erweiterter Handlungs- und Lebenschancen. Achtet man aber auf die aus einer sozialstrukturellen Freisetzung notwendig als Kehrseite entstehende Aktivierung der Betroffenen, zeigt sich ein ganz anderes Gesicht dieser „Befreiung“: Entbindung bedeutet dann eine tendenzielle Verlagerung von Handlungsregulierung auf die Subjekte selber; eine Art „Sozialabbau“, der die sozialstrukturelle Fremdsteuerung zwar reduziert, aber die Strukturierung des Handelns und die Herstellung dazu notwendiger Handlungsrahmen (im Alltags- wie im Lebensverlauf) verstärkt den Betroffenen zuweist und zumutet.

Daß sozialstrukturelle „Freisetzung“ damit paradoxerweise nicht nur in eine schöne neue „Freiheit“, sondern auch in eine neue Form von Zwang, nämlich in einen wachsenden Selbstzwang, umschlägt, ist soziologisch kein neuer Gedanke. Mit der Betonung des alltäglichen Aktivierungs- und Anforderungsmoments der Individualisierung gerät jedoch ein daran anschließendes und erweitertes Modernisierungsparadox in den Blick, das systematisch über die Dialektik einer historischen Verschiebung von gesellschaftlichen Fremd- zu individuellen Selbstzwängen hinausweist. Reduzieren sich nämlich mit der Individualisierung Kraft und Reichweite sozialstruktureller Normierungen und entsteht in Folge dessen verstärkt die Anforderung an die Subjekte, die Regulierung ihrer Handlungen und Handlungsrahmen aktiv selber zu übernehmen, fällt ihnen letztlich tendenziell auch die Funktion zu, gesellschaftlich regulierend zu wirken. Auf zwei Ebenen können wir dies beobachten:

Eine Verschiebung der Logik sozialer Handlungsregulierung von rigider Fremd- zu zunehmender Selbst-Steuerung impliziert auf einer ersten Ebene, daß es die Subjekte nun immer mehr auch selbst in die Hand nehmen müssen, daß und wie sie überhaupt einen „Ort“ in der immer komplexeren und dynamischeren Gesellschaft finden, dem sie sich in ihrem Alltag zurechnen können. Es wird immer mehr der Verantwortung der Betroffenen zugewiesen, sich gesellschaftlich zu integrieren und sozial zu arrangieren, da eindeutige, zuverlässige, universell gültige und langfristig verbindliche soziale Regulierungen für ihre Vergesellschaftung ausgedünnt werden. Auf einer zweiten Ebene entsteht dann jedoch auch zunehmend die Anforderung, angesichts immer komplizierterer Lebensumstände aktiv auf soziale Strukturen einzuwirken oder sogar gezielt soziale Zusammenhänge zu konstruieren, auf die bezogen eine Lebensführung praktiziert werden kann; seien dies individuell optimierte Arbeitszeit- und Beschäftigungsformen und arbeitserleichternde soziale Strukturen im Betrieb, Arbeitsmarktrisiken abfedernde berufliche Netze, Strukturen gegenseitiger Unterstützung in der Nachbarschaft, kommunale Selbsthilfegruppen oder auch nur identitätsstützende Beziehungsgeflechte von Freunden, Bekannten und Verwandten. All dies sind für die Alltagsorganisation erforderliche Sozialstrukturen, die nicht mehr, so wie sie vorgefunden werden, als optimal akzeptiert oder auch gar nicht mehr in ausreichender Form vorausgesetzt werden können, sondern die zunehmend bewußt hergestellt oder gestaltet werden.<sup>11</sup>

Individualisierung im Alltag, wie wir sie in vielen Aspekten beobachten können, befördert damit nicht nur die Selbstregulierung des Handelns, sondern zunehmend auch die *Selbstvergesellschaftung* und schließlich sogar die explizite *Regulierung von Gesellschaft durch die Handelnden selbst*. Gesellschaft ist damit für die betroffenen Gruppen tendenziell immer weniger nur ein Moment, das im Alltag schlicht vorgegeben ist und akzeptiert werden muß, sondern sie wird sukzessive zu einem existentiellen Rahmen, in den sich die Betroffenen aktiv integrieren und den sie schließlich sogar gezielt beeinflussen, wenn nicht gar wesentlich selber gestalten müssen, um sich in optimierter Weise darauf beziehen zu können. Passive Konformität gegenüber vorgegebenen gesellschaftlichen Regulierungen im Rahmen der Alltagsorganisation reicht, so haben wir vor dem Hintergrund unserer Empirie den Eindruck, für wachsende Gruppierungen nicht mehr hin, um bei zunehmend komplexeren und offeneren gesellschaftlichen Verhältnissen optimal

---

11 Ähnlich formuliert dies in neueren Texten gelegentlich auch Beck, z.B. mit dem Hinweis auf einen „... paradoxen Zwang ... zur Herstellung ... auch ihrer Einbindungen und Netzwerke ...“ (1993: 152). In gewisser Hinsicht ist dies auch die Bedeutung der Begriffs „Subpolitik“ (z.B. 1993: 149ff) der in vielem mit dem Gedanken der „life-politics“ bei Giddens konvergiert (z.B. 1991: 209ff). Aus sozialpsychologischer Perspektive hat ähnliches mehrfach auch Keupp betont, vor allem für die aktive Pflege sozialer Bezugsnetze (vgl. z.B. 1988).

arbeiten und leben zu können. Was sich damit andeutet, ist die paradoxe Folge der Individualisierung, daß die mit ihr entstehende Rücknahme der gesellschaftlichen Einbindung von Individuen den Grad der Vergesellschaftung keineswegs verringert, sondern vielmehr einen neuen und wesentlich effektiveren Vergesellschaftungsmodus befördert: eine Form der Sozialintegration, die auf zunehmender Selbstregulierung des Handelns, partieller Selbstvergesellschaftung und sogar expliziter Gesellschaftskonstruktion durch die Subjekte im Rahmen ihrer Lebensführung beruht. Eine solche stärker subjektiv vermittelte Vergesellschaftungslogik hat es in manchen Bereichen schon immer gegeben, sie wird traditionale Sozialmechanismen auch nicht als dominierende Formen verdrängen und verschiedene gesellschaftliche Gruppen werden zudem von einer solchen Entwicklung in sehr unterschiedlicher Intensität betroffen sein – sie dürfte aber als Effekt fortschreitender Individualisierung im Zuge einer weiteren Modernisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse erheblich an Bedeutung gewinnen.

### 12.3.3 Alte Ungleichheiten im neuen Gewand?

#### Die Modernisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse

Modernisierung bedeutet auch Formation und Neuformation sozialer Ungleichheiten. Die neuere Sozialstrukturdiskussion dreht sich, wie am Thema „Individualisierung“ gezeigt, in hohem Maße um die Frage nach der Entstehung neuer und der Stabilität alter Formen sozialer Ungleichheiten. Dabei stehen sich als Extrempositionen die „starke“ These einer säkularen Auflösung sozialer Groß-Aggregate wie Klasse und Schicht (Beck 1986) und die gemäßigte Annahme gegenüber, die eher von einer wachsenden Ausdifferenzierung und tendenziellen Verkleinerung sozialer Einheiten, einer Aufweichung, aber nicht völligen Auflösung der Großgruppen und Großklassen (z.B. Zapf u.a. 1987; Hradil 1990) ausgeht. In einer dritten These wird vermutet, daß sich erneut soziale Segmentierungen herausbilden oder alte neues Gewicht bekommen, die die Individualisierungsthese konterkarieren (z.B. Brock 1994).

Die Perspektive *alltägliche Lebensführung* als soziologische Mikroperspektive der Vergesellschaftung von Individuen eröffnet demgegenüber den Blick dafür, daß die Zusammensetzung der Dimensionen sozialer Ungleichheit in neuen Mischungsverhältnissen stattfindet, wobei zum Teil auch neue Dimensionen relevant werden bzw. alte Dimensionen neue Relevanz erhal-

ten<sup>12</sup>, „Lebensführung“ vielleicht als eigene Variable sozialer Ungleichheit Gewicht bekommt (vgl. Rerrich/Voß 1992, Kudera 1993a) und die üblichen Variablen der Sozialstrukturforschung ein neues Gewand erhalten.<sup>13</sup> An einer zentralen Dimension sozialer Ungleichheit, dem Geschlechterverhältnis, soll deutlich gemacht werden, daß die Untersuchung alltäglicher Lebensführung wie unter einem Mikroskop Muster und Entwicklungen sozialer Ungleichheit in den Blick zu nehmen vermag.<sup>14</sup>

Mit der Fortentwicklung feministischer Theorie und Forschung<sup>15</sup> setzt sich auch in den männlich-zentrierten Sozialwissenschaften die Erkenntnis durch, daß es sich bei der Kategorie Geschlecht nicht um die Beschreibung einer biologischen Grundverfaßtheit von Personen handelt, sondern um eine soziale Strukturkategorie, um ein askriptives Merkmal, entlang dessen gesellschaftliche Chancen und Grenzen, Zugänge und Barrieren verteilt und geordnet werden. Geschlecht ist demnach eine „soziale Konstruktion“ und die Zweiteilung der Menschheit in Frauen und Männer als omnipräsentes Unterscheidungskriterium ist eine, allerdings situationsdefinierende, wirklichkeitsmächtige, *kulturelle Setzung*.<sup>16</sup> Die Zuordnung zu einem Geschlecht geschieht durch innere und äußere, soziale und kulturelle *Zuweisungs- und Aneignungsprozesse*.<sup>17</sup>

Mit der Herausbildung industrieller moderner Gesellschaften, der Entstehung von Öffentlichkeit und Privatheit und der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben wurde die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu einem der entscheidenden Mechanismen der „Ordnung der Geschlechter“

---

12 Wie etwa, ob man Kinder hat oder nicht, unter der Bedingung generell sinkender Kinderzahlen oder die Frage nach der Verfügung über Zeit unter der Bedingung einer zunehmenden „Verzeitlichung“ des Alltags.

13 Dies würde wiederum die zweite These der wachsenden Ausdifferenzierung sozialer Einheiten bestätigen.

14 Ein weiterer Bereich, in dem sich neue Formationen sozialer Ungleichheit abzeichnen, betrifft die verstärkte Bedeutung der Ressourcen Bildung und personale Kompetenzen für die Bewältigung der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse (vgl. Kap. 5.5 und 11.3).

15 Vgl. Diezinger u.a. (1994); Knapp/Wetterer (1992).

16 Biologistische Argumentationen, die davon ausgehen, daß sich aus dem körperlichen Geschlecht sozusagen als letzte „Grundwahrheit“ bestimmte Eigenarten ablesen ließen, sind nicht haltbar. Es gibt keine Natur jenseits von Kultur, sie sind „gleichursprünglich“ (vgl. Gildemeister/Wetter 1992).

17 Die Mechanismen, die in diesen Prozessen wirksam werden, und die inhaltlichen Eigenschaftszuweisungen unterscheiden sich zwar im Verlauf der Jahrhunderte sowie nach Struktur und Kultur von Gesellschaften, das prädominante kulturelle Muster der Zweigeschlechtlichkeit als solches ist jedoch älter als die Moderne.

(Honegger 1991) und der hierarchisch strukturierten Geschlechterverhältnisse. Dabei bezeichnet „Geschlechterverhältnis“ nicht einfach die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, sondern „... weit darüber hinaus eine Organisationsform, in der Regeneration und Produktion des einzelnen wie der Gattung geregelt werden“ (Becker-Schmidt 1987: 201).

Der Begriff „Geschlechterverhältnis“ betont also die gesellschaftliche Verfaßtheit der Konstellationen, Bedingungen, Chancen von Frauen und Männern als aufeinander verwiesene und notwendig aufeinander verweisende bipolar konstruierte Gruppen, die organisiert sind auch in Bezug auf das gesellschaftlich relevante Problem der Generativität. Er impliziert darüber hinaus zweierlei: erstens eine Kritik der Konstruktion von Frauen als das besondere, „das andere Geschlecht“ (de Beauvoir 1968) und von Männern als das „Eigentliche“, das „Universale“, wodurch letztere zum allgemeingültigen Maßstab und Frauen zur Abweichung werden – einer Konstruktion mit inhärenter Rangordnung. Zweitens wird mit dem Begriff „Geschlechterverhältnis“ Macht und Herrschaft zwischen den Geschlechtern als zwar hierarchisches, aber nicht einseitiges Verhältnis charakterisiert. Er verweist auf das Ineinandergreifen der Interessen und Verhaltensweisen von Frauen und Männern und die wechselseitige Reproduktion der Machtverhältnisse.

Die Zuordnung der Frauen zum Bereich der Familie als Ort des Emotionalen, der Nicht-Produktion und der Männer zum Bereich des Erwerbs als Ort von Rationalität und Ökonomie strukturierte allerdings eher Deutungsmuster und die Verteilung von Ressourcen und Chancen, als daß sie die Realität der faktischen Arbeitsteilung wiedergab: So hat ein Teil der Frauen immer am Erwerbsbereich partizipiert, ohne damit allerdings die Zuständigkeit für den privaten Bereich zu verlieren. Die „doppelte Vergesellschaftung von Frauen“ (Becker-Schmidt) ist deshalb die komplementäre Seite zu der der „geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung“.

Mit der in den vergangenen Jahrzehnten zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen und der Infragestellung des patriarchalen Konzepts des weiblichen Lebenszusammenhangs von seiten eines Teils der Frauen wird – sozusagen im Rückblick – nochmals deutlich, daß klare, traditionell-hierarchische Geschlechterrollen und Arbeitsteilungsmuster individuell und gesellschaftlich nicht nur einschränkende, sondern auch entlastende und Komplexität reduzierende Funktionen hatten bzw. haben. Denn heute stehen Frauen in einem strukturbedingten Widerspruch: obgleich sie einseitig den traditionellen Geschlechtervertrag aufkündigen, indem sie zunehmend berufstätig werden, macht dieser nach wie vor das *Fundament der Produktionsweise von Industriegesellschaften* aus (vgl. Pieper 1988). Das heißt, nach wie vor gilt das Modell des „Eineinhalb-Personen-Berufs“ (Beck-Gernsheim 1980), das besagt, daß hinter jeder vollzeitberufstätigen Person (in der Regel einem Mann) notwendigerweise eine hausarbeitende Person (in der Regel eine Frau) steht. Die fortdauernde Gültigkeit dieses Modells, in Form vor

allem von unveränderten Berufsstrukturen, bei gleichzeitig veränderten Lebenspraktiken und -entwürfen von Frauen, kennzeichnet einen der zentralen Widersprüche moderner Geschlechterverhältnisse, aus ihm ergeben sich strukturelle Engpässe der Alltagsorganisation.

Die Berufsarbeit von Frauen wird einerseits politisch, ökonomisch und ideologisch gefordert und akzeptiert, andererseits ist ihre Realisierung mit systematischen Hindernissen und Überlastungen verbunden. Sie erfordert dann, wenn gleichzeitig Mann, Kinder und andere Familienangehörige zu versorgen sind, vielfältige Abstimmungen und Koordinationen bei der Abwicklung der Versorgungsarbeit. Diese Anforderungen potenzieren sich mit dem zeitlichen Ausmaß der Berufstätigkeit von Frauen bzw. dann, wenn diese beruflich aufsteigen wollen: Der dazugehörige Qualifizierungs- und Mobilitätsdruck macht meist grundsätzliche und langwierige Aushandlungen darüber erforderlich, wer wessen reproduktive Versorgung gewährleistet. Eine zunehmend praktizierte „Lösung“ dieses Dilemmas ist deshalb der Verzicht auf Kinder und ein verändertes Bindungsverhalten mit häufigeren Trennungen und Partnerwechslern. Von beiden Seiten, Frauen und Männern, wird deutlicher der Nutzen einer Beziehung für den je eigenen Lebensentwurf und die Lebensführung kalkuliert, da auch die Entscheidung für eine Beziehung und ihre Aufrechterhaltung heute nicht mehr alternativlos ist.<sup>18</sup>

Es hat sich gezeigt, daß die Komplexität gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse und der unterschiedlichen Ebenen der Veränderungsprozesse in ihren Konturen klarer zu erkennen ist, wenn wir die Ebenen von *Lebensführung als System praktischen Tuns* und als *sinnhaftes System* auseinanderhalten. Diese Unterscheidung hilft zu erklären, wo und warum die aktuelle These der Erosion von Geschlechterrollen und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung eine zu pauschale Annahme ist. Unsere Befunde zeigen, daß sich Geschlechterverhältnisse weder im ganzen geändert haben noch daß sie einfach gleichgeblieben sind; Modernisierung im Hinblick auf die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse zeigt von Beginn an ein paradoxes Bild, das im folgenden durch *Ungleichzeitigkeiten und Ungleichheiten* verschiedener Art gekennzeichnet wird.

a) Ungleichzeitigkeiten in den *Veränderungen im Geschlechterverhältnis* zeigen sich darin, daß sich auf der Ebene des Bewußtseins und der Orientie-

rungen teilweise Einstellungen in Richtung auf mehr Egalität und Partnerschaftlichkeit ändern, dies aber auf der anderen Ebene, der der konkreten Alltagsgestaltung und der der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, keine entsprechenden Folgen hat, die sich als Umverteilung von Haus- und Berufsarbeit zwischen den Geschlechtern zeigen müßten. Wir sehen verschiedene typische Modelle, in denen Frauen traditionale und moderne Momente in der Lebensführung kombinieren. Vor allem eines von ihnen erstaunt, weil es so widerspruchlos und friktionslos funktioniert: Hier legen Frauen, die im Beruf selbstbewußt und engagiert sind, sobald sie nach Hause kommen, übergangslos – faktisch und metaphorisch – die Schürze an und bedienen ihre Familie. Wir haben sie „Chamäleonfrauen“ genannt (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993d).

Es zeigt sich aber auch die umgekehrte Konstellation von Bewußtsein und Alltagshandeln, bei der trotz praktischer Annäherungen an eine partnerschaftliche Arbeitsteilung *beide* Geschlechter an traditionellen Definitionen des Geschlechterverhältnisses festhalten.<sup>19</sup> Dessen hierarchische Grundstruktur ist offensichtlich tiefer in den Fremd- und Selbstkonzepten von Personen verankert, als es eine oberflächliche Betrachtung der Arbeitsteilungsmuster nahelegen würde: Die Gestalt der Geschlechterverhältnisse geht nicht in den Mustern der Arbeitsteilung auf, sie stehen nicht in einem eindeutigen Kausalverhältnis zueinander (vgl. Hochschild 1989<sup>20</sup>). So können Orientierungen und Handlungsmuster sowohl auseinanderfallen (s.o.), als auch Orientierungen als Mechanismus der Handlungssteuerung dienen. Dabei sind häufig die Orientierungen, insbesondere bei den weiblichen Befragten, in sich so ambivalent, daß, neben allen strukturell-externen Barrieren, Frauen sich häufig selber Fußangeln bei der Umsetzung „eigentlich“ intendierter Veränderungswünsche stellen.

Wir beobachten bei ihnen eine Tendenz, auch bei eigener Berufstätigkeit Teile der Arbeit in der Familie selbst zu übernehmen, entweder, weil ihre Männer es ihnen nicht gut genug machen oder sie den Haushalt als ihre „Domäne“, ihren Machtbereich, betrachten, in dem sie keine Einnischung wünschen. Häufig halten sie bewußt ihren Männern den Rücken frei, damit *diese* sich erholen können. Sozialisatorisch erworbene Werte über ein „richtiges“ Leben als Frau sitzen, auch

18 In der Folge müßten auch auf der Ebene von Betrieben und gesellschaftlichen Dienstleistungseinrichtungen Vorkehrungen für den Fall getroffen werden, daß eine berufstätige Person nicht mehr selbstverständlich eine andere zu ihrer Versorgung „hinter sich“ hat. Dafür finden wir in unserem Material jedoch keine Belege, eher für die umgekehrte Variante: daß ein Betrieb sein (männliches) Personal explizit danach rekrutiert, daß ihr traditionelles familiäres Hinterland gewährleistet scheint.

19 Auf ähnliche Ergebnisse verweisen Hochschild (1989: 53ff), Krüger (1993: 213) sowie Beuret/Makings (1987). Interpretiert wird dies für die Frauen als Bedürfnis der Konfliktvermeidung sowie der Sicherung der eigenen Geschlechtsidentität.

20 Sie bezeichnet den Komplex von Gedanken, Gefühlen und Handeln im Hinblick auf die Geschlechtsrolle als *gender-strategy* und weist daraufhin, daß die eigene *gender-strategy* nicht ausreicht, um das Handeln zu erklären, sondern die des Partners hierfür miteinbezogen werden muß (ebd.: 190).

bei eigener „Doppelbelastung“, tief. Wir sehen in diesen Verhaltensweisen von Frauen keine Bestätigung der These des weiblichen Masochismus, sondern eine durchaus rationale Form der Verarbeitung gesellschaftlich widersprüchlicher Zumutungen an Frauen. Zwar sollen sie beides, Haushalt und Beruf, tun und können, haben aber bei weitem nicht die gleichen strukturellen Chancen, sich über einen qualifizierten Arbeitsplatz dauerhaft selbst ernähren zu können. Deshalb ziehen sie, wenn auch nicht unbedingt bewußt, einen kalkulierbaren Nutzen daraus, sich unverzichtbar zu machen oder als „Superfrau“ alles zu können, jedenfalls aber den Haushalt als Arbeitsplatz nicht aufzugeben.

Mit solchen Befunden bestätigt sich das Ergebnis anderer Untersuchungen (vgl. Gather 1993), daß der Schlüssel zur Veränderung des Geschlechterverhältnisses nicht allein in der Umverteilung der klassischen Ressourcen wie Geld, Zeit, Arbeit etc. liegt, sondern zusätzlich kulturelle und ideelle Faktoren die Hierarchie des Geschlechterverhältnisses in seiner Widersprüchlichkeit beharrlich fundieren und stabilisieren (vgl. Knapp 1992). Modernisierung für Frauen nur als „nachholende Individualisierung“ im Sinn zunehmender Arbeitsmarktpartizipation zu interpretieren, greift zu kurz: Es verkennt die widersprüchliche Situation von Frauen in der „halbierten Moderne“, in der sie als „Arbeitsbienen“ in Beruf und Familie funktionieren sollen, jedoch traditionelle Geschlechterkonzepte beibehalten sollen.

b) Im Hinblick auf diese komplizierten Konstellationen von Bewußtsein und konkretem Alltagshandeln gibt es systematische Unterschiede entlang zweier sozialer Trennlinien: Erstens klafft die Lücke zwischen Einstellung und Handeln bei den befragten Männern bzgl. Partnerschaftlichkeit weiter auseinander als bei den Frauen – ein Ergebnis, das sich mit dem anderer Untersuchungen deckt (Metz-Göckel/Müller 1986; Strümpel u.a. 1988). Männer schätzen ihr praktisches Engagement in der Familie tendenziell höher ein, als sich dies durch die Rekonstruktion ihres Tagesverlaufs stützen läßt. Diese kollektive Wahrnehmungsverzerrung bei Männern und die analoge „Ökonomie der Dankbarkeit“ bei Frauen (Hochschild) ist ein weiterer Hinweis auf die Macht kulturell fundierter Selbst- und Fremdkonzepte von Geschlechterrollen, die jedem auch noch so geringen Anteil an Hausarbeit von Männern ein anderes Gewicht verleihen als dem von Frauen.<sup>21</sup>

21 Hochschild (1989: 47) bezeichnet dies als *second shift fetish*, womit sie das Aufbauen von Einzelhandlungen von Männern meint. Von Seiten der Frauen wird dies ergänzt: Sie gehen nur selten von der Selbstverständlichkeit der Gleichverteilung von Arbeit aus, sondern empfinden – angesichts der durchschnittlich sehr geringen Hausarbeitsbeteiligung von Männern – dankbar jede Hilfestellung als Besonderheit.

Zweitens differenziert die *regionale und milieuspezifische Variable Stadt-Land* die Konstellationen von Bewußtsein und Alltagshandeln weiter aus. In der Stadt gibt es mehr Familien, in denen die Orientierungen von Frauen und Männern auf Egalität ausgerichtet sind, hier nehmen die Abstimmungsprozesse über die Arbeitsteilung einen gewissen Raum ein. Auf dem Land herrschen dagegen stärker traditionelle, eindeutige Rollenvorstellungen vor, doch finden diese nicht immer ihre Entsprechung in den konkreten familialen Arbeitsteilungsmustern. Hier wird zwar kaum von diesbezüglichen Aushandlungsprozessen berichtet und die faktische und ideelle Ernährerrolle des Mannes scheint unangefochten, doch fällt das Quantum der praktischen Mithilfe der Männer oft nicht geringer aus als in vielen städtischen Familien. Man könnte den Unterschied zwischen den städtischen und ländlichen Gruppen<sup>22</sup> formulieren als einen zwischen „Diskutieren“ und „Handeln“. Dieser Unterschied in den methodischen Vorgehensweisen der Alltagsorganisation verweist (bei relativ gleichem Ergebnis der Beteiligung der Männer an der Hausarbeit) zum einen zurück auf die Entlastungsfunktion traditional regulierten Handelns<sup>23</sup>, bei dem Orientierungen nicht beständig zur Diskussion stehen (s.o.). Zum anderen bietet er nochmals eine Interpretation dafür an, warum auch egalitär orientierte Frauen des Diskutierens müde sind<sup>24</sup> und sich, scheinbar stumm, in ambivalente Arrangements einfügen, wenn die Erfolgchancen auf eine Veränderung der Arbeitsteilung derart gering sind. Die Unterscheidung zwischen diskursiv oder traditional hergestelltem Arbeitsteilungsmuster macht drittens verständlicher, wieso auf dem Land eine bestimmte Art von Arrangements gar nicht vorkommt: Arrangements, in denen berufliche und familiäre Arbeit zwischen den Geschlechtern nach egalitärem Muster gezielt halbiert und umverteilt wird. Denn neben den entsprechend veränderten Arbeits- und Lebensbedingungen, sind für solche Umverteilungen, wenn sie nicht nur aus einer aktuellen, vorübergehenden Notsituation resultieren, grundlegende und intentionale Umdeutungen der Geschlechterkonzepte Bedingung, die zumindest ansatz-

22 Wobei es auch bei der Gegenüberstellung von Stadt und Land vielfältige Abstufungen gibt. Dies ist eine grobe Zusammenfassung der Einzelergebnisse, die in den Gruppenbeschreibungen differenziert nachzulesen sind (vgl. v.a. Kap. 5, 6 und 7).

23 Die zugrundeliegende Tradition ist in diesem Kontext die der fraglosen wechselseitigen Unterstützung bei anfallender Arbeit und gleichzeitiger Akzeptanz traditioneller Rollendefinition, die auf den bäuerlichen Arbeits- und Lebenszusammenhang gründet.

24 Ebenso mögen Männer der Nörgeleien ihrer Frauen überdrüssig sein. Doch ist das Motiv hierfür ein strukturell anderes: Ihnen geht es darum, daß sich bzgl. der Arbeitsteilung nichts ändert.

weise von beiden, Frauen wie Männern, geteilt und getragen werden. Dies ist immerhin in einem kleinerem Teil der städtischen Haushalte der Fall, in wenigen Ausnahmen sogar mit der Frau als Hauptverdienerin.

c) Eine weitere Differenzierung im Hinblick auf die Entwicklung der Strukturen sozialer Ungleichheit im Prozeß der Modernisierung zwischen den Geschlechtern zeigt neue Linien der *Segmentierung*. Einer der Ausgangspunkte unserer Untersuchung, die These von Verschiebungen im Geschlechterverhältnis im Sinn der Auflösung traditionaler Elemente, hat sich, wie gezeigt, so pauschal zwar nicht bestätigt. Doch durch die Einbeziehung des gesamten, zur Lebensführung einer Familie zugehörigen Netzwerkes in unsere Untersuchung zeigte sich ein anderes, unerwartetes Ergebnis: Anstatt der angesichts der zunehmenden Frauenerwerbsarbeit erforderlichen Umverteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern oder einer Auslagerung reproductiver Arbeit auf gesellschaftliche Institutionen findet eine *Umverteilung von Arbeit zwischen unterschiedlichen Gruppen von Frauen statt* (vgl. Rerrich 1993b). Reproduktive Arbeit verbleibt damit innerhalb des weiblichen Geschlechts und innerhalb des privaten Raums von Haushalt und Familie. Statt also die tradierte soziale Ungleichheit – zwischen Frauen und Männern – aufzuheben, werden als Antwort auf gesellschaftliche Veränderungen durch die berufliche Partizipation von Frauen zusätzlich neue Muster von Ungleichheit geschaffen. Solche Muster bilden sich zum einen zwischen berufstätigen Frauen und weiblichen Familienmitgliedern, v.a. den Großmüttern.<sup>25</sup> Diese privaten Arbeitsbeziehungen implizieren erhebliche wechselseitige Abhängigkeiten, die zudem durch das Band der Familie häufig emotional, in positiver wie in negativer Hinsicht, aufgeladen sind. Hinzu kommt, daß die berufstätigen Frauen reziprok meist die Pflicht zur Versorgung der Elterngeneration eingehen. Zum anderen und zunehmend entsteht aber eine neue Form der Arbeitsteilung: zwischen denjenigen Frauen, die genügend Geld verdienen, um sich Entlastung auf dem (meist grauen) Arbeitsmarkt kaufen zu können und denjenigen, die auf diese Art von *ungesicherten und schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen* angewiesen sind, den im Haushalt arbeitenden Frauen wie Putzfrauen, Kinder„mädchen“, unter ihnen besonders häufig Ausländerinnen. Hier fallen im Reproduktionsbereich „Angebot und Nachfrage zusammen, indem zwei strukturell bedingte Notlagen unterschiedlicher Gruppen von Frauen aufeinandertreffen“ (Rerrich 1993b: 100).

25 Diese sind auch europaweit nach wie vor die wichtigste Ressource der Kinderbetreuung (vgl. Moss 1990).

„Die Rückkehr des Dienstmädchens durch die Hintertür“<sup>26</sup> ist die sozialpolitisch unvermutete, aber bei genauerer Betrachtung der strukturellen Bedingungen naheliegende Antwort auf die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen. Damit ist der Blick auf eine neue und vermutlich bedeutsamer werdende Segmentationslinie des geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktes und eine weitere Differenzierung innerhalb der sozialen Binnenstruktur des weiblichen Geschlechts geöffnet, die jede Pauschalierung bzgl. eines als geradlinig erachteten Prozesses der Emanzipation der Frauen verbietet. Zudem widersprechen diese Ergebnisse einer Tendenz in der neueren soziologischen Diskussion über die zunehmende Irrelevanz der Strukturkategorie Geschlecht. Was vielmehr deutlich wird, ist eine Tendenz der „Modernisierung patriarchaler Strukturen“ (vgl. Rerrich 1993b: 100) als gegenwärtige und vermutlich auch in nächster Zukunft signifikante Perspektive der Entwicklung des Geschlechterverhältnisses.

Auch und vielleicht insbesondere im Hinblick auf Geschlechterverhältnisse durchziehen also Paradoxien in Form von Ungleichzeitigkeiten und Ungleichheiten von Beginn an den Prozeß der Modernisierung. Denn Modernisierung verspricht Gleichheit, baut jedoch auf der Ungleichheit und Hierarchie zwischen den Geschlechtern, manifestiert in der herrschenden Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, auf. Aus diesen strukturellen Diskrepanzen folgen für Frauen, metaphorisch ausgedrückt, „die Fröste der Freiheit“ (Wysocki 1980), ebenso wie die Notwendigkeit von täglichen erfinderischen Balanceakten.<sup>27</sup> Sie erzwingen die Einsicht, daß die Realisierung egalitärer Ansprüche aufgrund patriarchal-beherrschter gesellschaftlicher Strukturen nur begrenzt möglich ist; sie bringen gleichwohl die Fähigkeit mit hervor, daß Frauen sich in ihrer alltäglichen Lebensführung mit diesen

26 So das Ergebnis einer Studie im Kontext unseres Forschungsprojektes (Odierna/Baumann 1992).

27 Diese Paradoxien zeigen sich bereits in einem verwirrenden Sprachgebrauch: Als „traditionelle“, also ausschließlich für Mutterschaft, Mann und Haushalt lebende Frau bezeichnen wir heute diejenige, die ihre Lebensführung an einem Frauenbild ausrichtet, welches sich im 19. Jahrhundert ausbildete – dem Zeitraum also, den wir mit Industrialisierung und einfacher Modernisierung gleichsetzen. *Diese Moderne war es, die erst den Typus „traditioneller“ weiblicher Lebensführung hervorbrachte.* Allerdings folgte auch hier die Gegenbewegung auf dem Fuß: Frauenbewegungen und einzelne Frauenpersönlichkeiten stellten dieses traditionelle Frauenbild parallel zu seiner Entstehung in Frage (Gerhard 1978). Nicht zuletzt machen diese Überlegungen auch – zumindest für das Thema Geschlechterverhältnisse – die Grenzen der Kategorien „traditional“ und „modern“ deutlich als ungenügende, grobe Begriffe für die in sich widersprüchlichen und vielschichtigen empirischen Verhältnisse.

Widersprüchen praktisch einrichten. Die alltägliche Lebensführung von Frauen ist gekennzeichnet durch die Dilemmata einer „halbierten“, „unvollendeten“ Moderne, im Vergleich dazu weist jedoch derzeit das *Geschlechterverhältnis* als gesellschaftliche „Organisationsform der Regeneration und Reproduktion des einzelnen wie der Gattung“ (Becker-Schmidt 1987: 201) ein noch größeres Modernisierungs-lag auf, indem es für Neuerungen und Aufbrüche strukturell kaum Platz bietet. Die Auflösung der herrschenden Arbeitsteilungsmuster und der sozialen Ungleichheit der Geschlechter würde eine grundlegend neue Form moderner Gesellschaften notwendig machen, und die „Durchsetzung“ und „Vollendung“ der Moderne ist in diesem Kontext nur vorstellbar als Entstehung einer strukturell und ideell anders konzipierten Moderne.

### 12.3.4 Am Ende der Arbeitsgesellschaft?

#### Die zunehmende „Verarbeitlichung“ auch des Alltags

Die These eines steigenden Problemdrucks für die Lebensführung aufgrund neuerer Modernisierungstendenzen (vgl. Kap. 11.3 und 12.1) war in allgemeiner Form eine Ausgangsvermutung des Projektes. Heute sehen wir, daß dieser Problemdruck nicht nur dazu führt, daß das Alltagsleben komplexer und komplizierter wird, sondern daß sich die Anforderungen an die Konstruktion von Lebensführung erhöhen und die Organisation des Alltags zu einer Leistung eigener Art wird; zu einer Leistung, die tendenziell den Charakter von *Arbeit* erhält.

Wie läßt sich diese Behauptung begründen? Mit der Etablierung der *Arbeitsgesellschaft* im Zuge der Industrialisierung<sup>28</sup> hat sich im Anschluß an sehr unterschiedliche Begriffsvarianten von Arbeit seit der Antike über das Mittelalter bis zur Neuzeit das Konzept von Arbeit zum Konzept von Erwerb bzw. bei Max Weber von *Beruf* gewandelt.<sup>29</sup> Was ist jedoch mit *Arbeit* gemeint, wenn sie nicht auf erwerbs- oder berufsförmige Tätigkeiten reduziert werden soll, aber dennoch von anderen Tätigkeits- und Hand-

lungsformen unterscheidbar bleiben soll? Um unsere These zu belegen, rekurren wir deshalb auf einen *erweiterten* Arbeitsbegriff:

Es lassen sich vier Stufen der Regulation menschlicher Tätigkeiten bestimmen, die einen Bezugsrahmen zur begrifflichen Fassung eines erweiterten Verständnisses von „Arbeit“ bilden können (vgl. Voß 1991a): erstens universelle *Selbstproduktion* (als Selbstproduktion durch einen „Stoffwechsel mit der Natur“ (Marx), wie er für die gesamte belebte Welt gilt); zweitens *Aktion* (als der aktive Eingriff in die Welt, wie er charakteristisch für alle höheren Lebewesen ist); drittens *Produktion* von Arbeits-„Ergebnissen“, die nicht mit dem Produzenten identisch und für dessen Reproduktion dienlich sind (als die Herstellung von „Gütern“, typisch auch für manche Tiere) und schließlich viertens bewußte *Kalkulation* von Mitteln zur Erreichung von Zielen. Erst diese letzte Stufe der „Reflexivität“ charakterisiert die spezifisch menschliche Form von „Arbeit“.

Menschliche Arbeit soll damit, kurz zusammengefaßt, verstanden werden als der Selbsterhaltung dienendes, aktives, produktives und reflexiv-kontrolliertes menschliches Tun.<sup>30</sup> Vor diesem Hintergrund kann nun unsere These deutlicher werden, daß die alltägliche Lebensführung selbst zunehmend zur *Arbeit* wird: Damit ist gemeint, daß die Personen zunehmend ihr „Leben aktiv in die Hand nehmen müssen“, daß sie auch ihren Alltag – als das Gesamtgefüge ihrer Tätigkeiten, Interessen, Beziehungen etc. – bezogen auf ihre Selbsterhaltung aktiv, produktiv und reflexiv gestalten müssen. Eine solche *Verarbeitlichung* des Alltags ist nach unseren Untersuchungen die Antwort auf komplexer und offener werdende Rahmenbedingungen, die sich als Anforderungen an die alltägliche Lebensführung richten. „Verarbeitlichung“ des Alltags ist eine (nicht immer bewußt gewählte) Strategie des Umgangs mit einigen zentralen Problemen der Modernisierung: mit Koordinations- und Kompatibilitätsproblemen sowie Problemen der Koexistenz

28 Der Terminus *Arbeitsgesellschaft* zielt auf die Zentrierung um eine „mit Arbeit befaßten, von ihrer Rationalität vorangetriebenen, von Arbeitskonflikten erschütterten bürgerlichen Erwerbsgesellschaft vom späten 18. Jahrhundert mindestens bis zum Ende des 1. Weltkrieges“ (Offe 1984: 14). Auch in den „klassischen Traditionen der bürgerlichen wie der marxistischen Soziologie“, bei Marx, Weber und Durkheim ist *Arbeit* eines der zentralen, wenn nicht *das* zentrale Paradigma moderner, westlicher Industriegesellschaften (ebd.: 13).

29 Vgl. die Diskussionen zum Arbeitsbegriff von Aristoteles über Luther bis Marx v.a. bei Conze 1972, siehe auch Arendt 1994 (1958), Bahrtdt 1983.

30 Es gibt zahlreiche derartige Versuche der Definition von Arbeit. Bahrtdt faßt beispielsweise Arbeitstätigkeiten ähnlich, in den Einzelkriterien aber dennoch unterschiedlich als „gekonntes, kontinuierliches, geordnetes, anstrengendes nützliches Tun, das auf ein Ziel gerichtet ist, welches jenseits des Vollzugs der Arbeitshandlung liegt.“ (Bahrtdt 1983: 124). Bei der konkreten Betrachtung von Tätigkeiten zeigt sich jedoch die Schwierigkeit ihrer Bestimmung als „reine unvermischte Arbeit“ (Bahrtdt 1983: 124), Arbeit also dichotom von Nicht Arbeit zu unterscheiden. Bahrtdt illustriert die Schwierigkeiten der kontextabhängigen Definition am Beispiel des Pflanzengießens (ebd. 125 ff.). Bei Voß wird Arbeit als „subjektiver Regulationsmodus“ gefaßt, der potentiell allen Tätigkeiten zukommen kann. Arbeit wird damit nicht „substantialisierend“ definiert (...), sondern *relational*, d.h. relational zum agierenden System, hier also (...) zur handelnden Person.“ (Voß 1991a: 237). Das gleiche Tun erscheint also einmal als Arbeit, unter anderen Bedingungen aber beispielsweise als Freizeitbeschäftigung. Die gleichen Tätigkeiten können damit mehr oder weniger Arbeitscharakter erhalten.



von Aktions- und Optionshorizonten (vgl. Offe 1986). In diesem Sinn verstehen wir *Verarbeitung* als eine zentrale Dimension von Modernisierung.

Dabei scheint es sinnvoll, in Anlehnung an unsere modernisierungstheoretischen Annahmen (Kap. 11.3 und 12.2) zwei gesellschaftliche Entwicklungstendenzen der Modernisierung zu unterscheiden: die Ausdifferenzierung und Fragmentierung gesellschaftlicher Bereiche und die zunehmende Spezialisierung von Tätigkeiten (als eher „einfach“ oder „klassisch“ moderne Entwicklung) einerseits, sowie die Flexibilisierung, d.h. das Brüchigwerden und die Verflüssigung von Strukturen und etablierten Ordnungen (als „reflexiv“ moderne Entwicklung, die verstärkt in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war) andererseits. Ersteres führt zu zunehmender Komplexität des Alltags, letzteres zusätzlich zu wachsender Kontingenz und zu Optionserweiterung. Beide Entwicklungen zusammen scheinen die Anforderungen an eine *Verarbeitung* des Alltags erheblich zu steigern.

Empirisch zeigen sich diese Tendenzen vor allem darin, daß die Bestandteile des Alltags von den Personen eigenständig und immer wieder aufs neue zu einem subjektiv je passenden Arrangement des Alltags zusammengefügt werden müssen. Die verschiedenen und zum Teil auseinanderstrebenden Tätigkeiten, Bereiche und Orientierungen müssen immer wieder und bewusst zu einem kohärenten und konsistenten Ganzen arrangiert werden.<sup>31</sup> Da die festgefügtten, vorgegebenen Rahmenbedingungen des Alltags weniger werden und zunehmend durch weniger kalkulierbare und brüchigere ersetzt werden, müssen die Personen es „eigenhändig“ übernehmen, sich Stabilitäten und Routinen im Alltag zu schaffen. Immer weniger kann dabei auf Traditionen und selbstverständlichen Routinen zurückgegriffen werden und immer weniger sind sie geradlinige Verlängerungen dessen, was man in seinem sozialen Umfeld als Beispiel erlebt oder in der persönlichen Entwicklung als „normal“ gelernt hat.

Die These der *Verarbeitung des Alltags* zielt also darauf ab, daß tendenziell an die Stelle gesellschaftlich vorgegebener Strukturen, als „Gerüst des Alltags“, nun – in Akten bewusster Produktion – die Konstruktion, Erhaltung, Anpassung und gegebenenfalls Optimierung der alltäglichen Lebensführung treten müssen, die zu einer eigenständigen Aufgabe werden. Dabei geht es auch um neue Mischungsverhältnisse von Stabilität und Flexibilität im Alltag, die externe Flexibilisierungstendenzen reflexiv einbauen.

31 Ohne daß dabei allerdings auf Routinen und „Alltagsgewisheiten“ gänzlich verzichtet werden könnte.

Angesichts dieser Tendenzen wird die Lebensführung weniger auf langfristige Konstanz als auf mehr Fähigkeit zu flexibler Reaktion und kurzzyklische Veränderbarkeit hin angelegt. Die Anforderungen zur Bewältigung des Alltags werden v.a. im Hinblick auf die Dimensionen Effizienz, Reflexivität und Flexibilität höher. Notwendigerweise wird dabei die Art der Gestaltung des alltäglichen Lebens zunehmend

„zu einem expliziten Objekt aktiv produktiver Bemühungen der agierenden Subjekte und damit schließlich zu einer eigenen Form persönlich und gesellschaftlich höchst relevanter *Arbeit*. (...) Aus dem mehr oder weniger einmal in festgelegten Bahnen und nicht selten eher gemächlich dahintreibenden Leben wird zunehmend eine aktiv betriebene *Arbeit des Lebens*.“ (Voß 1994: 284).

Wie sehr die Alltagsorganisation und in welcher Form sie Arbeitscharakter annimmt, hängt dabei v.a. von dreierlei ab: wie intensiv Personen in unterschiedliche Tätigkeitsbereiche aktiv eingebunden sind, d.h. auch wie eng die eigene Lebensführung mit der anderer Personen, v.a. im familiären Versorgungszusammenhang, verknüpft ist, wie offen und flexibel die Rahmenbedingungen der Lebensführung sind und wie weit Options- und Orientierungshorizonte subjektiv geöffnet werden.<sup>32</sup>

Die *Verarbeitung* des Alltags zeigt sich uns vor allem in der Zunahme der Organisation von Zeit und in vermehrten Aushandlungsprozessen.<sup>33</sup> Insbesondere die *Auflösung fester Zeitmuster* der Erwerbsarbeit erfordern einen verstärkten und spezifischen Koordinations-, Synchronisations- und Planungsaufwand.<sup>34</sup> Denn abweichende Arbeitszeiten setzen – im Vergleich zu festen zeitlichen Strukturen, die als „Eckdaten“ für den Alltag Orientierungspunkte für individuelle und gemeinsame Lebensführungen abgeben und die Routinisierung des Alltags fördern – Bedingungen, mit denen Personen bewußt umgehen müssen: Sie müssen Routinen und Balancen in ihrer Lebensführung selbständig und häufig neu austarieren.

Allerdings unterscheiden sich rein fremd- und eher selbstbestimmte Arbeitszeiten in ihren Anforderungen: Die Integration fremdbestimmter Abweichungen der Arbeitszeit in die Lebensführung erfordert die Entwicklung eigener, oft gegenläufiger Zeitrhythmen, ohne daß eigene Interessen in die Zeitgestaltung einfließen können. Sind die Abweichungen eher selbstbestimmt, so muß der Hori-

32 Vgl. hierzu die Einzelergebnisse der Gruppenbeschreibungen Kapitel 5 bis 10.

33 Auch wenn, wie Kudera/Voß (1990) betonen, die Befragten bei der Schilderung des Alltags v.a. die Routinen präsentieren und ihren Alltag „in der Regel als gleichförmig ablaufende, in bestimmter Weise rhythmisierte Normalität“ (...) darstellen.

34 Vgl. hierzu genauer Jurczyk (1993b, 1993c, 1994a).

zont der Möglichkeiten ständig mit dem faktisch Machbaren in einen Ausgleich gebracht werden, womit Optionen eröffnet werden, aber ebenso Entscheidungszwänge gegeben sind.

Je weniger extern stabilisierende – wenn auch einengende – zeitliche Rahmenbedingungen der Lebensführung vorhanden sind, um so mehr müssen die Personen ihren Alltag selbst zeitlich strukturieren. Dies verkompliziert sich, wenn die eigenen Zeiten mit denen anderer Personen, v.a. im familiären Lebenszusammenhang abgeglichen werden müssen – denn Arbeitszeiten sind auch Eckdaten für Gemeinsamkeit. Die Notwendigkeit der Koordination von Zeitabläufen – den eigenen und der anderer Personen – nimmt bei zunehmender Entstandardisierung der Arbeitszeit zu.

Wenn die Arbeitszeiten uneinheitlicher werden und die Arbeitsrhythmen der Familienmitglieder, Bekannten etc. sich auseinanderentwickeln, wird die Organisation des gemeinsamen Alltags komplizierter. Die Prozesse der Neuabstimmung von Zuständigkeiten und Interessen stellen neue Anforderungen dar: Weil eine gemeinsame alltägliche Lebensführung wesentlich auf Stabilität in den äußeren Bedingungen sowie auf Routinen und Absprachen zwischen Personen aufbaut, gibt es neben neuen Chancen auch neue Konfliktfelder. Es wird schwieriger, gemeinsame Zeit („Sozialzeit“) mit anderen zu haben. So sehr beweglichere Arbeitszeiten einerseits dem Wunsch, eigene Zeitpläne zu verfolgen und sie mit denen anderer, konkreter Interaktionspartner abstimmen zu können, im Einzelfall entgegenkommen mögen, untergraben sie andererseits in der Gesamttendenz gesellschaftlich etablierte Zeit-Räume für Gemeinsamkeit wie z.B. das Wochenende. Gemeinsame Zeit muß also zunehmend geplant werden. Auch hier stellen sich neue Anforderungen an die einzelnen Personen, wirtschaftlich, gezielt und kompetent mit ihrer Zeit umgehen zu können. Die Entstandardisierung gesellschaftlicher Zeitmuster macht die Entwicklung persönlicher *Zeitkompetenzen* nötig.

Die praktische Organisation des Alltags und damit die „Übersetzung“ des Arbeitszeitsystems in den gemeinsamen Alltag ist vorwiegend Sache der Frauen (vgl. Jurczyk 1993c). Sie leisten auf diese Weise die Vermittlung zwischen Betrieb und Familie, synchronisieren die unterschiedlichen zeitlichen Strukturen der eigenen Erwerbstätigkeit, der des Mannes sowie der anderer Bereiche wie Schulen, Geschäften, Behörden etc. und passen sie in ein praktikables Alltagsarrangement ein. Im Fall der Flexibilisierung von Arbeitszeit erhöhen sich diese Synchronisations- und Abstimmungsleistungen. Denn solche Flexibilisierungen ziehen Kreise über die unmittelbar von der Arbeitszeitregelung betroffenen Personen hinaus, sie machen Aushandlungen und permanente Absprachen mit anderen – KollegInnen, aber auch Personen im privaten Umkreis, die im Haushalt helfen (wiederum meist Frauen) – notwendig. Symptomatisch bezeichnen einige Befragte die tägliche Organisation als das, wofür die meiste Zeit draufgeht: Dies ist allerdings weniger

als objektive Wiedergabe ihres Zeitbudgets denn als Ausdruck ihrer subjektiven Empfindung von Organisation als Arbeit zu verstehen.<sup>35</sup>

Doch nicht nur zeitliche Flexibilisierungen führen zur Verarbeitung des Alltags, sondern – paradoxerweise – ebenso die *Veränderung der Geschlechterverhältnisse im Hinblick auf Arbeitsteilung und Geschlechterkonzepte*. Die Entlastungsfunktion traditioneller familialer Arrangements zeigt sich deutlich beim Vergleich zwischen den städtischen und den ländlichen Familien. Bei ersteren sind unter der Bedingung weniger festgelegter Geschlechterrollen immer wieder Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse vonnöten, um Zuständigkeiten zu klären. Bei den letzteren funktionieren diejenigen Familienalltage auch bei abweichenden Arbeitszeiten am reibungslosesten, die auf der Basis einer beidseitig akzeptierten, verbindlich festgelegten Arbeitsteilung und Identitätszuschreibung beruhen.

Beide Flexibilisierungstendenzen haben ambivalente Folgen: Sie eröffnen Spielräume für neue Alltagsgestaltungen, erfordern aber stets einen erhöhten Aufwand. Das Zusammenfügen der vielen Puzzlestücke des Alltags – als notwendige Reaktion auf die beschriebene zunehmende Komplexität und Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche und auf die Fragmentierung von Lebens- und Arbeitswelten – wird immer mehr zu einer Anstrengung eigener Art, weil sie Aufmerksamkeit, Planung, Zielgerichtetheit, Ergebnisorientierung usw. erfordert – Eigenschaften, die nach soziologischen Kriterien (s.o.) *Arbeit* zugeschrieben werden können. Wie verhalten sich diese Ergebnisse der *Verarbeitung des Alltags* nun zu der These vom *Ende* bzw. der *Krise der Arbeitsgesellschaft* zu Beginn der 80er Jahre?<sup>36</sup> Und steht nicht auch die Rede von Deutschland als „kollektivem Freizeitpark“<sup>37</sup> im Widerspruch zu unseren Ergebnissen?

Schon ein erster Blick zeigt, daß die Krise der Arbeitsgesellschaft keine Krise der „Arbeit“ schlechthin ist (vgl. Negt 1986; Sektion Frauenforschung 1983), sondern „nur“ eine Krise einer bestimmten Form von Arbeit, die am

---

35 Vgl. hierzu Thiele-Wittig (1987) sowie die aktuelle Untersuchung dieser dispositiven und organisatorischen Anteile von Arbeit in der repräsentativen Zeitbudgetstudie (1994) für die Bundesrepublik, insbesondere Blanke (1994).

36 Vgl. das Thema des 21. Soziologentages 1982 in Bamberg *Krise der Arbeitsgesellschaft*, dokumentiert in Marthes (1983) sowie Offe (1984). Die Diskussion um die „Krise der Arbeitsgesellschaft“ ging von zwei Veränderungstendenzen aus: zum einen löse sich die Verknüpfung von Wachstum und Vollbeschäftigung, zweitens verlöre die förmliche Erwerbsarbeit die „subjektive Qualität (...), organisierendes Zentrum der Lebenstätigkeit, der sozialen Fremd- und Selbsteinschätzung und der moralischen Orientierungen zu sein“ (Offe 1984: 7).

37 So Bundeskanzler Helmut Kohl zu Beginn der 90er Jahre.

männlichen „Normalarbeitsverhältnis“ der Erwerbsgesellschaft ausgerichtet ist. Lediglich die Erwerbsarbeit als dominante gesellschaftliche Organisationsform von Arbeit ist von spezifischen Krisen- und Knappheitserfahrungen betroffen. Und selbst hier weist die Wertewandelforschung daraufhin, daß Personen ihre „Selbstentfaltung“ nach wie vor oder sogar vermehrt aktiv im Beruf suchen.<sup>38</sup> Obgleich eine Tendenz zur „Aufwertung außerberuflicher Lebensanteile“ (Voß 1994: 286) festzustellen ist, werden zunehmend auch im Erwerbsleben Werte wie Selbstverwirklichung und Sinn-erfüllung reklamiert. Damit spiegeln sich in den oben genannten Thesen zum einen androzentrische und industriesoziologische Verkürzungen wieder, die auf die Verengung des Arbeitsbegriffs auf Lohnarbeit zurückgehen. Zum anderen wird deutlich, daß der Terminus *Arbeitsgesellschaft* sich auf einer anderen Ebene bewegt als unser an der Person ansetzendes, anthropologisches Konzept von Arbeit. Ersterer hebt ab auf die um (Erwerbs)Arbeit zentrierte Organisationsform von Gesellschaft, letzteres darauf, inwieweit Personen sich durch Arbeit, d.h. aktives, produktives und reflexives Tun selbsterhalten.

Dennoch impliziert die These der *Verarbeitung des Alltags* eine Verknüpfung zwischen beidem: nämlich die Unterstellung, daß *Arbeit* (verstanden in einem weiten Sinn) zunehmend zu einer zentralen Organisationsform auch individuellen, alltagsweltlichen Handelns wird und sich damit dessen Logik verändert. Unsere Ergebnisse zeigen, daß sich neue Mischungsverhältnisse zwischen arbeits- und lebensweltlichen Elementen in öffentlichen und privaten Sphären abzeichnen. Handlungsweisen, die der soziologischen Annahme der funktionalen Differenzierung von Gesellschaft in verschiedene Systeme und Subsysteme nach primär in der Erwerbssphäre verortet werden – wie kalkulierendes, auf Effektivität ausgerichtetes reflexives Tun – fließen zunehmend in den gesamten Alltag ein.<sup>39</sup> Mit „Alltag“

---

38 Vgl. Bolte/Voß (1988). Dies gilt zumindest für den Personenkreis, der eine Chance hat, Zugang zu dem Segment der sog. Kernarbeitsbelegschaften zu finden.

39 Die Tendenz der „Verarbeitung“ des Alltags soll jedoch nicht identisch mit der Homologisierung und Angleichung aller Teilsysteme unter die Dominanz einer zweckrationalen „Arbeitslogik“, der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ (Habermas), gesetzt werden. Wir meinen, daß Arbeit – in ihrem umfassenderen Sinn als zielgerichtetes, bewusstes, produktives Tun – zwar zunehmend mehr Lebensbereiche durchzieht, ohne daß dieses aber einseitig als „Übergriff“ der Erwerbslogik interpretiert werden kann. Vor dem Hintergrund des zuvor entfalteten „weiten“ Arbeitsbegriffs ist mit der These der „Verarbeitung des Alltags“ nicht kurzschlüssig die Durchsetzung der Arbeitslogik als zweckrationaler Logik gemeint (vgl. Kap. 12.3.1).

meinen wir ausdrücklich nicht nur die Hausarbeit, die immer schon (auch) Arbeitscharakter hatte (Bock/Duden 1977; Ostner/Pieper 1980). Gemeint ist vielmehr die gezielte Planung der eigenen beruflichen und familialen Biographie, der schulischen und außerschulischen Bildung und Ausbildung der Kinder, der bewußten Gestaltung der Beziehung zwischen den Geschlechtern, der gezielten Koordination der eigenen Tätigkeiten mit denen der Kinder und des Partners, der Organisation von Gemeinsamkeit, Freizeit und Urlaub und vielem anderem mehr.<sup>40</sup> *Verarbeitung* des Alltags bedeutet damit primär die wachsende aktive Organisation des Gesamtzusammenhangs der alltäglichen Lebensführung als eigenständige und neue Leistung und sekundär die verstärkt arbeitsförmige Gestaltung von Teilelementen der alltäglichen Lebensführung, die jeweils für sich mehr Aufwand erfordern.<sup>41</sup> Im Rückgriff auf unsere Definition von menschlicher Arbeit impliziert sie eine Qualitätsveränderung der alltäglichen Lebensführung im Sinn von zwei ihrer zentralen Dimensionen: von *Produktivität (als Herstellungsleistung)* und *Reflexivität (als intentionalem Bewußtseinsakt)* als zunehmend notwendige Bedingungen zur Bewältigung des Alltags.

Trotz Bedenken gegen eine Überbetonung des Ökonomischen in allen Lebens- und Arbeitszusammenhängen und gegen eine Inflationierung des Arbeitsbegriffs durch die Kennzeichnung aller Tätigkeitsformen als Arbeit<sup>42</sup> verwenden wir zur Charakterisierung der qualitativen Veränderungen in der alltäglichen Lebensführung den Arbeitsbegriff, weil wir meinen, mit der Diffundierung von Arbeit eine zentrale gesellschaftliche Entwicklungstendenz benennen zu können. Von einem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ kann aus unserer Perspektive keine Rede sein. Stattdessen deuten unsere Ergebnisse auf weitere, neuartige Paradoxien der gesellschaftlichen Entwicklung hin: auf einen Sieg der „Arbeit“ (in einem weiteren Sinn) über die Sphäre und die Tätigkeiten des „Erwerbs“ trotz (und vielleicht gerade wegen der) quantitativ zunehmenden „erwerbsarbeitfreien“ Zeit, auf eine zunehmende Durchdringung und Vermischung von arbeits- und nicht-arbeitsmäßig organisierten Elementen in der alltäglichen Lebensführung und in der Sphäre des Erwerbs.<sup>43</sup> Was wir beobachten, ist eine *Entgrenzung*

---

40 Dabei gibt es etliche Hinweise, daß auch eine Verwandlung der rein rechnerisch zunehmenden Freizeit in Arbeit stattfindet (vgl. Müller-Wichmann 1984, Thiele-Wittig 1989).

41 Diese beiden Dimensionen von *Verarbeitung* lassen sich auch als Unterschied von „Rahmensteuerung“ und „Teilsteuerung“ formulieren.

42 Vgl. die Diskussion bei Jurczyk/Rerrich (1993b: 30ff) sowie Voß (1991a: 41ff).

43 Für die Sphäre des Erwerbs diskutiert dies Voß (1994).

und ein partielles Aufeinanderübergreifen von Erwerb, Bildung, Freizeit, Partnerschaft in räumlicher, zeitlicher und sachlicher Hinsicht. Die mit der Industrialisierung fixierten Grenzen zwischen Beruf und anderen Lebenssphären werden durch die Entstandardisierung der Arbeitszeiten, und zusätzlich forciert durch die Entwicklung der Kommunikationstechnologien, als Form „neuer“ Entdifferenzierung wieder aufgelöst (vgl. Bolay/Kuhn 1994). Die exklusive strukturelle Zuordnung von Arbeit zu bestimmten Sphären kommt durch eine „Rückverlagerung“ von Erwerbsarbeit in die Privatsphäre<sup>44</sup>, v.a. aber durch die durch gesellschaftliche Strukturveränderungen induzierte *Verarbeitlichung* des Alltags weit mehr ins Schwimmen, als dies bislang durch die Anerkennung von Hausarbeit als Arbeit schon nahegelegt war.

Diese aktuellen *Entgrenzungsprozesse* bedeuten vielleicht eine „Anknüpfung“ an Entwicklungen, die mit der „einfachen Modernisierung“ in Gang gesetzt wurden – allerdings auf einer qualitativ neuen Stufe und in neuer Form. Brachte diese die Etablierung der (Lohn-)Arbeitsgesellschaft, die Durchsetzung von Lohnarbeit als dominanter Form von Arbeit und die Dissoziation der Sphären von Erwerb, Öffentlichkeit und Privatheit mit sich (ohne daß damit lebensweltliche Elemente aus der Erwerbswelt faktisch ganz verbannt worden wären), so läßt sich „reflexive Modernisierung“ unter dem Gesichtspunkt *Arbeit* als qualitativ neue Variante und Stufe des Mischungsverhältnisses von zweckrationalen und lebensweltlichen Elementen in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen interpretieren. Damit ist jedoch keineswegs der Weg nach vorn in die Vergangenheit als Wiederholung eines vorindustriell-ganzheitlichen Zusammenhangs von Arbeiten und Leben vorgezeichnet. Denn die Unterschiede zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen bestehen, ihrer Logik und ihren Anforderungen nach, auf makrostruktureller systemischer Ebene weiter, die Grenzen zwischen ihnen müssen aber im Alltag von den Personen selber für die eigene Lebensführung passend definiert, errichtet bzw. variiert werden.<sup>45</sup> Die *Entgrenzungstendenzen*<sup>46</sup> verlaufen paradoxerweise parallel dazu, daß die Fragmentie-

rung und Differenzierung innerhalb und zwischen den verschiedenen Lebens- und Arbeitswelten weiterexistiert, weil die gesellschaftlichen Anforderungen, Zielsetzungen, Zwänge, die mit jedem dieser Bereiche verbunden sind, weiterhin strukturell unterschiedlich sind. Sie werden näher aneinanderrücken, ohne jedoch gleich zu werden, so daß zentrale gesellschaftliche Antagonismen – z.B. zwischen Erwerb und Intimität – vielleicht nur unvermittelter aufeinandertreffen. In dieser Entwicklung sind Potentiale für neue Gestaltungsmöglichkeiten von Erwerbsarbeit und privatem Leben enthalten, aber auch Gefahren neuer Überforderungen.

---

44 Dies geschieht unter anderem durch neue Formen der Heimarbeit, die durch die Computerisierung vieler Arbeitstätigkeiten ermöglicht werden.

45 Vgl. van der Loo/van Reijen (1992: 244f). Sie thematisieren das Paradox von Globalisierung (Maßstabvergrößerung) einerseits und Maßstabverkleinerung andererseits und skizzieren in Bezugnahme auf Toffler (1987) die *home centered society*.

46 Immer zu verstehen in einem doppelten Sinn: als räumliche Entgrenzung durch das Ineinanderübergehen von Sphären und als sachliche Entgrenzung durch die tendenzielle *Verarbeitlichung* auch des Alltags.

## Literatur

- Abel, T./Cockerham, W. C. (1993): Lifestyle or Lebensführung? Critical Remarks on the Mistranslation of Weber's „Class, Status, Party“. *The Sociological Quarterly*, 34 (3), S. 551-556
- Arbeitsgruppe Gleitzeit (1989): Arbeitszeit zwischen individueller Orientierung und betrieblichen Erfordernissen. Ergebnisse einer Begleituntersuchung zur Implementierung von Gleitzeit in der Produktion eines High Tech-Betriebes. Erlangen
- Arbeitsgruppe Soziologie (1992): Denkweisen und Grundbegriffe der Soziologie. Eine Einführung. 10. revidierte und erweiterte Auflage. Frankfurt a.M./New York
- Arendt, H. (1994): Vita activa oder Vom tätigen Leben (8. Aufl.). München/Zürich (Orig. 1958)
- Baethge, M. (1985): Individualisierung als Hoffnung und als Verhängnis. In: *Soziale Welt*, 36, S. 299-312
- Bahrdt, H. P. (1983): Arbeit als Inhalt des Lebens. In: Matthes, J. (Hg.): *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982*. Frankfurt a.M., S. 120-137
- Baier, A./Balog, A. (1986): Fallstudien über Gleitzeitregelungen. In: *WSI-Mitteilungen*, 2, S. 77-86
- Bauer, F./Groß, H./Schilling, G. (1994): Arbeitszeit '93. Arbeitszeiten, Arbeitszeitwünsche, Zeitbewirtschaftung und Arbeitszeitgestaltungschancen von abhängig Beschäftigten. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.). Köln
- Baumann, Z. (1992): *Moderne und Ambivalenz: Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg
- Bayerischer Rundfunk (1992): Tarifvertrag für arbeitnehmerähnliche Personen mit Durchführungs-Tarifverträgen.
- Beauvoir, S. de (1968): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. (Orig. 1949) Reinbek bei Hamburg
- Beck, U. (1983): *Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten*. In: Kreckel, R. (Hg.): *Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2)*. Göttingen, S. 35-74
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.
- Beck, U. (1991). *Der Konflikt der zwei Modernen*. In: Zapf, W. (Hg.): a.a.O., S. 40-53
- Beck, U. (1993): *Die Erfindung des Politischen*. Frankfurt a.M.
- Beck, U. (1994): *Vom Veralten sozialwissenschaftlicher Begriffe. Grundzüge einer Theorie reflexiver Modernisierung*. In: Görg, C. (Hg.): *Gesellschaft im Übergang*. Darmstadt, S. 21-43
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg.) (1994): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1994): *Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie*. In: Dies. (Hg.): a.a.O., S. 10-39

- Becker, H. A. (1989): Generationen, Handlungsspielräume und Generationspolitik. In: Weymann, A. (Hg.): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart, S. 76-89
- Becker-Schmidt, R. (1987): Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, U. (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld, S. 187-235
- Becker-Schmidt, R. u.a. (1984): Arbeitsleben - Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn
- Beck-Gernsheim, E. (1980): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt a.M.
- Beck-Gernsheim, E. (1983): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“. In: Soziale Welt, 3, S. 307-340
- Beck-Gernsheim, E. (1994): Mobilitätsleistungen und Mobilitätsbarrieren von Frauen. Perspektiven der Arbeitsmarktentwicklung im neuen Europa. In: Beckmann, P./Engelbrech, G. (Hg.): Arbeitsmarkt für Frauen 2000 – Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück? Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit. Nürnberg, S. 712-726
- Behringer, L. (1993): Leben auf dem Land, Leben in der Stadt: Stabilität durch soziale Einbindung. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 175-194
- Behringer, L./Bolte, K. M./Dunkel, W./Jurczyk, K./Kudera, W./Rerrich, M. S./Voß, G. G. (1990): Auf dem Weg zu einer neuen Art der Lebensführung? In: Mitteilungen 1 des Sonderforschungsbereichs 333, Sonderdruck, S. 31-44
- Berg, U. (1992): EDV-Operatoren in Kontischicht. Eine empirische Fallstudie zur subjektiven Wahrnehmung und Akzeptanz eines vollkontinuierlichen Schichtsystems im EDV-Operating. Unveröff. Diplomarbeit. München
- Berger, J. (1988): Modernitätsbegriff und Modernitätskritik in der Soziologie. In: Soziale Welt, 39, S. 224-236.
- Berger-Schmitt, R. (1986): Innerfamiliäre Arbeitsteilung und ihre Determinanten. In: Glatzer, W./Berger-Schmitt, R. (Hg.): Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe: die alltäglichen Leistungen der Haushalte und Familien. Frankfurt a.M./New York, S. 105-139
- Bertram, H./Bayer, H./Bauereiß, R. (1993): Familien-Atlas: Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen. Opladen
- Beuret, K./Makings, L. (1987): „I've Got Used to Being Independent Now": Women and Courtship in an Recession. In: Allat, P./Keil, T./Byrman, A./Bytheway, B. (Ed.): Women and the Life Cycle. Transitions and Turning-Points. Houndsmill/Basingstoke/Hampshire/London, S. 64-76
- Bien, W. (Hg.) (1994): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehr-Generationen-Familien. In: DJI – Familien Survey 3. Opladen
- Bischoff, C. (1984): Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.
- Blanke, K. (1994): Der Tätigkeitsbereich „Beziehungsarbeit“ im Rahmen der Zeitbudgeterhebung 1991/92 und dem Satellitensystem Haushaltsproduktion (Manuskript Iff. / III C5). Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Blass, E. (1980): Zeitbudget-Forschung. Eine kritische Einführung in Grundlagen und Methoden. Frankfurt a.M./New York
- Bock, G./Duden, B. (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Berliner Sommeruniversität für Frauen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Berlin
- Bogner, A. (1989): Zivilisation und Rationalisierung. Ein Vergleich der Zivilisationstheorien Max Webers, Norbert Elias', Max Horkheimers und Theodor W. Adornos. Opladen
- Bolay, E./Kuhn, A. (1994): „Abends und am Wochenende auch“. Über die Verflüssigung von Arbeitszeit und Freizeit und die Mobilisierung privater Ressourcen durch den Einsatz von Personalcomputern. In: WSI-Mitteilungen, 9, S. 579-587
- Bolte, K. M. (1983): Plädoyer für eine subjektorientierte Soziologie. In: Bolte, K. M./Treutner, E. (Hg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie, Frankfurt a.M.
- Bolte, K. M. (1988): Die Arbeiten des Sonderforschungsbereichs 101 – ein Überblick. In: Ders. (Hg.): a.a.O., S. 3-36
- Bolte, K. M. (Hg.) (1988): Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Abschlussbericht des SFB 101 der Universität München: „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Arbeitskräfte- und Berufsforschung“. Weinheim
- Bolte, K. M. (1993): Wertewandel, Lebensführung, Arbeitswelt. Otto-von-Freising Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt, Bd. 8, München
- Bolte, K. M./Treutner, E. (Hg.) (1983): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bolte, K. M./Voß, G. G. (1988): Veränderungen im Verhältnis von Arbeit und Leben. Anmerkungen zur Diskussion um den Wandel von Arbeitswerten. In: Reyher, L./Kühl, J. (Hg.): Resonanzen. Arbeitsmarkt und Beruf – Forschung und Politik (Beitr. AB 111), Nürnberg
- Bolte, K. M. u.a. (1985): Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen – Neue Muster der individuellen Verteilung von Arbeit auf verschiedene Lebensbereiche. In: Sonderforschungsbereich 333 (Hg.): Antrag auf Einrichtung eines SFB und Förderung für die Jahre 1986-1988. München
- Bolte, K. M. u.a. (1988): Flexibilisierte Arbeitsverhältnisse und die Organisation der individuellen Lebensführung (Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen). In: Sonderforschungsbereich 333 (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Finanzierungsantrag 1989-1991. München
- Bolte, K. M. u.a. (1991): Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen: Zur sozialen Stabilisierungs- und Strukturierungsfunktion alltäglicher Lebensführung. In: Sonderforschungsbereich 333 (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Finanzierungsantrag 1992-1994. München
- Born, C./Krüger, H. (Hg.) (1993): Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim
- Bosch, A. (1989): Die Nutzung der gleitenden Arbeitszeit. Fallstudie in einem Großbetrieb der Metallindustrie. (Manuskript). Erlangen
- Bosch, A./Ellguth, P./Promberger, M. (1992): Gleitzeit: Wieviel Zeitautonomie ist gefragt? In: WSI-Mitteilungen, 1, S. 51-59
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Braun, S./Fuhrmann, J. (1970): Angestelltenmentalität. Berufliche Position und gesellschaftliches Denken der Industrieangestellten. Neuwied
- Brentel, H. (1994): Soziale Rationalitäten. Stilisierungen, Suchbewegungen und Perspektiven im Selbstverständigungsprozeß der Sozialwissenschaften. In: Görg, C. (Hg.): Gesellschaft im Übergang: Perspektiven kritischer Soziologie. Darmstadt, S. 63-87

- Brock, D. (1991): Der schwierige Weg in die Moderne. Umwälzungen in der Lebensführung der deutschen Arbeiter zwischen 1850 und 1980. Frankfurt a.M./New York
- Brock, D. (1994): Rückkehr der Klassengesellschaft? Die neuen sozialen Gräben in einer materiellen Kultur. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg.): a.a.O., S. 61-73
- Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hg.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen
- Brose, H.-G./Wohlrab-Sahr, M./Corsten, M. (1993): Soziale Zeit und Biographie. Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit. Opladen
- Bundesministerium für Frauen und Jugend (Hg.) (1992): Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. o. O.
- Bundesministerium für Familien und Senioren/Statistisches Bundesamt (Hg.) (1994): Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland. Wiesbaden
- Conze, W. (1972): Arbeit. In: Brunner, O./Conze, W./Kosselleck, R. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch sozialen Sprache in Deutschland, Bd. I. Stuttgart, S. 154-215
- Crook, S./Pakulski, J./Waters, M. (1992): Postmodernization. Change in Advanced Society. London/Newbury Park/New Delhi
- Deters, M. (1994): Kein Vertrauen in Frauen? Ein Beitrag zur Diskussion über Vertrauen in modernen Unternehmen. In: Modelmog, I./Gräfel, U. (Hg.): Konkurrenz und Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster, S. 197-233
- Dietzsch, I./Hofmann, M. (1993): Einfach weiter so leben ... oder? Ostdeutsche Muster alltäglicher Lebensführung zwischen Kontinuität und Wandel. In: Mitteilungen 6 des Sonderforschungsbereichs 333, S. 43-58
- Dietzinger, A./Kitzer, H./Anker, J./Bingel, I./Haas, E./Odierna, S. (Hg.) (1994): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg
- Döbert, R. (1989): Max Webers Handlungstheorie und die Ebenen des Rationalitätskomplexes. In: Weiß, J. (Hg.): Max Weber heute. Frankfurt a.M., S. 210-249
- Dunkel, W. (1988): Wenn Gefühle zum Arbeitsgegenstand werden. Gefühlsarbeit im Rahmen personenbezogener Dienstleistungstätigkeiten. In: Soziale Welt, 39, S. 66-85.
- Dunkel, Wolfgang (1993). Altenpflege und der Rest des Lebens. Was der Pflegenotstand mit der alltäglichen Lebensführung zu tun hat. Altenpflege-Forum (Beilage von „Die Altenpflege, Nov. 1993), 1, 3/93.
- Dunkel, W. (1994): Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Eine Untersuchung der Lebensführung von AltenpflegerInnen. Freiburg
- Durkheim, E. (1988): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften (2. Aufl.). Frankfurt a.M. (zuerst franz. 1893)
- Elias, N. (1969): Über den Prozeß der Zivilisation. Bern
- Flöper, B. L. (Hg.) (1992): Ratgeber Freie Journalisten: ein Handbuch. Berlin
- Fröhlich, D. (1992): Das Individuum – überfordert oder handlungskompetent? Ungleichheit in subjektorientierter Perspektive. In: Daheim, H. u.a. (Hg.): Soziale Chancen. Forschungen zum Wandel der Arbeitsgesellschaft. Frankfurt a.M., S. 80-106
- Gabriel, C. (1979): Analysen der Organisationsgesellschaft. Frankfurt a.M./New York
- Garhammer, M./Gross, P. (1991): Synchronisation von Sozialzeit: eine moderne Gestaltungsaufgabe der Familie. Forschungsforum der Universität Bamberg. Bamberg
- Gather, C. (1993): Strategien von Ehepartnern angesichts von Machtressourcen – Ein Fallbeispiel. In: Born, C./Krüger, H. (Hg.): a.a.O., S. 113-130
- Geertz, C. (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.
- Gerhard, U. (1978): Verhältnisse und Verbinderungen. Frauenarbeit, Familie und Recht der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M.
- Giddens, A. (1990): Consequences of Modernity. Stanford, Cal.
- Giddens, A. (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge
- Giddens, A. (1995): Strukturation und sozialer Wandel. In: Müller, H. P./Schmid, M. (Hg.): Sozialer Wandel. Frankfurt a.M., S. 151-191
- Gildemeister, R./Wetterer, A. (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.A./Wetter, A. (Hg.): a.a.O., S. 201-254
- Glaser, B.G./Strauss, A. (1974): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago
- Goldmann, M./Müller, U. (1986): Junge Frauen im Verkaufsberuf. Berufliche Sozialisation, Arbeits- und Lebensperspektiven. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Bd. 187. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Goldmann, M./Jacobsen, H. (1994): Trends betrieblicher Modernisierung im Einzelhandel. Neue Wege des Technikeinsatzes, der Arbeitsgestaltung und Personalpolitik in einer Frauenbranche. Dortmund
- Goldthorpe, J. H./Lockwood, D./Bechhofer, F./Platt, J. (1970): Der „wohlhabende“ Arbeiter in England. Bd. I (Industrielles Verhalten u. Gesellschaft), Bd. II (Politisches Verhalten und Gesellschaft). München
- Goldthorpe, J. H./Lockwood, D./Bechhofer, F./Platt, J. (1971): Der „wohlhabende“ Arbeiter in England. Bd. III (Der „wohlhabende“ Arbeiter in der Klassenstruktur). München
- Grathoff, R. (1989): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und sozialphänomenologische Forschung. Frankfurt a.M.
- Gross, P. (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M.
- Groß, H./Thoben, C./Bauer, F. (1989): Arbeitszeit '89. Ein Report zu den Arbeitszeiten und Arbeitszeitwünschen der abhängig Beschäftigten in der Bundesrepublik. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.). Köln
- Groß, H./Stille, F./Thoben, C. (1991): Arbeitszeiten und Betriebszeiten 1990. Ergebnisse einer aktuellen Betriebsbefragung zu Arbeitszeitformen und Betriebszeiten in der Bundesrepublik Deutschland. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.). Köln
- Grundmann, M./Hölscher, U. (1989): Zeitgeographie. Ein systematischer Überblick gegenwärtiger Ansätze. IMU-Informationendienst Jhg. 7/Nr. 1. München
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1 u.2. Frankfurt a.M.
- Habermas, J. (1985): Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt a.M.
- Habermas, J. (1988): Die Moderne – Ein unvollendetes Projekt. In: Welsch, W. (Hg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Weinheim, S. 177-192.

- Hackb, S. (1971): Gleitende Arbeitszeit – Voraussetzungen, Planung, Durchführung und praktische Erfahrungen. München
- Hallmann H. (1990): Household Work and its Significance to the Individual (Publications of the Department of Household Economics). Helsinki
- Hartfiel, G. (1968): Wirtschaftliche und soziale Rationalität. Untersuchungen zum Menschenbild in Ökonomie und Soziologie. Stuttgart
- Harvey, A.S. u.a. (1984): Time Budget Research. Frankfurt a.M./New York
- Hausmann, L. (1992): Frei zu sein, bedarf es wenig. Ergebnisse einer Umfrage unter Zeitschriften-Journalisten. In: Flöper, B. L. (Hg.): Ratgeber Freie Journalisten: ein Handbuch. Berlin, S.33-35
- Hennis, W. (1987): Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werkes. Tübingen
- Hebenstreit-Müller, S./Helbrecht-Jordan, I. (Hg.) (1990): Frauenleben in ländlichen Regionen. Individuelle und strukturelle Wandlungsprozesse in der weiblichen Lebenswelt. Bielefeld
- Herlage, R. (1992): Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. München
- Hochschild, A. (1989): The second shift. Working parents in the revolution at home. New York
- Hoffmann, U. u.a. (1982): Gruppenpraxen und Gesundheitszentrum. Neue Modelle medizinischer und psychosozialer Versorgung. Frankfurt a.M.
- Honegger, C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt a.M./New York
- Hradil, S. (1990): Epochaler Umbruch oder ganz normaler Wandel? Wie weit reichen die neueren Veränderungen der Sozialstruktur in der Bundesrepublik? Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Umbrüche in der Industriegesellschaft. Opladen, S. 73-100
- IG Medien (1993): Tarifvertrag für arbeitnehmerähnliche freie Journalistinnen und Journalisten an Tageszeitungen in den alten Bundesländern.
- Jurczyk, K. (1991): Flexibilisierung der Lebensführung? In: Voß, G. G. (Hg.): Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Sonderheit II der Mitteilungen des SFB 333. München, S. 29-47
- Jurczyk, K. (1992): Moderne Lebensführung und Beschleunigung im Alltag. Vortrag im Rahmen der Reihe „Zeit und Bewegung in der Stadt“. Unveröffentl. Manuskript. Bremen
- Jurczyk, K. (1993a): Bewegliche Balancen – Lebensführungsmuster bei „flexiblen“ Arbeitszeiten. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 235-259
- Jurczyk, K. (1993b): Flexibilisierung für wen? Zum Zusammenhang von Arbeitszeiten und Geschlechterverhältnissen. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 346-374
- Jurczyk, K. (1994a): Zur Wechselwirkung von Lebensführung und Arbeitszeiten. In: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Arbeitszeitpolitik '94. Dokumentation der Fachtagung am 11. Mai 1994 in Bochum. Köln, S. 147-153
- Jurczyk, K. (1994b): ZeitMachtGeschlecht: Frauen und Zeit in der alltäglichen Lebensführung. In: Claupein, E. (Hg.): Frauen und alltägliche Lebensführung. Niederkleen, S. 19-44
- Jurczyk, K./Kudera, W. (1991): Verfügung über Zeit? Die ganz unterschiedlichen Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf die Lebensführung. In: Flecker, J./Schienstock, G. (Hg.): Flexibilisierung, Deregulierung und Globalisierung. Interne und

- externe Rekonstruktion betrieblicher Organisation. München/Mering, S. 53-70
- Jurczyk, K./Ostner, I. (Hg.) (1981): Schwierigkeiten mit dem Arbeitsbegriff. Dokumentation einer Arbeitstagung. München, SFB 101 (unv.)
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.) (1993a): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (1993b): Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo „alles zusammenkommt“. In: Dies.: a.a.O., S. 11-45
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (1993c): Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie „Geschlecht“. In: Dies.: a.a.O., S. 262-278
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (1993d): Wie der Alltag Struktur erhält. Objektive und subjektive Einflussfaktoren der Lebensführung berufstätiger Mütter. In: Born, C./Krüger, H. (Hg.): a.a.O., S. 173-190
- Jurczyk, K./Treutner, E./Voß, G./Zettel, O. (1985): „Die Zeiten ändern sich“. Arbeitszeitpolitische Strategien und die Arbeitsteilung der Personen. In: Hradil, S. (Hg.): Sozialstruktur im Umbruch. K.M. Bolte zum 60. Geburtstag. Opladen, S. 147-163
- Kadritzke, U. (1975): Angestellte – Die gedulden Arbeiter. Zur Soziologie und sozialen Bewegung der Angestellten. Frankfurt a.M.
- Kalberg, S. (1981): Max Webers Typen der Rationalität. Grundsteine für die Analyse von Rationalisierungs-Prozessen in der Geschichte. In: Sprondel, M./Seyfarth, C. (Hg.): Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns. Stuttgart, S. 9-38
- Kets de Vries, M. R./Miller, D. (1984): The Neurotic Organisation. London
- Keupp, H. (1988): Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg
- Klages, H. (1993): Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandlungsgesellschaft. Frankfurt a.M./New York
- Knapp, G.A. (1992): Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion. In: Knapp, G. A./Wetter, A. (Hg.): a.a.O., S. 287-321
- Knapp, G. A./Wetter, A. (Hg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg
- Kohli, M. (1978): Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs. In: Kohli, M. (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied, S. 9-31
- Kohli, M. (1985): Riskante Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, S. 1-29
- Kohli, M. (1988): Ruhestand und Moralökonomie. Eine historische Skizze. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 28/1987, S. 393-416
- Kohli, M./Robert G. (Hg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart
- Krüger, H./Born, C. (1991): Unterbrochene Erwerbskarrieren und Berufsspezifität: Zum Arbeitsmarkt- und Familienpuzzle im weiblichen Lebenslauf. In: Mayer, K.-U., Allmendiger, J./Huiniak, J. (Hg.): Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a.M./New York
- Krüger, H. (1993): Die Analyse ehepartnerlicher Erwerbsverläufe – Ansatzpunkte für modernisierungstheoretische Überlegungen. In: Born, C./Krüger, H. (Hg.): a.a.O., S. 209-226



- Kudera, W. (1988): Auswirkungen flexibilisierter Arbeitsverhältnisse auf die Arbeitsteilung der Person – ein empirischer Beitrag zum Zusammenhang von Erwerbsarbeit und privater Lebensführung. In: Technik und Flexibilisierung. Brennpunkte der Entwicklung gesellschaftlicher Arbeit. Dokumentation einer Arbeitstagung am 26./27. Oktober 1987 an der Universität München, S. 80-93
- Kudera, W. (1992): Die Crux mit den kleinen Zahlen – zum Generalisierungsproblem bei qualitativer Sozialforschung. In: Lehner, F./Schmid, J. (Hg.): Technik, Arbeit, Betrieb, Gesellschaft. Beiträge der Industriesoziologie und Organisationsforschung. Opladen, S. 191-204
- Kudera, W. (1993a): Gesellschaftliche Disparitäten und alltägliche Lebensführung. In: Mitteilungen 5 des SFB 333, München, S. 123-132
- Kudera, W. (1993b): Eine Nation, zwei Gesellschaften? Eine Skizze von Arbeits- und Lebensbedingungen in der DDR. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 133-159
- Kudera, W. (1993c): Grenzen der Flexibilisierung. Zum Verhältnis von individueller und betrieblicher Zeitökonomie. In: Mitteilungen 7 des SFB 333, München, S. 67-87
- Kudera, W. (1994): Wie Geschichte in den Alltag eindringt. In: Berliner Journal für Soziologie, 1, S. 55-75
- Kudera, W. (1995a): Biographie, Lebenslauf und Lebensführung. In: Berger, P./Sopp, P. (Hg.): Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen, S. 85-105
- Kudera, W. (1995b): Lebensführung als individuelle Aufgabe. In: Gegenwartskunde 2, S. 155-166
- Kudera, W. (1995c): Stabilitätspotentiale und Risiken von Mustern alltäglicher Lebensführung. In: Sahnner, H./Schwendter, S. (Hg.): 27. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Abstract-Band
- Kudera, W. u.a. (1979a): Gesellschaftliches und politisches Bewusstsein von Arbeitern. Eine empirische Untersuchung. Frankfurt a.M.
- Kudera, W. u.a. (1979b): Betriebliche Rationalisierung und Angestellte. Eine Umfrage unter Betriebsräten der bayerischen Metallindustrie. Köln
- Kudera, W./Ruff, K./Schmidt, R. (1983): Blue collar – white collar: grey collar? Zum sozialen Habitus von Arbeitern und Angestellten in der Industrie. In: Soziale Welt, 2, S. 201-227
- Kudera, W./Voß, G. G. (1988): Veränderungen der Arbeitsteilung von Personen. Neue Muster der individuellen Verteilung von Arbeit auf verschiedene Lebensbereiche. Ein Forschungsprogramm. In: Schmiede, R. (Hg.): Arbeit und Subjektivität. Bonn, S. 176-196
- Kudera, W./Voß, G. G. (1990): Lebensführung zwischen Routinisierung und Aus handlung. Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck. In: Hoff, E. (Hg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. München, S. 155-176
- Küster, C. (1994): Leistungen von privaten Haushalten und ihre Erfassung in der Zeitbudgetforschung. Baltmannsweiler
- Langenbacher, W. R./Mahl, W. A. (1974): Unterhaltung als Beruf? Herkunft, Vorbildung, Berufsweg und Selbstverständnis einer Berufsgruppe. Berlin
- Lenz, I. (1993): Wie hängen Geschlecht und Ethnizität zusammen? In: Schäfers, B. (Hg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. Verhandlungen des 26. Deutschen Soziologentages in Düsseldorf 1992. Frankfurt a.M./New York, S. 337-345
- Loo, H. v./Reijen, W. v. (1992): Modernisierung. Projekt und Paradox. München
- Lüdtke, H. (1989): Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen
- Lüdtke, H. (1994): Strukturelle Lagerung und Identität. Zum Zusammenhang von Ressourcen, Verhalten und Selbstbildern in Lebensstilen. In: Dangschat, J. S./Blasius, J. (Hg.): Lebensstile in Städten. Konzepte und Methoden. Opladen, S. 313-332
- Luhmann, N. (1994): Copierte Existenz und Karriere. Zur Herstellung von Individualität. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg.): a.a.O., S. 191-200
- Lutz, B. (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York
- Lyotard, J.F. (1986): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Graz/Wien
- Matthes, J. (Hg.) (1983): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt a.M./New York
- Metz-Göckel, S./Müller, U. (1986): Der Mann. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Frauenbild 20-50jähriger Männer. Im Auftrag der Zeitschrift „Brigitte“. Weinheim/Basel
- Münich, E. K. (1994): Von der halben zur ganzen Wahrheit. Einführung in feministisches Denken. Frankfurt a.M.
- Moss, P. (1990): Kinderbetreuung in der Europäischen Gemeinschaft 1985-1990. Sonderheft von „Frauen Europas“. Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Brüssel
- Müller, H. P. (1989): Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung? KZfSS, 41 (1), S. 53-71
- Müller, H. P. (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Der neue theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt a.M.
- Müller, H. P./Schmid, M. (Hg.) (1995): Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze. Frankfurt a.M.
- Müller, H. P./Wehrich, M. (1990): Lebensweise – Lebensführung – Lebensstil (Forschungsberichte der Universität der Bundeswehr, Fakultät f. Pädagogik). Neuberg
- Müller, H.P./Wehrich, M. (1991): Lebensweise und Lebensstil. Zur Soziologie moderner Lebensführung. In: Vetter, H. R. (Hg.): Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. München, S. 89-129
- Müller-Wichmann, C. (1984): Zeitnot. Untersuchungen zum „Freizeitproblem“ und seiner pädagogischen Zugänglichkeit. Weinheim/Basel
- Nauck, B. (1991): Migration, ethnische Differenzierung und Modernisierung der Lebensführung. In: Zapf, W. (Hg.): a.a.O., S. 704-723
- Negr, O. (1986): Krise, Politik und Utopie. Jenseits der „Arbeitsgesellschaft“? In: Alheit, P./Lobodda, G./Wollenberg, J. (Hg.): Wie wir leben wollen. Krise der Arbeitsgesellschaft, Widerstand, Reform und Perspektiven. Hamburg, S. 10-20
- Neubauer, W./Scharmann, D. (1973): Die sozial- und betriebspsychologische Problematik der gleitenden Arbeitszeit. Eine empirische Untersuchung. Bern
- Neubauer, W./Scharmann, D. (1975): Die sozial- und betriebspsychologische Problematik der gleitenden Arbeitszeit. In: Betriebswirtschaftliche Mitteilungen, 64
- Nissen, U. (1992): Raum und Zeit in der Nachmittagsgestaltung von Kindern. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Was tun Kinder am Nachmittag? München
- Nissen, U. (1993): Verhäuslicht, verinselt und verplant? Ergebnisse eines Forschungsprojekts zum Alltag von Kindern. In: Jugend & Gesellschaft, 2, S. 1-6

Odierna, S. (unter Mitarbeit von Baumann, K.) (1993): Die Rückkehr der Dienstmädchen durch die Hintertür. Empirische Befunde und theoretische Vorarbeiten zur Analyse bezahlter Arbeit in Privathaushalten. Ein Arbeitspapier des Sonderforschungsbereiches 333 der Universität München. München

Offe, C. (1984): Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie? In: Ders. (Hg.): „Arbeitsgesellschaft“. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven. Frankfurt a.M., S. 13-43

Offe, C. (1986): Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als politische Gütekriterien. In: Berger, J. (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4, Göttingen, S. 97-118

Ostner, I. (1978): Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York

Ostner, I./Beck-Gernsheim, E. (1979): Mitmenschlichkeit als Beruf. Frankfurt a.M.

Ostner, I./Pieper, B. (Hg.) (1980): Arbeitsbereich Familie. Umriss einer Theorie der Privatheit. Frankfurt a.M./New York

Ostner, I./Pieper, B./Jurczyk, K. (1982): Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Leben aus der Sicht der Frau. SFB 101, München

Parsons, T. (1971): The System of Modern Societies. Englewood Cliffs

Pieper, B. (1988): Familie und Beruf – Zum Zusammenhang unterschiedlicher Arbeitsformen in unserer Gesellschaft. In: Bolte, K. M. (Hg.): Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Weinheim, S. 95-106

Rerrich, M. S. (1990): Balanceakt Familie. Zwischen neuen Leitbildern und alten Lebensformen. 2. überarb. Aufl. Freiburg

Rerrich, M. S. (1991): Seine Lebensführung + ihre Lebensführung = gemeinsame Lebensführung? Empirische Befunde und kategoriale Überlegungen. In: Voß, G. G. (Hg.): Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Sonderheft II der Mitteilungen des SFB 333. München, S. 49-67

Rerrich, M. S. (1993a): Gemeinsame Lebensführung: wie Berufstätige einen Alltag mit ihren Familien herstellen. In: Rerrich, M. S./Jurczyk, K. (Hg.): a.a.O., S. 310-333

Rerrich, M. S. (1993b): Auf dem Wege zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung der Frauen in Europa? Beharrungs- und Veränderungstendenzen in der Verteilung der Reproduktionsarbeit. In: Schäfers, B. (Hg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. Verhandlungen des 26. Deutschen Soziologentages in Düsseldorf 1992. Frankfurt a.M./New York, S. 93-102

Rerrich, M. S./Voß, G. G. (1992): Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse. In: Hardil, S. (Hg.): Zwischen Bewußtsein und Sein. Opladen, S. 251-266

Rerrich, M. S./Wex, T. (1993): Veränderungen der westdeutschen Gesellschaft seit Gründung der Bundesrepublik – eine zeitgeschichtliche Skizze. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 48-69

Rudolph, H. u.a. (1987): Ungeschützte Arbeitsverhältnisse. Frauen zwischen Risiko und neuer Lebensqualität. Hamburg

Rutenfranz, J./Knauth, P. (1987): Schichtarbeit und Nachtarbeit. Probleme – Formen – Empfehlungen. Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hg.). 2. erweit. Auflage. München

Schluchter, W. (1979): Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsanalyse. Tübingen

Schluchter, W. (1980): Die Paradoxie der Rationalisierung. Zum Verhältnis von „Ethik“ und „Welt“ bei Max Weber. In: Ders. (Hg.): Rationalisierung der Weltbeherrschung. Studien zu Max Weber. Frankfurt a.M., S. 9-40

Schluchter, W. (1988): Religion und Lebensführung (2 Bde.). Frankfurt a.M.

Schmidt, R./Wentzke, T. (1991): Bewußtsein und Sozialcharakter von Angestellten. Erlangen

Schulz, U./Amend, H. (1993): Gebremste Karriere. Die berufliche Situation von Berliner Journalistinnen. Berlin

Schweitzer, R. v. (1993): Haushaltswissenschaftliche Paradigmen zwischen Ökonomie und Soziologie. In: Gräbe, S. (Hg.): Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs. Frankfurt a.M./New York, S. 19-36

Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften (1983): Krise der Arbeitsgesellschaft – Welche Krise findet statt? Matthes, J. (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages im Bamberg 1982. Frankfurt a.M./New York, S. 641-662

Sichteremann, B. (1982): Vorsicht, Kind. Eine Arbeitsplatzbeschreibung für Mütter, Väter und andere. Berlin

Simmel, G. (1890): Über soziale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen. Leipzig

Simmel, G. (1989): Philosophie des Geldes. Frankfurt a.M. (zuerst Leipzig 1907)

Sommer, G. (1977): Kompetenzerwerb in der Schule als primäre Prävention. In: Sommer, G./Ernst, H. (Hg.): Gemeindepsychologie. Therapie und Prävention in der sozialen Umwelt. München/Wien/Baltimore, S. 70-98

Soziales Europa – Kommission der Europäischen Gemeinschaften (Hg.) (1990): Der Arbeitsmarkt für Datenverarbeitungsfachleute in Europa. Beiheft 1/1990. Luxemburg

Strauss, A. (1987): Qualitative Analysis for Social Scientists. Cambridge

Strauss, A. I./Corbin, J. (1990): Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques. London/Beverly Hills

Strümpel, B./Prenzel, W./Scholz, J./Hoff, A. (1988): Teilzeitarbeitende Männer und Hausmänner. Motive und Konsequenzen einer eingeschränkten Erwerbstätigkeit von Männern. Berlin

Tatschmurat, C. (1980): Arbeit und Identität. Zum Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen und weiblicher Identitätsfindung. Frankfurt a.M.

Tatschmurat, C. (Hg.) (1987): Geldwelt. Bd. 2. Zur Gegenwart der Bankangestellten. München

Thiele-Wittig, M. (1987): ... der Haushalt ist fast immer betroffen – „Neue Hausarbeit“ als Folge des Wandels von Lebensbedingungen. In: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 3, S. 119-127

Thiele-Wittig, M. (1989): Zunehmende Freizeit – Faktum oder Illusion? In: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 5, S. 203-211

Thompson, E.P. (1971). Die „moralische Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert. In: Thompson, E.P. (Hg.). Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Frankfurt, S. 67 – 130

Treutner, E./Voß, G. G. (1982): Zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und der Verteilung von Arbeiten auf Ebene der Subjekte. SFB 101. München

Türk, K. (1976): Grundlagen einer Pathologie der Organisation. Stuttgart

- Twiehaus, H. J./Dostal, W. (1985): Computerberufe. Berufe und Bildung in der Datenverarbeitung. München
- Veblen, Th. (1899): The Theory of Leisure Class. New York
- Vetter, H. R. (Hg.) (1991): Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. München
- Voß, G. G. (1984): Bewußtsein ohne Subjekt? Eine Kritik des industriesoziologischen Arbeitsbegriffs. München
- Voß, G. G. (1991a): Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart
- Voß, G. G. (1991b): Lebensführung: Ein integratives Konzept zur Analyse alltäglicher Lebensführung. In Voß, G. G. (Hg.): Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Sonderheft II der Mitteilungen des SFB 333. München, S. 69-88
- Voß, G. G. (1992): Alltägliche Lebensführung im Umbruch – Eine Herausforderung für die betriebliche Personalführung. In: Katzenbach, E./Molitor, B./Mayer, O. G. (Hg.): Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik (Bd. 37). Tübingen, S. 73-94
- Voß, G. G. (1993a): Zur sozialen Differenzierung von „Arbeit und Leben“. Überlegungen aus der Perspektive des Konzepts Alltägliche Lebensführung. In: Mitteilungen 5 des SFB 333. München, S. 105-122
- Voß, G. G. (1993b): Der Strukturwandel der Arbeitswelt und die alltägliche Lebensführung. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.). a.a.O., S. 70-111
- Voß, G. G. (1994): Das Ende der Teilung von „Arbeit und Leben“? An der Schwelle zu einem neuen gesellschaftlichen Verhältnis von Betriebs- und Lebensführung. In: Beckenbach, N./van Treeck, W. (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Soziale Welt, Sonderband 9, Göttingen. S. 269-294
- Wald, R. (1985): Verkaufen – eine Dienstleistung im Strukturwandel. Frankfurt a.M./New York
- Weber, M. (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie (5. rev. Auflage). Tübingen
- Weber, M. (1986): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen
- Wehler, H.-U. (1975): Modernisierungstheorie und Geschichte. Göttingen
- Wehrich, M. (1993a): Lebensführung im Wartestand. Veränderungen und Stabilität im ostdeutschen Alltag. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 210-234
- Wehrich, M. (1993b): Lebensführung von Industriearbeitern im ostdeutschen Transformationsprozeß. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 2, S. 224-238
- Welsch, W. (1988): Unsere postmoderne Moderne (2. Auflage). Weinheim
- Welter, R. (1986): Der Begriff der Lebenswelt. Theorien vorwissenschaftlicher Erfahrung. München
- Wohlrab-Sabr, M. (1992): Über den Umgang mit biographischer Unsicherheit – Implikationen der „Modernisierung der Moderne“. In: Soziale Welt, 2, S. 217-236
- Wysocki, G. v. (1980): Die Fröste der Freiheit. Aufbruchphantasien. Frankfurt a.M.
- Zapf, W. (1971): Einleitung. In: W. Zapf (Hg.): Theorien des sozialen Wandels. Köln, Berlin, S. 11-31
- Zapf, W. (1975): Die soziologische Theorie der Modernisierung. Soziale Welt, 2 (1987), S. 212-226.
- Zapf, W. (Hg.) (1991): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a.M. 1990. Frankfurt a.M./New York
- Zapf, W. (1991): Modernisierung und Modernisierungstheorien. In: Ders. (Hg.): a.a.O., S. 23-39
- Zapf, W./Breuer, S./Hampel, J./Krause, P./Mohr, H.W./Wiegeand, E. (1987): Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München
- Zeher, H. (1983): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: Preuß-Lausitz, U. u.a.: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, S. 176-195
- Zeher, H. (1993): Über das Herstellen von Kinderalltag. In: Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hg.): a.a.O., S. 334-345
- Zeher, H. J./Zeher, H. (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim/München
- Zettel, O. (Hg.) (1983): Gesundheitsberufe. Studien zu ihrer Entstehung und Veränderung. Frankfurt a.M.

## Ausführliches Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung: <i>Werner Kudera</i>	7
<b>I. Vorgeschichte und Konzept</b>		
2.	Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer „subjektorientierten“ Forschungsperspektive <i>Karl Martin Bolte</i>	15
2.1	Der forschungshistorische Hintergrund	15
2.2	Die Forschungsperspektive „subjektorientierte“ Soziologie	16
2.3	Die Entstehung der Fragestellung des Projekts A 1 des SFB 333	20
2.4	Eine Schlußanmerkung	21
3.	Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts <i>G. Günter Voß</i>	23
3.1	Das Thema „Arbeit und Leben“ als Ausgangspunkt	23
3.2	Von der „Arbeitsteilung der Person“ zur „Alltäglichen Lebensführung“	26
3.3	„Alltägliche Lebensführung“ – ein Theoriekonzept	29
3.3.1	Eckpunkte einer Definition von alltäglicher Lebensführung	30
3.3.1.1	Lebensführung als alltäglicher Tätigkeitszusammenhang	30
3.3.1.2	Lebensführung als Zusammenhang und Form der Alltagstätigkeiten	32
3.3.1.3	Lebensführung als Handlungssystem der Person	32
3.3.1.4	Alltägliche Lebensführung als aktive Konstruktion und Leistung der Person	34
3.3.1.5	Die Eigenlogik des Systems Lebensführung	35
3.3.1.6	Die nicht-deterministische Vergesellschaftung von Lebensführung	37
3.3.2	Alltägliche Lebensführung als System „sui generis“ und seine Funktionen für Individuum und Gesellschaft	39
4.	Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung <i>Werner Kudera</i>	45
4.1	Das Ausgangsinteresse	45
4.2	Die historischen Annahmen	45
4.3	Das theoretische Desiderat	47
4.4	Die Forschungsperspektive	49
4.5	Die methodische Absicht	49

4.6	Das forschungspraktische Vorgehen	51	6.2	Verankerung in ländlichen Traditionen und traditionalem Milieu	125
4.6.1	Das begriffliche Instrumentarium: empirisches Forschungskonzept, kategoriale Bestimmungen und Untersuchungsdimensionen von alltäglicher Lebensführung	51	6.3	Biographie und Lebensverlauf	128
4.6.2	Die Entwicklung des Erhebungsinstruments	55	6.3.1	Berufsbiographie	128
4.6.3	Die Durchführung der Interviews	60	6.3.2	Ein ländlicher Lebenslauf, typisch ländliche Biographien	130
4.6.4	Die Auswahl der Befragten	61	6.3.3	Traditionale Biographiekonstruktion und konventionelle Lebensziele	132
4.7	Die Aufbereitung und Auswertung des empirischen Materials	64	6.3.4	Alter als differenzierendes Kriterium	133
			6.4	Traditionale Familienkonstellation	134
			6.4.1	Die Ehefrauen	134
			6.4.2	Die Kinder	135
			6.4.3	Lebenshaltung	136
			6.4.4	Arbeit als Lebensinhalt und familialer Kitt	138
			6.5	Sachliche und zeitliche Bedingungen der Erwerbsarbeit	139
			6.5.1	Der Betrieb	139
			6.5.2	Wegstrecken	139
			6.5.3	Das Schichtsystem und seine Folgen	140
			6.6	Lebensführung auf dem Lande: ein stabiles und in sich geschlossenes Arrangement mit Elastizitätspotentialen	142
			6.6.1	Lebensführung als gemeinsames Arrangement	143
			6.6.2	Basisconsensus, Moralökonomie und Reziprozität von Verpflichtungen als gemeinsame normative Grundlage	144
			6.6.3	Schichtplan, consensuelles Relevanzsystem und traditionale familiäre Arbeitsteilung als gemeinsame Organisationsgrundlage	147
			6.6.4	Gestalt und Umfang des Arrangements gemeinsamer Lebensführung: Begrenzung und Segmentierung als Reduktion von Komplexität	149
			6.6.5	Die Regulierung des Alltagshandelns	152
			6.6.5.1	Strategisches und situatives Handeln als dominante Handlungstypen	153
			6.6.5.2	Die persönlichen Beziehungen und ihre Regulierung: Gewohnheiten und Rituale	154
			6.6.5.3	Konflikte und ihre Regulierung: „Sturstellen“ und „Ausschmatzen“	156
			6.6.5.4	Arbeit und Zeit und ihre Regulierung: Routinen und Gelegenheiten	160
			6.6.5.5	Geld und seine Regulierung: Sparsamkeit und Vertrauen	163
			6.7	Geschlossenheit und Traditionalität als Grundlagen von Lebensführung	165
			6.7.1	Geschlossenheit als generatives Prinzip	165
			6.7.2	Traditionale Grundlagen und Modernisierung	166
			Anhang:	Überblick über die Befragten	169
II.	<b>Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung und ihre Grundlagen</b>				
5.	<b>Umgang mit Offenheit: Methoden und Orientierungen in der Lebensführung von JournalistInnen</b> <i>Luise Behringer, Karin Jurczyk</i>	71			
5.1	Die Untersuchungsgruppe	71			
5.2	Rahmenbedingungen alltäglicher Lebensführung	76			
5.2.1	Allgemeine Lebenssituation	76			
5.2.2	Berufliche Situation	78			
5.2.3	Familiale Situation	81			
5.2.4	Biographischer Hintergrund	83			
5.3	Zum Umgang mit offenen Arbeits- und Lebensbedingungen	85			
5.4	Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung von JournalistInnen: Umgangsformen mit Offenheit	88			
5.4.1	Typus <i>Kontrolle</i> : „Regeln, Rituale und Reviere...“	89			
5.4.2	Typus <i>Disziplin</i> : „Planen, was zu planen ist, um möglichst viel Freiraum auch zu haben.“	94			
5.4.3	Typus <i>Akrobatik</i> : „Dieses so unentschieden zwischen zwei Welten rumzuhüpfen.“	99			
5.4.4	Typus <i>Vertrauen</i> : „Es wird überhaupt einfach irgendwie gemacht.“	105			
5.5	Ausblick: Die JournalistInnen - Lebensführungsszenarien der Zukunft?	111			
	Anhang: Überblick über die Befragten	117			
6.	<b>Lebenskunst auf niederbayerisch: Schichtarbeiter in einem ländlichen Industriebetrieb</b> <i>Werner Kudera</i>	121			
6.1	Die Untersuchungsgruppe	121			
6.1.1	Schichtarbeiter in einem Produktionsbetrieb auf dem Land	122			
6.1.2	Soziale Herkunft	124			

7.	<b>Die Alltagsaufgabe der Sorge für andere: zur Lebensführung von Verkäuferinnen</b> <i>Maria S. Rerrich</i>	171	8.3.1	Typus <i>Ordensschwester</i> : Lebensführung als ideologische und praktische Einheit	229
7.1	Die Untersuchungsgruppe	171	8.3.2	Typus <i>berufszentrierte Routinisierung</i> : Das Leben dem Beruf unterordnen	233
7.2	Rahmenbedingungen alltäglicher Lebensführung	173	8.3.3	Typus <i>familienzentrierte Routinisierung</i> : Generalisierung von Arbeit und Pflicht	236
7.2.1	Allgemeine Lebenssituation	173	8.3.4	Typus <i>erlebnisorientierte Situativität</i> : Ausgleich von Pflicht und Neigung	240
7.2.2	Berufliche Bedingungen	176	8.3.5	Typus <i>wertorientierte Planung</i> : Selbstverwirklichung als Richtschnur der Lebensführung	243
7.2.3	Familiale Situation	179	8.4	Die generationspezifische Prägung der alltäglichen Lebensführung von Altenpflegekräften	246
7.2.4	Biographische und persönliche Voraussetzungen	181	Anhang: Überblick über die Befragten		250
7.3	Zum Umgang mit der Aufgabe, für andere zu sorgen	183	9.	<b>Große Sicherheiten, kleine Karrieren: zur alltäglichen Lebensführung von FacharbeiterInnen und Angestellten eines Großkonzerns</b> <i>G. Günter Voss</i>	253
7.3.1	Der Zusammenhang von Sorge und Handlungsautonomie	184	9.1	Die befragten Beschäftigten mit Gleitzeitarbeit im Konzern „G“ und ihre Lebensführung	253
7.3.2	Der Zusammenhang von Sorge und Raumnutzung	186	9.1.1	Die Untersuchungsgruppe	253
7.3.3	Der Zusammenhang von Sorge und Zeitdisposition	188	9.1.2	Rahmenbedingungen der Lebensführung	254
7.3.4	Sorge für andere als Regelwerk: die Kooperation zwischen verschiedenen Gruppen und Generationen von Frauen	190	9.1.3	Sicherheit und Karriere – das Leitmotiv	260
7.4	Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung bei Verkäuferinnen	192	9.2	Typen alltäglicher Lebensführung bei qualifizierten Facharbeitern und mittleren technischen Angestellten	261
7.4.1	Typus <i>geschicktes Ausgleichen</i> : „Frei ist mehr, wenn ich in der Arbeit bin.“	194	9.2.1	Typus <i>Traditionalismus und Familienzentrierung</i> : die gewohnheitsorientierte und familienbezogene ländliche Lebensführung der Facharbeiter	262
7.4.1.1	Das Beispiel Hildegard Kauffering	196	9.2.2	Typus <i>Alltagsorganisation und Karriereorientierung</i> : die methodisch gestützte und vorwiegend berufsbezogene städtische Lebensführung der Angestellten	269
7.4.2	Typus <i>resignatives Ausbarren</i> : „Irgendwann hab' ich mich abgefunden damit.“	198	9.2.2.1	Untertypus <i>begrenzte Alltagsorganisation und gebremste Karriere</i>	270
7.4.2.1	Das Beispiel Paula Borowsky	199	9.2.2.2	Untertypus <i>systematische Alltagskontrolle und offensiver Karrierismus</i>	274
7.4.3	Typus <i>reflexives Neuarrangieren</i> : „Hab' jetzt eigentlich alles geändert. Was zum ändern war.“	201	9.2.3	Sicherheit und Karriere, Kontrolle und Gewohnheiten, Arbeit und Leben – ein Resümee	281
7.4.3.1	Das Beispiel Renate Schwendter	203	9.3	Kontraste – Aspekte der Lebensführung von Frauen mit mittlerer oder niedriger beruflicher Qualifikation	283
7.5	Für andere sorgen in einer sich modernisierenden Lebenswelt: zunehmend komplizierte Balancen der Lebensführung	205	9.3.1	Arbeit und Leben: weiblich	284
Anhang: Überblick über die Befragten		209	9.3.2	Sicherheit und Karriere: weiblich	287
8.	<b>Zur Integration des Berufs in das Alltagsleben: das Beispiel der Altenpflegekräfte</b> <i>Wolfgang Dunkel</i>	213	9.4	Kleine aber feine Freiheiten – ein Exkurs zur Gleitzeit als Strukturvorgabe für die alltägliche Lebensführung	289
8.1	Die Untersuchungsgruppe	213	9.5	Sicherheit und Karriere – weiterführende Überlegungen	294
8.2	Arbeits- und Lebensbedingungen	215			
8.2.1	Berufliche Rahmenbedingungen	215			
8.2.2	Familiale Rahmenbedingungen	222			
8.2.3	Biographische Voraussetzungen	225			
8.3	Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung von Altenpflegekräften	228			

9.5.1	Zum Zusammenhang von Sicherheitsorientierung und Lebens- oder Betriebsführung	294	11.4.2	Individualisierung als Lebensprogramm: Selbstvertrauen und Selbstdisziplin als Basis für Offenheit	350
9.5.2	Zum Zusammenhang von Karriere und Lebensführung Anhang: Überblick über die Befragten	297 300	11.4.3	Traditionelle Rollen von Mann und Frau: Arbeit und Pflichterfüllung als Pole von Geschlossenheit	354
10.	<b>Ein Arrangement auf Zeit: die Lebensführung von EDV-OperatorInnen</b> <i>Sylvia Dietmaier</i>	303	11.4.4	Erlebnisorientierung und Wertorientierung als Elemente von Selbstverwirklichung	359
10.1	Die Untersuchungsgruppe	303	11.4.5	Der „traditionelle“ Angestellte: sozialer Status zwischen Karriere und Absicherung	361
10.2	Rahmenbedingungen der Lebensführung	308	11.4.6	Der „moderne“ Angestellte: Selbstsein zwischen Karriere und Hedonismus	364
10.2.1	Allgemeine Lebenssituation	308	11.5	Lebenskonzepte als Grundlage von Biographie und Lebensführung	365
10.2.2	Berufliche Bedingungen	308	11.6	Fazit	369
10.2.3	Berufsbiographischer Hintergrund	310	12.	<b>Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung</b> <i>Karin Jurczyk, G. Günter Voß</i>	371
10.2.4	Familiale Situation	312	12.1	Vorbemerkung	371
10.3	Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung von OperatorInnen	313	12.2	Modernisierungstheoretische Annahmen	372
10.3.1	Typus <i>Aufstieg nach Plan</i>	314	12.3	Tendenzen der Modernisierung moderner Lebensführung	376
10.3.2	Typus <i>Drauflosleben und Spaß haben</i>	316	12.3.1	Eine zunehmende Rationalisierung der Lebensführung? Alte und neue Formen der Beherrschung des Alltags	377
10.3.3	Typus <i>job and life enrichment</i>	320	12.3.2	Individualisierung des Alltags? Die aktive Gestaltung der Lebensführung als neue Anforderung	384
10.4	Schlußbetrachtung Anhang: Überblick über die Befragten	325 327	12.3.3	Alte Ungleichheiten im neuen Gewand? Die Modernisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse	389
III.	<b>Zusammenfassung und Diskussion</b>		12.3.4	Am Ende der Arbeitsgesellschaft? Die zunehmende „Verarbeitlichung“ auch des Alltags	398
11.	<b>Zusammenfassung der Ergebnisse</b> <i>Werner Kudera</i>	331	Literatur		409
11.1	Zur Methodik und Systematik der Darstellung der Befunde	331			
11.1.1	Systematische Beschreibung von Arrangements alltäglicher Lebensführung	332			
11.1.2	Methodologische Anmerkungen zur Typenbildung	333			
11.2	Ein kategorialer Rahmen	335			
11.3	Ausgangsvermutungen und empirische Befunde zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Modernisierung und Modernisierung alltäglicher Lebensführung	336			
11.4	Empirisch rekonstruierte Typen von Arrangements alltäglicher Lebensführung: Balance als Logik und Dynamik	343			
11.4.1	Typische Arrangements alltäglicher Lebensführung als Balance von Lebenskonzepten, Lebensbereichen, Optionen, Ressourcen und Risiken	346			

Strukturelle Veränderungen im System der Erwerbsarbeit wie die Flexibilisierung von Arbeitszeiten und der Rückgang von kontinuierlichen Beschäftigungsverhältnissen sowie veränderte Lebenspläne und Ansprüche an Beruf und Privatleben unterhöhlen bisher selbstverständlich erscheinende Grundlagen des Alltagslebens. So werden Stabilität und Kontinuität alltäglicher Lebensführung zum individuellen Problem. Die vorliegende empirische Untersuchung beschreibt Arrangements alltäglicher Lebensführung von ausgewählten Berufsgruppen, die sowohl traditionelle als auch moderne Lebensprogramme und Lebenskontexte repräsentieren, und analysiert deren Grundlagen und Funktionsbedingungen. Dabei zeigt sich insgesamt eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die Zweifel am linearen Modernisierungsprozeß auf der Ebene des Alltagslebens begründen.